



*Leoganger Steinberge:
In der Birnhorn-Südwand
Foto: Willi End*

Berg '86

Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift“ Band 110)

Redaktionsbeirat:

Dr. Gert Mayer AVS

Dr. Fritz März DAV

Louis Oberwalder ÖAV

Elmar Landes

Redaktion:

Peter und Harry Baumgartner

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen

Schutzumschlag: Shivling (6543 m)
in der Gangotri-Gruppe
Foto: Jürgen Winkler

Vorsatz: Ein Stück Extrafreiheit
(zum Beitrag von Seite 181)
Zeichnung: Gerald A. Mayerhofer
Nachsatz: Der „Loferer Steinberg“
in der „Karte von Tirol“ des
Warmund Igl aus dem Jahre 1605
(zum Beitrag von Seite 31)

(10.901/110, 2. Exp.)



27. Nov 1989

ISBN 3-7633-8045-0
Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die
Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Drucktechnische Gesamtausführung: Carl Ueberreuter Gesellschaft m. b. H.,
A-2100 Korneuburg, Industriestraße 1

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer: Bergverlag Rudolf Rother GmbH,
Postfach 67, D-8000 München 19.

Inhalt

<i>Kartengebiet Loferer und Leoganger Steinberge</i>	<i>Ludwig Rieger/ Josef Zillner:</i>	Loferer und Leoganger Steinberge Paradies für hochalpine Landstreicher	5
	<i>Edith Bednarik:</i>	Abenteuer Lamprechtsöfen Forschungsfahrten in der „höchsten Höhle der Welt“	23
	<i>Rüdiger Finsterwalder:</i>	Die Loferer Steinberge im Kartenbild	31
<i>Bergsteigen allgemein</i>	<i>Elmar Landes:</i>	Brixener Perspektiven Nachbetrachtungen zum Alpenvereins-Symposion 1984	41
	<i>Walter Siebert:</i>	Das alles und noch viel mehr ist Bergsteigen Spielformen des Bergsports in erlebten Gegensätzen	59
	<i>Wolfgang Müller:</i>	Am Ende des Regenbogens „Odyssee“ – der IX. Grad in der Fleischbank-Ost	71
	<i>Gerhard Pils:</i>	Von Luchon nach Posets Mit Skiern über die Zentralpyrenäen	75
	<i>Karl Lukan:</i>	„Alpenspaziergang“ von Wien bis nach Nizza	83
	<i>János Dezsényi/ Ákos Neidenbach:</i>	Der ungarische Alpinismus Organisation, Entwicklung, Leistungen Ins Deutsche übertragen von Ágota Pogácsásné-Dezsényi	93
	<i>Joëlle Kirch:</i>	Emanzipation alpin	99
	<i>Expeditionen</i>	<i>Herbert Tichy:</i>	Beruf: Abenteurer
<i>Dietmar Wiechenthaler und Mitarbeiter:</i>		Gelebte Träume Fahrtenziele der Jungen	119
<i>Karl Mahrer:</i>		Abenteuer Kanada 750 Kilometer zu Fuß und mit dem Floß durch die Northwest-Territories	133
<i>Marcus Schmuck:</i>		Chinas Westen Zwei Bergfahrten in der Provinz Sinkiang	143
<i>Kurt Diemberger:</i>		Handstreich am Broad Peak – 8047 m	149
<i>Edi Koblmüller:</i>		Kilimandscharo – ein bißchen anders	159
<i>Dieter Elsner/ Klaus Oberhuber:</i>		Alpinismus international Bedeutende Unternehmungen 1984	165
<i>Kunst/Kultur</i>		<i>Dieter Lenhardt:</i>	Das alpine Feuilleton
	<i>Hans Fuchs:</i>	Die Geschichte der Menschheit ist zugleich die Geschichte des Sports Zum Tod von Erwin Mehl	189
	<i>Herbert Guggenbichler:</i>	Als das Bergsteigen noch jung war Die Gründerzeit des Alpinismus am Beispiel des Berg- und Landschaftsmalers Florian Blaas	199
<i>Heimat/Naturschutz</i>	<i>Kurt Steyrer:</i>	Utopie eines Umweltministers Der Nationalpark Hohe Tauern als Kontrapunkt zur Massengesellschaft	207
	<i>Louis Oberwalder:</i>	Daheim in den Tauern Was von der Legende einer gemeinsamen Heimat der Bergbewohner und der Bergsteiger geblieben ist	215
<i>Anhang</i>	<i>Pit Schubert:</i>	Bohrhaken im Widerstreit der Meinungen	229
	<i>Friedrich Fetz/ Werner Nachbauer/ Martin Butscher:</i>	Zum speziellen sportmotorischen Eigenschaftsprofil von Sportkletterern Ein Forschungsprogramm des Österreichischen Alpenvereins, Gesundheitsreferat, und des Instituts für Sportwissenschaften der Universität Innsbruck	245



Großes Ochsenhorn
Einstieg zum Nordpfeiler
Foto: Willi End

Loferer und Leoganger Steinberge

Paradies für hochalpine Landstreicher

Von Ludwig Rieger und Josef Zillner

„Paradiesböden für hochalpine Landstreicher“ hat Walter Pause die Loferer genannt, und „Pinzgauer Dolomiten“ heißen die Leoganger bei ihren Liebhabern. Doch es hat das alles nichts genützt. Modeberge sind sie nicht. Klingende Namen tragen ihre Gipfel nicht. Große Routen, die Alpingeschichte gemacht hätten, findet man in ihren Wänden nicht. Ein Traumland für Kenner und Genießer sind diese Berge im Schatten der „kaiserlichen“ Rummelplätze geblieben, ein Gebirge für alle jene, die hier zu Hause sind, auch wenn sie von weither kommen, aus dem fernen Passau beispielsweise, dessen DAV-Sektion so gut wie ausschließlich für die „alpine Infrastruktur“ dieser doch so ganz und gar österreichischen Berge sorgt. Ludwig Rieger und Josef Zillner aus Passau sind es denn auch, die den Beitrag zum diesjährigen Kartengebiet verfaßt haben, mit viel Sorgfalt und Liebe, wie es von denen zu erwarten ist, die hier ihre Bergheimat gefunden haben. Rüdiger Finsterwalder, Münchner auch er, hat dazu einen kenntnisreichen Beitrag über die Loferer im Kartenbild verfaßt; und Edith Bednarik – sie ist allerdings aus Österreich – erzählt vom Lamprechtsofen und von ihren Erlebnissen in dieser „höchsten Höhle der Welt.“ Denn bei genauem Hinschauen haben diese Berge rund um Lofer doch so manches an sich, was einer Erörterung ganz ohne Zweifel wert ist und zu eigenem Erleben herausfordert. Modeberge, vielbeschrieben, vielerlebt und überlaufen, Modeberge also werden die Loferer und Leoganger deswegen ja doch nicht. Sie bleiben dem „hochalpinen Landstreicher“ ein Paradies und sicher kein bald verlorenes. Der Kaiser nebenan wird auch weiter dafür sorgen. Dank sei ihm, und die Menge werde ihm leicht. (d. Red.)

Die Loferer Steinberge

Wer von Bad Reichenhall oder von Traunstein, vorbei an dem sich an die Hänge des Ristfeuchthorns anschmiegenden Kirchlein von Schneizlreuth, auf den Steinpaß zufährt, wird schon in Melleck, kurz vor dem deutsch-österreichischen Grenzübergang, von einem geschlossenen, charakteristischen Bergmassiv begrüßt, das aus stolzen Gipfeln und Spitzen besteht: von den Bergen, die nach ihrem bekanntesten Talort – Lofer – benannt sind.

Kommt man aber von der Westseite, also von Kufstein, her, so erkennt man diese zerklüftete Berggruppe nicht wieder: Eine

Vielzahl von Spitzen und Hörnern ragt in den Himmel, und es fehlt das einprägsame Bild der harmonischen Dreiheit von Ochsen-, Reif- und Breithornkamm.

Auch vom Süden, von Zell am See her, kann man sich dieser Berggruppe nähern, doch hier bemerkt man diesen Stock erst, wenn man kurz davor steht: sein Zwillingbruder, der Leoganger Steinberg, versperrt die Sicht auf ihn.

In den Tälern, die dieses Bergmassiv begrenzen, haben sich idyllische Dörfer, verstreut liegende menschliche Behausungen und auch ein eng-gemütlicher Marktflecken eingefügt, die diesem Teil der Ostalpen ein abwechslungsreiches und doch charakteristisches Gepräge geben und mit dem Namen Pinzgau zusammengefaßt werden. Das Salzburger Land und Tirol grenzen hier aneinander, doch wenn ein Bewohner Lofers an der Landesregierung in der Mozartstadt etwas zu erledigen hat und den kürzesten Weg dorthin wählt, muß er zweimal die deutsch-österreichische Grenze passieren. Die Ecke des Berchtesgadener Landes schiebt sich wie eine Barriere dazwischen, die man allerdings auch umfahren kann.

Darf ich Sie, lieber Leser, einladen, mit mir das Gebiet zu umwandern, das den Namen „Loferer Steinberge“ trägt. Auf diese Weise erhält man nicht nur einen Überblick über die Abgrenzung des zu behandelnden Bergmassivs, sondern zugleich auch einen Eindruck von der Schönheit dieser Landschaft und lernt so nebenbei auch noch die schmucken Talorte kennen. Allzuoft rennen Bergsteiger jeder Interessensrichtung auf die Höhen, ohne die anheimelnde Schönheit der Orte im Tal zu genießen und die Gastlichkeit der Bevölkerung kennenzulernen. Eine ausgedehnte Tageswanderung „rund um die Loferer Steinberge“ oder „um den Steinberg“, wie der Einheimische zu sagen pflegt, ist für einen guten Geher nicht zu viel.

Beginnen wir also in dem von gesundem Bürgersinn geprägten Markt, der seinen Namen dem ganzen Bergmassiv gegeben hat: **Lofer**. Namensforscher haben herausgefunden, daß dieses Wort von dem keltischen Wort „louer“ kommt, das soviel wie „Flußrinne“ bedeutet. Und in der Tat, die Saalach, von Saalfelden her kommend, bildet hier eine solche Flußrinne. Seit 1473 ist der Markt Lofer nachweisbar, doch geht seine Geschichte gewiß weiter zurück. Mit seiner bevorzugten Lage zieht er schon seit über hundert Jahren erholungssuchende Fremde an, die sich im Sommer, und in unserer Zeit auch im Winter, von den Strapazen des Stadtlebens erholen wollen.

„... verlaß dich nicht auf alte Karten.“
Auch im Jahre 1926 (unser Bild, Seite 7 oben) stand die
v.-Schmidt-Zabierow-Hütte nicht mehr auf 1285 m Seehöhe.
Seite 7 unten: Die neue Hütte nach dem Umbau 1985

Foto und Planskizze: Archiv DAV-Sektion Passau

Nachdem in unserer so mobilen, aber doch bewegungsarmen Zeit der erholungssuchende Mensch die körperliche Betätigung braucht, um sich gesund zu erhalten oder sein krankmachendes Übergewicht zu verringern, bietet Lofer – wie all die anderen Talorte des Loferer Steinbergs – ein vielseitiges Angebot für den Aktivurlaub.

Wandern wir also auf dem Augustenweg den Loferbach aufwärts, so sind wir in zwei Stunden in „Waidring“, dem Tiroler Dorf **Waidring** also. Doch sollten wir nicht versäumen, unterwegs, eine halbe Gehstunde von Lofer, unterhalb der Salzburger-Tiroler Grenze, die renovierte Befestigungsanlage anzuschauen, die direkt an der Bundesstraße liegt. Seit dem Mittelalter stand hier, an der Grenze zwischen dem Fürstentum Salzburg und Tirol eine Wehranlage, die 1621 Erzbischof Paris Lodron von Salzburg ausbauen ließ, um die im 30jährigen Krieg quer durch Deutschland ziehenden Schweden aufzuhalten. Hier war es auch, wo im November 1805 schwere Kämpfe tobten, zwischen den mit Napoleon verbündeten Bayern und den ihre Heimat verteidigenden Tiroler und Salzburger Schützen. Es war im Jahre 1809, als die Bayern unter ihrem Feldmarschall Wrede, dessen Denkmal noch heute vor der Münchner Feldherrnhalle steht, die Befestigungsanlagen erstürmten und in die Luft sprengten. Die Ruinenreste wurden 1984 zum 175. Jahrestag des Verteidigungskampfes, der festlich und feierlich, wenn auch bei strömendem Regen, begangen wurde, restauriert. Auch auf der Tiroler Seite steht ein altes Denkmal, das sowohl die Namen der Landesverteidiger als auch die der Orte des verbissenen Kampfes vor der Vergessenheit bewahrt. Im schon erwähnten Waidring, dem Tiroler Dorf mit 1200 Einwohnern, wollen wir es nicht versäumen, der Rokokokirche, die nicht nur dem hl. Vitus, sondern auch dem hl. Nikolaus geweiht ist, einen Besuch abzustatten.

Die zerklüfteten Berge, in einer alten Loferer Chronik auch die Waidringer Steinberge genannt, stehen majestätisch über dem Tal des Haselbaches. Es ist etwas Seltsames um die Benennung dieses Baches, dem wir nun in südlicher Richtung folgen. Den fischreichen Pillersee verläßt er als Pillerseeache, nimmt dann den Namen Griebbach an, wird schließlich zur Haselache und letzten Endes zur Strubache, die aber auch Loferbach genannt wird.

Es bedarf einer 1½stündigen Wanderung, um vom 781 m hoch gelegenen Waidring, vorbei an den Waidringer Öfen und dem versteckten St.-Adolari-Kirchlein nach **St. Ulrich**, dem früheren (und auch jetzt oft noch so benannten) Nuarach zu kommen. An der Adolari-Kapelle können wir nicht vorbeigehen; wir müssen wenigstens einen Blick hineinwerfen. Der heutige Bau stammt aus dem beginnenden 15. Jahrhundert, wenn auch Anfang des 17. Jahrhunderts Veränderungen vorgenommen wurden. In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts wurden im Gewölbe Malereien freigelegt, die in 34 Bildern Szenen aus dem Leben Mariens darstellen.

Weiterwandernd kommen wir an den glasklaren Pillersee und betrachten die Loferer Steinberge von ihrer Westseite her. Das Dorf St. Ulrich, das seinen Namen nach dem Patron der Kirche, dem Bischof von Augsburg, erhalten hat, kann auf eine lange,

stille Geschichte zurückblicken. In einer Stiftungsurkunde des Klosters Rott am Inn ist es bereits im Jahre 1151 genannt, so daß man annehmen kann, daß bereits vor der Jahrtausendwende hier gesiedelt wurde.

Wir verlassen St. Ulrich in südöstlicher Richtung und wandern durch das Wiesenseetal über Schwendt zum sieben Kilometer entfernten und fast tausend Meter hoch gelegenen **Hochfilzen**. Wenn auch das Magnesitwerk des Ortes für uns keine Anziehungskraft besitzt, so erreichen wir doch von hier aus den westlichen Schüttachgraben, der uns hinaufführt zu dem Sattel, dessen Name in den Karten so unterschiedlich angegeben wird: Römer-, Romern- und auch Rammernsattel. Gewiß wird man den fundierten Ausführungen von H. Cranz im AV-Jahrbuch des Jahres 1900 recht geben müssen, der diese Bezeichnung vom keltischen Wort „rammern“ = Geröll ableitet. Mit den alten Römern hat dieser unbedeutende Übergang sicher nichts zu tun.

Tatsache ist jedoch, daß dieser Sattel die Loferer von den Leoganger Steinbergen trennt, oder, je nach Betrachtungsweise, sie verbindet. Unser Weg um den Loferer Steinberg führt uns ostwärts und an der 916 m hoch gelegenen Dahlsen-Alm vorbei. So erreichen wir schließlich die sehr sehenswerte Vorderkaserklamm, die wir noch besuchen sollten, auch wenn der Wandertag bereits lang und ermüdend war. Auf schmalen Stegen und steilen Stiegen wandern wir zwischen senkrecht abfallenden Felsstürzen durch die enge Klamm. Doch schließlich erreichen wir, talauswärts schlendernd, eine halbe Stunde später die Bundesstraße, die Lofer mit Saalfelden verbindet. Nun geht es rasch, durch den Strowollner Park, **St. Martin** zu. Der spitze Kirchturm grüßt herüber und lädt zum Besuch des abseits der Bundesstraße gelegenen Dorfes ein.

Um den Kreis der Umwanderung zu schließen, gibt es mehrere Möglichkeiten, von St. Martin aus den Nachbarort Lofer zu erreichen. Ein oft benutzter, sehr beliebter und landschaftlich recht reizvoller Weg ist der sogenannte Tiroler Steig, der sich an den Osthängen des Rauchenbergs über Bad Hochmoos und parallel zum Moosbach wieder nach Lofer zieht.

Natürlich wäre es weniger anstrengend, diese Rundtour auf zwei Tage auszudehnen und in St. Ulrich zu übernachten.

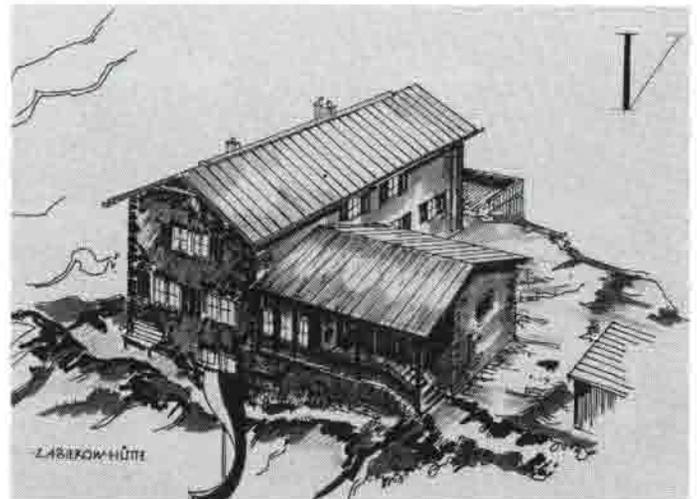
Auf den Steinberg

Nach dieser Umrundung ist es aber an der Zeit, den „Steinberg“ anzugehen. Eine einzige Unterkunftshütte liegt auf diesem Bergstock, die **v.-Schmidt-Zabierow-Hütte** der Sektion Passau des Deutschen Alpenvereins. Seit der Jahrhundertwende steht sie dort oben in 1966 m Höhe und hat bereits mehrere Male verbessernde Baumaßnahmen über sich ergehen lassen müssen; entweder es wurde die Kapazität vergrößert oder der sanitäre Zustand verbessert. Die vorläufig letzte Erweiterung der Hütte wird 1985 abgeschlossen werden. Von der Prager Alpenvereinssektion haben die Passauer dieses alpine Arbeitsgebiet noch vor Beginn des 20. Jahrhunderts übernommen. Wenn auch damals bereits auf 1285 m Höhe eine Steinberghütte den Bergsteigern Unterkunft gewährte, so ent-



schloß sich doch die Sektion für den Bau eines neuen, fast 700 m höher gelegenen Stützpunktes auf dem Gamskopf. Es liegt gut drei Jahrzehnte zurück, als ich zum ersten Mal den Entschluß faßte, die eindrucksvollsten Gipfel der Loferer Steinberge zu besteigen und nachmittags noch zur Schmidt-Hütte zu wandern. Ich war kein alpiner Neuling mehr und liebte es, jede Tour vorher auf der 25 000er Karte gedanklich zu gehen. Auch für die Loferer gab es eine AV-Karte aus dem Jahre 1925, doch die Berge hatten sich ja nicht verändert. Es war ein heißer Augusttag, und so wollte ich den späten Nachmittag zu einem schattigen Aufstieg nutzen. Von Lofen aus, das ich mit dem Bus aus Reichenhall erreicht hatte, zog ich los, bog ins Loferer Hochtal ab und war beeindruckt von der formschönen Geschlossenheit des Tales, das durch das Massiv abgeschlossen wird. Der Weg, sich in bequemen Serpentinien durch den Wald berganziehend, wurde steiler, und ich gewann schnell an Höhe. Plötzlich stellte ich aber überrascht fest, daß sich über dem schroffen Kamm des Breithorns dunkle Gewitterwolken auftürmten, der sonnige Nachmittag fand jäh sein Ende, es begann, große Tropfen vom Himmel zu werfen, der Regen wurde heftiger, Wind kam auf. Der Anorak war schnell durchnäßt, und der prasselnde Regen ging in Hagel über. Es wurde dunkel. Blitz und Donner waren eins, und ich wünschte mir nichts sehnlicher als ein schützendes Dach über dem Kopf. „Es können nur noch ein paar Minuten zur rettenden Steinberghütte sein“, munterte ich mich auf, denn ich wußte, daß sie auf 1285 m Seehöhe in der Karte eingezeichnet war. Ich hastete noch die paar Höhenmeter hinauf und stand atemlos und enttäuscht vor einem Steinhäufen, der nur vage die kniehohen Umrisse einer in sich zusammengefallenen Hausecke erkennen ließ. Ein paar angefaulte, glitschige Bretter lagen herum –

vielleicht Sitzgelegenheiten bei sonniger Rast – ich kauerte mich an die kärglichen Mauerreste, hielt die Bretter als Schutz über den Kopf und wartete frierend, bis der heftige Hagel-schlag in normalen Regen überging und das Gewitter schwächer wurde. Gedanken schossen mir durch den Kopf: Hatte ich die Karte zu oberflächlich betrachtet? Warum habe ich mich im Tal nicht erkundigt? Soll ich durchnäßt weitergehen oder ins Tal absteigen? Ich entschied mich fürs Weitergehen und war zwei Stunden später – zur Überraschung der Wirtsleute – auf der Schmidt-Hütte – als einziger Gast. Ich war zwar bis auf die Haut durchnäßt, doch um eine Erfahrung reicher: Verlaß dich nicht auf alte Karten.



Was diesen Aufstieg aus dem Loferer Hochtal betrifft, so ist er bei normalen Witterungsbedingungen völlig problemlos. Er zieht in unregelmäßigen Serpentinaugen über das untere, mittlere und obere Trett – von der Natur angelegte terrassenförmige Absätze, Stufen oder „Tritte“ – hinauf und schenkt, je höher man kommt, umso schönere Ausblicke auf die gegenüberliegenden Berge des Reiter Gebirges, auf die Berchtesgadener Berge und hinaus nach Osten zu ins Saalachtal. Dieser gut markierte Weg ist der meistbegangene. Drei Stunden beträgt die normale Aufstiegszeit, doch 51 Minuten ist der Rekord, den der Obmann des Loferer Bergrettungsdienstes hält. Eine kalifornische Bergsteigergruppe allerdings benötigte elf Stunden, ausgedehnte Pausen eingeschlossen, „und alles, was dazwischenliegt“, so schreiben die Wirtsleute in ihrem Erfahrungsbericht, „betrachten wir als normal“.

Dies ist jedoch nicht der einzige Weg, der zur Hütte führt. Eine kleine Variante führt über die Anderl-Alm, mündet aber doch wieder in den Normalweg ein.

Selbstverständlich kann man auch von Waidring aus aufsteigen. Allerdings benötigt man dazu ganze fünf Stunden, denn dieser Weg führt uns über eine 2300 m hoch gelegene Einsenkung zwischen zwei markanten Gipfeln, dem Hinterhorn und dem Breithorn, die den Namen Waidringer Nieder trägt.

Wenn wir Waidring hinter uns und das Auto beim Ascherbauern stehen lassen, führt der Weg dem Weißbachgraben entlang zur Jageralm. Ein steiler, Schweiß kostender Steig, der in Bergsteigerkreisen auch der „Griesbacher Steig“ genannt wird, führt an der Nordostseite des Hinterhorns hinauf zur Waidringer Nieder. Dort angelangt, liegt nun die Unterkunftshütte dreihundert Meter tiefer, die wir in mühelosem Abstieg über breite Geröllbänder erreichen.

Auch vom bereits genannten St. Ulrich am Pillersee aus zieht sich ein landschaftlich recht reizvoller Weg durch das Latal zur Hütte. Fast fünf Stunden benötigt man, um, an der Scheibenwand vorbei, zum Wehrgrubenjoch zu gelangen. Wenn nun auch das ersehnte Unterkunftshaus in nördlicher Richtung zum Greifen nahe scheint, man braucht doch noch fast eine ganze Stunde dorthin.

Der wohl längste Anstieg führt auf dem „Nuaracher Höhenweg“ zur Hütte. Daß Nuarach (oder Nurrach) der alte und auch jetzt im Volksmund noch oft gebräuchliche Name für St. Ulrich ist, wurde bereits erwähnt. Über Superlative läßt sich streiten, wenn es jemand darauf anlegt. Ob von den „hundert schönsten Skitouren“ oder vom „eindrucksvollsten Höhenweg“ die Rede ist, Bezeichnungen dieser Art sind immer vom persönlichen Geschmack abhängig. Doch daß dieser fast zehn Stunden beanspruchende, von den Ufern des Pillersees über mehrere Gipfel führende Bergpfad besondere Reize bietet, ist unumstritten.

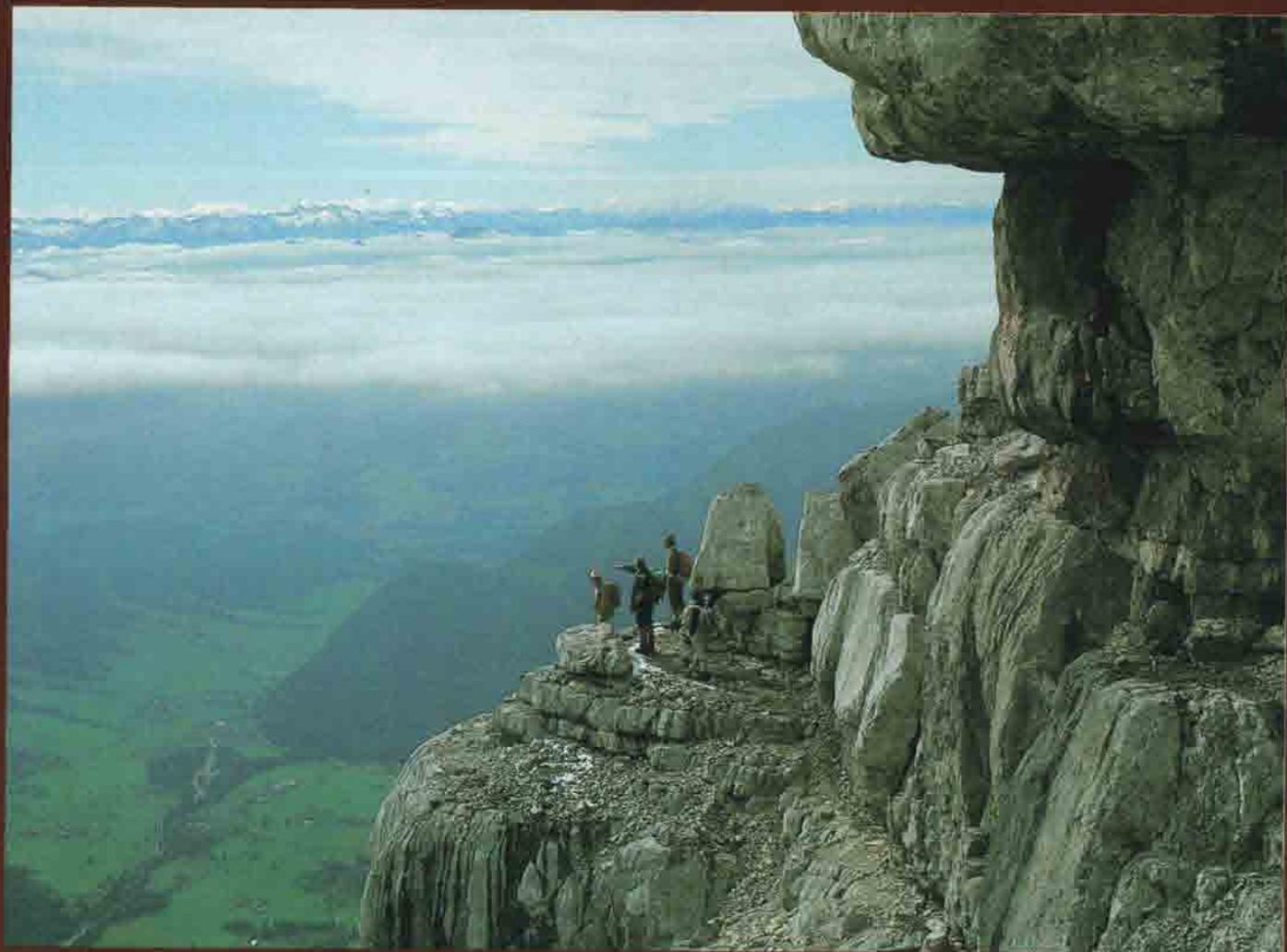
Auch aus dem bereits an anderer Stelle genannten Schüttachgraben führt ein zwar recht selten begangener, doch landschaftlich eindrucksvoller Hüttenanstieg durch die Roßbrückklamm hinauf auf den Gamskogel. In der Kleinen Wehrgrube, dem Felskar zwischen Großem Ochsenhorn und Reifhorn,

mündet dieser Weg in den Aufstieg, den wir als nächsten gehen wollen.

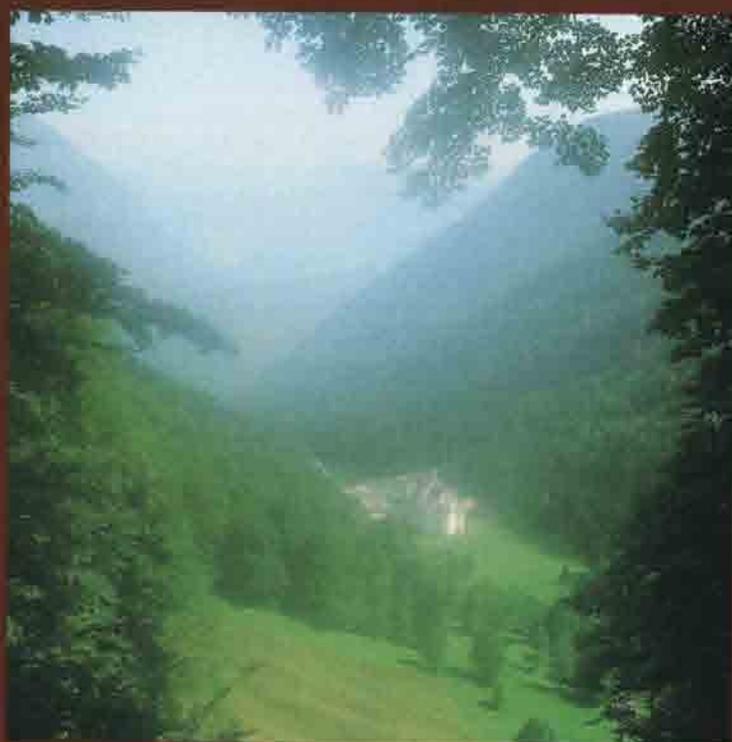
Er zieht sich von St. Martin herauf, zunächst als schmale Fahrstraße, dann als steiniger Felspfad. Doch wir lassen unseren fahrbaren Untersatz im Dorf stehen und pilgern zu Fuß ins fast 900 m hoch gelegene Maria Kirchenthal. Jeder, der zum ersten Mal hierherkommt, ist wohl überrascht, am Schluß dieses Hochtales, in das vom 1. November bis zum 16. Februar kein Sonnenstrahl fällt, eine so prunkvolle Wallfahrtskirche zu finden. Es wäre wohl bedauerlich, wenn wir vor lauter Gipfelstürmerlust an diesem prächtigen Gotteshaus vorbeirennen würden. Ein nachdenkliches und bewunderndes Verweilen lohnt sich.

Wallfahrtskirche im Hochtal

Schon im Jahre 1670, so erzählt die Chronik, baute hier ein frommer Holzknecht namens Schmuck eine bescheidene Holzkapelle, die später zu einer gemauerten Kapelle umgestaltet wurde. Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts die im Tal gelegene Pfarrkirche von St. Martin dem Zeitgeschmack entsprechend barockisiert wurde, empfand man auch eine kleine gotische Madonna mit dem Jesuskind, die im 15. Jahrhundert von einem unbekanntem Schnitzer angefertigt worden war, als unmodern. So erhielt sie 1689 ein neues Dach über dem Kopf in dieser kleinen Kapelle im „Kircher“tal. Im Laufe der Zeit wurden wundersame Geschichten bekannt von der „Lieben Frau vom Kirchertal“ und ihrer Hilfsbereitschaft. So entwickelte sich eine rege Wallfahrt in dieses stille Hochtal. Immer mehr Menschen trugen ihre Anliegen zur Muttergottes. Schließlich gab auf Grund der vielen glaubhaften Berichte von Gebetserhörungen der damalige Erzbischof von Salzburg, Johann Ernst Graf Thun, seinem Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach den Auftrag, den Plan einer Kirche zu erstellen, die der Bedeutung dieser Wallfahrt würdig sein sollte. Auf recht sparsame Art und Weise – die Wallfahrer schleppten Baumaterialien vom Tal herauf – entstand der „Dom des Pinzgaues“, der im Jahre 1701 eingeweiht wurde. Seitdem ist diese Kirche nicht nur für fromme Beter, sondern auch für kunstbegeisterte Wanderer ein lohnendes Ziel oder willkommene Zwischenstation. Auch historisch oder volkskundlich Interessierte sollten an diesem sehenswerten Bauwerk nicht vorbeigehen. Eine reichhaltige Sammlung von Motivtafeln erzählt von allerlei Schicksalen, die das Auf und Ab dieser Gegend und ihrer Bewohner widerspiegeln. Ob ein bayrischer Soldat aus napoleonischer Zeit der „Lieben Frau vom Kirchertal“ dankt, den Kugeln der Tiroler Schützen unverletzt entkommen zu sein oder ein anderer Marienverehrer sie inständig bittet, vor schlimmem Ungemach verschont zu bleiben, die Anliegen sind klar und schlicht und geben so einen Abriß des menschlichen Lebens wieder. Die Stelle, an der die Kirche erbaut wurde, ist – so erzählt die Legende – gekennzeichnet worden durch drei Kornähren, die mitten im Winter aus dem Schnee gewachsen seien. Eine dieser drei Ähren ist heute noch in einer Monstranz dieser berühmten Wallfahrtskirche zu sehen.



*Oben: Am Nurracher Höhenweg
Foto: Sepp Brandl*



*Rechts: Der „Dom des Pinzgaues“,
die Wallfahrerkirche Maria Kirchenthal
Foto: Adolf Mokrejs*



Links:

Das Große Ochsenhorn
mit der v.-Schmidt-Zabierow-Hütte
Foto: Willi End

Wir verlassen den Wallfahrtsort, zu dem natürlich auch ein gutes Gasthaus gehört, und den man auch auf einer schmalen Mautstraße mit dem Auto erreichen kann, und wandern auf dem markierten Schärddinger Steig bergauf, bis wir die Große Schneegrube erreichen. Den unteren Teil querend kommen wir auf den zwischen dem Großen Ochsenhorn und dem Sattelhorn liegenden Einschnitt und steigen ab zur kleinen Wehrgrube. Schließlich dauert es nur noch eine Gehstunde, bis wir über die Karstfelder hinweg auf der gastlichen Hütte ankommen.

Gute vier Stunden brauchten wir für diesen Aufstieg von Maria Kirchenthal aus.

Damit haben wir die bekanntesten Aufstiegswege zur v.-Schmidt-Zabierow-Hütte kennengelernt.

Es gibt, das wissen Eingeweihte, noch einige andere Aufstiegsrouten, wie z. B. die aus dem Strubtal.

Alle Wege führen eben in dieser Gegend zur „Steinberg-Hütte“, wie der Einheimische die nach dem Gründer der Passauer Alpenvereinssektion benannte Bergsteigerunterkunft nennt. Sie ist nicht nur ein zentraler, sondern auch der einzige Stützpunkt in diesem Bergmassiv.

Drei Hörner

Nordöstlich der Hütte liegt mächtig und eindrucksvoll das 2413 m hohe **Breithorn**. Ein bis zur Waidringer Nieder markierter Weg, der sich an der Südwestwand des Breithorns gleichmäßig ansteigend hochzieht, über Geröll und Fels, ohne besondere Schwierigkeit, und mit dem Aufstiegsweg zum ausichtsreichen Hinterhorn identisch, bringt uns auf den breiten Sattel zwischen diesen beiden Bergen in 2304 m Höhe. Hier könnten wir eine kleine Schnaupause einschalten und dabei

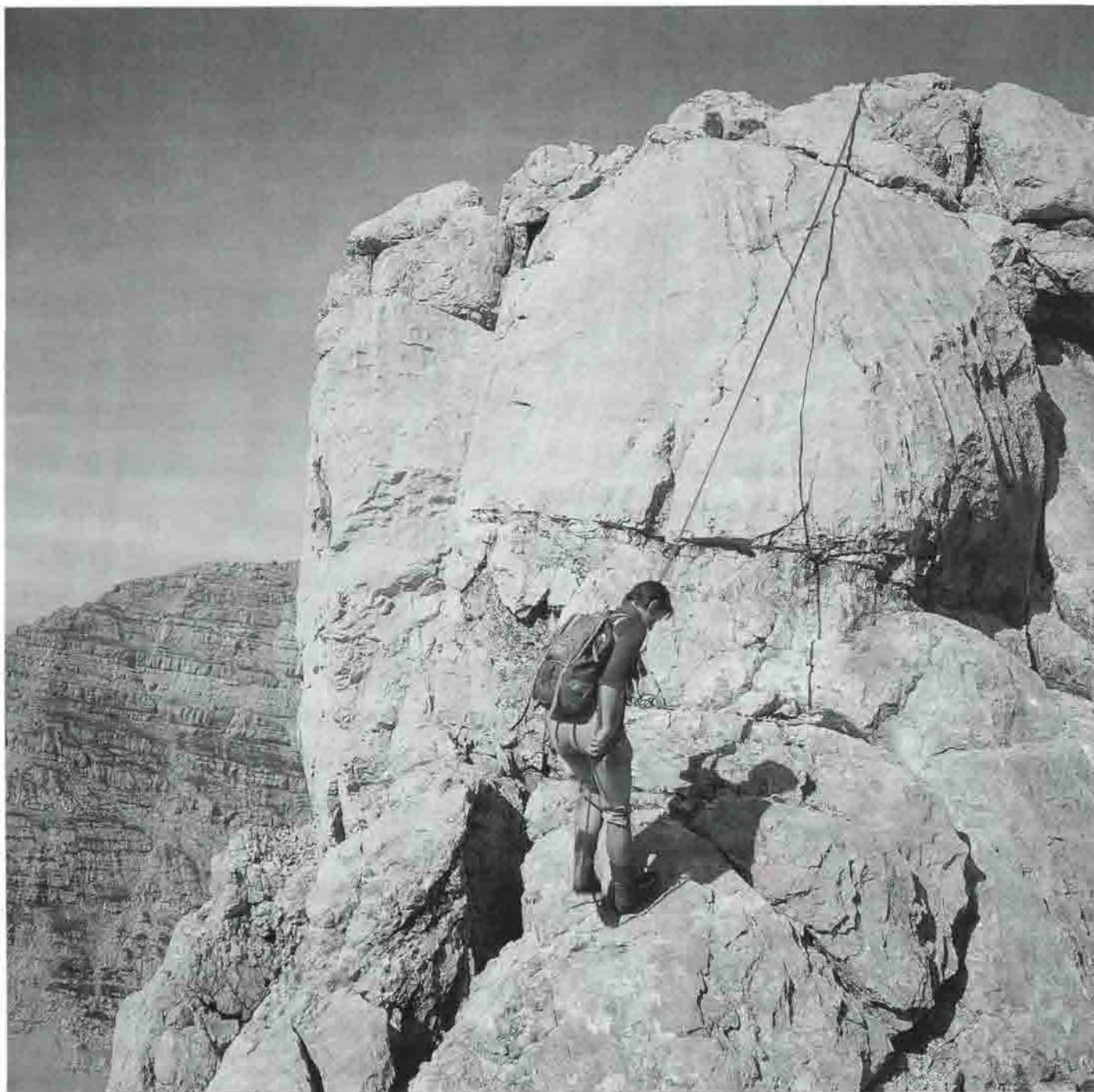
den Blick auf die in der Sonne gleißenden Eisriesen der Hohen Tauern genießen. Unter den verschiedenen Möglichkeiten auf das Plateau des Breithorns zu gelangen, suchen wir uns die günstigste aus. Spärlich mit Steinmandln markiert, geht es in leichter Kletterei auf den kreuzgeschmückten Gipfel, der uns einen wunderschönen Blick hinaus in das Saalachtal schenkt, aber auch hinaus zu den senkrechten Felsabstürzen der Reiter und Berchtesgadener Berge.

Leidenschaftliche Kletterer geben sich mit diesem Aufstieg nicht zufrieden. Ihnen bieten sich mehrere Varianten von der Nordostseite an.

Haben wir die Gipfelrast hinter uns, gehen wir denselben Weg wieder zurück zur Waidringer Nieder, und da wir schon in dieser Höhe sind, nehmen wir auch gleich die in harmonischer Gleichmäßigkeit gebaute Pyramide des **Großen Hinterhorns** in Angriff, mit seinen 2506 m die zweithöchste Erhebung des Loferer Bergmassivs. Schon 1833 hatte Pater C. Thurwieser diesen Gipfel zum ersten Mal erstiegen. Auf breiten Felsbändern und schrofigem Gelände erreichen wir, immer der Markierung folgend, das Gipfelkreuz. Der Rundblick ist so begeisternd, daß z. B. eine Mrs. Ivy, eine sonst recht kühle Engländerin, enthusiastisch ins Gipfelbuch schreibt: *I thank you, Almighty God, to let me enjoy this magnificent view – I am impressed by your wonderful world.* Das war an einem milden Septembertag vor fast 25 Jahren. Nicht jeder, der auf diesem Gipfel steht, kann die Unzulänglichkeiten der Welt und ihrer Bewohner so umfassend vergessen, aber beeindruckt wird er doch wohl sein.

Um nicht beim Abstieg zur Hütte denselben Weg nehmen zu müssen, der uns heraufgebracht hat, steigen wir weiter gen Westen zu auf das 2483 m hohe **Mitterhorn** und hinab ins Mitterhornkar. Doch wir ziehen nicht ins Lastal hinaus, das sich schließlich nach St. Ulrich zu öffnet, sondern folgen dem markierten Weg in östlicher Richtung, der uns an der Scheibenwand entlang, am Nordrand der Ulricher Grube schließlich in Serpentina zum Wehrgrubenjoch hinaufführt. Und nun liegt wieder, nach Nordosten zu, die Schmidt-Zabierow-Hütte vor uns. Allerdings müssen wir noch das steile Schneefeld queren, das uns hinabbringt in die Große Wehrgrube. Hinter uns steht der Nackte Hund und zwischen ihm und dem Hinterhorn sehen wir zwei klar geformte Felsgebilde, die als „Heinrich und der Löwe“, von Bibelkundigen aber als „Daniel in der Löwengrube“ bezeichnet werden.

Müde, durstig und verschwitzt erreichen wir die Unterkehthütte, froh, einen ausgefüllten Tag erfolgreich hinter uns gebracht zu haben.



Der nächste Tag jedoch ist den **Reifhörnern** gewidmet. Es gibt nicht weniger als fünf Gipfel des gleichen Namens: das Große (oder auch Hohe) mit seinen 2487 m, das nördliche oder Kreuzreihorn, dessen Höhe 2460 m beträgt, das Kleine Reifhorn oder Eiskogel mit 2350 m, das östliche mit 2408 m und das westliche Reifhorn mit 2448 m.

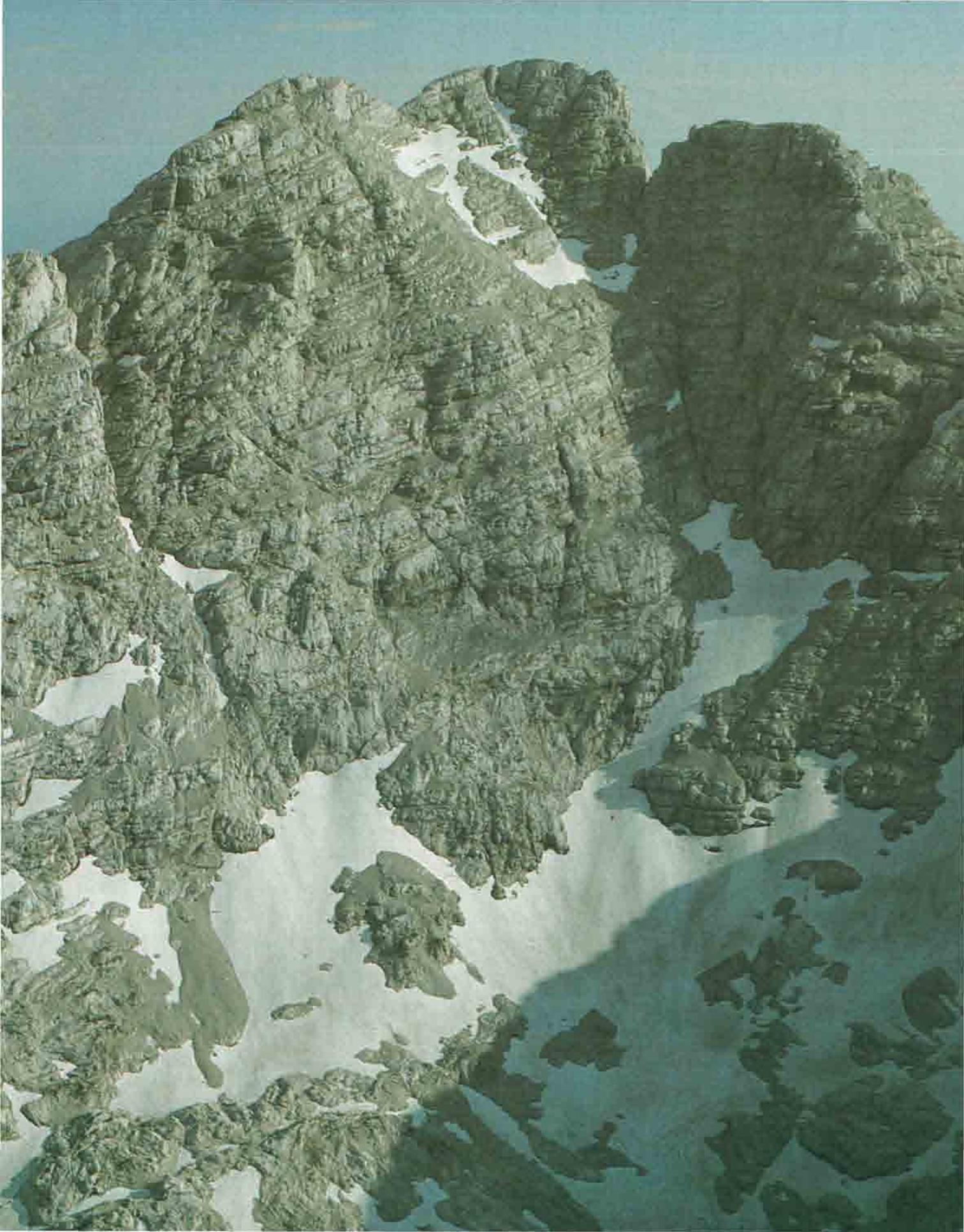
Es ist die ebenmäßige Pyramide „des Reifhorns“, das, vom Loferer Talbecken aus gesehen, den markanten Mittelpunkt des schon unzählige Male photographierten Motivs von Lofer darstellt, das nicht nur auf Prospekten prangt, sondern auch als Kalender- und Postkartenbild dem schmucken Ort zu seinem Bekanntheitsgrad mitverholfen hat.

Wir wählen von unserem Stützpunkt aus den Normalanstieg,

um zunächst in einer leichten Kletterei auf dem Michael-Steiner-Weg zum Gipfel des Großen Reifhorns zu gelangen. Der benötigte Zeitaufwand beträgt ungefähr zwei Stunden. Wir überqueren die Große Wehrgrube, steigen um den Nordgrat herum auf die Ostseite des Reifhorns und auf breiten Felsbändern hinauf zum Weinschartl. Natürlich kostet es einige Schweißtropfen, um zum Gipfel zu gelangen, doch dann hat man noch die Möglichkeit, vom Weinschartlkamin aus das Kreuzreihorn zu besuchen. In diesem Zusammenhang drängt sich mir die Erinnerung an eine Tour zu diesem „Pflichtgipfel“ in den Loferern auf, die schon einige Jahre zurückliegt.

Wir waren sechs Passauer Sektionsmitglieder, die noch





schnell vor dem sonntäglichen Berggottesdienst die unbeschreibliche Stimmung des Sonnenaufgangs auf dem Reifhorn erleben wollten. Auch unser „Archivar“, ein leidenschaftlicher Fotograf mit dem angeborenen Blick für reizvolle Motive, war dabei. Sehr früh schon mußten wir aufbrechen, doch bald war die bleierne Müdigkeit verschwunden. Der Osthimmel begann sich vom hellen Blau ins rötliche Gold zu wandeln, und wir bewunderten trotz der Schweißperlen, die von der Stirn tropften, die wechselnden Farbspiele und Stimmungen. Doch wo war unser Fotograf? Er wechselte die Objektive und stellte die Belichtung erneut ein; er fotografierte in diese und in jene Richtung. Sind Fotografen etwa Menschen, die sich nicht mit der Vergänglichkeit alles Irdischen abfinden können, die den sich stets wandelnden Augenblick des Schönen immer wieder festhalten wollen? Er jedenfalls knipste jede Nuance, jede Veränderung und blieb immer weiter zurück. Gerade noch rechtzeitig erreichten wir den Gipfel und konnten in stiller Freude die ersten Sonnenstrahlen über den Reiter Bergen genießen.

Als wir im wärmenden Sonnenlicht unsere Brotzeit auspackten, kam unserem Fotografen der Gedanke, uns als „Gruppenbild mit Damen“ festzuhalten. Doch leiser Zweifel stieg in ihm auf, auffallend oft hatte er geknipst und trotzdem schienen noch ein paar Aufnahmen zur Verfügung zu sein. Unsicher geworden entschloß er sich, nachzusehen. Er zog seinen lichtdurchlässigen Anorak über den Kopf, öffnete in seiner provisorischen Dunkelkammer einen winzigen Spalt seines Apparates und mußte entsetzt feststellen, daß der Film nicht transportiert worden war, die Perforation mußte schadhaft gewesen sein, sie war jedenfalls ausgerissen. Verärgert und immun gegen unsere wohlgemeinten Tröstungsversuche – selbst das gute Zureden des geistlichen Herrn fruchtete nichts – nahm er mit uns noch das dem Großen Reifhorn nördlich vorgelagerte Kreuzreifhorn mit; nach kurzer Rast stiegen wir mit unserem untröstlichen Fotomann wieder ab zur Hütte. „Wie soll ich jemals wieder eine solch einmalige Morgenstimmung einfangen können?“ klagte er immer wieder. „Indem du morgen wieder so früh aus den Federn steigst und – das ist unser nächstes Ziel – auf das Ochsenhorn mitgehst.“

Drei Stunden von der Hütte aus darf man rechnen für den Aufstieg zum 2513 m **Großen Ochsenhorn**, dem höchsten der Loferer Gipfel. Wir queren am darauffolgenden Tag, an der „Nase“ des Reifhorns vorbei, die Kleine Wehrgrube und stehen vor dem wuchtigen Massiv der drei Ochsenhörner. Die Wetteraussichten sind günstig. So bleibt uns die Erfahrung erspart, die Josef Goldberger bei seiner Besteigung des Ochsenhorns machen mußte und die er in seinen „Salzburger Wanderungen“ so anschaulich beschreibt. Er wollte die „aufziehenden Gewitterwolken nicht wahrhaben“ und mußte das Toben der Naturgewalten erleben. Unser Aufstieg vollzieht sich ohne Probleme. Nachdem sich unser Steig mit dem von Maria Kirchenthal heraufziehenden vereinigt hat, kommen wir bald zum Gipfelplateau und schließlich zum kreuzgeschmückten Gipfel.

Auf die Schmidt-Zabierow-Hütte zurückgekehrt, können wir zusammenfassen: In diesen drei Tagen haben wir bei Bilderbuchwetter die fünf bekanntesten Gipfel der Loferer Stein-

berge erstiegen und gemütliche Stunden auf der so vorteilhaft gelegenen Hütte verbracht. Daß man dabei nicht nur die edle Kochkunst der Hüttenwirtin Roswitha, sondern auch die vorbildliche Hilfsbereitschaft Gottfrieds, des Hüttenwirts, kennenlernen kann, versteht sich von selbst.

Berge über dem Pillersee

Der Südwestkamm mit seinen Gipfeln über dem Pillersee jedoch bietet sich auch noch an. **Ulrichshorn** und **Seehorn**, beide um die 2100 m hoch, beide mit Gipfelkreuz versehen und schöne Aussicht schenkend, ersteigt man am besten vom Ufer des Pillersees aus. Der markierte Weg führt in gut zwei Stunden, stetig ansteigend, an der Bräualm vorbei zunächst zum Seehorn. Zum Greifen nahe sticht dann das 70 m höhere Ulrichshorn in den Himmel, auf dem wir zwanzig Minuten später stehen. Der beeindruckende Tiefblick zum idyllisch gelegenen Pillersee, von dem wir aufstiegen, und eine glasklare Fernsicht zu den Hohen Tauern – und das am ersten Adventssonntag – lohnen die Mühe des Aufstiegs.

Wer ein ausdauernder und trittsicherer Berggeher ist, kann von hier aus den Weg fortsetzen über die Adolarischarte und den Schafeckel zum Großen Rothorn und schließlich über die Ulrichsnieder zum Großen Hinterhorn. Steigt er dann über die Waidringer Nieder zur Schmidt-Zabierow-Hütte ab, hat er den teilweise ausgesetzten, aber recht abwechslungsreichen **Nurracher Höhenweg** hinter sich gebracht, eine lange, aber lohnende Tagestour von zehn Stunden Gehzeit. „Bergsteiger sind eben Masochisten“, stellte eine französische Extrembergsteigerin dazu fest, und sie lachte dabei recht hintergründig.

Für die Kletterer gibt es in den zerklüfteten Wänden und an den spitzen Hörnern ein reiches Betätigungsfeld, das noch nicht durch Übererschließung uninteressant geworden ist. Als Wegweiser empfiehlt sich dazu Toni Dürnbergers Alpenvereinsführer der Loferer und Leoganger Steinberge.

Die Loferer als Skigebiet

In Lofer, das sein berühmtestes Skigebiet auf der Loferer Alm hat und Waidring, das vor allem auf die nahegelegene Steinplatte hinweisen kann, ziehen die Langlaufloipen am Fuße der Loferer Steinberge entlang, doch das Bergmassiv selbst bietet nur für sichere Skihochtouristen reizvolle, aber auch anspruchsvolle hochalpine Touren an. Die beliebteste Skitour ist zweifellos die zum **Loferer Skihörndl**. Dieser 2286 m hohe Gipfel zwischen Reifhorn und Ochsenhorn hat erst in unserer Zeit seinen jetzigen Namen erhalten. Er hieß früher ganz schlicht „Hörndl“. Sichere Schneeverhältnisse sind Voraussetzung, denn schließlich will jeder, der unternehmungslustig am Morgen von zu Hause wegfährt, auch abends wieder gesund heimkehren. Daß die Skitourenmöglichkeiten hier nicht so zahlreich sind wie z. B. im benachbarten Steinernen Meer, liegt am Charakter dieser Kletterberge.

Einige Zahlen

Die räumliche Ausdehnung des Loferer Steinberges von West nach Ost beträgt etwa 10 bis 12 km und von Nord nach Süd etwa 8 km. So errechnet sich eine Gesamtfläche von etwa 80 km², die von den Bergen dieses Massivs bedeckt wird. Die Gipfel, meist über 2000 m hoch, nicht überlaufen, obwohl attraktiv für jeden Bergsteiger, schenken fast alle eine reiche Fernsicht – wenn das Wetter es zuläßt: von den Zillertaler Bergen bis zum Ankogel, vom nahegelegenen Wilden Kaiser bis zum fernen Rofan, die benachbarten Kitzbühler und Berchtesgadener Berge nicht zu vergessen. Die meisten von ihnen erhielten, ihrem Aussehen entsprechend, den Namen Horn oder Hörndl, ob Ulrichshorn oder Breithorn, ob Geisel- oder Sattelhorn. Es gibt aber auch Köpfe und Kogeln, Mandln und Türme. Diese Namensvielfalt läßt auf den Formenreichtum schließen, den die Verwitterung des Kalkfelsens mit sich bringt. Charakteristisch sind die zerschründeten Karrenfelder mit ihren engen, tiefen Felsspalten, deren scharfkantige Zwischenrippen den Bergschuhen, mehr noch den in Mode gekommenen Turnschuhen unbarmherzig zusetzen. Die Wasserarmut in den Felszonen der Nördlichen Kalkalpen ist nichts Neues. Auf der von-Schmidt-Zabierow-Hütte hat die hüttenbesitzende Sektion dieses Problem mit Hilfe der Schneeschmelz- und Regenwassersertanks zu lösen versucht.

Die Loferer Steinberge in ihrer Formenschönheit und mit ihrem Gipfelreichtum bieten jedem, der es vorzieht, seine Freizeit auf den Bergen zu verbringen, etwas Herausforderndes und Beglückendes: landschaftlich reizvolle Anstiege, bergsteigerisch anspruchsvolle Gratwanderungen und Übergänge, lohnende Gipfelfahrten, waghalsige Klettermöglichkeiten. Für jedes alpine Temperament, für jedes bergsteigerische Können und Wollen sind diese Berge wie geschaffen, ohne von technischen Aufstiegshilfen und deren unerfreulichen Begleitererscheinungen verschandelt worden zu sein.

Es mag manchem nicht leichtfallen, die schwärmerischen Worte Pauses in seinem Bergband „Im Kalkfels der Alpen“ zu verstehen, der im Zusammenhang mit den Loferer Steinbergen von „Paradiesböden für hochalpine Landstreicher“ spricht, doch wer diese eindrucksvolle Bergwelt in ihrer malerischen Vielfalt kennt, wird ihm gewiß zustimmen müssen, wenn er zusammenfassend im selben Buch meint: „... eine hohe, spröde Kalkwelt voller kräftiger Anreize für den Bergfreund“, denn sie, diese Kalkwelt der Loferer, gehört „immer noch zur großen alpinen Region jener unversehrten Ödlandflur, die den Urmenschen in uns ewig lockt“.

Die Leoganger Steinberge

Modeberge hat dieser Gebirgsstock ebensowenig aufzuweisen, wenn auch seine Gipfel die des Wilden Kaisers überragen und seine Grundfläche der jenes berühmten Kletter-Eldorados gleichkommt. Auch weist der Kaiser keine Wände auf, die sich mit den gewaltigen Dimensionen der Birnhornsüdwand vergleichen können. Auf den unvergessenen Toni Hiebeler wirkte

diese Wand – wie er in einem seiner Bücher schreibt – „geradezu erschreckend“. An anderen Stellen der alpinen Literatur kann man von „Titanenmauern“ lesen. Mächtigen Festungen gleich ragen die Steinberge von allen Seiten über den vorgelagerten Wäldern auf.

Da die Leoganger Steinberge nicht von Tälern durchschnitten werden und darum den Eindruck eines kompakten Gebirgsstockes hervorrufen, sprechen die Einheimischen ebenso wie bei den Loferer vom „Leoganger Steinberg“; sie gebrauchen den Namen in der Einzahl. Vor Jahrzehnten war auch noch der Ausdruck „Pinzgauer Dolomiten“ gebräuchlich.

Selbst Bergsteiger aus dem benachbarten Saalfelden und die Feriengäste dieses Städtchens sind meist nur zum Steinernen Meer und zum Hochkönig hin orientiert und erweisen dem Leoganger Steinberg nur selten die Ehre ihres Besuches. Fast scheint die Saalach eine alpinistische Hemmschwelle zu sein. Es ist deshalb angezeigt, allen Freunden ungestörten Berggehens die Eigenarten und speziellen Vorzüge dieses Gebirgsstockes zu verraten. Beginnen wir mit einer allgemeinen Beschreibung:

Aus der Karte erkennt man die ungefähr dreieckige Form des Stockes. Die Basis bildet das Tal der Leoganger Ache zwischen Hochfilzen und Saalfelden. Die Spitze des Dreiecks liegt etwa bei Weißbach. Das Saalachtal im Osten und die beiden Schüttachgräben – der nördliche und der südliche – im Westen bilden die Dreiecksschenkel.

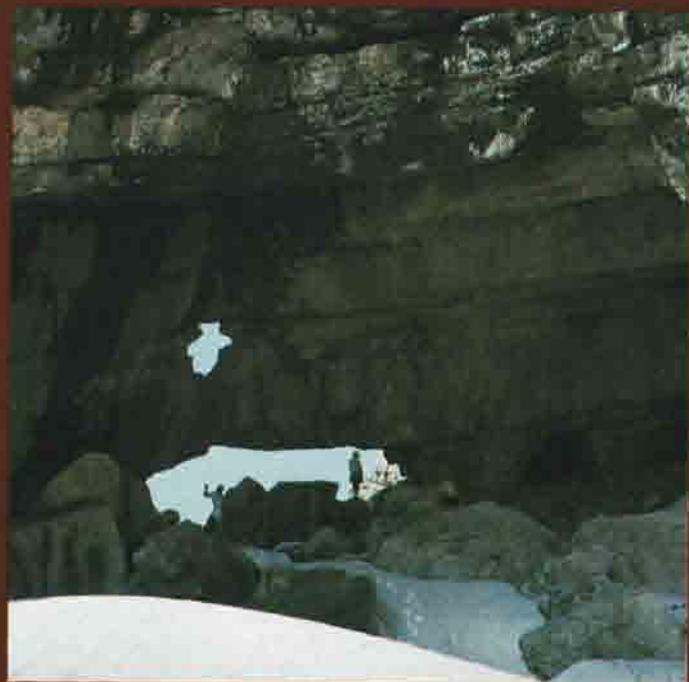
Die größte Ost-West-Ausdehnung beträgt ungefähr 20 km; in nord-südlicher Richtung sind es 15 km. In geographischen Koordinaten ausgedrückt: die Steinberge liegen zwischen 12° 38' und 12° 50' östlicher Länge und zwischen 47° 27' und 47° 32' nördlicher Breite. Es genügt aber auch zu wissen, daß das ganze Massiv im westlichen Teil des Salzburger Landes liegt und an das Tiroler Land angrenzt (was allein schon die Sprache der Bevölkerung verrät).

Zu den Ausgangspunkten für Bergfahrten in diesem Gebiet gelangt man von Bayern aus über Reichenhall oder Reit im Winkel und Lofer, vom Inntal aus über Kufstein oder Wörgl und St. Johann in Tirol, vom Süden her über die Glocknerstraße und den Zeller See und vom Osten her aus dem Saalachtal über den Dientener Sattel und Saalfelden.

Die heutigen Talstraßen folgen den Trassen uralter Verbindungen von Nord nach Süd und von Ost nach West. Trotz des Ausbaus der Verkehrsträger Bahn und Straße führen die Leoganger Steinberge im Schatten der benachbarten Berge mit bestbekanntesten Namen ein touristisches Aschenbrödel-dasein. Während noch vor einem halben Jahrhundert der schlechte Straßenzustand die Anfahrt zu abgelegenen Gebieten verständlicherweise verleidete, verschwendet man offensichtlich heutzutage – im schnellen Auto großen Zielen zustrebend – auf „untergeordnete“ Berge keine Zeit. Vielleicht aber sind unsere Leoganger nur deshalb nicht so überlaufen, weil keine technischen Hilfen den Aufstieg verkürzen und kein elektrisches Licht den Hüttenbesuchern ins einfache Lager leuchtet. Aber gerade dieses Mangels wegen weiß der Kenner unser Gebiet so sehr zu schätzen.



*Oben: Der „Leoganger Steinberg“
von den Kitzbühlern
Foto: Sepp Brandl*



*Rechts: Das „Melkerloch“
auf dem Anstieg zum Birnhorn
Foto: Bert Schön*

Ein kompakter Gebirgsstock

Die beiden Hauptkämme der Leoganger Steinberge verlaufen ziemlich genau in ost-westlicher und in nord-östlicher Richtung. Ihrer Lage nach haben sie die Form eines nach Nordosten hin geöffneten Winkels. Am Schnittpunkt der beiden etwa gleichlangen Schenkel liegt das Dreizinthorn.

Im Gegensatz zur Reiteralp und zum Steinernen Meer sind die Leoganger kein eigentlicher Plateaustock: es herrscht „Nordfallen“ vor. Eine Reihe markanter Gipfel, steiler Spitzen und luftiger Türmchen (deren Namen fast ausnahmslos auf Horn oder Kopf enden) und die zwischen Felskämmen eingebetteten Einsenkungen – Gruben genannt – geben dem ganzen Gebirgsstock ein wildes, schroffes Aussehen.

Die höchste Erhebung des Massivs mit fast 2700 m liegt im südlichen Hauptkamm. Von diesem Kamm aus greifen die durch Felsrücken voneinander getrennten Kare gleich ausgestreckten Fingern gegen Norden in die Almböden und Wälder hinunter. Es sind dies – von Ost nach West – die Große Saugrube, die Schneeegrube, die Kleine Saugrube, das Ebersbergkar, das Tier-(Dürr-)Kar und das Grubkar (auch die Grub genannt).

Geringe orographische Gliederung kennzeichnet den Leoganger Steinberg. Seine tiefergelegenen Randteile sind lediglich von schmalen, steilen Gräben durchfurcht. Darum erscheint dieses Gebirge dem Beschauer aus der Ferne als kompakter Stock, der, im Gegensatz zu den Lofenern, keine stärkere Auflösung erkennen läßt.

Die Kare sind stark zerklüftet. Hangverwitterung, Steinschlag, Bergsturz und Erosionen verändern ständig die Landschaft. Alle Klein- und Großformationen des Karstes sind anzutreffen: Karren und Karstbrunnen, offene Dolinentrichter, finstere Klüfte und tiefe Schründe wechseln mit Felspartien, die vom Gletschereis völlig glattgeschliffen sind. Karrenfelder mit messerscharf herausgewitterten Kanten scheinen dem Bergwanderer die Schuhe aufzuschneiden. Die Überquerung solcher Felsformationen wird wegen des ständigen Ausweichens vor ungangbarem Gelände zu einem zeitraubenden Unternehmen. Mancher Tourist, der den Anstieg zu einem Wandfuß über die Kare hinweg abkürzen wollte, hat bitter erfahren müssen, daß sich die Tour zeitlich nicht verkürzt, sondern erheblich verlängert hat.

Wasser ist selten und kostbar

Das Niederschlagswasser versiegt schnell im Kalkgestein, und nur wenige Schneeflecken überdauern den Sommer. Wasser tritt deshalb nur selten an die Oberfläche. Der Berggeher kann – wenn er nicht genau eingewiesen wird – über der Waldregion nicht auf Labung mit frischem Bergwasser hoffen. Wie hoch man dort oben das Austreten von Wasser aus dem Gestein schätzt, erkennt man aus dem Namen „Goldlake“, den man einer kleinen Wasserstelle am Ostfuß des Metzthörndls gegeben hat. Diese Quelle versiegt selbst im heißesten Sommer nicht.

Neben der Goldlake und der Hausquelle der Passauer Hütte unter dem Mitterhorn findet man noch an folgenden Orten Wasser: im **Tierkar**, etwa 300 Schritte unter der Metzthörndlnieder gegen das Tierkarhorn zu; im **Ebersbergkar** 200 m nördlich der **Reißensandscharte** (Wasseraustritt etwas versteckt); ebenfalls im **Ebersbergkar** am Fuß der **Birnhorn-Nordwestwand** zwischen Kuchlnieder und Ritzenkarscharte, ein kleiner Eisse; in der **Kleinen Saugrube** unter einem großen Block in der Mitte zwischen Rotnieder und Zweitem Sauhorn (Wasser verliert sich sofort wieder im Geröll); in der **Großen Saugrube** hart am Fuß des Ersten Sauhorns unter schneebedeckten Steintrümmern. Vom Plateaurand des Hauptkammes aus, wo sich vom Griesner Hochbrett im Westen und zum Brandhorn im Osten Gipfel an Gipfel reiht, stürzt die Südseite des Gebirgsstockes steil gegen die in Zehntausenden von Jahren aufgebauten Schuttkegel hinab. Lediglich auf der Südostseite des Birnhorns bildet die Felswand bis zum Talgrund des Birnbaches hinunter eine durchgehende Flucht.

Die Leoganger waren auch zu keiner Zeit allzu reichlich mit Almen besetzt. Der Vegetationsgürtel auf der Nordseite zwischen dem Wald und dem Ödland der Kare ist – obwohl er bis 1800 m hinaufreicht – nur schmal. Als einzige Hochalm werden noch gelegentlich (auch nicht jedes Jahr) von Diesbach aus die Almböden der Grub beweidet. Sennereien bestehen keine mehr. Sturm und Niederschlag haben Mauern und Dächer der Hütten einstürzen lassen, und niemand hat sie je wieder aufgerichtet.

Auf der Süd- und der Westseite des Stockes ist bis etwa 1600 m Vegetation anzutreffen. Hier haben sich eine Reihe von sogenannten Hang- oder Niederalmen angesiedelt.

Täler und Talorte

Wie der Besucher, der zu den Bergen anreist, zuerst die Ortschaften am Fuß des Gebirges durchbummeln oder durchfahren muß, wollen auch wir unsere Aufmerksamkeit zunächst den Tälern und ihren Siedlungen zuwenden.

Die Besiedlungsgeschichte kann weit zurückverfolgt werden. Es läßt sich nachweisen, daß schon zur Jungsteinzeit in der Ebene von Saalfelden Siedlungen bestanden haben. Bergbau betrieb man schon zur Bronzezeit. Geräte und Schmuckstücke zeugen von dem Fleiß vorgeschichtlicher Siedler in diesem Gebiet. Die ältesten vermuteten Einwohner sind die Illyrer. Gewiß aber weiß die Wissenschaft, daß dort Kelten siedelten. Der Stamm der Ambisonter hatte dort eine befestigte Anlage, die von den Römern übernommen und bis zum Ende des 5. Jahrhunderts gehalten wurde. Nach den Römern fielen die Germanen in das Land ein, und aus dieser Völkermischung gingen – nach letzten Erkenntnissen – die Bajuwaren hervor. Die Ortsnamen Lenzing, Euring, Otting im Tal der Leoganger Ache deuten darauf hin, daß die Dörfer von Leuten der bajuwarischen Siedlungswelle gegründet wurden.

Die politische Entwicklung in dieser Gebirgsregion ist nicht anders verlaufen, als sie die Geschichte für den gesamten süddeutschen und alpinen Raum ausweist. Zwischen Norikum (das von den keltischen Norikern bewohnte Gebiet; heute

etwa Salzburg, Kärnten, Steiermark) und Oberitalien bauten die Römer die alten Saumpfade zu Straßen aus. So auch die Saalachroute. Sie wahrte ihre Bedeutung als Fernhandelsweg so lange, bis die Römer eine fuhrwerkstaugliche Straße von Salzburg über die Radstädter Tauern nach dem Süden erbauten.

Im frühen und hohen Mittelalter regierten hier die Herzöge von Bayern. Sie hatten das Land vom deutschen König zum Lehen erhalten. Sie gaben Teile dieses Lehens zur Verwaltung und Nutzung an die Gaugrafen und diese wiederum an örtliche Vasallen weiter. Auf diese Weise war auch der Ritter Lamprecht, Burgherr von Saaleck, für seine Verdienste vom Grafen belohnt worden.

Später regierten Fürstbischöfe als Landesherren, und auch die Reformation ging nicht spurlos vorüber. Unter Napoleon wurde der Pinzgau bayrisch, nach dieser Periode habsburgisch, 1938 deutsch und 1945 wieder österreichisch.

Der Talboden von **Saalfelden** ist, wie oben bereits erwähnt, 4000 Jahre alter Siedlungsboden. Das Städtchen ist von herrlichsten Bergen umkränzt. Im Nordosten bauen sich die Mauern des Steinernen Meers und des Hochkönigs auf, von Nordwest grüßt die gewaltige Flanke des Birnhorns herüber, im Süden und Südwesten gruppieren sich die weitbekannten und gerühmten Skiberge der Dientener Höhen und des Asitz-Höhenzuges. Nach Norden zu führen die Straßen ins nahe Bayern, nach dem Westen hin gelangt man ins Inntal, zum Großglockner fährt man in Richtung Süden, und im Osten führt eine Straße über den Dientener Sattel ins Salzachtal. Daß man von einem so zentralen Ort aus unbegrenzt viele Ausflüge, Wanderungen und Touren unternehmen kann, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Ein besonders beliebtes Unternehmen ist der Übergang übers Steinerner Meer zum Königssee im Berchtesgadener Land.

Die Umgebung des Ortes ist bäuerlich geblieben, trotz der vielen Schlösser und Herrnsitze. Das Schaustück von Saalfelden ist der Blick auf die Tauern, auf das Kitzsteinhorn mit seinem Gletscher, auf den Hochtann und das Wiesbachhorn.

Leogang (von der Flußbezeichnung „rivulus Linganga“) hat eine dem hl. Leonhard geweihte barocke Dorfkirche. Die Dorfkirche aus der Barockzeit ist diesem Heiligen geweiht. In geschichtlicher Hinsicht hat dieser Ort alle Entwicklungsstufen von der prähistorischen Siedlung über die Römerzeit und den Germaneneinfall bis zu den politischen Entwicklungen der Neuzeit mitgemacht. Der Ort wurde früh bekannt durch die Bodenschätze – vor allem Magnetit –, die in seiner Umgebung (Gunzenreit und Schwarz-Leo-Graben) gefunden und abgebaut wurden. Selbst Silber, Kupfer, Nickel und Kobalt birgt dort die Erde. Wegen des heilenden, eisen- und aluminiumhaltigen Quellwassers, das an den Hängen der Leoganger Steinberge zutage tritt, darf sich ein Teil dieses Ortes Bad Leogang nennen. Wo ein Bad ist und Kurgäste sich einfinden, darf auch eine ausgedehnte und großzügige Freizeitanlage nicht fehlen. Der Sommerfrischler kann unter einem großen Angebot von Ausflügen, Wanderungen, Bergbesteigungen wählen. Freilich wäre für jeden Feriengast ein Aufstieg zur Passauer Hütte ein

sehr befriedigendes Ziel. Wer dieses Unternehmen aber nicht schafft, unterlasse auf keinen Fall eine Wanderung zum Birnbachloch, d. h. zum Fuß der mächtigen Birnhornsüdwand. Dort erwartet ihn nicht nur eine eindrucksvolle Felsszenerie, sondern auch ein botanischer Garten „in freier Wildbahn“.

Hochfilzen gehört ebenso zu den Loferern und wurde dort kurz erwähnt. Der Ort liegt auf der Wasserscheide zwischen Inn und Salzach. Den Vorfluter zur Salzach hin bildet die Leoganger Ache und zum Inn hin der Lahnbach. Über den Hochfilzener Sattel verläuft auch die Grenze zwischen den Ländern Salzburg und Tirol. Diese Grenzlage des Ortes wurde während des 30jährigen Krieges zum Bau von Befestigungsanlagen genutzt. Untrennbar mit dem Namen dieses Ortes sind Abbau und Verarbeitung von Magnesit verbunden. Seit dem 10. Jahrhundert wird dort Erz gefördert. Das jetzt bestehende Magnesitwerk gehört zum großen Verbund der Montanindustrie.

In unmittelbarer Nähe von Hochfilzen übt sich das österreichische Bundesheer im Scharfschießen. Auf diesem zwischen den Loferer und den Leoganger Steinbergen eingebetteten Schießplatz haben schon viele Soldatengenerationen Schweiß für das Vaterland geopfert. Der Bergsteiger ist diesem militärischen Sperrgebiet nicht gut gesonnen, weil man von der dort liegenden Alm aus sowohl in die Loferer wie auch in die Leoganger aufsteigen könnte.

Auch **Weißbach** hat von einer etwa 2000jährigen Geschichte zu erzählen. Funde zeugen von den frühen Siedlern. Der Ort liegt an der vielbefahrenen Bundesstraße von Lofer nach Zell am See. Die kürzeste Verbindung vom Saalachtal ins Berchtesgadener Land geht von Weißbach aus. Freilich muß man die größte Strecke dieses Überganges (über den Hirschbichl-Paß) zu Fuß gehen, da die Forststraßen dem öffentlichen Verkehr entzogen sind. Die benachbarte Seisenbergklamm und die Vorderkaserklamm, vor allem aber die nahe Schauhöhle „Lamprechts Ofenloch“ bieten dem Feriengast besondere Eindrücke. Sehenswert sind auch die Kallbrunnalmen und der Diesbachstausee. Unter den vielen variantenreichen Bergausflügen, die man von dort aus unternehmen kann, ist besonders der Aufstieg zum Ingolstädter Haus auf dem Steinernen Meer hervorzuheben.

Die Passauer Hütte

Zu dieser einzigen Schutzhütte in den Leogangern sind zwei Anstiege angelegt, die vom Ausgangsort unmittelbar zur Hütte führen. Der eine geht von Leogang, der andere von Diesbach im Saalachtal aus. Freilich kann man das Unterkunftshaus auch aus anderen Richtungen nach Überschreitung von Karen und Gebirgskämmen erreichen. Solche Anstiege werden aber selten begangen. Der meistbenutzte Weg führt von Leogang über Wiesen, Wald und Schrofen zum Ziel. Spaziergängern kann er nicht empfohlen werden, da er zum Teil steil ist und Schwindelfreiheit und Trittsicherheit verlangt. Gehen wir diese Route nun gemeinsam an:

Von der Ortsmitte Leogang fahren wir mit dem Auto zum Ortsteil Rosental und den Birnbach entlang nach Leogang-Ullach.

Wo dann das kleine Sträßchen nach links zum Gunzenreiter (Bauernhof) abbiegt und den Bach überquert, halten und parken wir. Wir sind so weit als möglich gefahren und sparen uns den Anmarsch durch das Tal.

Die Rucksäcke werden auf den Buckel gehoben, und auf geht's zur Passauer Hütte. Noch ist's in der morgendlichen Kühle angenehm, den Birnbach entlangzumarschieren, und gleich sind wir an der „Kaserstatt“, wo der Aufstieg beginnt. Auch die ersten Meter Aufstieg über die steile Almwiese werden noch im Schwung der ersten Begeisterung über den bevorstehenden Tag genommen. Gegen den Wald zu aber geben's die Bergsteiger schon etwas bescheidener. Ein Glück, daß sich gerade hier, auf der Südseite des Bergstockes, der bewaldete Riedel so weit hinaufzieht. Über diesen Riedel gelangen wir zur „Hasenhöhe“. Rechter Hand tut sich eine tief eingefurchte Sandrieße auf, in deren Grund zur Bändigung des Wassers Sperren einbetoniert worden sind. Zur Linken geht der Blick in die steile Tiefe zum Wandfuß des Birnhorns. Wir erreichen dann einen größeren Felsblock, den Kaserstein, der in etwa die Hälfte des Weges markiert. Bevor man vom Wald in die Latschenzone wechselt, stolpern die Bergsteiger fast über einen Haufen Brennholz, dessen Prügel für den, der hören will, laut schreien: Nehmt uns mit! Der umsichtige Hüttenwirt hat sie hier zusammengetragen in der Hoffnung, daß nicht nur Wald- und Wiesenfrösche vorbeikommen, sondern Burschen, die sich ihr warmes Supperl und ihr gemütliches Eckerl auf der Ofenbank ehrlich verdient haben wollen.

Der zweite offiziell als Hüttenanstieg ausgewiesene und markierte Weg führt von Diesbach im Saalachtal zum Schutzhaus. Er ist nicht so steil wie der andere, und es brauchen auch keine ausgesetzten Stellen passiert zu werden. Der Ausgangspunkt mit 600 m Seehöhe liegt spürbar tiefer als der Parkplatz im Birnbachtal; es sind hier auf eine fast doppelt so große horizontale Entfernung wie beim Südanstieg knapp 1400 Höhenmeter zu überwinden.

Uns aber hält das nicht zurück, und wir gehen den Berg an: Das Auto parken wir beim Diesbachbauern, direkt an der Bundesstraße gelegen, wo auch der öffentliche Busverkehr eine Station eingerichtet hat. Zunächst bleibt uns ein zehninütiger Fußmarsch durch die Auwiese nicht erspart; wir überqueren auf einer Brücke ein Bächlein und stehen dann am Fuße eines steilen Waldanstieges. In nicht gerade bequem angelegten Serpentinien stapfen wir in einer Mulde zwischen der Pfannwand zur Rechten und den Kitzsteinwänden zur Linken zügig bergauf. Man überquert auf frisch gebauten Holzbrückchen zwei furchteinflößende wilde Gräben und gelangt dann in 1200 m Seehöhe auf einen Holzlagerplatz. Noch bevor man aus dem Wald auf diese Lichtung hinaustritt, kann sich jedermann an einer frischen Waldquelle laben.

Der Wald, durch den wir aufgestiegen sind, gehört zu den sogenannten **Bayerischen Saalforsten**; dies sind Wälder im Saalachtal, die von der bayerischen Forstverwaltung gehegt und genutzt werden. Daß deutsche Forstbeamte auf österreichischem Staatsgebiet hoheitlich tätig sein dürfen, geht auf die „Salinenkonvention“ von 1829 zurück.

Es wurde damals vereinbart, daß die Österreicher über die Grenzen des Bundeslandes Salzburg hinaus ins Bayerische hinein Salz gewinnen dürfen, den Bayern aber gestattet ist, in Österreich Holz einzuschlagen und auf der Saalach zu den Reichenhaller Salinen zu treffen. In der älteren Literatur findet man auch Begründungen politisch-militärischer Natur für diese Abmachungen.

Gipelfahrten und Überschreitungen

Wer trittsicher und schwindelfrei ist und über etwas Erfahrung verfügt, ist in der Lage, die meisten Gipfel der Leoganger Steinberge zu besteigen. Gleiches gilt für die Überschreitung des Steinberges auf den verschiedensten Routen.

Schauen wir uns gleich einmal den höchsten Berg des Gebirgsstockes, das 2634 m hohe **Birnhorn** an. Sein Charakteristikum ist die 1600 m hohe Südostwand. Ohne von vorgelagerten Almen oder Wäldern aufgehalten zu werden, stürzt sie in einer Flucht bis auf den Birnbachursprung hinunter. Ähnlich gewaltige Wände weisen in den Ostalpen nur wenige Berge auf (z. B. Watzmann-Ostwand). Der Passauer Karl Mayrhofer und der Leoganger Bergführer Oberlader haben sie am 1. Oktober 1900 erstmals (durch den Hochbrettgraben) durchstiegen. In den nächsten Jahren wurden weitere Routen erschlossen (östlich und westlich des Schafzackens und des Wildzackens, über das Birnhornkees usw.); die letzte Neuroute eröffneten drei Österreicher am 1. November 1968 durch die Südostverschneidung.

Wir Normalberggeher müssen aber den Gipfel nicht unbedingt über diese Wand ersteigen. Wir begnügen uns mit dem Aufstieg von der Hütte aus. Zehn Gehminuten hinter dem Unterkunftshaus trennen sich die beiden Normalwege, und wir müssen uns für die Süd- oder die Nordwest-Route entscheiden. Da erstere etwas schwieriger ist, wählen wir diese für den Aufstieg. Den Hochzint, im Kammverlauf liegend und mit einer markanten Kante gegen Süden hin abstürzend, lassen wir links liegen und gehen auf die Einschartung zwischen Hochzint und Birnhorn zu. Wir schauen auf die respekteinflößenden Abstürze, Gräben und Rinnen der Südwand hinunter, bevor wir durch ein großes Felsentor, das sogenannte Melkerloch, treten. Dieses Loch führt nicht in die Tiefe, es ist ein Felsdurchbruch, den man ohne Höhenverlust durchschreitet. Für Fotografen ein wahres Fressen. Um dieses Naturdenkmal reihen sich einige Sagen, die immer wieder mit einem frevelhaften Melker und mit dem Teufel zu tun haben.

Nach dem Melkerloch queren wir ein paar Schneefelder und stehen dann am Einstieg in den oberen, stark gebänderten Teil der Südwand. Die vor uns liegende Route hat erstmals der Leoganger Michael Hofer 1861 begangen. Dieser Hofer hat auch den ersten Weg zur Passauer Hütte angelegt. Über Bänder und Wandstufen gelangen wir nach einer Stunde (vom Einstieg aus gerechnet) auf den Gipfel. Welch Panorama tut sich hier auf. Der berühmte Purtscheller schwärmt über diese Aussicht: „Zu wiederholtem Male durchwanderte ich diese prächtigen Kalkalpen ... Das Birnhorn hat, ich glaube mich nicht zu täuschen, unter allen Kalkgipfeln Salzburgs, den Hochkönig

und Dachstein nicht ausgenommen, die umfassendste und schönste Aussicht. Es übertrifft hierin noch das Kaisergebirge." Von Touristen wurde der Gipfel erstmals 1831 bestiegen (Pfarrer Thurwieser aus Salzburg, begleitet von dem Leoganger Stachelsberger). Freilich war der Gipfel von Jägern schon viel früher bestiegen worden, und 1825 bereits haben Mappingsgehilfen (Landvermesser) dort oben ein Triangulierungszeichen aufgestellt.

Über die Westseite des Birnhorns steigen wir wieder ab. Unter uns liegt das weite Ebersbergkar und gegenüber der Rothornkamm. Eine Urweltlandschaft! Breite, geröllbedeckte Bänder führen uns an einem „Fenster“, das einen Tiefblick in das Grubkar erlaubt, vorbei und hinunter zur Kuchlnieder. Die Kuchlnieder ist eine Einsattelung zwischen Birnhorn und Kuchlhorn. Von ihr aus gelangt man problemlos ins Ebersbergkar, auf der anderen Seite in einem steilen Abstieg in die Hochgrub. Weil es so bequem auf dem Wege liegt, nehmen wir heute auch das **Kuchlhorn** (2500 m) noch mit, dessen Gipfel wir in einer halben Stunde erreichen.

Einer der schönsten Gipfel der Berggruppe, leider sehr abgelegen, ist das **Große Rothorn**, dessen Gipfelaufbau, nach Meinung der Erschließer, dem Matterhorn gleicht. Es liegt in dem nord-südlich verlaufenden Kamm, dessen südlichster Berg das Dreizinthorn und dessen nördlichster das Lahnerhorn ist. Man steigt vom Norden her von der Vorderkaseralm aus über die Heitzmannscharte an, von wo man den Gipfel entweder über den mittelschwer zu erkletternden Nordostgrat, oder auch über den Normalweg erreichen kann.

Man könnte diesen Gipfel natürlich auch über den ganzen Kammverlauf vom Hundshörndl zum Rothorn erreichen. Diese Überschreitung erfordert aber viel Ausdauer, muß man doch An- und Rückmarsch auch noch bewältigen. Das Birnhorn wird jedenfalls viele hundert Mal öfter besucht als das Große Rothorn.

Eine eindrucksvolle Szenerie bietet sich dem Berggeher, der die Gipfel der **östlichen Leoganger** vom Schüttachgraben aus angeht. Die steilen Kare, die sich auf das Plateau hinaufziehen, machen einen abweisenden Eindruck. Es führen auch nur wenige unmarkierte Steiglein dort hinauf. Eine verlassene Welt! Keine Alm und kein Unterkunftschaus bieten dort dem Bergsteiger Zuflucht.

Zwischen der Großen und der Kleinen Saugrube erstreckt sich in genau nord-südlicher Richtung der **Sauhornkamm**, dessen nach Norden auslaufender Felsgrat die eigenartigen, für den Leoganger Steinberg typischen stufenförmigen Absätze aufweist. Von der Dalsenalm aus zeigt sich das Fünfte Sauhorn, auch Saurüssel genannt, als schlanker Felsturm, dessen Profil an die Nordkante des Predigtstuhls im Kaiser erinnert. Westlich der Großen Saugrube ragen das **Marchandhorn** und das **Barbarahorn** aus den Karen empor. Das am weitesten südlich gelegene Barbarahorn mit seinem schneidigen Südgrat gleicht einem Dolomitengipfel; nach Südwesten hin stürzt der Berg in fast senkrechten Wandfluchten ab.

Das Barbarahorn hat seinen Namen von der Schutzheiligen der Artilleristen, der hl. Barbara. Die Kanoniere des Hochfilzner

Schießplatzes, die ihre Ziele in den Karen unterhalb dieses Berges aufgepflanzt hatten, sollen angeblich diesem Berg den Namen verliehen haben.

An das Barbarahorn schließen sich, durch die Barbarascharte getrennt, das Kleine und das Große Marchandhorn an. Vom Nordgipfel des Großen Marchandhornes stürzen mächtige Plattenbänke nach Nordwesten ab. Unheimlich glatt zeigt sich diese Wand, und nur wenige karrenartige Erosionen ermöglichen eine Durchsteigung. Auch das Kleine Marchandhorn ist von allen Seiten nur schwer erreichbar.

Zwischen Marchandhorn und dem markanten Dreizinthorn macht sich das klobige **Griesner Hochbrett** breit. Man besteigt es vom Griesner Rotschartl aus, das die Verbindung zum Marchandhorn herstellt. Wenn man von der Großen Saugrube gegen das Hochbrett ansteigt, ist der Blick vor allem von der beherrschenden Ostwand gefesselt.

Vom Tal der Leoganger Ache aus blickt der Betrachter auf einen Berg, der wie ein zinnengekrönter Wachturm die Szenerie beherrscht: das **Dreizinthorn**. Es bildet die Südwestecke des Gebirgsstockes. Seine Felsflanken stürzen scheinbar unersteiglich auf die Schuttkegel und Almböden hinab. Die Gipfelformation besteht aus aufeinandergetürmten Felsblöcken. Purtscheller vergleicht das Dreizinthorn mit den Schluderbacher Drei Zinnen. Das große Dreizinthorn ist der klettertechnisch am schwierigsten zu erreichende Gipfel der Leoganger.

Eine der schönsten Gratwanderungen

Der Hausberg der Passauer Hütte steht natürlich unmittelbar vor deren Haustür. Es ist das **Mitterhorn** mit seinem kühnen Eckpfeiler, dem Fahnenköpfl. 1893 wurde es von den Bergführern Sock und Oberlader vulgo Priesterecker erstmals erstiegen.

Eine großartige Sache ist die **Überschreitung des gesamten Hauptkammes** vom Hochfilzner Sattel übers Birnhorn ins Saalachtal. Als das österreichische Bundesheer die Almen und Abhänge des südlichen Schüttachgrabens noch nicht für jeglichen Durchgang gesperrt hatte, konnte man von der Schüttachalm aus über die frühere Küblalm und Marchandalm zum Griesener Hochbrett aufsteigen. Heute geht man von Griesen aus, erreicht über einen Wald die idyllische Schaffalm und steigt über den Bergrücken (Hochdurrachkopf, Jungfrau) mit gewaltigen Schrofen zum Griesener Hochschartl auf. Man bewundert die formschönen Zinnen des Barbarahorns und der Marchandhörner, die die Marchandalm einrahmen und eine Dolomitenlandschaft in die Leoganger Steinberge zaubern.

Von dem Schartl aus fahren wir über Geröll in die Große Saugrube ab und steigen von dort ohne Schwierigkeiten zum Schneegrubenhörndl hinauf. Weiter geht es hinüber zum Hundshörndl und dann problemlos zur Reißensandscharte, dem oberen Rand und gleichzeitig Südwestecke des Ebersbergkares. Beeindruckend ist von dort aus der Blick auf das Dreizinthorn. Über die Reißensandscharte könnte man ins Leoganger Tal absteigen. Wir aber gehen immer weiter, am oberen Rand des Ebersbergkares entlang, vorbei am Leoganger Rot-

Foto: Sepp Brandl

schartl und der Ritzenkarscharte bis zum Einstieg in den Birnhorn-Südwestgrat. Auf diesem nicht schwer zu erkletternden Grat sind wir von der Scharte aus in einer knappen Stunde am Birnhorn Gipfel. Nach der Gipfelrast steigen wir über den kürzeren Hofersteig (Südwand) zur Passauer Hütte hinab. Wem es für diesen Tag reicht, der übernachtet im Unterkunftshaus. Durchtrainierte gehen gleich weiter und steigen über das Grubkar nach Diesbach oder über das Hochtorn nach Leogang ab. Nur bei ausreichender Sicht sollte man diese Überquerung wagen, denn das Gelände bietet Fallen genug, sich zu verlaufen.

Freilich gibt es noch andere Möglichkeiten, den Bergstock zu überqueren; den Aufstieg vom Klausbach ins obere Ebersbergkar über die Heitzmannscharte etwa und weiter über die Kuchlnieder zur Passauer Hütte. Oder auch von der Dalsenalm im Schüttachgraben über die Kleine oder Große Saugrube ins Kar und weiter zur Hütte. Sie alle erfordern Ausdauer, Orientierungsvermögen und Bergerfahrung. Eine ganz große Sache ist der Übergang von der Schmidt-Zabierow-Hütte in den Loferer Steinbergen zur Passauer Hütte. Wegen des militärischen Sperrgebiets im Bereich des Rammernsattels muß man nach Norden zu ausweichen.

Winter in den Steinbergen

Die Leoganger Steinberge sind kein Skigebiet im üblichen Sinne. Dazu ist das Gelände zu alpin: Um ja keine Wald- und Wiesenskifahrer in die Versuchung zu bringen, die Passauer Hütte im Winter anzugehen, ist dort bewußt kein Winterraum eingerichtet. Freilich veranstalten die Leoganger Bergsteiger alljährlich zu Beginn der Sommersaison, anfangs Juni, im Grubkar ein Skirennen. Kein Lift bringt sie hinauf, und die Brettl müssen um diese Jahreszeit auf dem Buckel hinaufgeschleppt werden.

Eine Ausnahme von der Regel bildet das Ebersbergkar, das von Weißbach aus (Hackerbauer) erreicht werden kann. Dolinen und sonstige Löcher sind im Frühjahr zugeschneit, und die Lawinen sind abgegangen. Freilich ist der Aufstieg im ungespurten Schnee etwas mühsam. Wer bis zum oberen Ende des Kares aufsteigen will, muß sich immerhin 1600 Höhenmeter hinaufplagen. Wenn ein Skibergsteiger ganz ausgezeichnet in Form ist, steigt er bis zur Kuchlnieder auf, schnallt dort seine Brettl ab und spurt auf den breiten Bändern zum Birnhorn hinauf. Wenn er Glück hat, sind die Bänder durch den Westwind vom Schnee leergefegt.

Bei passenden Schneeverhältnissen ist es sogar möglich, die West-Ost-Überschreitung mit den Skiern zu wagen. Ausgangspunkt ist der Rammernsattel. Über das Heueck gelangen wir in das Kar unterhalb des Barbarahorns, von dort steil und steinschlaggefährdet, mit den Skiern auf den Rucksack geschnallt, über die Barbarascharte in die Große Saugrube. (Das Griesner Rotschartl ist im Winter als Übergang nicht geeignet.) Dann geht's problemlos zur Schnee-grube hinauf. Das Kleine Dreizinthorn könnte mitgenommen werden. Von der Schnee-grube steigen wir in dem zum Ersten Sauhorn hinziehenden



Kar hinauf und über einen Firnhang zum Zweiten Sauhorn. Die Abfahrt in die Kleine Saugrube und der weitere Aufstieg auf den Rothornkamm erfordern wegen der zu überwindenden plattigen Wandstellen große Erfahrung und sicheres Können. Von dort führt eine steile Abfahrt zur Reißensandscharte. Weiter geht's über das Ebersbergkar zur Kuchlnieder. Der Abstieg zur Grub stellt wegen eventueller Wächten und wegen der möglichen Lawinen hochalpine Anforderungen. Die folgende Abfahrt über das Grubkar verspricht wieder einen Hochgenuß.

Lamprechts Ofenloch

Die Leoganger Steinberge bieten neben vielen kleinen Naturwundern, wie dem Melkerloch auf der Grub, dem Fenster am Birnhorngrat und den verschiedenen wunderbar gestalteten Felstürmchen auch ein wirklich großes: die Lamprechtshöhle. Bereits 1905 war die Höhle durch die AV-Sektion Passau zugänglich gemacht und elektrisch beleuchtet worden. Aus der Tiefe der Höhle wurde der Höhlenbach einer Turbine außerhalb des Berges zugeleitet und mit dem erzeugten Strom die Höhle beleuchtet. Nicht die Höhle, sondern die elektrische Beleuchtung war zu Beginn dieses Jahrhunderts die Attraktion für alle Tal- und Bergbewohner des Pinzgaues.

Was will der Name „Ofenloch“ besagen? Ein Ofen ist eine kessel- oder beckenartige Auswaschung von Wasserdurchbrüchen. Wir kennen die Salzach-Öfen, Lammer-Öfen, Aubach-Öfen, die Öfen des Strubbaches, den See-Ofen im Tennengebirge u. a. Von einem Ofenloch spricht man, wenn eine größere Höhle einen engen Eingang hat wie z. B. das Scheikofenloch im Hagengebirge, das Riedenburger Ofenloch bei Salzburg und noch andere.



*Bergheimat: Mitterspitzen und Fahnenköpfl
mit Passauer Hütte.
Foto: Willi End*

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde mit der Erforschung der Höhle begonnen (s. Seite 23). Heute jedenfalls ist der Höhlenverlauf bis zu einer Tiefe von etwa 2 km und einer Höhe von 900 m über dem Eingang vermessungstechnisch nach Lage und Höhe genau erfaßt und kartiert. Der für die Öffentlichkeit zugelassene und erschlossene Teil der Höhle endet 400 m hinter und 125 m über dem Höhleneingang. Erst Mitte der siebziger Jahre wurde die 1905 installierte elektrische Leitung mit ihren alten Isolatoren ausgebaut und durch eine, die skurrilen und bizarren Felsgebilde und hohen Dome indirekt gut ausleuchtende Anlage ersetzt. Der Weg durch die Höhle ist gut ausgebaut, bequem begehbar und mit stabilen Geländern versehen.

Neben diesem Hauptgang durch die Schauhöhle gibt es noch den zweiten großen Ast, den sogenannten Hachlgang, der aber nur den Höhlenforschern zugänglich bleibt.

Bergheimat

Man könnte die vorstehende Beschreibung der Leoganger Steinberge noch ergänzen mit der Ersteigungsgeschichte der einzelnen Gipfel und Wände und mit Detailschilderungen einzelner Touren. Aber was soll dies? Wir empfehlen den Berg-

freunden, selbst hinauszufahren in die Bergnatur und sich den Schwierigkeiten der Wege und den Unwägbarkeiten des Wetters zu stellen! Führer und Karte unterstützen diese Vorhaben. Zu letzteren seien noch ein paar kritische Anmerkungen erlaubt: Leider haben sich die Landvermesser und die Kartographen, die die ersten Karten geschaffen haben, viel zu wenig Gedanken über die Herkunft und die ursprüngliche Bedeutung der Namen gemacht, die sie in die Karte eingetragen haben. Und diese falschen Bezeichnungen werden von Auflage zu Auflage mitgeschleppt. Dies gilt nicht nur für die Karte der Leoganger Steinberge, sondern auch für alle anderen. Da wird aus einem Rammernsattel ein Römersattel („Rammern“ in seinen vielfältigen Zusammensetzungen hat immer etwas mit Geröll zu tun), aus einem Tierkarhorn ein Dürrkarhorn. Man liest in der Karte die Bezeichnung „unsinniger Winkel“ und stellt dann fest, daß es sich um einen unsöhnigen Winkel (einen Winkel ohne Sonne) handelt. Aus einem „Griesdobl“ (jedermann kennt die Bedeutung von „Gries“ in seinen vielen Formen) wird ein Christdobl. Wieviel ähnliche Beispiele könnte man da nennen! Diese kleinen Ärgernisse sollen aber unsere Freude am Bergsteigen nicht mindern. Für uns Passauer bleiben die Leoganger Steinberge, neben den Loferer Steinbergen, unsere Bergheimat, die zu besuchen uns nicht nur Freude macht, sondern tiefes Bedürfnis ist.

Abenteuer Lamprechtsofen

Forschungsfahrten in der „höchsten Höhle der Welt“

Von Edith Bednarik

„In den Weihnachtsferien willst eine Höhlentour machen?“ sagten meine Kollegen vom Wiener Höhlenverein, „frag doch bei den Salzburgern an, die suchen Leute für eine Tour in den Lamprechtsofen.“ – „In den Lamprechtsofen? – Ich? – Mit den Salzburgern?“ Mir blieb der Mund offen.

Nun ja, ich hatte mich schon einige Jahre mit Höhlenforschung beschäftigt; anfangs sporadisch, dann immer intensiver. Vorwiegend war dies aber auf die nicht allzu weite Umgebung meiner Heimatstadt Wiener Neustadt beschränkt geblieben; und da es hier keine wirklich großen Höhlen gibt, kannte ich kaum welche.

Zwar hatten wir in unserer kleinen Forschergruppe einige ganz schöne Erfolge erzielt, so daß wir uns in unserer Naivität schon als große Höhlenforscher gefühlt hatten. Trotzdem – wir waren immer noch Menschen. Aber die Salzburger waren halbe Götter! Mit denen sollte ich mitgehen? – Würden die mich überhaupt mitnehmen?

Zum zweiten Mal blieb mir der Mund offen, als die Halbgötter auf meine schüchterne Anfrage spontan und einfach ‚ja‘ sagten.

Von Salzburg aus waren wir über das Deutsche Eck in Richtung Lofer/Zell am See gefahren. Zwischen diesen beiden Orten, bei Weißbach, öffnet sich gleich neben der Straße der Höhleneingang. Knapp davor steht ein Gasthaus und neben diesem die kleine Forscherhütte des Salzburger Höhlenvereins.

Ritter Lamprecht und seine Höhle

Natürlich fragte ich, was das Bild des Ritters an der Gasthauswand zu bedeuten hätte. Man erklärte mir, daß dies der Ritter Lamprecht sei. Er war einst Herr der Burg Saaleck, die heute als Ruine auf den Felsen hoch über dem Lamprechtsofen thront. Seine beiden Töchter erbten viel Geld. Jedoch wurde die eine, die blind war, von ihrer sehenden Schwester beim Teilen betrogen. Zur Strafe muß letztere gemeinsam mit einem glutäugigen schwarzen Hund die Schätze in der Höhle bewachen, bis sie erlöst wird.

Den Abend nützte ich zum Besuch des ausgebauten Schautelles des Lamprechtsofens und bewunderte unter anderem die vielen alten Inschriften.

Urkundlich wird die Höhle erstmals 1650 erwähnt, als amtlich untersucht wurde, wer sie aus welchem Grund besuchte. Meist waren es Schatzsucher, die die Schätze des Ritters Lamprecht heben wollten. 1701 wurde der Höhleneingang auf erzbischöflichen Befehl zugemauert. Die erste höhlenkundliche Erforschung erfolgt am 22. Jänner 1833 und erbrachte die Befahrung von etwa 800 m Höhlengängen. 1905 wurde die elektrisch beleuchtete Schauhöhle eröffnet.

Träumte ich in der Nacht vom Ritter Lamprecht und seiner Höhle?

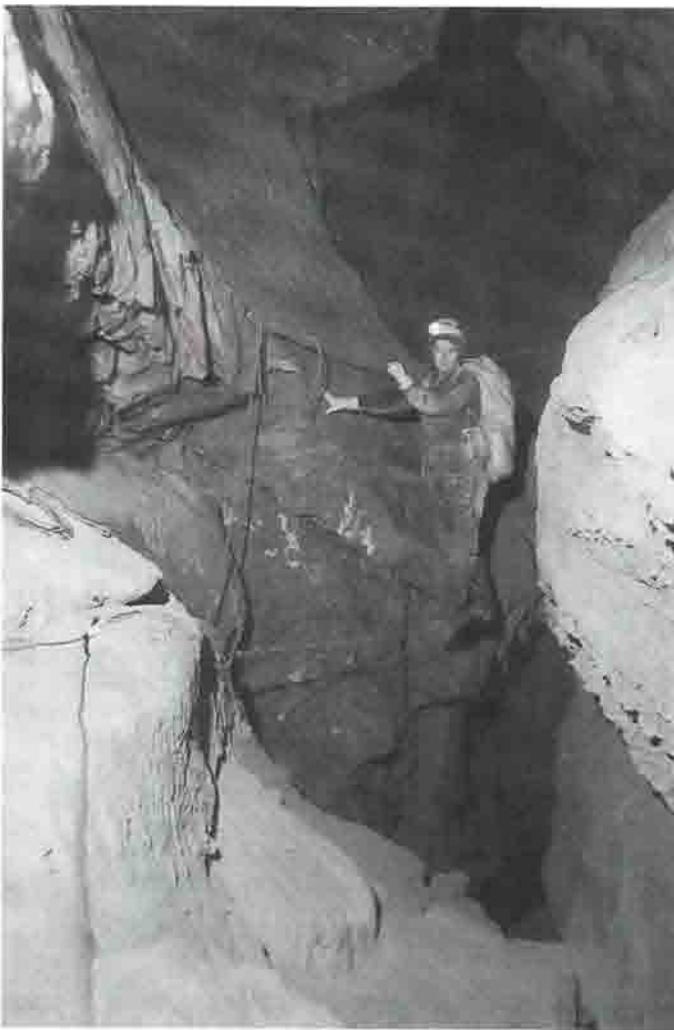
Am nächsten Tag wurde endlich meine Ungeduld belohnt, es ging ab ins Abenteuer Lamprechtsofen. Die Salzburger Halbgötter gaben sich sehr menschlich. Sie stießen sich nicht daran, in der männlichen Domäne der Höhlenforschung auch eine Frau anzuerkennen. Ich wurde weder bevorzugt noch geringschätzig abgetan oder als „schwache Frau“ behandelt –, ich war ein Kamerad wie jeder andere.

Bei dieser ersten Tour in den Lamprechtsofen gab es allerdings viel Neues für mich zu sehen und zu lernen.

Bald nachdem wir am Ende der Kanzlergrotte den ausgebauten Schauteil verlassen hatten und in den Hachelgang abgezweigt waren, begannen die ersten „Versicherungen“, die die Höhlenforscher angebracht hatten, um den Weg rascher bewältigen zu können und dadurch Zeit für die Forschungen zu gewinnen: hier eine kleine Eisenleiter, da ein Drahtseil zum Anhalten . . . Besonders faszinierten mich die Trittsstifte: gewöhnliche, 10 cm lange Sechskantschrauben, die bis über ihr Gewinde in ein vorher in den Fels gebohrtes Loch geschlagen und sowohl als Tritte und Griffe verwendet werden als auch zur Befestigung von Seilen und sonstigen Versicherungen.

Ich dachte daran, wie mühsam es ist, mit einem Steinbohrer händisch ein 2 Zentimeter tiefes Loch zu schlagen und fragte mich später an vielen Stellen der Höhle, wieviel Zeit und Idealismus die Anbringung der unzähligen Stifte wohl erfordert hatte.

In der Nähe des Smaragdsees standen wir plötzlich vor einem Abgrund. Zum Zeitpunkt seiner Erforschung war seine Überwindung äußerst mühsam gewesen. Später hatten ihn die Salzburger Höhlenforscher mit einem dünnen Drahtseil überbrückt. Auf diesem spaziert man einfach drüber, wobei man



Fotos: Edith Bednarik

sich mit den Händen teils an der Felswand, teils an einem etwas höher gespannten Halteseil festhält.

Es folgten noch etliche solcher „Seilbahnen“, manche in recht respektabler Länge. Die nächste größere Wasseransammlung nach dem Smaragdsee ist der Poldisee und nach diesem der Bocksee, dessen Siphon den Forschungen im Jahre 1963 ein Ende gesetzt hatte. Taucher konnten jedoch feststellen, daß die Höhlendecke nur sehr seicht ins Wasser ragte und sich jenseits wieder anhub. Im Jahr darauf wurde ein niedriger Durchgang freigesprengt, der mit einem Boot befahren werden konnte. Da ein geringfügiges Steigen des Wasserspiegels den Siphon wieder verschloß und eventuell in der Höhle befindlichen Forschern den Rückweg abgeschnitten hätte, sprengte man später einen engen Umgehungsgang, dem man durch eine Engstelle entsteigt und danach mit Hilfe von Griff- und Trittschrauben hoch über dem schäumenden Steinbach über die steile Felswand turnt.

Nach einigen mühsamen Strecken erreichten wir die riesige Passauer Kluft, die schließlich in den noch gigantischeren Lamprechtsdom übergeht. Als wir nach 100 Höhenmetern steilen Aufstiegs am oberen Ende des Lamprechtsdomes standen, rann der Schweiß in Strömen. Die Zehn-Minuten-Rast, die wir einlegten, hatten wir ehrlich verdient.

Vom Lamprechtsdom ging es abwärts, bald darauf erreichten wir wieder den Höhlenbach und folgten diesem bis zum Grünsee. Dort lernte ich wieder das Staunen. Vor uns schaukelte

ein Floß im Wasser, aus einem alten Betteinsatz und zwei Autoreifen zusammengebastelt. Die Kameraden nannten es stolz Kon Tiki I.

Es war gar nicht so einfach, von der steilen Felsplatte, die das Ufer bildet, auf das Boot zu steigen, ohne zu kentern. Setzte man den Fuß nicht richtig drauf, fuhr das Biest sogar davon. Die anschaulichen Berichte meiner lieben Kameraden von zahlreichen Höhlenforschern, die hier unfreiwillig baden gegangen waren, machten meine Erwartungen nicht freudvoller.

Da alle die Boote in der Höhle nur einzeln zu benützen waren, mußte ich noch warten und konnte den romantischen Anblick in vollen Zügen genießen. Das tiefe Wasser war so klar, daß man jeden Stein am Grund sehen konnte. Während der jeweilige „Kapitän“ sein Floß durch Ziehen an sinnvoll gespannten Schnüren weiterbewegte, leuchtete seine Lampe wunderschön die Raumprofile aus, warf schimmernde Reflexe auf die Wasseroberfläche, bis schließlich ein letzter schwacher Lichtschein hinter einer Biegung verglomm.

Das Auftauchen des an den Schnüren zurückgezogenen Bootes brachte mich aus meinen Träumen in die rauhe Wirklichkeit zurück. Ich war dran!

Es ging recht gut, ich kenterte nicht und landete glücklich am jenseitigen Ufer. Dort wartete hinter einer schmalen Felschwelle bereits das zweite Floß, unser Kon Tiki II. Während ich über den ruhigen Wasserspiegel glitt, versuchte ich mir vorzustellen, wie die Salzburger Kameraden die Boote hierhergebracht hatten. Die Anstrengungen müssen gigantisch gewesen sein. Den Transport der voluminösen Dinger durch einige Stellen konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen.

Nach der dritten Bootsfahrt mit Kon Tiki III warteten wir in der folgenden Jausenhalle Frohnwies zusammen und setzten dann gemeinsam unseren Weg fort. Im Auf und Ab erreichten wir das ehemalige Sandbiwak und über weitere Aufstiege den Reitschacht, den engen Linsenschluf und schließlich den 100 m langen Marterschluf, dessen Name jeglichen Kommentar erübrigt.

Jeder Höhlenforscher atmet auf, wenn er endlich wieder aufrecht stehen kann. Er plagt sich ja nicht allein durch den aufwärtsführenden Schluf, er hat noch einen schweren Schleifack dabei. Vor sich herschieben läßt der sich nicht, also zieht man ihn hinter sich nach. Natürlich verhängt er sich sehr oft. Es wäre sicher erheiternd, hier manche Zornesausbrüche auf ein Tonband zu bannen.

Endlich hatten wir auch den folgenden Lehmlackengang hinter uns und standen vor dem Dolomitdom, in den wir über fixe Leitern zum Biwak hinunterstiegen, das das Ziel unserer heutigen Fahrt darstellte. Zum Schutz vor dem Luftzug war hier ein Plastikzelt aufgebaut, Kochzeug und einige Konserven gab es auch

Fünf Seen an der „Riviera“

Bevor wir uns schlafen legten, machten wir einen Abstecher zur Riviera. In diesem wunderschönen, breiten Gang reihen sich fünf Seen aneinander, man wandert am feinsandigen Ufer



entlang und fühlt sich, von der Temperatur abgesehen, tatsächlich wie an die Riviera versetzt. Ich war restlos begeistert. Mit einem Ausmarsch ohne Zwischenfälle am nächsten Tag war meine erste Höhlenfahrt mit den Salzburger Kameraden gut zu Ende gegangen. Bald folgten ihr weitere.

Eine unserer nächsten Touren galt einem Materialtransport in den Dolomitdom. Es handelte sich hauptsächlich um Seile, Sechskantschrauben und Leitern, die allerdings erst an Ort und Stelle zusammengebaut wurden. Ihre etwa drei Meter langen Holme bestanden aus Metallbändern, in die man in Abständen Löcher gebohrt hatte. In diese wurden später die zugeschnittenen und mit einem Gewinde versehenen Sprossen gesteckt und mit Muttern verschraubt. Neben einer gewichtigen Last an Schrauben in meinem Schleifsack wurden mir zwei Pakete gebündelte Leiterholme zugeteilt sowie Adi, mit dem gemeinsam ich die langen Dinger schleppen beziehungsweise an entsprechenden Stellen bändigen sollte.

Nun, es war anstrengend, aber es ging. Adi war ein lustiger Kerl. An vielen Stellen, wo andere schimpften und fluchten, lachten wir. Besonderes Gelächter gab es beim Abstieg in den Dolomitdom. Über andere kleine Stufen am Weg hatten wir die gebündelten Holme einfach hinuntergeworfen. Beim Dolomitdomabstieg wollte es Adi ebenso machen. Unglücklicherweise warf er die Bündel nicht ganz in die richtige Richtung. Sie kollerten weiter und blieben erst in jener Spalte liegen, die für ganz andere Zwecke benützt wurde.

Unter dem Gespött und Gelächter aller Kameraden, die schon im Biwak waren, mußte der arme Adi hinunterklettern und die Holme wieder holen. Gott sei Dank lachte er fleißig mit und beantwortete die scheinheilige Frage, was er denn da unten suche, folgendermaßen: „Ja weißt, ich hab vorige Woche meinen goldenen Ring verschluckt. Den such ich jetzt.“

Wenn ich nun geglaubt hatte, schon einen Großteil der Höhle zu kennen, wurde ich durch die nächste Fahrt eines Besseren belehrt.

Hinter dem Dolomitdom ging es erst richtig los. Da stürzte ein Wasserfall hoch aus der Decke, tosend und brausend, daß man das eigene Wort nicht verstand.

Da sollten wir hinauf? – Tatsächlich; hier hing ein Halteseil an der fast lotrechten Wand, weiter oben abwechselnd Leitern und Quergangsseile, luftig und ausgesetzt und übersprüht vom stäubenden Wasserfall. Im letzten Stück wird der grusige Dolomitfels fester und griffiger. Man steigt hier ohne Hilfsmittel hoch und gelangt nach der teils etwas heiklen Überwindung glattwandiger Strudeltöpfe in die Kneippklamm. Mit einiger Vorsicht kann man sie mit normalen Gummistiefeln gerade noch durchwaten, ohne naß zu werden. Fast horizontal wandert man dahin und hat Muße, die prächtigen weiß leuchtenden Megalodonten im grauen Kalk der blitzsauber glattgewaschenen Wände zu bestaunen.

Ungern verließen wir diese wunderschöne Klamm, die später allerdings schwierig begehbar wird und beim Bärenfall endet. Wir stiegen in die düsteren Lehmtunnels der Urgänge ein, die sich schließlich zum sogenannten Turm aufsteilen. Hier reiht sich Schlot an Schlot, Leiter an Leiter.

Nach etwa 100 Höhenmetern erreichten wir die Mondhalle – mit einer Fläche von zirka 10 mal 20 m und gut 50 m hoch. Wieder bringen uns Leitern und Kletteraufstiege an ihre Decke und von dort durch Schlote weitere 80 m aufwärts.

Wenn sich der Höhlenforscher nach diesen endlosen Aufstiegen in den folgenden flacheren Teilen ein bißchen Erholung erhofft, wird er bald enttäuscht. Er muß durch ein 200 m langes, enges Röhrensystem, den „Spüli“. Meist sind die Gänge so niedrig, daß man kriechen muß. Wenn dann noch die Sohle mit Schlammseen erfüllt ist, wendet man viel Kraft und viele Tricks an, um einschließlich Gepäck möglichst ohne Schlammbad durchzukommen.

Es war wirklich eine Wohltat, nach diesen Marterstrecken endlich wieder normal gehen zu können. Richtig gigantisch mutete uns der riesigen Raum an, in den wir schließlich hinaustraten. Ein 20-Meter-Seilabstieg brachte uns an den Boden der Superklamm. Eine Tropfstelle mit sehr schönen Lehm bäumchen bildete die Wasserstelle eines Biwaks, das wir uns ein Stück höher oben anlegten, indem wir einen schrägen Lehmberg abgruben und eine schöne Plattform zum Kochen und Schlafen einrichteten. Das Endergebnis unserer Arbeiten nannten wir stolz das Tigerbergbiwak.

Nach dem Schlafen begannen wir mit Vermessungsarbeiten. Zuerst ging's zum Gruselversturz hinauf und dann durch diesen durch. Wie auf Eiern und nur einzeln schlichen wir durch die brüchig-grusigen Blöcke. Schließlich erreichten wir wieder den Höhlenbach und standen nach einigen engen Schlüfen, von denen der Striptease-Schluf tatsächlich das vorherige Ablegen sämtlicher Sitzgurte, Klettergürtel usw. verlangt und selbst dann noch dem Forscher die Kleider vom Leib zieht, in der riesigen Feuersteinhalle.

Eingeschlossen, ohne es zu merken

Hier, wo der Höhlenbach aus 20 m Höhe herabstürzt, fanden unsere Arbeiten für die heurige Saison ein Ende. Im Lamprechtsofen kann nur im Winter geforscht werden, weil im Sommer die Hochwassergefahr zu groß ist. Sogar im Jänner hatte einmal ein eingangsnaher Siphon „zugemacht“, während wir in der Höhle waren. Er hatte sich jedoch am Tag vor unserem Ausmarsch wieder geöffnet. Erst in der Forscherhütte erfuhren wir von anderen Kameraden, daß wir eingeschlossen gewesen waren.

Mit größter Freude folgte ich Walters Ruf zur nächsten Fahrt. „Der Albert“, so hatte er am Telefon gesagt, „hat sich in der Feuersteinhalle über zwei Stufen hinaufgeschlossert. Es geht weiter. Komm mit!“ Seit unserem ersten Kontakt war ich nun schon recht oft mit meinen Salzburger Freunden unterwegs gewesen, hatte wunderschöne Touren gemacht und viel Neues gesehen und gelernt. Ich war kein mitgenommener Gast mehr, sondern gehörte zu ihnen. Trotzdem, als ich in der Feuersteinhalle stand und das Seil von einem 20 m hohen Überhang zu mir herunterbaumelte, mußte ich doch irgendwie an meine anfängliche Vorstellung von Halbgöttern denken.

Richtig gemein war die zweite, ebenfalls 20 m hohe Stufe. Das



*Auf der Suche nach Neuland
im Feierabendversturz*

Foto: Edith Bednarik

Seil hing so nahe beim Wasserfall, daß man eine Dusche abbekam. Als Walter aufstieg, zog ich das Seil zur Seite. Wer aber rettete mich aus dem Geriesel? Der gemeine Kerl lachte nur! In der anschließenden, ziemlich geradlinig verlaufenden „Tümpelklamm“ mit den zwei hallenartigen Erweiterungen mußten wir ziemlich viel stemmen und spreizen, manchmal etwas unangenehm. Die kurzen Stücke, die das Waten im Bächlein am Grund erlaubten, waren Erholung für uns. Nach einigen Hundert Metern standen wir bei einem Siphon. Wir nannten ihn Riesenkogelsiphon, weil wir uns unter dem Berg gleichen Namens befanden.

Etwas weiter vorn in der Tümpelklamm fanden wir später eine Möglichkeit zum Hochklettern und erreichten nach glitschigen Aufstiegen und Schlüfen eine wunderschöne, große Halle mit weichem Lehm Boden und einer ergiebigen Wasserstelle, ideal zur Einrichtung eines Biwaks. Wir taufte es das Biwak zum Verlorenen Häuflein nach den zwei einsamen Höhlenforschern, die es erstmals erreicht hatten.

Vom Biwak weg erbrachten mehrere Fahrten den Weiterweg bis zum Feierabendversturz. Mühsam mußten enge Klammern erklettert werden. Ungute Schlüfe, bei denen gelegentlich etwas Sprengstoff helfen mußte, und viele Aufstiege, die nur mit Hilfe von Bohrstiften möglich waren, verlangten zeitraubende, ja zermürbende Arbeit. Viele Schlote, die mühsam erstiegen wurden, erbrachten zwar einen Längenzuwachs, jedoch keine Möglichkeit eines Weiterweges. Namen wie Waterloo und Regenschlot bezeichnen ebenso die Mühsal der Forschungsarbeiten wie eine gewisse Resignation der Höhlenforscher, die in der Bezeichnung „Feierabendversturz“ gipfelt.

Die bisherigen Vermessungsergebnisse hatten zu der Hoffnung geführt, eine Verbindung zu dem 200 m tiefen Riesenkogelschacht herstellen zu können. Außerdem war kurz vor dem Feierabendversturz mit 740 m über dem Eingang eine Höhe erreicht worden, die zur damaligen Zeit schon ins Spitzenfeld der Weltrangliste rückte. War der Lamprechtsofen schon nicht die tiefste Höhle der Welt, so war er jedenfalls die höchste. Normalerweise erfolgt die Erforschung einer Höhle von oben nach unten. Den Lamprechtsofen betritt man praktisch am tiefsten Punkt und folgt seinem Verlauf aufwärts. Daß eine solche Erforschung mit ihren vielen, vielen Kletterstellen weitaus schwieriger ist, liegt wohl klar auf der Hand.

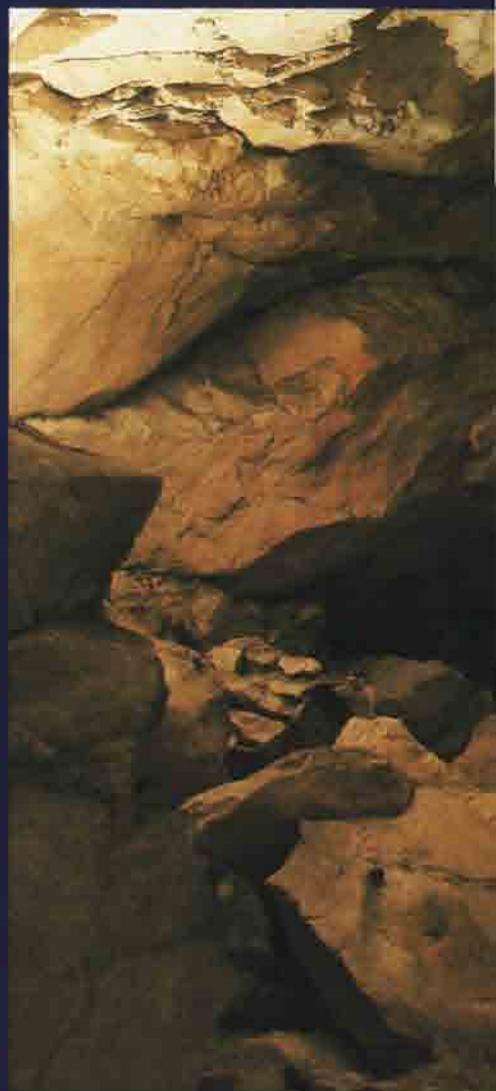
Neuland hinter dem „Feierabendversturz“

Man wollte daher einfach nicht an ein Ende der Höhle glauben und durchsuchte den Feierabendversturz so genau, daß man schließlich doch einen Durchstieg freilegen konnte. Eine nächste größere Expedition in diese neuen Teile unternahm eine Gruppe von Polen, die, um eine neuerliche Ausreisegenehmigung zu erhalten, möglichst mit Tiefenrekorden – hier im Lamprechtsofen handelte es sich um Höhenrekorde – heimkommen wollten.

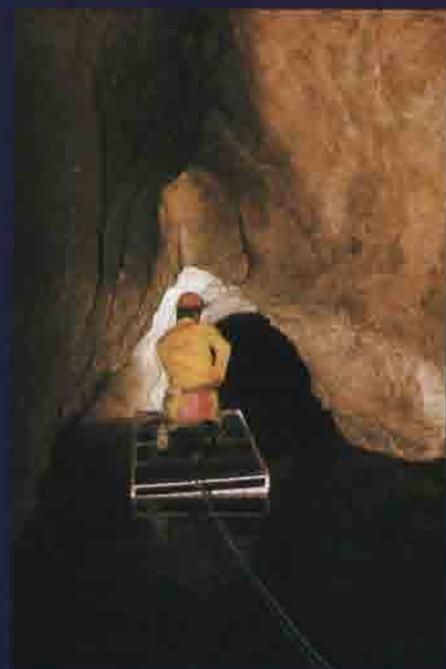
Sie fanden Neuland, aber ein neuer Höhenrekord gelang ihnen zunächst nicht. Leider lieferten sie keine Pläne, die unseren Vorstellungen entsprachen. Wir hatten also die undankbare

Abenteuerliche Welt unter der Erde

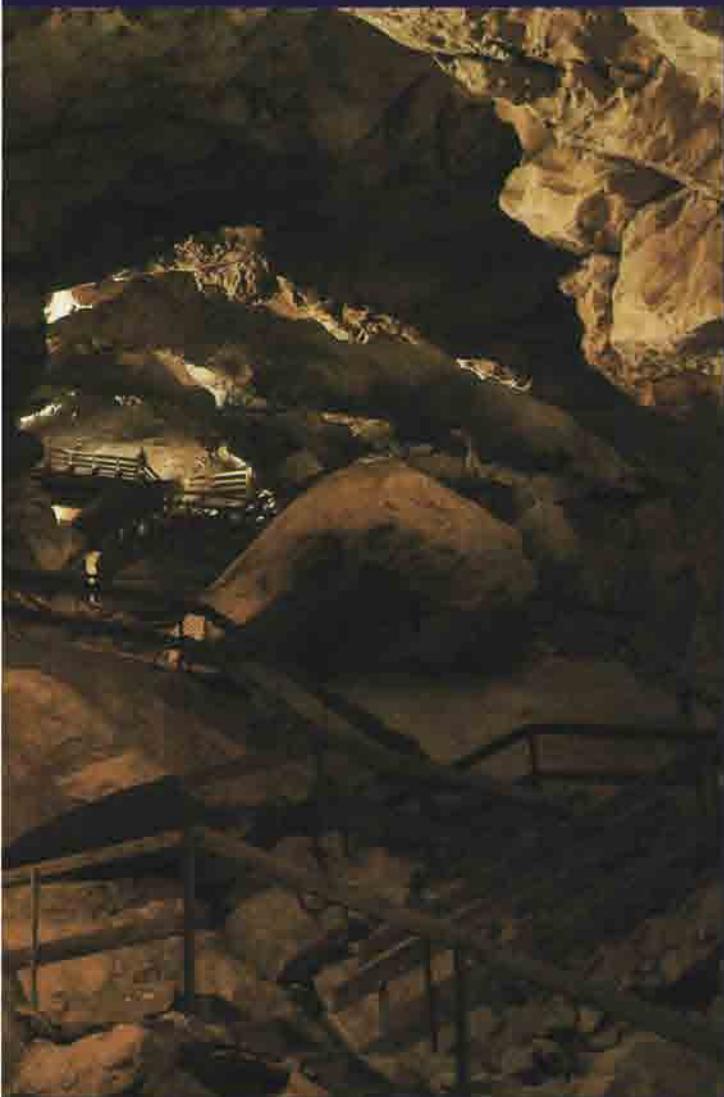
Unten: Die älteste Inschrift
im Lamprechtsofen (1823)
Foto: Bert Schön



Rechts: Hoch über dem
schäumenden Steinbach.
Der Ausstieg aus dem
Umgehungsgang
des Bocksees.
Ganz rechts: Kon Tiki I
auf dem Grünsee

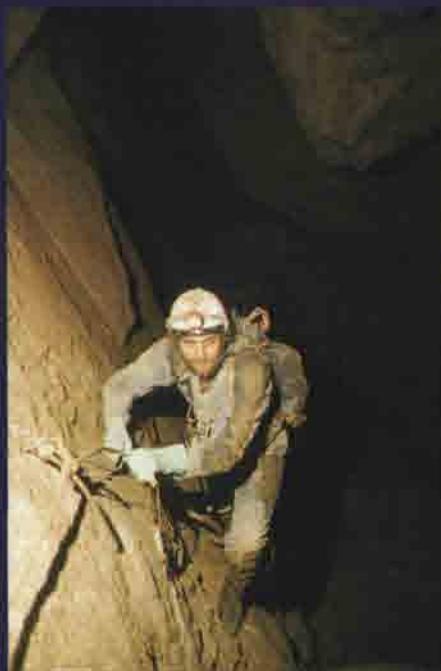
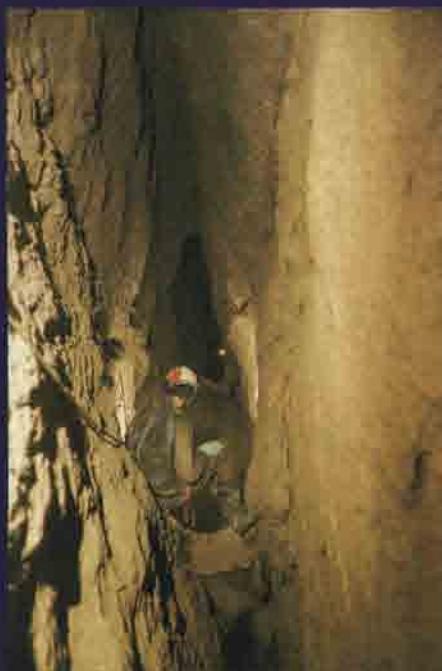
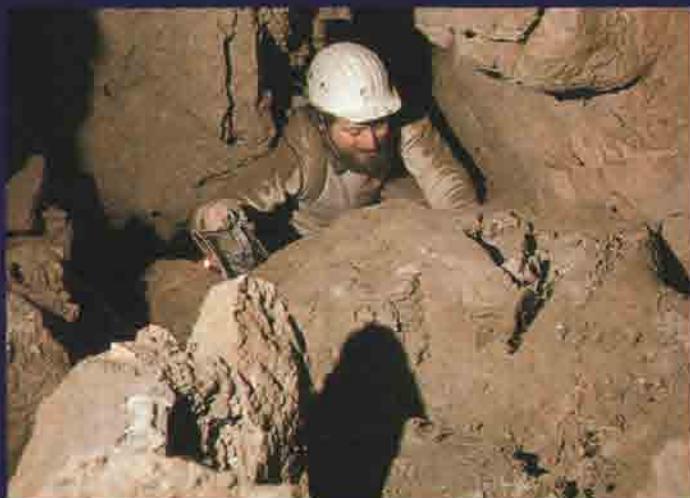


Fotos: Edith Bednarik



*Links: Bequeme Wege
im allgemein zugänglichen Teil
der Schauhöhle . . .*

*Unten: . . . und enge Schlufe dort,
wo nur Höhlenforscher hinkommen.
Fotos: Bert Schön, Edith Bednarik*



*Ganz links:
In der Tümpelklamm
Links: Aufstieg knapp
vor dem Biwak zum
Verlorenen Häuflein*

Fotos: Edith Bednarik



Foto: Edith Bednarik

Aufgabe, in der nächsten Saison die von ihnen befahrenen Teile nachzuvermessen. Keiner der Endpunkte, die wir erreichten, zeigte eine Möglichkeit zum Weiterkommen – zumindest nicht ohne horrenden Zeit- und Materialaufwand.

Inzwischen hatte sich aber Poldi die Überquerung der Mondhalle vorgenommen. Mit Hilfe eines Mopedmotors und einer Lichtmaschine erzeugte er Strom für eine umgewickelte Handbohrmaschine. Mit Ihrer Hilfe konnte er den Zeitaufwand für eine Überquerung der Mondhalle mit Hilfe von Bohrstiften auf ein erträgliches Maß senken. Nach der Erreichung einer Fortsetzung in der gegenüberliegenden Wand wurde eine „Seilbahn“ gespannt, auf der wir bei unserer nächsten Tour in luftiger Höhe, 40 m über dem Boden der Mondhalle, einfach hinüberspazierten.

Nun, gar so einfach war das Drüberspazieren nicht. Wir hatten neben unserem Normalgepäck eine komplette Tauchausrüstung zu transportieren, mit der Jörg einen Siphon erkunden sollte. Eine etwa 100 m lange trockene Klamm brachte uns zu einer 15 m hohen Sinterwand, die bereits durch eingebaute Leitern entschärft war. Die folgenden Gänge überraschten uns durch reichen Sinterschmuck in allen Farbschattierungen von Braun über Rot-Orange bis Gelb.

Dann erreichten wir wieder den Höhlenbach und folgten diesem aufwärts bis zu einem Siphon. In diesem tauchte Jörg. Endlos schien uns die Zeit von seinem Verschwinden bis zum ersten Lebenszeichen, welches er durch das mitgenommene Stanofon gab. Er war etwa 20 m tief und 100 m weit geschwommen und in einer Klamm aufgetaucht, in der er bald einen zweiten Siphonsee erreicht hatte.

Als wir uns zum Abmarsch fertig machten, kehrte gerade auch die andere Gruppe zurück, die uns beim Transport geholfen hatte. Die Kameraden waren bachabwärts in die King-Kong-Schächte abgestiegen, wo sie die bisher größte Halle der gesamten Höhle erreicht hatten. Weitere Abstiege hatten sie zu einer Seenstrecke gebracht, die nur mit einem Boot zu überwinden wäre. Man konnte feststellen, daß es sich um jenen Bachlauf handelt, der tiefer unten dem Grüntopf entquillt und oberhalb des Dolomitsdorns in die Kneippklamm mündet.

Im Jahr darauf hatte wieder eine polnische Gruppe hinter dem Feierabendversturz weitergearbeitet und in den Polnischen Kaskaden einen Weitergang gefunden, der in einer Höhe von mehr als 1000 m über dem Einstieg in einem Versturz endete.

Wir sollten nun untersuchen, ob dort eine Sprengung möglich wäre, und stiegen zu fünft in die Höhle ein. Bald mußten die beiden Gepäckstücke von Gerhard auf eines umgepackt bzw. aufgeteilt werden. In dem unförmigen Plumpsack von Heinz war der meiste Platz. Das höhere Gewicht störte den kräftigen

Heinz kaum. Der Umfang des Sackes machte jedoch Schwierigkeiten. An manchen Stellen wurde er in gemeinsamer Arbeit durchgezerrt oder durchgetreten.

Am höchsten Punkt der höchsten Höhle der Welt

Die Schlafpause im Verlorenen Häuflein hatten wir uns ehrlich verdient. Danach machten wir uns zu dritt auf den Weg. Knapp hinter dem Feierabendversturz ging's aufwärts. Der erste Teil dieser Polnischen Kaskaden war recht schön: gut kletterbarer, sauberer Fels, höher oben sogar tropfsteingeschmückt. Leider begann mit diesen Schönheiten auch der Gatsch. Manchmal war die schräge Kluft, in der wir uns steil aufwärts mühten, so niedrig, daß wir trotz aller Vorsicht die von der Decke hängenden Tropfsteine berührten. Auf allen vier krochen wir über den klebrigen Lehm, verkrallten uns mit den Fingern darin, um nicht abzurutschen. Die Steigergeräte waren bald unförmige Klumpen, die Stiefel ließen sich kaum mehr heben. Durch den dauernden Kontakt mit dem naßkalten Gatsch begannen wir erbärmlich zu frieren. Der eiskalte Luftzug trug das Seine dazu bei.

Plötzlich wurde das Gelände wieder sauber. In einem Wasserfall reinigten wir unser Steigzeug. Nach einem letzten Seilaufstieg erreichten wir einen Zwischenboden aus Blockmaterial, hinter dem ein Versturz zu bekriechen war.

Auf dem Zwischenboden hatten wir uns zunächst ganz normal bewegt. Als es nach unseren ersten Schritten unter unseren Füßen zu rieseln begann und immer größere Steinchen zur Tiefe polterten, schlichen wir entlang der Wand wie auf Eiern dahin. Auch der nachfolgende Versturz sah kaum vertrauenserweckender aus. Die ganze Zone war derart labil, daß eine Sprengung unmöglich schien. Wenn, dann nur mit genügendem Abstand. Wir hätten dazu ungefähr viermal soviel Sprengdraht gebraucht.

Also genossen wir das Gefühl, am höchsten Punkt der höchsten Höhle der Welt gewesen zu sein und traten den Rückzug an.

Seither stagnieren die Forschungen im Lamprechtsofen – verständlich bei dem Aufwand, den Schwierigkeiten und Mühen, die allein der Marsch ins letzte Biwak kostet – ganz abgesehen vom Transport des Gepäcks und von der Schwierigkeit der Forschung nach oben. Aber sicherlich findet sich irgendwann wieder eine Gruppe von tatendurstigen Höhlenforschern, die im Lamprechtsofen weiterarbeiten. Und wenn 9 von 10 mühsam erschlosserten Schloten höher oben ungangbar sein würden, einer würde doch die ersehnte Fortsetzung bringen. Welcher wohl? – Das sollte man wissen!

Die Loferer Steinberge im Kartenbild

Von Rüdiger Finsterwalder

Landkarten werden nach einer einfach gehaltenen, aber doch prägnanten Definition als Bilder der Landschaft bezeichnet. Wie dem Landschaftsmaler ist auch dem Kartographen die Aufgabe gestellt, eine ausdrucksvolle bildliche Wiedergabe der Landschaft zu liefern. Während der Maler aber bei der Gestaltung seines Darstellungsobjektes der Phantasie freien Lauf lassen kann, sind dem Kartographen durch den Zwang, sich an ein vorgegebenes Vermessungsgerüst zu halten, enge Fesseln bei der Darstellung des Geländes angelegt.

Besonders schwierig wird die kartographische Aufgabe im Hochgebirge, wo es gilt, hochragende Berge auf kleiner Grundrißfläche lage- und höhenrichtig wiederzugeben. Die heute dafür benützte Darstellungsweise, die z. B. auch in den Alpenvereinskarten zum Ausdruck kommt, ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung, die recht wechselhaft verlief und auch noch nicht abgeschlossen ist. So erscheint es durchaus reizvoll, diese Entwicklung einmal am Beispiel einer bestimmten Gebirgsgruppe aufzuzeigen und durch Kartenausschnitte zu belegen.

Da dem Alpenvereins-Jahrbuch eine Karte der Loferer und Leoganger Steinberge beiliegt, wurde als Demonstrationsobjekt das Gebiet der Loferer Steinberge gewählt. Dies um so mehr, als von diesem im Grenzbereich von Tirol und Vorarlberg liegenden Gebiet eine Reihe von bemerkenswerten Kartierungen, ausgeführt sowohl von amtlichen Stellen als auch von Privatpersonen, vorliegen und damit jede Phase in der Darstellung des Hochgebirges gut belegt ist. Nicht zuletzt sind von der Aufnahme und kartographischen Darstellung der Loferer Steinberge wichtige Impulse für die Entwicklung der Alpenvereinskartographie ausgegangen.

Die folgende Abhandlung gibt einen kurzen Abriss über die Entwicklung des Kartenbildes dieser Gebirgsgruppe, wobei sich der zeitliche Rahmen von den ersten kartographischen Versuchen bis hin zur heutigen Alpenvereinskartographie erstreckt.

Gebirgsdarstellungen im Aufriß

Die ältesten Karten, auf denen die Loferer Steinberge überhaupt zur Abbildung kommen, stammen aus dem 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Es handelt sich bei diesen Karten um sogenannte Territorialkarten, also Länderkarten. Sie wurden meist von den Landesfürsten in Auftrag gegeben und



Die Darstellung hochragender Berge auf kleinem Grundriß ist das Ergebnis einer langen Entwicklung. Birnhorn vom Nurracher Höhenweg.

Foto: Hans Steinbichler

sollten ihren Herrschaftsbereich bildhaft wiedergeben. Meist lagen diesen Länderkarten keine genauen Vermessungen zugrunde. Um den Karteninhalt einigermaßen lagerichtig wiedergeben zu können, benutzten die Kartenhersteller überwiegend Wegstrecken, die aus dem Reise- und Postverkehr einigermaßen bekannt waren, allerdings nur im flachen Gelände. Im Gebirge und bei Tälern, die häufig ihre Richtung ändern, ergaben sich beträchtliche Differenzen zur kürzesten Verbindung



Bis ins späte 18. Jahrhundert begnügte man sich mit der Darstellung der Lage der Talorte. Im Bild Lofer mit dem bekannten Dreigestirn, dem Ochsenhorn (links), dem Reifhorn und dem Breithorn.

Foto: Bert Schön



Oben:
Karte des Landes Salzburg
von Marx Setznagl aus dem Jahr 1570.
Maßstab 1 : 560 000

Unten:
Karte von Tirol
des Matthias Burgklehner (1611).
Maßstab 1 : 135 000



Bert Schön, der dieses und manch anderes Bild über seine Bergheimat, die Loferer und Leoganger beisteuerte, der den Kontakt mit den Autoren unserer Monographie herstellte und viele nützliche Ratschläge gab – Bert Schön ist tot. Er starb im Juli 1985 am Montblanc, und wir möchten ihm an dieser Stelle ein letztes Mal „Danke schön“ sagen.
(d. Red.)

zweier Orte. Ergänzt wurden die Entfernungsangaben durch Richtungsbestimmung mit dem Kompaß. Dazu kam vereinzelt auch die Benutzung von Breitenbestimmungen nach Sternen. Sie bildeten die Grundlagen für die Konstruktion des Kartengrundrisses.

Für die Darstellung der dritten Dimension, der Geländeformen wie der Berge und Täler, war bis in das späte 18. Jahrhundert noch keine grundrißtreue Wiedergabe möglich. Dazu fehlte es sowohl an einem entsprechenden Abbildungskonzept als auch an der Meßtechnik für die Geländehöhen. Man begnügte sich deshalb, die Berge in annähernd richtiger Lage in Schrägsicht zu zeichnen, wie sie der Beobachter vom Erdboden aus sehen kann. Es herrscht somit ein Dualismus im kartographischen Abbildungsprinzip. Die konsequente Beachtung des Grundrißprinzips wird bei der Geländezeichnung durchbrochen. Dasselbe ist bei der Wiedergabe der Ortsbilder zu dieser Zeit zu beobachten. Auch hier wird die Schrägsicht bevorzugt, um zu einer anschaulicheren Darstellung zu gelangen. Diese ersten Versuche der Gebirgsdarstellung wirken meist recht unbeholfen. Es werden lediglich schematisch gezeichnete Hügel nebeneinander gestellt, weshalb sich für diese Darstellungsart auch die Bezeichnung „Maulwurfshügelmanier“ eingebürgert hat.

Die erste Karte, auf der die Loferer Steinberge in dieser Art abgebildet sind, stammt vom Jahre 1551. Es ist die *Karte des Landes Salzburg*, hergestellt von dem Salzburger Bürger Marx Setznagl. Eine Kopie davon im Maßstab 1:560 000 ist dem berühmten Atlas des Niederländers Abraham Ortelius vom Jahre 1570 beigegeben.

Nach Südwesten orientiert, zeigt sie im Bereich der Loferer Steinberge die Orte Lofer und Waidring, den Pillersee, die Saalach und (ohne Beschriftung) den Loferer Bach. Die Steinberge sind durch vier nebeneinandergesetzte Hügel mit Lichteinfall von Süden markiert. Die daran anschließenden Leoganger Steinberge sind ebenfalls angedeutet und weisen eine Beschriftung mit „ant-horn“ auf. Diese Bezeichnung könnte bereits auf das Marchand-Horn, einen Gipfel im westlichen Teil der Leoganger Steinberge hinweisen oder auf einen anderen der Bergnamen dieser Gruppe, welche überwiegend den Zusatz „Horn“ führen.

Die Abbildung der Steinberge in der Setznagl-Karte ist besser gelungen als in mancher Karte aus späteren Jahren. So wird z. B. in dem bekannten *Atlas der österreichischen Länder* von Wolfgang Lazius aus dem Jahre 1561 das Gebiet der Steinberge stark vernachlässigt. In der Karte von Tirol dieses Atlases, in der es zur Abbildung kommen müßte, ist keine eindeutige Identifizierung der Steinberge möglich. Die ganze Gebirgsdarstellung wirkt in dieser Karte sehr verschachtelt, außerdem ist der Kartengrundriß beträchtlich verzerrt.

Mehr wäre hingegen von der *Tirol-Karte* des Matthias Burgklehner, erschienen 1611 in Innsbruck, zu erwarten. Besitzt sie doch im Vergleich zur Setznaglschen und Lazius'schen Karte mit 1:135 000 einen wesentlich größeren Maßstab. Damit wäre eine detaillierte Geländedarstellung durchaus möglich. Das Gebiet der Steinberge ist auf dieser Karte trotzdem ebenfalls

stark vernachlässigt, was mit der Randlage des Gebiets an der Grenze zwischen Tirol und Salzburg erklärt werden kann. Die Darstellung in der Karte zeigt wieder nur den Pillersee und den Loferer Bach, beide ohne Beschriftung, und an Orten Waidringen, St. Adelger und St. Ulrich. Die Geländezeichnung ist recht schematisch, ohne irgendeinen Naturbezug gehalten, doch sind die Loferer Steinberge immerhin durch den Schriftzusatz „Stainperghoren“ erfaßt und lokalisiert.

Wesentlich ausführlicher als in der Burgklehnerschen Karte ist die Gegend der Steinberge in der *Tirol-Karte* von *Warmund Ygl* behandelt. Ygl, der als Beamter in der Tiroler Kammer in Innsbruck lange Jahre tätig war, besaß eine auf vielen Reisen durch Tirol erweiterte Ortskenntnis, und konnte diese in seiner 1605 in Prag gedruckten Holzschnittkarte vom Maßstab 1:250 000 zum Ausdruck bringen. Zum ersten Mal wird hier auf einer Karte die charakteristische Form der Loferer Steinberge, die als ein heller Kalksteinklotz über die umliegenden niedrigeren Waldberge dominierend herausragen, angedeutet. Der in Schrägansicht gezeichnete schroffe Felsklotz trägt auch die Bezeichnung „Steinberg“. Ein weiterer schroffer Berg ist südwestlich davon mit „Älbihorn“ bezeichnet, ein Name, der in der heutigen Nomenklatur der Steinberge nicht mehr auftaucht. Die Leoganger sind von den Loferer Steinbergen durch den allerdings nicht beschrifteten Schüttbach getrennt und wieder, wie bei Setznagl, mit der Beschriftung „Am horn M.“ versehen. Eine Übernahme aus der Setznagl-Karte mit fälschlicher



Karte von Tirol
des Warmund Ygl (1605).
Maßstab 1 : 250 000

Schreibweise „m“ statt „nt“ scheint nicht ausgeschlossen zu sein. An Gewässern sind eingezeichnet der Pillersee sowie maßlos übertrieben der Grießer See, ferner die Saalach, der Loferer Bach und die Leoganger Ache. Auch die Ortsangaben sind gegenüber den bisher aufgeführten Karten erweitert worden. So kommen zu den Orten Lofer und Waidring noch die Namen „Schütdorf“, „Molenstein“, „Am Turn“. Die Warmund-Ygl-Karte gibt so zweifellos zu Beginn des 17. Jahrhunderts die beste kartographische Darstellung des Gebiets der Loferer Steinberge.

Diese Vorzugsstellung behält die Karte mehr als 150 Jahre, bis sie wieder durch eine Tirol-Karte, die des bekannten Tiroler „Bauernkartographen“ Peter Anich, 1774 überholt war*).

In der Entwicklung der Gebirgskartographie stellt der *Atlas Tyrolensis* von *Peter Anich* geradezu einen Meilenstein dar. Der große Fortschritt, den diese Karte gebracht hat, liegt zum einen in der wesentlich genaueren vermessungstechnischen Aufnahme, zum anderen in der großen Fülle der dargestellten topographischen Details. So erlaubt der verhältnismäßig große Maßstab von 1:103 000 bereits eine recht detaillierte Wiedergabe der Hochgebirgslandschaft. Zu den einzelnen Kartenelementen ist folgendes anzumerken:

Das Gewässernetz enthält nicht nur die größeren Flußläufe, sondern auch die Gebirgsbäche und wasserführenden Rinnen, letztere sogar mit Beschriftung. So sind z. B. die Zuflüsse zum Loferer Bach zwischen Waidring und Lofer vollständig erfaßt, allerdings mit zum Teil von den heutigen Namen abweichenden Bezeichnungen. Auch die stehenden Gewässer (Pillersee, Riedsee, Warminger See, Grießer See) sind vollständig, das selbe gilt für die Ortslagen in den Talregionen.

Als großer Fortschritt in der topographischen Beschreibung der Gebirgsregion ist die erstmalige Aufnahme der Almen im Bereich der Steinberge anzusehen. Sie sind durch eine eigene Signatur ausgewiesen, die achtmal mit Beschriftung zu erkennen ist. Auch der Wald gelangt zur Darstellung, und zwar durch eine Baumsignatur im Aufriß. Die Abgrenzung der Waldgebiete geht daraus allerdings nur ungenau hervor.

Bemerkenswert ist, daß Anich auch das Verkehrsnetz nicht nur in Form von Straßen im Talbereich wiedergibt, sondern auch durch Wege im Gebirge. So ist z. B. der Weg vom Saalachtal über den Römersattel nach Hochfilzen als Saumweg eingetragen. Als Gebirgsübergang ist sogar die über 2000 m hohe Rote Scharte westlich des Ochsenhorns benannt.

Besonders zahlreich sind jedoch die dargestellten Berge. Sie zeigen sich, wie zur damaligen Zeit üblich, noch in Schrägansicht, doch ist die genaue Grundrißlage, wie sie sich aus der Vermessung ergibt, durch eine kleine Kreissignatur angedeutet. Eine sternförmige Signatur bleibt den höchsten Gipfeln einer Gebirgsgruppe vorbehalten. Im Bereich der Loferer

*) Für den Salzburger Anteil der Steinberge dürfte der „Atlas Salisburgensis“ von Joseph Jakob Fürstaller (1730–75) ein ebenbürtiges Gegenstück zum „Atlas Tyrolensis“ gewesen sein. Leider ist dieses bereits 1765 vollendete kartographische Werk nach dem Tode Fürstallers verlorengegangen.

Atlas Tyrolensis
 von Peter Anich und
 Blasius Hueber (1774)
 Maßstab 1 : 103 000



Steinberge ist diese Sternsignatur dem „Flachhorn“ zugewiesen, das dem heutigen Großen Hinterhorn entspricht. Anich hat sich bei der Höhe täuschen lassen, da der höchste Berg der Gruppe das Ochsenhorn ist, welches das Große Hinterhorn noch um wenige Meter überragt. Insgesamt sind im Bereich der Loferer Steinberge dreizehn Berge mit Namen versehen, nämlich außer dem erwähnten „Flachhorn“ noch „Breit Horn“, „Roth Horn“, „Weisleutner Horn“, „Geisthorn“, „Mühl B.“, „Baumandl B.“, „Rauch B.“, „Kirche Thal B.“, „Hoch Schütt B.“, „Hoch Seil B.“, „Mitterbergl“, „Kogl B.“. Ferner ist ein Hochkar „Bährn Gschoß“ namentlich bezeichnet. Wenn auch die Bezeichnungen der Berggipfel nicht immer mit den heutigen übereinstimmen, ist die Namendichte in der Hochgebirgsregion doch erstaunlich.

Daß die Anich-Karte zu den besten Hochgebirgskarten ihrer Zeit zählt, macht gerade das Beispiel der Loferer Steinberge deutlich. Die volle Inhaltsdichte der Karte ist allerdings nur im Tiroler Anteil der Steinberge gewahrt. Im salzburgischen Bereich ist die Darstellung weit weniger ausführlich gehalten.

Gebirgsdarstellungen mittels Schraffenzeichnung

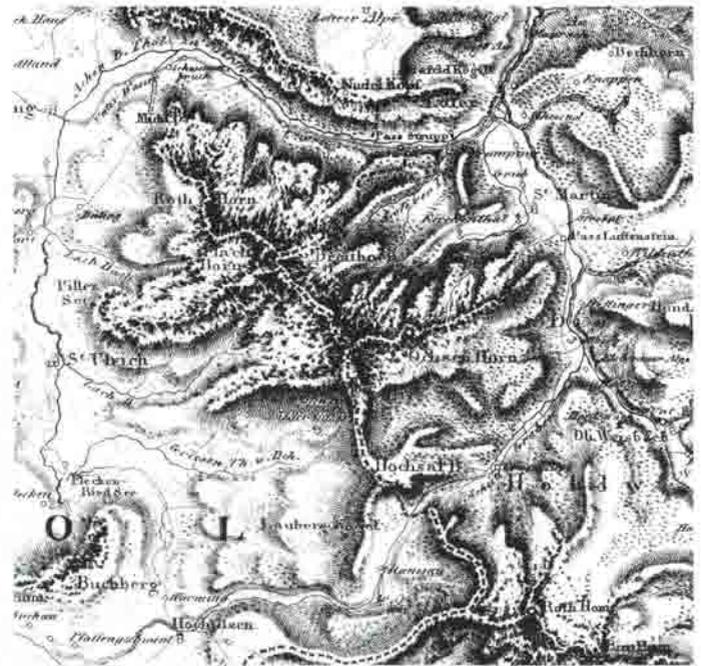
Mit dem Aufkommen verfeinerter Meßmethoden im 18. Jahrhundert, wie z. B. der Triangulation und dem Meßtischverfahren, war eine genauere Lokalisierung der Geländeformen möglich geworden. So konnten die Gratlinien und Tallinien sowie die Berggipfel nunmehr im Rahmen der Zeichengenauigkeit

festgelegt werden. Damit war für die in einer willkürlich angenommenen Betrachtungsrichtung gezeichnete Schrägansicht der Berge keine Existenzberechtigung mehr vorhanden. Als objektive und mit dem übrigen Karteninhalt übereinstimmende Darstellungsweise blieb zwingend nur die Grundrißprojektion übrig.

Die anschauliche Wiedergabe des Geländes erfolgte dabei zunächst mittels Schraffen. Diese in Richtung des größten Gefälles gezeichneten Striche drücken außerdem die Geländeneigung aus. Je steiler das Gelände, desto dichter werden die Schraffen gezeichnet. Die Messung bzw. Schätzung der Geländeneigung war mit einfachen Hilfsmitteln leicht möglich. Die Angabe der Geländeneigung hatte besonders für militärische Zwecke Bedeutung. Die Entwicklung der Theorie der Geländedarstellung mittels Schraffen war denn auch von Militärkartographen entwickelt und in die Praxis eingeführt worden. Die genaue Vermessung größerer Gebiete hatte ab Ende des 18. Jahrhunderts bereits das Militär übernommen, nachdem die Karte als wichtiges Hilfsmittel der Kriegsführung erkannt worden war.

Auch die der Anichschen Aufnahme der Steinberge folgende nächste Kartierung wurde für militärische Zwecke ausgeführt. Es handelte sich um Aufnahmen für die sogenannte *Schmitt'sche Karte von Südwestdeutschland*, die im Zusammenhang mit den Napoleonischen Feldzügen vom Österreichischen Generalquartiermeisterstab unter der Leitung des Feldmarschall-Leutnant *Heinrich von Schmitt* erstellt wurde. Dieses große Kartenwerk im Maßstab 1:57 600, das in der kurzen Zeit zwischen 1793–1797 entstand, umfaßte das Gebiet von Bayern, Baden-Württemberg, Teile der Pfalz und von Hessen-Nassau sowie das Gebiet des Erzbistums Salzburg. Das Salzburger Gebiet war, da nicht zum Habsburger Reich gehörig, bis dahin noch nicht von der österreichischen Landesaufnahme, der sogenannten Josephinischen Landesaufnahme, unter der Kaiserin Maria Theresia erfaßt worden. Um ein einheitliches Kriegskartenwerk für das Gebiet bis zum Rhein zu erhalten, mußte das Gebiet ganz neu vermessen und kartographisch bearbeitet werden. Dies besorgte für Bayern und Salzburg der bayerische Oberst *Adrian von Riedl*, von dem auch der bekannte Bayerische Straßenatlas (1796) und der Bayerische Strömatalas (1806) stammen.

Die Loferer Steinberge sind in der Schmitt'schen Karte nur zu einem kleinen Teil, nämlich dem salzburgischen, zur Darstellung gelangt. Die Geländewiedergabe erfolgte durch Schraffen, die noch nicht streng nach der Geländeneigung (Lehmannsches Prinzip) konstruiert sind, sondern die Form von Schwungschraffen haben. In den Felsgebieten sind die Schraffen durch graue Pinselstriche ersetzt. Durch wiederholtes Ansetzen von Schraffenreihen wird dabei der Eindruck eines abgestuften Plateaus erweckt. Die Hochgebirgsdarstellung wirkt insgesamt noch recht unbeholfen, wie ja zur damaligen Zeit das Hochgebirge auch kaum eine strategische Bedeutung hatte. Einige Hauptgipfel sind namentlich aufgeführt wie z. B. das Breithorn, die drei Ochsenhörner und das Reifhorn; ferner tritt der Name „Loferstein“ zum ersten Mal auf. Von der



Schmitt'schen Karte existiert nur ein einziges handgezeichnetes, mehrfarbiges Exemplar im Wiener Kriegsarchiv. Auf eine farbige Reproduktion mußte hier leider verzichtet werden.

Die recht unvollständige Wiedergabe der Loferer Steinberge konnte sehr bald durch eine bessere amtliche kartographische Darstellung ersetzt werden. Nachdem Salzburg im Preßburger Frieden 1805 an Österreich übertragen war, wurde das Gebiet des damaligen Erzbistums in den Jahren 1806 und 1807 von der zweiten österreichischen Landesaufnahme, der sogenannten Franziszeischen erfaßt. Diese Aufnahme basierte auf einem einheitlichen Landesdreiecksnetz und wurde wieder von den Offizieren des österreichischen Generalquartiermeisterstabs durchgeführt. Die Aufnahmeblätter, die den Maßstab 1:28 800 hatten, bildeten die Grundlage für eine auf den Maßstab 1:144 000 reduzierte Kupferstichkarte mit dem Titel *Carte des Herzogthums Salzburg*. Dieses auch als „alte Spezialkarte“ bezeichnete Kartenwerk sollte wieder überwiegend militärischen Zwecken dienen. Sie ist als Rahmenkarte konzipiert und reicht dementsprechend auch über die Grenzen Salzburgs hinaus, wodurch die Steinberge in ihrem ganzen Umfang zur Abbildung gelangen.

Vergleicht man die Gebirgsdarstellung mit der in der Anich-Karte, so ist zumindest hinsichtlich der geometrischen Richtigkeit ein Fortschritt zu erkennen. Der Verlauf der Kämme und Grate wird wesentlich besser verdeutlicht, auch die Herausarbeitung des felsigen Gebirgsstockes ist wesentlich besser gelungen. Zum erstenmal sind Felsgebiete besonders gekennzeichnet, und zwar durch sehr dicht gesetzte freie Schraffen, Vorläufer der späteren Felszeichnung. Grate werden von dieser stark verdunkelnden Zeichnung freigelassen und treten deshalb gut hervor. Das Vegetationsgelände wird in seinen großen Formen durch geschwungene Schraffen wiedergegeben. Das Lehmannsche Prinzip der senkrechten Beleuchtung ist wie in der Schmitt'schen Karte noch nicht angewandt. Ferner fehlt noch jegliche Höhenangabe.

Während die große Gliederung des Geländes also besser als bei Peter Anich geglückt ist, ist der Reichtum an topographischen Details zurückgegangen. So enthält die alte Spezialkarte nur noch sieben Bergnamen (Rothorn, Flachhorn, Breithorn,



Ochsenhorn, Mühlberg, Hochsal-Berg und Lauberkogel) im Bereich der Loferer Steinberge gegenüber elf in der Anich-Karte. Auch das Gewässernetz ist im Vergleich zu dieser stark reduziert, ebenso die Anzahl der Almen. Insgesamt zeigt sich doch eine gewisse Vernachlässigung des Hochgebirges in dieser Militärkarte, während der Gebirgskartograph Peter Anich auch das Hochgebirge als gleichwertig betrachtete und dementsprechend darstellerisch berücksichtigte.

Wesentliche Verbesserung in der Hochgebirgsdarstellung brachte erst wieder die dritte amtliche österreichische Landesaufnahme, die sogenannte Franzisko-Josephinische-Aufnahme. Sie wurde 1869 begonnen und bereits 1887 für die gesamte Donaumonarchie abgeschlossen. Obwohl sie vom österreichischen Militärgeographischen Institut durchgeführt wurde, diente sie nicht mehr ausschließlich militärischen Zwecken, sondern sollte auch den zivilen Bedürfnissen weitgehend Rechnung tragen. Entscheidend für die Qualität der Geländeaufnahme war die Messung von Höhenpunkten, wenn auch in der geringen Dichte von 1–2 Punkten pro Quadratkilometer. Dank dieser Höhenpunkte war es möglich, in den Aufnahmeblättern 1:25 000 Höhenlinien im Intervall von 100 m zu konstruieren, die wiederum den Anhalt für die Zeichnung von Schraffen, nunmehr nach dem Lehmannschen Prinzip, gaben. Diese Aufnahmeblätter stellten nach ihrer Reduzierung auf den

Maßstab 1:75 000 die Grundlage für die neue *Österreichische Spezialkarte* dar. Sie war fast hundert Jahre das topographische Standardkartenwerk Österreichs und wurde mehrfach fortgeführt. Unsere Abbildung zeigt wieder den Bereich der Loferer Steinberge aus dieser Schwarzweißkarte in ihrer Ausgabe vom Jahre 1923. Sie gibt den kartographischen Stand dieses Gebiets vor Erscheinen der Alpenvereinskarte wieder. Der Vergleich der neuen mit der alten Spezialkarte zeigt einen gewaltigen Fortschritt in der Gebirgsdarstellung. So erlauben der größere Kartenmaßstab und die besseren Vermessungsgrundlagen eine viel detailliertere und wirklichkeitstreue Wiedergabe des Geländes. Die entscheidende Verbesserung stellt aber die Möglichkeit dar, das Gelände dank der verwendeten 100-m-Höhenlinien und der zahlreichen Höhenkoten in der Karte auszumessen. Der Wert der Karte als Orientierungshilfsmittel ist damit beträchtlich gestiegen. Neu ist ferner die Kennzeichnung von Schutt und Geröll durch eine Punktsignatur sowie die Hervorhebung der Felsgebiete durch eine freie Felszeichnung. Viel ausführlicher ist auch das Wegenetz gehalten. Es umfaßt nunmehr auch die Fuß- und Fahrwege, die zu den Almen und Jagdhütten führen. Bergsteigerwege zu Gipfeln und Übergänge sind in der vorliegenden Ausgabe (1923) allerdings nicht enthalten. Sehr reichhaltig ist auch die Beschriftung. Alle wichtigen Berggipfel sind benannt, und zwar in der heute üblichen Bezeichnung.



Die Alpenvereinskarte 1 : 25 000
aus dem Jahre 1925
von Richard Finsterwalder
und Hans Rohm

Geländedarstellung durch Höhenlinien in den Alpenvereinskarten

Große Fortschritte in der kartographischen Darstellung der Loferer Steinberge hat schließlich die *Alpenvereinskarte* vom Jahre 1925 gebracht. Ihre Vorzüge liegen einmal darin, daß sie in dem großen Maßstab 1:25 000 erstellt ist, der es gestattet, auch alle für die Orientierung notwendigen Kleinformen noch wiederzugeben, zum zweiten, daß die Grundlage der Geländedarstellung Höhenlinien in enger Schärfe sind, die eine strenge geometrische Definition des Geländes ermöglichen. Diese Höhenlinien sind nicht durch punktweise Konstruktion wie bei der Österreichischen Spezialkarte 1:75 000 entstanden, sondern durch linienweises Einmessen nach dem stereophotogrammetrischen Verfahren. Dieses Meßverfahren gelangte zum erstenmal im Rahmen der Alpenvereinskartographie bei der Dachsteinkarte 1912/13 zur Anwendung. Die Loferer Steinberge lieferten das zweite Anwendungsbeispiel, an dem das neue Verfahren getestet und verbessert werden konnte. Dabei gab die Aufnahme der Loferer Steinberge das Material für die Doktordissertation*) von *Richard Finsterwalder* ab, der die Alpenvereinskartographie in den folgenden Jahren kräftig gefördert und das Verfahren der terrestrischen Photogrammetrie bei Expeditionen im Pamir und am Nanga Parbat erfolgreich eingesetzt hat.

Der dritte große Vorzug der Alpenvereinskarte der Loferer Steinberge gegenüber den älteren Darstellungen des Gebiets liegt in der anschaulichen Darstellung der Felsen. Hierbei hat es der Lithograph und Künstler *Hans Rohm* verstanden, die Felsformen nach ihrer Struktur und dem tektonischen Aufbau in graphisch ausgewogener Form wiederzugeben. Mit nur drei Druckfarben – Braun, Blau und Schwarz – ist ein ideales Kartenbild entstanden.

Doch auch bei diesem Meisterwerk ließen sich bald Ansätze für eine Weiterentwicklung und Verbesserung finden. Sie betrafen vor allem die Felsdarstellung. Da die freie, künstlerische Felszeichnung in der vorphotogrammetrischen Zeit entwickelt wurde, in der Messungen im reinen Felsgebiet kaum möglich waren, verzichtete man bei dieser Darstellungsweise auf die Einbeziehung von Höhenlinien. Die Felszeichnung liefert zwar ein sehr naturnahes Bild, an dem eine Orientierung im Gelände gut möglich ist, aber eine ungenügende geometrische Definition. Dadurch ist z. B. eine räumliche Vorstellung der Felsformen nur nach dem Kartenbild ohne Geländevergleich nicht möglich. Auch eine Abschätzung bzw. Messung der Geländeneigung oder von Höhen läßt sich nicht durchführen. Dieser Mangel schränkt die Verwendung der Karte sowohl durch den Bergsteiger als auch durch andere Anwender (Wissenschaftler, projektierender Ingenieur) ein.

Versuche, diese Mängel zu beseitigen, wurden gerade wieder am Beispiel der Loferer Steinberge von namhaften Topogra-

*) Die gnomonische Reziprokalprojektion und ihre Anwendung bei der Vermessung der Loferer Steinberge, Karlsruhe 1923

phen im Rahmen der Alpenvereinskartographie unternommen. Im Jahre 1925 veröffentlichte *Richard Finsterwalder* parallel zur Alpenvereinskarte der Loferer Steinberge eine sogenannte *Wissenschaftliche Ausgabe*. Sie unterscheidet sich von der Normalausgabe dadurch, daß im Felsgelände die Rohnsche Felszeichnung weggelassen wurde und an ihre Stelle die photogrammetrisch gewonnenen Höhenlinien in schwarzer Farbe treten. Zur Verbesserung der Anschaulichkeit dient eine Schummerung, die die Geländegroßformen gut betont, im Bereich der Kleinformen jedoch wenig wirksam ist. Eine unter Experten durchgeführte Umfrage ergab damals ein klares Votum für die künstlerische Felsdarstellung und zuungunsten der Darstellung mittels Höhenlinien und Schummerung.

In der Folgezeit setzte sich die Felsdarstellung mittels Höhenlinien, wenn auch in einer anderen Form, trotzdem durch. Der Alpenvereinskartograph *Fritz Ebster* kombinierte Höhenlinien mit einer feinen Haarstrichzeichnung zur Kennzeichnung der Felsgebiete. Dadurch ließ sich der Charakter von Felsgebieten graphisch besser wiedergeben als mit der zu „weichen“ Schummerung. Eine große Anzahl von Expeditionskarten (z. B. Nanga-Parbat, Cordillera Huyahuash, Mount Everest) und Alpenvereinskarten (z. B. Öztaler-Stubaier Alpen, Wettersteinieminger, Totes Gebirge) sind in diesem Stil bearbeitet worden.

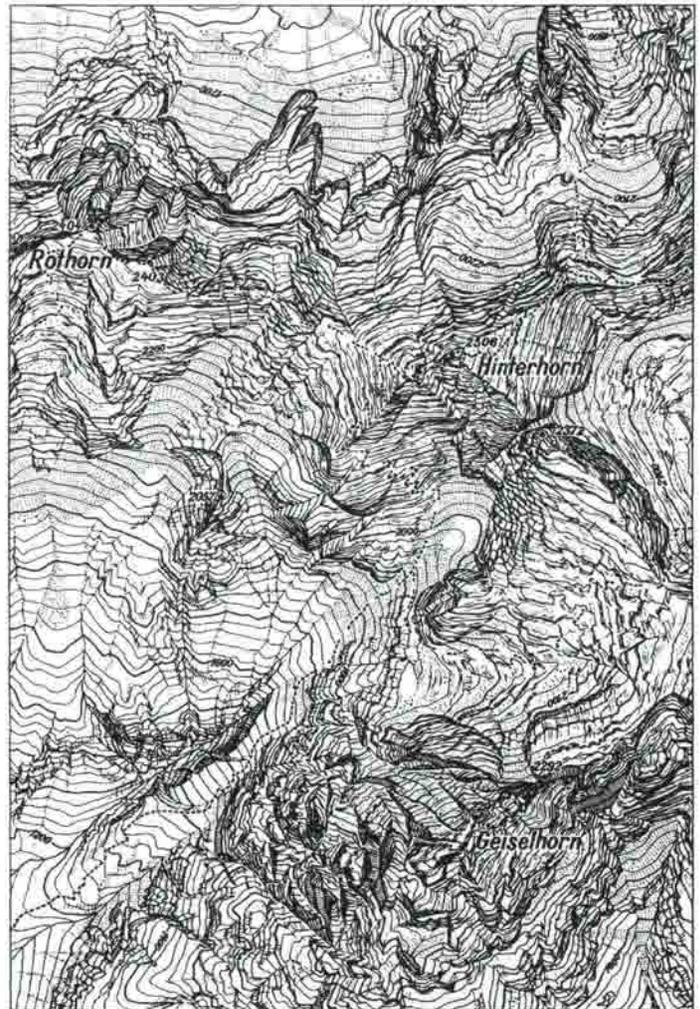
Der Kombination von Höhenlinien und Felszeichnung haften wie jedem Kompromiß gewisse Mängel an. Um diese zu beseitigen, hat *Leonhard Brandstätter* eine neue Methode der Geländedarstellung entwickelt, die logisch und streng wissenschaftlich aufgebaut ist und an verschiedenen praktischen Beispielen erprobt wurde. Sie basiert auf dem Primat der Höhenlinien und ergänzt diese durch Kanten, Strukturzeichnung und einen die Steilwände kennzeichnenden Scharungersatz. Diese Methode prägte die jüngste Entwicklung der Alpenvereinskartographie. Nach ihr wurden die Kartenblätter „Steinerne Meer“, „Hochkönig-Hagengebirge“, „Gosaukamm“ und „Ankogel-Hochalm Spitze“ bearbeitet.

Der Weg zu diesen Karten führte jedoch auch wieder über die Loferer Steinberge. Vor der Bearbeitung der ersten Alpenvereinskarte nach seiner Methode hat Brandstätter diese an einem Kärtchen *Hinterhorn (Loferer Steinberge) 1:25 000** getestet. Unsere Abbildung zeigt diesen, ein Höchstmaß an geometrischer Information bietenden Kartenausschnitt in Schwarzweißreproduktion. Ein kritischer Vergleich mit der Rohnschen Felszeichnung in der Abbildung auf Seite 38 läßt sofort auch die Mängel einer nicht an Höhenlinien gebundenen Felsdarstellung erkennen.

Der Abriss über die kartographischen Darstellungen der Loferer Steinberge wäre unvollkommen, wollte man nicht auch die für dieses Gebiet vorhandenen neueren amtlichen Karten erwähnen. Es sind dies die Blätter 92 „Lofer“ der österreichischen Karte 1:50 000 und 92/3 „Lofer“ der österreichischen Karte 1:25 000. Beide Karten basieren auf Geländeaufnahmen des

Jahres 1950. Da die Blätter der österreichischen Karte 1:25 000 nicht mehr fortgeführt werden, stellt das Blatt „Lofer“ 1:50 000 die aktuelle amtliche topographische Karte des Gebiets dar.

Für den Bergsteiger wird die *Alpenvereinskarte* in ihrer als Jahrbuchbeilage nachgeführten und erweiterten Form dank ihres größeren Maßstabs 1:25 000 nach wie vor unentbehrlich sein.



Das Hinterhorn
in den Loferer Steinbergen
in der Darstellung
von Leonhard Brandstätter.
Maßstab 1 : 25 000

*) Baugerechte Felsdarstellung, Bildmessung und Luftbildwesen 1968, S. 151.



*Bergsteigen
heute:
Der Begriff
„unmöglich“
existiert wieder.
Der Erfolg ist
nicht mehr
selbstverständ-
lich.
Mittelpunkt ist
wieder der
Mensch.*

*Foto:
G. Heidorn*

Brixener Perspektiven

Nachbetrachtungen zum Alpenvereins-Symposium vom 23. bis 30. 9. 1984

reflektiert an Thesen aus Hans Lenks „Plädoyer für eine positive Leistungskultur“

Von Elmar Landes

Um einiges begeisterter noch als vom Klettern über Arco am Gardasee erzählte Hans Nießner aus München von seiner Seilgefährtin: Judith Huber. Daß diese Begeisterung keineswegs nur den Kletterkünsten der wenig über zwanzig Jahre jungen Judith galt, scheint einleuchtend und darum kaum erwähnenswert. Nur: der Hans Nießner selber zählt bereits seine 86 „Lenze“. Und es war das Treffen für verdiente ältere Bergsteiger, zu dem im Rahmen des Alpenvereins-Symposiums AVS, ÖAV und DAV geladen hatten, wo Hans Nießner seine taufrischen Kletterabenteuer schilderte. Allerdings war er keineswegs der einzige Mittachtziger, der zu diesem Treffen von Arco, wo – ebenfalls im Rahmen des AV-Symposiums – die Sportkletterer ihr Stelldichein hatten, angereist kam. Der andere freilich hieß Fritz Wiessner, und von dem hätte ohnehin keiner, der ihn kennt, was anderes erwartet.

So war es also nicht lediglich ein Zufluchtsuchen vor der Gegenwart in der Vergangenheit, was diese Runde zusammenführte. Im Gegenteil, selbst wenn ein Hias Rebitsch schilderte, wie er seinerzeit die Schlüsselseillänge der „Rebitsch-Spiegel“ an der Fleischbank-Ostwand gemeistert hatte – nämlich weitgehend in freier Kletterei –, so dies mit stets deutlichem Bezug auf die Freikletterbewegung der Gegenwart. Somit geriet schon dieses Treffen zum verheißungsvollen Auftakt für ein Symposium, dessen Motto ja lautete: Bergsteigen heute · morgen – Entwicklung · Tendenzen · Ziele.

Ein Bergsteigertreffen

Der Absicht, die dieses Motto verrät, kam zudem entgegen, daß das Symposium insgesamt zu einem Bergsteigertreffen wurde nicht nur derer, die ihren Anteil an der Geschichte des Alpinismus bereits mitgeschrieben haben. Vielmehr brachte es auch die Begegnung dieser mit jenen zustande, die heute auf den verschiedensten Blättern an dieser Geschichte weiter-schreiben: Kaum eine Entwicklungsphase, die das Bergsteigen seit 1930 etwa geprägt hat und die es derzeit prägt, für die kein namhafter Repräsentant beim Symposium zugegen gewesen wäre. Neben den schon Genannten waren da Anderl Heckmair und – Karl Simon, der Garmischer. Wer diesen Karl Simon heute kennenlernt, kann sich ihn ganz gut in der Rolle eines „stadlustigen“, lebensklugen Alten beim bayrischen Komödienstadl vorstellen. Einer der Stillen im Lande ist er seit jeher;

und doch einer, der es wohl verdient, als Bergsteiger mit Hias Rebitsch oder Anderl Heckmair in einem Atemzug genannt zu werden. Seine Neutouren im heimischen Wetterstein- und Karwendelfels genießen bis heute erheblichen Respekt. Doch Karl Simon war es auch, dem es gelang, 1933 zusammen mit dem Nürnberger Weippert erstmals die scharfgeschnittene Fuorikante im Bergell zu erklettern. Weitere Neuanstiege im Bergell schaffte er am Gallo über den Nordgrat und an den Gemellispitzen über die Ostkante. Obschon aber besonders die Fuorikante seither große Berühmtheit erlangt hat unter den Kletterern, von Karl Simon weiß kaum einer was: deshalb diese etwas ausführlichere Erinnerung.

Keiner besonderen Erwähnung hingegen bedürfen die bergsteigerischen Verdienste des Tiroler Brüderpaares Peter und Paul Aschenbrenner, oder des Südtiroler Ehegespanns Hans Steger und Paula Steger-Wiesinger. Sie lebten als Gäste dieses Symposium ebenso wie Wiggerl Gramminger, Wastl Mariner, Fritz Kast, Walter Stössers Gefährte am Marmoladapfeiler, oder Rudl Seiwald und Josl Knoll, die Jugendgefährten des Hermann Buhl. Doch da war auch Martin Schließler, als Kletterbegabung das bundesdeutsche Pendant zu Buhl in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als die abenteuerliche „Bergvagabundenzeit“ der zwanziger und dreißiger Jahre eine, wenn auch kurz währende, Neuaufgabe erfuhr. Da war Dieter Hasse, der gegen Ende der fünfziger Jahre als Selbgefährte von Lothar Brandler bahnbrechende Erfolge in den Dolomiten hatte. Daß der Weg, den Brandler/Hasse mit ihren Neuschöpfungen an der Nordwand der Großen Zinne und der Rotwand-Südwestwand wiesen, im Verlauf der sechziger Jahre freilich zunehmend in die Sackgasse der exzessiven Materialschlachten umgeleitet wurde – diesen Irrweg haben weniger sie zu verantworten als die kritiklosen Nachahmer ihrer Methode zwar, nicht aber ihres sportlichen Stils, der den höchst maßvollen Einsatz der Mittel regelte. Nicht alle indessen verfielen dieser Kritiklosigkeit. Als Gegenbeispiel kann ein weiterer Teilnehmer am Brixener Symposium gelten: Pit Schubert, gewiß einer der versiertesten Allroundbergsteiger dieser Jahre. Heute steht Pit Schubert als Chef des Sicherheitskreises im DAV vor der schwierigen Aufgabe, all den höchst unterschiedlichen Ansprüchen gerecht zu werden, die von den höchst unterschiedlichen Spielformen des Bergsteigens, die sich gerade in jüngster Zeit entwickelt haben, ausgehen.

Ziemlich unkompliziert wäre diese Aufgabe ja, gäbs da nur den Typ des Normalbergsteigers, so wie ihn Dr. Herbert Guggenbichler, der Pressereferent des AVS, in seinem Einstiegsreferat zum Auftakt des Symposions gezeichnet hat. Aber ach, selbst das sogenannte „Breitenbergsteigen“ ist heute ja bereits aufgesplittert in so verschiedenartige Disziplinen wie Bergwandern, alpines Weitwandern, Trekking, Skitouristik, Bergsteigen in Fels und Eis . . .

Doch erst das Spitzenbergsteigen: Hat sich da nicht als jüngste und ungebärdigste Spielart dieses „Sportklettern“ entwickelt! Klar, daß dessen Anhängern nicht die Montur eines Hochalpinisten taugt für ihre akrobatischen Ballettübungen in und jenseits der Vertikalen. Schließlich schwimmt der Michael Groß die 100 m Freistil ja auch nicht im Neopren-Anzug! Den brauchte er allerdings, wollte er sich an einem winterlichen Langstreckenschwimmen im Freiland beteiligen. In Brixen aber war es das Verdienst des Tirolers Heinz Zak, vor allem an die Adresse zwar bestens trainierter, aber unerfahrener Sportkletterer eindringlich genug appelliert zu haben, daß ihr Spiel ins Hochgebirge zu übertragen auch bedeutet, sich in Ausrüstung und Verhalten den Bedingungen des Hochgebirges anzupassen. Zusammen mit Heinz Zak bildeten die bundesdeutschen Sportkletterer Wolfgang Güllich und Sepp Gschwendner ein Trio, das durch seinen Auftritt in Brixen entscheidend zum Gelingen des Symposions beigetragen hat. Selbstsicher, gerade deshalb aber sympathisch frei von Überheblichkeit, vermochten sie vor allem bei der älteren Bergsteigergeneration Barrieren des Nicht- und Mißverstehens weitgehend abzubauen. Glänzend repräsentiert waren die Sportkletterer in Arco und Brixen zudem durch die Anwesenheit des brillanten Vertreters der englischen „rock-szene“ Ron Fawcett; oder des Tirolers Heinz Mariacher, der geradezu beispielhaft als exzellenter Alpinkletterer, zunehmend beeinflußt von der Sportkletterbewegung, zum Schrittmacher dieser Bewegung auch in namhaften Alpenwänden geworden ist.

Den gestaltenden Einfluß solcher Schrittmacherdienste eines Heinz Mariacher, Reinhard Schiestl, Prem Darshano, besonders aber auch der jungen französischen und eidgenössischen Kletterelite auf den Extremalpinismus vermochte in Brixen überzeugend der Südtiroler Konrad Renzler darzustellen. Daß aber, von dieser Gesamtbewegung ausgehend, ein frischer Wind unterdessen sogar das Expeditionswesen durchbläst, sollten nach Meinung des österreichischen Alpinisten und Expeditionsbergsteigers Georg Bachler endlich auch die deutschsprachigen Alpenvereine bemerken. Sein Referat in Brixen dürften die himalayaerprobten Bayern (oder Wahlbayern) Schorsch Ritter und Günter Sturm, aber auch die beiden jungen Bergführer des DAV-Ausbildungsteams, Hartmut Münchenbach und Karl Schrag, die weniger als ein halbes Jahr später als zehnte Seilschaft auf dem berühmten Cerro Torre stehen sollten, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt haben.

Aufmerksamkeit zuteil geworden ist in Brixen nicht zuletzt Judith Huber als Repräsentantin für zunehmendes frauliches Selbstbewußtsein auch im Alpinismus. Ihr – zierlich von Ge-

stalt und auch sonst eher wie das Mädchel wirkend, das männlich-selbstgefällige Beschützerallüren weckt –, Judith Huber also, war in Brixen die Rolle zugeordnet, mit ihrem Einstiegsreferat aus Sicht der gegenwärtig aktiven Bergsteigerjugend einen Kontrapunkt zum Vortrag des Dr. Guggenbichler zu setzen. Sie tat das, auftretend in rotem Hosenanzug und mit offenem Haar, in einer Weise, die spürbar einige der in Brixen versammelten männlichen Jungbergsteiger weit mehr verstörte als die Senioren. Der Hans Nießner jedenfalls quittierte, nicht im geringsten gezeichnet auch nur von einem Hauch Verstört-heit, Judiths Merksätze mit zustimmendem Geschmunzel.

Gärprozesse

Aber das Brixener Symposion erbrachte ja überhaupt die zunächst erstaunlich anmutende Erfahrung, daß die ältere Generation teils merklich gelassener und mitunter sogar aufgeschlossener reagierte auf das vielgestaltige und gelegentlich gewiß verwirrende Bild, welches das Bergsteigen in seinen verschiedenen Ausprägungen gegenwärtig bietet. Das mag von der Einsicht herrühren, die der Lauf der Jahre dieser Generation hat deutlicher werden lassen, daß geschichtliche Entwicklungen – auch solche des Bergsteigens – meist nur im Rückblick so wirken, als seien sie in weitgehend überschaubarer Folgerichtigkeit verlaufen. Während doch die, die als Zeitgenossen eingebunden sind in eine Entwicklung, diese seit jeher als die Gärung erleben einer Mixtur von verschiedenartigsten Vorstellungen, Ambitionen, Hoffnungen, Zweifeln, Planungen, Gegenplanungen, Taten, Unterlassungen . . .

Häufig auch täuscht der Rückblick, wenn er bestimmte Entwicklungsabschnitte in sich abgeschlossen erscheinen läßt. Mitunter erweist sich nämlich, daß Vorstellungen, die einmal eine Rolle gespielt haben, später jahrzehntelang als Bodensatz gewissermaßen der Entwicklung ohne Wirkung bleiben und dann doch – wie plötzlich – einmal wieder virulent werden im fortlaufenden Gärprozeß. Oder es zeigt sich, daß dieser Gärprozeß unter bestimmten äußeren Bedingungen ziemlich regelmäßig sehr verwandte Erscheinungen zeitigt.

So ist, genau besehen, das Interesse, das heute ein Fritz Wiessner und die „Rotpunkt-Generation“ füreinander aufbringen, keineswegs verwunderlich. Ist doch in dieser „Rotpunkt-Generation“ die Idee neu aufgelebt, die zuvor zunehmend mehr im Bodensatz der alpin geprägten Entwicklung des Kletterns zu versacken drohte: die Idee vom freien Klettern eben, die „Hilfsmittel“ nur zum Sichern, nicht aber zur Fortbewegung im Fels zuläßt. Fritz Wiessner, der Sachse, aber hatte diese Idee als junger Emigrant vom Elbsandsteingebirge, ihrer Geburtsstätte, mit in die USA gebracht und unter den Kletterern dort verbreitet. Schließlich schlossen seit 1970 etwa zunehmende USA-Besuche europäischer Kletterer den Kreis, der die Idee auf dem Umweg über die USA endlich auch hierzulande zündende Funken schlagen ließ.

Ein sehr bedrückender Zusammenhang indessen tut sich auf, wenn wir uns zunächst an die sogenannte „Bergvagabundenzeit“ der zwanziger und dreißiger Jahre erinnern. Diese Jahre,

als Anderl Heckmair, Karl Simon, Hias Rebitsch, die Stegers und Co. ihre bergsteigerischen Stürmerjahre erlebten, gilt heute als eine Blütezeit des Alpinismus. Diese Blüte ist freilich vor dem Hintergrund der Folgen des Ersten Weltkrieges zu sehen: Revolutionswirren, Not, Massenarbeitslosigkeit. Daraus erwuchs vielen jungen Menschen ein Übermaß an unverplanter Zeit – und einigen davon immerhin der Wille, sich gegen die Trostlosigkeit dieser Jahre zur Wehr zu setzen; und sei's durch selbstgewählte Bergabenteuer. Heute zählen zu den führenden Sport-(und Eis-)Kletterern unumstritten die Engländer. Nirgendwo gibt es derzeit so viele Sportkletterer wie in England, nämlich runde 50 000. Nirgendwo ist die Spitze entsprechend breit und – leistungsstark: Ein junger Engländer zum Beispiel war es, der 1984 auch auf dem europäischen Kontinent die ersten Routen X. Grades kletterte (wie „The Face“ am Schellneckpfeller bei Prunn im Altmühltal; siehe BERG '85, S. 73). Der Hintergrund aber, vor dem diese Leistungen zu sehen sind, ist eine bis zu fünfzigprozentige Jugendarbeitslosigkeit in England, die andererseits leider auch Alkoholismus, Drogenmißbrauch und Kriminalität fördert.

Gewiß erreichen die Arbeitslosenquoten hierzulande nicht die Höhe derer auf den Britischen Inseln. Zu hoch, zumindest nach den derzeit gültigen Gesichtspunkten, sind sie doch. Ein Zeichen der Zeit sind zudem die Diskussionsrunden zwischen den Tarifpartnern um die Verteilung von immer weniger (noch) nicht vom „Computer“ zu erledigender Arbeit für immer mehr Menschen. Bekannt ist das Gewicht, das in diesen Diskussionen dem Gedanken zugemessen wird, durch Arbeitszeitverkürzung einerseits eine ausreichende Zahl von Arbeitsplätzen andererseits für alle zu schaffen.

Eigenleistung als Spiegel

Solche Überlegungen mag jeder einzelne von seinem persönlichen Standpunkt aus werten wie immer: in ihnen äußern sich jedenfalls die Ängste einer Gesellschaft, der Freizeit zunehmend nicht mehr nur ersehnter Vorzug, sondern ein Problem sein wird. Damit ist eben der Problembereich umrissen, in den auch Prof. Dr. Hans Lenk mit seinem „Plädoyer für eine positive Leistungskultur“ – erschienen unter dem Haupttitel „Eigenleistung“ bei der Edition Interfrom, Zürich – zielt. In dem Werk geht Prof. Lenk von der Einsicht aus, daß für den (westlichen) Menschen Ergebnisse eigenen Handelns, die über ihn selbst hinausweisen, von existenzieller Wichtigkeit sind: als Spiegel nämlich, in dem allein er sich, auch in seiner Beziehung zur Mitwelt, selbst finden, sich selbst „konstituieren“ kann. Er schreibt:

„Der Mensch scheint sich sozusagen selber auf die Probe stellen zu müssen. Er sucht Herausforderungen, will sich selbst fordern – manchmal anscheinend überfordern. Dazu muß er sich von sich selbst ein wenig distanzieren, entfernen, ‚entfremden‘. Er muß gleichsam aktiv außer sich geraten, um zu sich selbst zu kommen. Beides kann, wie wir sehen werden, nur eigenhandelnd (persönlichkeits-)wirksam werden. Exzentrizität ist stets auf eine Art Veräußerlichung angewiesen.

Der Mensch, so betont auch Gehlen, muß sich gleichsam immer in äußeren Spiegelbildern – seien diese magisch oder seien sie selbstproduziert – reflektieren. Er kann sich nur durch Veräußerlichung bestätigen und muß dann das Spiegelungsprodukt auf sich selbst zurückspiegeln. Daher die Notwendigkeit, daß der Mensch sich auch immer selbst zum Thema werden muß. Die Selbstausslegung kann nur mittels einer realen oder sinnbildlich-symbolischen Außenprojektion erfolgen, durch das Schaffen von Werken, durch Gestalten der materiellen Wirklichkeit... oder schließlich – was uns hier besonders interessiert – durch äußere Selbstdarstellung, expressive äußere Handlung (Selbstaussdrucks-handlung). Das Selbst dokumentiert sich erst im Handeln. Eigenhandeln im kulturellen und sozialen Zusammenhang ist unverwechselbares Kennzeichen der Person. Person und Persönlichkeit können nicht nur als erkennendes Ich, als erkenntnistheoretisches Subjekt aufgefaßt werden, das sich selbst nur kognitiv erkennt, sondern sie verkörpert sich auch im Selbstbezug des handelnden und wertenden ‚Sich-zu-sich-Verhaltens‘ (Tugendthat).

Diese praktische Selbstkonstitution findet natürlich auch über soziale und kulturelle Prägungen statt. Das Reagieren auf Erwartungen und soziales Mithandeln sind Elemente der Kontinuität von Handlungsformen und Persönlichkeit. Die Selbstausslegung muß nicht immer technisch oder herstellend... sein, sie kann auch im wahrsten Sinne des Wortes ausdrücklich („expressiv“) sein, indem sie ein bloß sinnbildliches Werk („Quasiwerk“) in Gestalt einer gelungenen Vorführung, Selbstdarstellung oder Leistung schafft... Auf das Eigenhandeln nämlich kommt es an. Im tiefsten Verständnis ist Leben zunächst Handeln, Eigenhandeln, kreativ und initiativ gestaltetes zielorientiertes Tätigsein. Daher sind die Bereiche schöpferischen und rekreativen Eigenhandelns, des eigenaktiven Leistens wie etwa Kunst und Sport, Wandern, Philosophie, Wissenschaftstreiben, soziale Hingabe, Helfen, Liebe (karitative wie geschlechtliche), auch sog. Hobbys wie Gärtnerei, Kunsthandwerke, Do it yourself usw. wesentliche Inseln (re)kreativer Aktivität. Dies gilt für alle Gebiete aktiven persönlichen Engagements: Eigenhandeln ist ein wesentliches Moment schöpferischen Lebens... Eigenhandeln, Eigenleistung: pointiert umschreibt beides ein ideales Leitbild dessen, was und wie der Mensch sein soll. Der Mensch ist darauf angewiesen, sich Leitbilder von sich selber zu machen – und diese prägen seine Vorstellungen über sich selbst unvermeidlich mit...“

Eingeschränkte Möglichkeiten

Doch bereits im Kapitel „das eigenleistende Wesen“, dem obige Zitate entnommen sind, läßt Lenk wie leitmotivisch Gegebenheiten anklingen, die persönlichen Eigenhandeln in unserer Welt beengen. Ganz unüberhörbar geschieht das zum Beispiel an der Stelle, wo es heißt:

„In einer weithin verfilmten Welt, die passive Konsumerlebnisse als scheinbare Handlungen vorgaukelt, gewinnen kreative, die Eigeninitiative aktivierende Tätigkeiten grundlegende anthropologische Funktionen.“

Voll zur Geltung gebracht ist, was da anklingt, schließlich im Kapitel: „Eigenhandeln in der verwalteten, verdateten und verfilmten Welt.“ Dort heißt es unter anderem:

„Mit dem Schlagwort von der ‚verwalteten Welt‘ meint man die heute zunehmend alle Bereiche überformende Tendenz, daß in komplexen Industriegesellschaften das ursprünglich eigene, eigentliche Handeln eingeschränkt, behindert, geschwächt, durch Vertretung, formale Verfahren und stellvertretende Symbole ersetzt wird. Die Vielfalt der Kommunikationsmittel hat zwar den Wirkungsbereich des Handelns unendlich erweitert, aber um den Preis einer Abstraktion, eines erheblichen



Verlustes an Unmittelbarkeit ... Erfahrung über das Eigenhandeln gewinnt man nur durch Eigenhandeln. Im neuen Bild- und Filmzeitalter erreichen wir darüber hinaus eine weitere Stufe: Texte, Argumente, die auf schrittweisen Nachvollzug hin gebildet, verschlüsselt sind, werden nunmehr wieder zweidimensional verbildlicht und verlebendigt. Vorgänge werden eingängig sichtbar vorgespielt, aber auch vorgefabriziert. Leben wird auf Leinwand und Mattscheibe vorgegaukelt. Die Welt wird ‚Phantom und Matrize‘, wie Günther Anders schon vor dreißig Jahren warnte ... Eine weitere Steigerung der Entfernung vom aktiven Eigenleben und eine Zuspitzung der gesamten Problematik des Eigenhandelns zeichnen sich gegenwärtig durch die sogenannte mikroelektronische Revolution ab. Die datenverschlüsselte und in Informationssystemen gespeicherte, abgespiegelte und programmanipulierte Sekundärwelt der Minicomputer und Mikrochips wird, wie gegenwärtig in fast allen Gesellschaftsbereichen deutlich wird, das Berufs- und Freizeitleben in hochindustrialisierten Gesellschaften drastisch in Richtung auf die erwähnte höhere Vermitteltheit, auf Informationskonsum, auf das Spielen in und mit bloßen Modellwelten, auf derart stellvertretenden, eigentlich eher passiven Umgang mit der Wirklichkeit verändern. Trotz aller Ausdehnung und Verbesserung der Handlungs- und Planungsorganisation durch eine umfassend angewandte Mikroelektronik besteht – besonders in Verbindung mit der Telekommunikation – die ernsthafte Gefahr einer noch größeren Entfernung vom Eigenhandeln, vom aktiven engagierten Leben. Es entsteht so etwas wie eine mikroelektronisch-telekratische Gefahr, daß das Eigenhandeln noch weiter zurückgerängt wird, daß Zerstreuung mehr Zersplitterung und Ablenkung vom aktiven Leben ist, daß Freizeitkontakte noch mehr auf beliebigen und oberflächlichen Konsum von Informationen und auf Modellspielerien eingeschränkt werden. Im Berufsbereich wird die neue technische Umwälzung alle bisherigen Höhepunkte der Auswirkung der ‚verwalteten Welt‘ übertreffen. In der Freizeit breiten sich Videospiele, Vielkanal- und Kabelfernsehen, elektronische Unterhaltung jeder Art immer mehr aus – gleich, ob auf der Mikroebene der Minichips, im Telebereich der Multimedien oder in der Makrolautstärke. Trotz aller Vorteile der Mikroelektronik für die Gesellschaft, die hier nicht weiter behandelt werden können, muß man die Gefahren der weiteren Entfernung vom eigenhandelnden Leben, der Verdrängung von Eigenhandlung und Eigenleistung durch die Tendenz zur mikroelektronischen Vervollkommnung und allumfassenden Systemorganisation deutlich sehen ...

Ohne einen weisen, abgestimmten Umgang mit den neuen technischen Mitteln und Medien gerät das Eigenhandeln tatsächlich zunehmend in die durch die Mikroelektronik ausgelöste Gefahr. Die verdichtete Welt ist für den erlebenden und handelnden Menschen wirklich nicht ‚die Wirklichkeit‘, so sehr sie die gesellschaftliche Wirklichkeit immer mehr prägt. Durch Verdichtung und Datenverarbeitung, besonders

aber durch die allseitige billige Verwendbarkeit der neuen technischen Hilfsmittel erreichen alle Erscheinungen und Vorgänge der verwalteten Welt gleichsam eine neue, wesentlich wirksamere Stufe.

Die bekannten Mechanismen der verwalteten Welt: Institutionalisierung, Bürokratisierung, Funktionalisierung, Spezialisierung, Segmentierung, Symbolisierung, Systemkontrolle, Repräsentation, Delegation, Organisation wirken Hand in Hand mit den neuen elektronischen Modell- und Bildwelten: Sie fabrizieren die Welt vor, sie tendieren zur totalen Ausdehnung und drängen das personale Eigenhandeln in letzte Nischen zurück: Eigenhandeln wird Freizeithobby des kleinen Mannes. Im sogenannten Ernstbereich des Lebens funktioniert er nur noch, handelt er nicht mehr. Ein zugespitztes Bild, zugegeben. Doch ist nicht mehr als ein Körnchen Wahrheit daran?*

Leistungs- oder Erfolgsgesellschaft?

Wer sich heute zum Advokaten für eine positive Leistungskultur berufen fühlt, kann freilich nicht umhin, sich auch mit der Kritik auseinanderzusetzen an unserer sogenannten „Leistungsgesellschaft“, am „Leistungsdruck“ und „Leistungsfetischismus“, den sie zur Folge hat. Im einzelnen auszubreiten, was Lenk bekannten Wortführern dieser Kritik wie Ludwig Marcuse entgegenhält, sprengt indessen den Rahmen dieser Betrachtungen erheblich. Ganz dem Tenor dieser Er widerungen entspricht immerhin die Antwort, die in Brixen ein junger Sportkletterer Kritikern gegenüber parat hatte, die ihn selbst als typisches Opfer und sein Tun als abschreckenden Ausdruck dieser Leistungsgesellschaft geiselten. Es sei ja schließlich ein Unterschied, meinte er, ob er aus eigenem Entschluß eine Leistung erbringen wolle und dementsprechend trainiere, oder ob er in diesen Leistungsstreß hineingezwungen werde. Prof. Lenks eigene Kritik an Zusammenhängen, die er allerdings mit Schlagwörtern wie Leistungsgesellschaft nur unzureichend beschrieben sieht, durchwirkt sein Buch im übrigen als ein weiteres Leitmotiv: Das sei zunehmend weniger eine „Leistungs-“ als vielmehr eine „Erfolgsgesellschaft“, meint er, und zitiert als Zeugen für diese Meinung seinen Lehrer, Trainer*) und Freund Karl Adam, der geschrieben hat:

„Man hat manchmal unsere Gesellschaft als Leistungsgesellschaft bezeichnet. Sie ist das sicherlich nicht. Sie ist eine Erfolgsgesellschaft.

*) Hans Lenk hat als Ruderer mit seinen Kameraden vom ‚Deutschlandachter‘ 1960 in Rom eine olympische Goldmedaille erkämpft

Foto: Adolf Mokrejs

Das höchste gesellschaftliche Prestige in dieser Gesellschaft hat nicht derjenige, der vielleicht – wie der Leistungssportler – überdurchschnittliche Leistungen erbringt, sondern derjenige, der mit möglichst wenig Arbeitsaufwand einen möglichst hohen Konsum (bei geringer oder ausfallender Leistung) erreicht . . .“

Wieder aufgegriffen hat Lenk dieses Motiv unter anderem in einem Kapitel seines Buches, betitelt: „Der Schein bestimmt das Bewußtsein.“ Dort führt er es auch zusammen mit Aspekten, die bereits von seiner Behandlung des Themas „Eigenhandeln in der verwalteten, verdateten und verfilmten Welt“ her vertraut sind. Das klingt dann so:

„Schon 1930 unterschied Ichheiser zwischen ‚Leistungstüchtigkeit‘ und ‚Erfolgstüchtigkeit‘. Er verwies auf die Taktiken und die ideologischen Rechtfertigungen, mit denen sozialer Erfolg als Leistung verkleidet und vorgestellt wird, die Idee der Leistung im Sinne des Erfolgs mißbraucht wird. Elemente des Erfolgs überspielen die eigentliche Leistung. Öffentlichkeitswirksamkeit, Publizität, ersetzt oder verdrängt oft heute viel mehr als damals die Eigenleistung. Der Schein der Leistung wird häufig als Leistung präsentiert. Vorgebliche Leistung, erfolgreich drapiert, gilt als Eigenleistung. Obwohl Erfolg und Leistung sich nicht immer strikt trennen lassen, sich oft bedingen, ist mit diesem Satz doch ein wichtiger Akzentunterschied unserer zunehmend telekratischen medienorientierten Publicity-Gesellschaft gegenüber einer ‚reinen‘ Leistungsgesellschaft bezeichnet: Scheinen scheint wichtiger oder wenigstens wirksamer als aktives Leisten. Anscheinend muß aber der Schein des Leistens gewahrt bleiben, das Scheinen als ‚Leistung‘ präsentiert werden. Es herrscht ein vertracktes Wechselspiel zwischen Leistung, Erfolg und Schein . . .“

Die Medien spielen dabei eine wesentliche Rolle, sie ‚machen‘ das Erfolgsimage des vorgeblich Leistungstüchtigen, bilden und spielen den Schein der Leistung, der oft Scheinleistung ist oder auf ihr beruht, geschickt aus . . . Publicity, Akklamationserfolge ersetzen vielfach Leistungen – für sog. Prominente, deren Prominenz sich oft weniger durch Leistung legitimiert als durch Schau, Präsentations, Wahlreklame und telegenese Gehabe . . . Wir leben eher in einer Erfolgsgesellschaft, die den sozialen Erfolg prämiert, selbst wenn er z. T. aus Scheinleistungen resultiert, so meinte ich . . . – zugegeben etwas zugespitzt – schon 1973. Diese Dynamik hat seitdem noch zugenommen – gerade auch in der Politik, die zum Teil zum Imagemanagement verkommt . . .“

Anthropologische Bedeutung der Naturesportarten

Das klingt fast wie eine Satire. Doch vergessen wir nicht: Was es für eine Gesellschaft bedeutet, wenn Lenk diagnostiziert, sie sei viel weniger Leistungs- als Erfolgs-, ja weitgehend lediglich Scheinerfolgsgesellschaft, das ist nur mit unverstelltem Blick auf die existenzielle Bedeutung zu begreifen, die er für Angehörige unseres Kulturkreises in der Möglichkeit sieht, sich durch Eigenleistung, wirkliche Eigenleistung, in dieser Gesellschaft zu „konstituieren“. Nur so auch ist die anthropologische Notwendigkeit der Aufgabe richtig abzuschätzen, die Prof. Lenk dem Sport, besonders aber Naturesportarten wie Bergsteigen für unsere Gesellschaft beimißt:

„Wenn Leben zutiefst Eigenhandeln ist – so ist aktives Sporttreiben, da personales Eigenhandeln, Teil und Träger engagierten, aktiven Lebens im ursprünglichen Handlungssinn geblieben. Sport kann als eines der wenigen Reservate personalen Eigenhandelns in der verwalteten und

verfilmten Welt aufgefaßt werden. Sport ist eine wirksame Schule der Eigenleistung. Als ein Bereich des persönlichen Eigenhandelns, der einen besonders aktiven Einsatz und Zielstrebigkeit erfordert, ist sportliches wie kreatives oder eigenengagiertes Handeln jeder Art auch ein geeignetes Mittel der Persönlichkeitsgestaltung. Eigenhandeln ist leiblich und gefühlsbetont-seelisch-willentlich, körperlich und geistig zugleich – und auch sozial prägend wirksam. Wie jedes künstlerische, musische, handwerkliche Handeln, jede Selbstbildungsaktivität ist auch sportliches Handeln ein gutes Erziehungsfeld, ein Aktivierungsbereich für Eigenhandeln, ein Übungsgebiet für aktives Leben . . .“

Der von der abendländischen Kultur beeinflusste Athlet spiegelt, deutet und versteht seine Persönlichkeit in seinen selbsterbrachten Leistungen . . . Leistungsbeurteilungen können auch individuellen oder sachlichen Normen folgen oder sozialen, auf Zusammenarbeit angelegten, die nicht notwendig wettbewerbsbetont sind. Manche Hochleistungen werden gar nicht im Wettkampf, sondern ohne Konkurrenzdruck vollbracht – etwa in Naturesportarten (Bergsteigen). Die Gedanken von Leistung und Konkurrenz sind entgegen dem Augenschein nicht in jedem Falle notwendig aneinandergekoppelt, so sicher in Wettkampfsportarten Konkurrenz die Leistung belebt. Vielleicht haben wir im Abendland tatsächlich die Konkurrenzleistung zu einseitig kultiviert. Vielleicht haben wir andere Leistungsarten, die Zusammenarbeit und Zusammenspiel betonen, vorrangig auf Selbsterleben, Selbstbewahrung, Selbstvervollkommnung, Werkgelingen, Handlungserfolg oder ästhetisches Erleben abheben, zu sehr vernachlässigt . . .“

Die volle Reichweite aber dieser Diskussion um eine positive Leistungskultur ist wohl erst zu ermessen, wenn wir uns erinnern, wovon ausgehend wir eingestiegen sind in sie. Es war, daß wir als Hintergrund für die Blütezeit des alpinen Bergsteigens während der „zwanziger und dreißiger Jahre“, die Zeit der „Bergvagabunden“, die Massenarbeitslosigkeit als Folge des Ersten Weltkriegs, für die gegenwärtige Leistungsdichte des Sportkletterns auf den Britischen Inseln aber eine bis zu 50prozentige Jugendarbeitslosigkeit dort erkannt haben. Mit Blick auf unseren Gesamtzusammenhang indessen ist es vielleicht nicht ganz müßig, zu überlegen, wieso die Neuauflage der Bergvagabundenzeit nach 1945 nur wenige Jahre währte. Daß das „Wirtschaftswunder“ auch die Vollbeschäftigung garantierte, erklärt ja nicht alles. Schließlich brachte dieses Wirtschaftswunder „uns Wunderkindern“ auch ein stetiges Mehr an arbeitstariflich geregelter Freizeit. Die aber führte dazu, daß sich das Bergsteigen zwar zu einer Massenbewegung, nicht jedoch sportlich qualitativ weiterentwickelte – es sei denn im Krebsgang: hinein in die Sackgasse der großen „Materialschlachten“ im Fels, der generalstabsmäßig geplanten Besteigungsoffensiven im Himalaya, der Kopie des „Himalayastils“ beim Durchsteigungsversuch winterlicher Wände sogar im Kaiser. Eine Erklärung dafür ließe sich immerhin aus Lenks Thesen ableiten, sofern wir bereit sind, diese zumindest nicht gänzlich zu verwerfen. Sie läge dann darin, daß in dieser Wiederaufbauphase nach dem Krieg für die Mehrheit der Menschen, auch der bergsteigenden, die laut Lenk anthropologisch so notwendige „Selbstausslegung“ tatsächlich „mittels einer realen Außenprojektion“ erfolgte, nämlich „durch Gestalten der materiellen Wirklichkeit“, eben des Wiederaufbaus. Für

eine „Selbstausslegung mittels sinnbildlich-symbolischer Außenprojektion“, also etwa einer bergsteigerischen Unternehmung mit nicht weitgehend vorherbestimmbarem Ausgang, hätte demnach mangels Bedarf auch die Motivation gefehlt. Woraus sich letztendlich auch der scheinbare Widersinn halbwegs erklärte, daß erfolgserprobte, auf die Unaufhaltsamkeit des technischen Fortschritts bauende Arbeitsmethoden aus der Berufswelt sich zunehmend auch beim Bergsteigen durchsetzen.

Geändertes Bewußtsein

Daran hat sich, wie wir wissen, mittlerweile doch einiges geändert. Den Felskletterern ist die Technik zwar nach wie vor recht, ein relativ hohes Maß an Sicherheit zu gewährleisten, nicht mehr aber dazu, Probleme im Fels zu „lösen“. Erfolge im Himalaya finden umso uneingeschränkte Anerkennung, je eindeutiger sie im Alpinstil geglückt sind. Insgesamt erfährt das Bergsteigen seit anderthalb Jahrzehnten etwa auch qualitativ einen beinahe schon explosionsartig anmutenden Entwicklungsschub. Ziemlich gleichzeitig mit dieser Entwicklung haben sich neue, in ihrer Abhängigkeit von der Technik aufs elementarste beschränkte Sportarten durchgesetzt wie Drachenfiegen und Surfen.

Diese Zeichen aus der Welt der Freizeit deuten indessen nur an, wie die im „Alltag“ heute ja gleichfalls stehen.

Der naive Glaube an den Segen technischer Allmachbarkeit ist angekratzt. Im Gleichschritt damit wachsen die Zweifel, ob all das, wodurch wir von Berufs wegen, durch private Gewohnheiten aber auch weiterhin in eine Richtung treiben, die unheimlich wird, so sinnvoll ist. Selbst Zeitgenossen, die keineswegs im Verdacht blinder Technikfeindlichkeit stehen, fragen sich unterdessen, „ob wir alles machen dürfen was wir können“. Viele Menschen fühlen sich durch die jüngsten Entwicklungen auf technischem, doch auch medizinisch-biologischem Gebiet, die sie nicht überschauen, deren Folgen sie nicht abschätzen können, irritiert zumindest, wenn nicht bedroht. Und unmittelbar empfinden sie zunächst gewiß andere Bedrohungen als die des Verlustes geeigneter Möglichkeiten der „Selbstausslegung“ durch Eigenleistung. Daß jedoch die ganz konkrete Sorge zum Beispiel um den Arbeitsplatz als Existenzgrundlage nicht nur auf England beschränkt, sondern auch hierzulande virulent ist, war gleichfalls schon eine Feststellung, die uns in die Diskussion um Prof. Lenks Thesen hineinführte. Nicht zu übersehen sind zudem sich mehrende Berichte über die zwar mittelbaren, dennoch tiefgreifenden psychologischen Auswirkungen, die vor allem länger anhaltende Arbeitslosigkeit für die Betroffenen selbst dann häufig zur Folge hat, wenn das soziale Netz eine existenzielle Bedrohung – noch – verhindert: das nagende Gefühl etwa, überflüssig, ein Schmarotzer der Gesellschaft zu sein.

Dieser Gesamtproblematik widmet Lenk dann auch mehrere aufeinanderfolgende Kapitel seines Buches wie „Gehen der Leistungsgesellschaft Arbeit und Leistung aus?“ oder „Recht



auf Faulheit – Recht auf Arbeit?“. Wiederum ist es nicht möglich, hier im einzelnen darauf einzugehen, wie Lenk diese Problematik auch in Auseinandersetzung mit Aussagen von Marx, dessen Schwiegersohn Larfargue unter anderen, vor allen aber solchen von Atteslander behandelt. Äußerst verknüpft dargestellt also geht Lenk davon aus, daß „Rationalisierung, Automatisierung“, aber besonders die mikroelektronische Revolution im Dienstleistungsbereich, in Verwaltung und Organisation – diese „Technotronik“ die Situation auf dem Arbeitsmarkt weiterhin verschärfen wird. Es werde nämlich so sein, daß dazu, die „lebens- und überlebenssichernde Tätigkeit“ zu erbringen, „das ökonomisch Notwendige sozusagen“ zu leisten, zunehmend weniger Arbeitskräfte genügen. Dies aber ist laut Lenk „in der ökonomischen Arbeitsgesellschaft – angesichts des überkommenen Arbeitsethos ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht unterhalten werden (sofern er nicht krank, alt oder Heranwachsender ist)!‘ – . . . in der Tat ein ernsthaftes gesellschaftliches Problem, durchaus mit allen vorstellbaren psychi-

Foto: Adolf Mokrejs

Dienstleistenden gesichert ist, daß die Wohlstandsgesellschaft „ein Anrecht auf Ausgleich, auf Entgelt“ dem tätigen „Arbeitsfreien“ zusichert, gerade auch, „wenn ihm keine bezahlte Arbeit zufällt“. (Ähnlich argumentiert neuerdings Offe.) Die Produktivität der industriellen Wohlstandsgesellschaft macht dies durchaus möglich, auch heute wird ja die Arbeitslosenunterstützung noch verhältnismäßig problemlos erwirtschaftet. Nur müßte mit dieser Umorientierung auch eine Umwertung einhergehen: „Der Arbeitsfreie“ darf „eben nicht als stigmatisierter Arbeitsloser“ gelten und nur notfalls Unterstützung erhalten, sondern seine nichterwerbende, nichtgewerbliche Tätigkeit müßte als ehrenvoll geschätzt werden. Ehrenämter werden heute eher noch belächelt. In Zukunft sollte dies gerade nicht der Fall sein. Wenn **nur** Erwerbsarbeit Sinn, Lebenssinn vermittelte, so wäre in der Tat die Sinnkrise unausweichlich auf ein böses Ende hin vorprogrammiert: Neue Klassengrenzen zwischen den Besitzenden und den Habenichtsen betreffend Arbeit würden sich auf tun und verschärfen – heute schon angedeutet in der sozialpsychischen Lage der Arbeitslosen (sowohl in ihrer Selbsteinschätzung als auch in der Fremdbewertung).

Kurz und gut: Entweder muß man den Arbeitsbegriff sehr viel allgemeiner fassen und die ehrenamtlichen und freiwilligen Tätigkeiten positiv darunter fassen, das Sinnerleben aber nicht mehr nur an die Erwerbsarbeit koppeln, oder man müßte eben einen allgemeinen Begriff an die Stelle von „Arbeit“ setzen ... Atteslander sieht es als ein wichtiges Zukunftsziel, nicht nur Arbeitslosigkeit und Abhängigkeit von Versorgungsbürokratien klein zu halten, sondern dabei auch „den Arbeitsfreien so viele Tätigkeiten zu ermöglichen, wie sie die Gesellschaft nützlichweise anzubieten vermag“: „So wird allgemeiner Arbeitszwang in Zukunft vermindert und zugleich Arbeitsfreiwilligkeit möglicherweise zum neuen gesellschaftlichen Wert. Arbeit wird in Zukunft auch darin bestehen, Leistung überhaupt erbringen zu können.“

In dieselbe Richtung weisen die Gedankengänge, die Prof. Kurt H. Biedenkopf in einem Beitrag für die Süddeutsche Zeitung vom 30. 8. 1984 ausgebreitet hat. Das erscheint insofern bemerkenswert, als Prof. Biedenkopf in seiner derzeit in der Bundesrepublik ganz oben auf den Wogen des Erfolgs segelnden Partei immerhin als „Denkmaschine“ gilt. Am Sonnendeck des Erfolgs allerdings steht er deutlich im Schlagschatten anderer, die sich dort versammelt haben. Einen Leser freilich, der die Lektüre dieses Beitrags bis hierher durchgehalten hat, der Prof. Lenks Bemerkungen zum „Imagemanagement“ in Erfolgs- und Scheinerfolgsgesellschaften darum vermutlich nicht ganz abwegig findet, den kann das eigentlich nur in seiner Aufmerksamkeit für Prof. Biedenkopfs Äußerungen bestärken. Dieser schreibt:

„Schließlich ändert sich die Bewertung der Arbeit selbst. Eine Neubestimmung des Begriffes Arbeit ist notwendig. Arbeit ist nicht mehr nur das, wofür man bezahlt wird. Die begriffliche Verbindung von Arbeit und Einkommen löst sich. Auch die Hausfrau arbeitet, obwohl sie nicht bezahlt wird. Ehrenamtliche Tätigkeit ist Arbeit. Es arbeitet der, der durch Eigenarbeit den Wert seines Hauses steigert oder seinen Garten bestellt oder dem Nachbarn hilft. Pflegeleistungen im Haushalt sind ebenso Arbeit wie die eigene Fortbildung oder die Beschäftigung mit kulturellen oder musischen Themen usw.

Der Arbeitsmarkt hat auf diese Veränderungen bisher kaum reagiert. Nach wie vor orientiert er sich am Großunternehmen als der typischen Form der Organisation von Produktion und arbeitsteiliger Arbeit. Vielfalt zu gestalten fällt sowohl den Tarifparteien als auch dem Gesetzgeber schwer. Erste Ansätze für mehr Flexibilität der Arbeitsorganisation entstanden erst nach erbitterten Tarifaufeinandersetzungen ...“

„schen Rückwirkungen auf den Betroffenen“. Bestrebt, Möglichkeiten aufzuzeigen, die aus diesem „Dilemma“ herausführen können, verweist Lenk auf Marx. Dieser habe „sehr wohl zwischen der Erwerbsarbeit, insbesondere der erzwungenen, entfremdeten, einerseits und der freien, selbstgewählten, selbstbestimmten Tätigkeit andererseits“ unterschieden.

Anerkennung für freiwillig erbrachte Leistung

„Eine ähnliche Unterscheidung“ aber, meint Lenk, „sollte das Dilemma der verfahrenen Leistungsdiskussion auflösen können“. Mit Prof. Dahrendorf fordert er deshalb zunächst, „wo immer möglich, Elemente freier Tätigkeit in die Welt der Arbeit einzuführen“. Damit meint er beispielsweise freiwillig erbrachte „Hilfstätigkeit wie Nachbarschaftshilfe, ehrenamtliche Tätigkeit aller Arten ...“ und er folgert, immer wieder Atteslander zitierend:

„Dies setzt natürlich voraus, daß der Lebensunterhalt der freiwillig

Foto: Hans Steinbichler

Kann das funktionieren?

Die Frage ist natürlich, wie das alles funktionieren soll. Mit dieser Frage beschäftigt sich Klaus Haefner in seinem Buch „Mensch und Computer im Jahre 2000. Ökonomie und Politik für eine human computerisierte Gesellschaft“ (Birkhäuser Verlag, Basel/Stuttgart 1984). In einer Besprechung dieses Werkes für die Wochenzeitschrift „Die Zeit“ (Ausgabe Nr. 15 vom 5. 4. 1985) resümiert Wolfgang Krüger:

„Für Haefner ist der Vormarsch der neuen Technologien unaufhaltbar. Auch schon jeder nur hinhaltende Widerstand würde die Bundesrepublik aus dem internationalen Wettbewerb ausschalten und in den wirtschaftlichen Selbstmord treiben. Ein Verzicht auf die Nutzung der immensen Vorteile dieser Techniken würde uns außerdem der Möglichkeit berauben, die jetzt sichtbar gewordenen, mannigfachen Schäden der Industrialisierung – für Umwelt, Energieversorgung oder menschliche Gesundheit – zu neutralisieren oder gar ganz zu beseitigen.“

Der Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft wirft aber auch zahlreiche Probleme auf. Die drohende weitere Isolierung und Verfremdung des Menschen durch die immer größer werdende Anzahl der zwischen Mensch und Mensch geschalteten Apparate ist nur die eine Seite der auf uns zukommenden Gefahren. Die andere Seite ist die Tatsache, daß die weitgehende Übernahme von bisher nur von menschlicher Intelligenz vollziehbaren Tätigkeiten durch Computer den neben dem Kapital im Mittelpunkt des jetzigen Wirtschaftssystems stehenden Produktionsfaktor Arbeit auf einen Restposten reduzieren wird. Bei konsequenter Nutzung der Informationstechnik, so sieht der Autor dieses Buches die Lage, wird die aus dem neunzehnten Jahrhundert stammende Wirtschafts- und Sozialordnung auf Dauer nicht mehr zu halten sein ...

... Zur Entwirrung dieses ganzen Knäuels von Problemen holt Haefner nun zum von viel Phantasie bellügelten Befreiungsschlag aus. Um bei zurückgehender Kaufkraft der über Lohnarbeit verdienten Einkommen die bei voller Nutzung der Informationstechnik möglichen großen Zuwächse an Produktivität gerecht zu verteilen, plädiert Haefner für ein „Grundrecht auf Grundversorgung“, als Ersatz für das in der Informationsgesellschaft nicht mehr realisierbare „Grundrecht auf Arbeit“. Auf dem Fundament dieser unabhängig vom erarbeiteten Einkommen allen Bürgern zugute kommenden, weitgehend automatisch sichergestellten Grundversorgung – Nahrung, Bekleidung, Wohnung, Haushaltsgeräte – sollte es dann einen breit gefächerten, marktwirtschaftlich organisierten Bereich geben, in dem jeder das Recht hat, seine Qualifikationen in Einkommen umzusetzen. Dieser Bereich reicht von der alternativen Wirtschaft, in der ohne intensive Nutzung der modernen Techniken gearbeitet wird, bis hinauf zu den hochtechnisierten Produktionsbetrieben, in denen vornehmlich die durch Computer Unersetzbaren – Haefner spricht von den „Unberechenbaren“ – ihre Dienste anbieten. „Daraus ergibt sich in der human computerisierten Gesellschaft ein gespaltenes Volkswirtschaftssystem. Neben einem Teilbereich, der schwerpunktmäßig für die Grundversorgung arbeitet, existiert ein großer Bereich freier Marktwirtschaft, in dem eine breite Palette zusätzlicher Produkte (High Tech plus alternativ Low Tech) für das Inland und den Export erzeugt werden.“ Mit der Einführung dieses „Grundrechts auf Grundversorgung“, das im Alter in ein „Grundrecht auf Grundrente“ überführt wird, sieht Haefner auch einen Ausweg aus den dem Kollaps zutreibenden Schwierigkeiten der Rentenversicherung. Da die Zahl der Rentenbeiträge zahlenden Arbeitsplatzbesitzer immer kleiner, die Zahl der Rentner aber immer größer wird, schlägt Haefner eine neue Form des Generationsvertrages vor. „In diesem neuen Generationsvertrag besteht keine unmittelbare Bindung mehr der Ansprüche der Alten an die direkten Leistungen der Jungen. Dazwischen schiebt sich vielmehr

eine weitgehend automatisierte Produktion, die sicherstellt, daß die Bedürfnisse der Alten mit einem Minimum an gesellschaftlichem Aufwand realisiert werden. Aus einem eher personengebundenen Vertrag wird mehr und mehr eine strukturelle Abhängigkeit der Alten von einer funktionierenden, vollautomatisierten Infrastruktur, die allerdings von den Jungen aufzubauen und zu betreiben ist.“ Neben diese für alle gleiche Grundrente „tritt dann für den alten Menschen eine leistungsabhängige, kapitalfinanzierte Zusatzrente, die sich aus seiner individuellen Produktivität ergibt und stark variieren wird, je nachdem, welchen Weg der Mensch wählt.“

Das Buch oder wenigstens seine Besprechung scheint auch ein derzeit auf einem der bevorzugten Plätze des Bonner Sonnendecks zu findender Politiker gelesen zu haben. Zerhackstückt in mundgerechte Portionen und verkürzt auf die gegenwärtig noch aktuellere Problematik, beeilte er sich jedenfalls, das Stichwort von der „Grundrente“ in die „öffentliche Diskussion einzubringen“. Als sich's freilich herausstellte, daß er mit diesem Vorstoß nur Schatten des Mißfallens heraufbeschwor über seinen Sonnenplatz, wollte er frohgemut seinen „Denkanstoß“ zwar weiterhin als solchen, nicht mehr jedoch als konkreten Beitrag zur aktuellen Rentendiskussion gewertet wissen.

Um einiges zurückhaltender zeigt sich da doch „Zeit“-Rezensent Wolfgang Krüger Haefners Vision einer Gesellschaft gegenüber, in der „Grundrente“ und „Grundversorgung“, „bereitgestellt durch Robotersklaven“, dafür sorgen, daß es „keine materielle Not mehr gibt und der Anteil unabdingbarer Arbeit zur Lebensunterhaltung auf einen Restposten reduziert ist.“ Krüger zweifelt nämlich:

„Diese Zukunftsvision stellt gewiß harte Anforderungen an unser Vorstellungsvermögen; denn gleich hinter den immensen organisatorischen Schwierigkeiten der Etablierung dieser Gesellschaft steht die glaubensträchtige Frage, ob der Mensch, für den seit Jahrhunderten die Arbeit im Mittelpunkt steht, seinem Leben auch ohne Existenzkampf und die Notwendigkeit, arbeiten zu müssen, Sinn und Inhalt geben kann.“

Herausforderung für den Alpenverein

So führt uns Krügers „glaubensträchtige Frage“ auf unmittelbarem Weg noch einmal zurück zum Ausgangspunkt unseres Gedankenfluges über Prof. Lenks Thesen. Wir erinnern uns an die anthropologische Notwendigkeit, die Lenk darin sieht, daß in einer „verdateten, verdrahteten und verfilmten Welt“ dem Menschen die Möglichkeit der „kreativen Selbstverwirklichung“ erhalten bleibt. Wir erinnern uns, welche Bedeutung er, weil solche Selbstverwirklichung „nur auf Werke oder Leistungen zu gründen (ist)“, in dieser Welt dem Sport, ganz besonders aber Natursportarten wie dem Bergsteigen zumißt. Wir erinnern uns, welche – nicht nur private – Wertschätzung zukünftig ehrenamtlich für eine Gemeinschaft geleisteter Tätigkeit seiner Meinung nach zuzugestehen ist, soll eine „Sinnkrise“ nicht „unausweichlich“ bleiben. Und wir können aus all dem abschätzen, welche tragende Rolle Lenk in dieser Welt Verbänden wie dem Alpenverein zugeordnet hat; welche Herausforderung daraus für den Alpenverein erwächst.



Was aber, wenn die Vision von einer „human computerisierten Gesellschaft“ doch Utopie bleibt? Wenn es der (Schein-?)Erfolgsgesellschaft von Politik, Wirtschaft und Gewerkschaft gelingt, das Boot, in dem wir alle sitzen, souverän dorthin zu lenken, wohin viele besorgte Mitmenschen es heute bereits treiben sehen: in unheimliche Zonen sich ausbreitender Mittellosgigkeit, die unser Wohlstandsschiff ins Schlingern bringen könnten? Vieles spricht dafür, daß von den Betroffenen dann die noch die glücklicheren sein werden, die das, was sie bedrängt, abzureagieren vermögen wie die Bergvagabunden der zwanziger, dreißiger Jahre oder die 50 000 englischen Sportkletterer heute. Herausgefordert werden Vereine wie der Alpenverein dann also erst recht und umfassender noch sein: dazu beispielsweise auch, im Rahmen ihrer Möglichkeiten Nächstenhilfe zu leisten.

Die Bergsteiger aber werden dann auch wieder ihre Entfaltungsmöglichkeiten vorwiegend in den nächsterreichbaren Gebieten suchen müssen. Das hieße dann allerdings auch, daß sie diese Gebiete noch intensiver nutzen als bisher schon und umso stärker also belasteten!

Doppelte Aufgabe

Damit ist das Stichwort gefallen: Der Alpenverein kann seiner Aufgabe als Bergsteigerverein – dieser, wie dargelegt, weit bedeutsameren Aufgabe als der lediglich einer Steckenpferdreierei, nur gerecht werden, wenn er die Natur nutzt. Die Notwendigkeit, diese Natur zu erhalten, stellt sich ihm darum als eine existenzielle so unmittelbar wie wenig anderen Verbänden. Darum ist es auch überflüssig darüber zu rechten, ob der Alpenverein nun ein Bergsteiger- oder Naturschutzverband sei. Oder mehr das eine beziehungsweise das andere. Er ist, und das wie aufgezeigt, zwangsläufig beides. Das erleichtert ihm zwar seine Aufgaben weder als Bergsteiger- noch als Naturschutzverein. Doch wird er an seiner Aufgabe insgesamt scheitern, wenn es ihm nicht gelingt, sich in dieser doppelten Herausforderung als Bergsteiger- wie auch als Naturschutzverband in gleicher Weise zu bewähren.

Die Natur ist für den Alpenverein gleichzeitig Arbeitsfeld, Existenzgrundlage und Inhaltsspenderin für das, was er zu vermitteln hat. Am Alpenverein liegt es also, beispielgebend zu wirken für einen möglichst „intelligenten Umgang“ mit der Natur: „intelligent“ verstanden im wörtlichen Sinn von einsichtsvoll. So verstanden, wie das Wort auch Prof. Carl Friedrich von Weizsäcker in einem „Zeit-Dossier“ zum Thema „Ohne Atomkraft leben – Die Entwicklung und Deckung unseres Energiebedarfs“ gebraucht hat. Darin fordert er bereits 1975 einen Stopp zumindest, besser sogar rückläufige Zuwachsraten des Verbrauchs von natürlichen Erdvorräten. Ein solches Zurückdrehen des Vorräteverbrauchs auf ein „Null-“ oder sogar „Minuswachstum“ brauchte Prof. v. Weizsäckers Überzeugung zufolge dennoch nicht in gleichem Maße einen Rückgang des eigentlichen Wirtschaftswachstums nach sich zu ziehen. Im Gegenteil: Durch weniger verschwenderischen, doch eben „in-

telligenteren“ Umgang mit den Vorräten seien sogar gewisse Zuwachsraten im Effekt der Nutzung dieser Vorräte denkbar. Auch unser „Vorrat“ an Landschaft ist bekanntlich keineswegs „vermehrbar“. Dennoch hat sich bis heute nicht einmal der Gedanke an ein „Nullwachstum“ zumindest des unmittelbar zerstörenden Verbrauchs von Landschaft durchzusetzen vermocht. Die Absicht, das Liftgebiet Christlum bei Achenkirch erheblich auszudehnen, und dies noch weiter hinein ins Naturschutzgebiet Karwendel, ist dafür nur ein Beispiel, wenngleich ein sehr beredtes. Daß der Alpenverein solchen Plänen mit allen zu Gebote stehenden Kräften entgegenzutreten hat, ist indessen klar. Das bedeutet für ihn auch keineswegs, gegen eine Entwicklung ankämpfen zu müssen, die er selber einmal in Bewegung gesetzt und vorangetrieben hat.

Diesen Vorwurf an die Adresse des Alpenvereins leiten fixe Tourismuskritiker heute ja mit Vorliebe davon ab, daß es zweifellos ein Hauptanliegen des Alpenvereinsmitbegründers Franz Senn gewesen ist, Städter aus dem Flachland für Ferientaufenthalte in Tirols Alpentälern zu gewinnen. Und dies mit der erklärten Absicht, durch einen solchen Sommerfrischenbetrieb die damals doch sehr triste wirtschaftliche Situation der Alpenbevölkerung ein wenig aufbessern zu helfen! Diese Kritiker übersehen aber einmal, daß die Entwicklung, die der Alpentourismus seit seinen Anfängen genommen hat, vor 120 Jahren gänzlich unausdenkbar gewesen ist. Sie übersehen, was noch entscheidender ist, des weiteren, daß die Denkmodelle, an denen der Alpenverein seither sich orientiert hat, gänzlich abseits der Linie gelegen sind, der die Alpentouristik tatsächlich gefolgt ist. Das hat dem Verein denn auch bis 1970 (das bekanntlich zum „Europäischen Naturschutzjahr“ erklärt wurde) und einige Jahre darüber hinaus in garantierter Regelmäßigkeit den Vorwurf „ewiger Gestrigkeit“ eingetragen, wann immer er gegen Tourismusprojekte aufgetreten ist, die seinen Denkmodellen nicht entsprochen haben. Es ist also noch gar nicht so lange her, daß ebenso im Einklang mit der vorherrschenden öffentlichen Meinung stand, wer diesen Vorwurf erhob, wie es heute diejenigen sehen, die dem Verein die Schuld an der Misere aufbürden wollen, in die der Alpentourismus tatsächlich hineingeraten ist.

Wohlfeilen Nachhilfeunterricht in der Frage, welche einmal denkbaren und verfolgenswerten Entwicklungen des Alpentourismus durch die tatsächlich erfolgte verfehlt wurden, benötigt der Alpenverein also kaum. Hilfreicher wäre da schon eine Kritik, die selbst konstruktive Vorschläge zu der viel schwierigeren Frage beisteuerte, welche Möglichkeiten für eine sinnvolle und angemessene Gestaltung des Tourismus die bisherige Entwicklung noch offengehalten hat; und wie zu erreichen ist, daß nicht auch diese Möglichkeiten vergeben werden. Voraussetzung dies zu erreichen wird jedenfalls sein, daß wir es schaffen, mit dem heute vorzufindenden Istbestand eines Nebeneinander von Resten unverbrauchter, wenig- bis totalverbauter, aber auch zu rekultivierender Landschaft so schonend, gleichzeitig jedoch ausreichend vielfältigen Bedürfnissen genügend – also so „intelligent“ wie möglich umzugehen.

Das Modell Prunn

Von wenig wirksam gewordener Intelligenz in diesem Sinn zeugt eine Begebenheit, die sich im Raum Essen zugetragen hat. Dort hatte die Alpenvereinsjugend einen stillgelegten, seither verwilderten und als Mülldeponie mißbrauchten Steinbruch gesäubert und sich als Klettergarten hergerichtet. Aufgrund der Säuberungsaktion und trotz des Kletterbetriebes entwickelte sich der Steinbruch daraufhin zu einem Kleinbiotop für seltene Pflanzen. Woraufhin er aus Naturschutzgründen für den Kletterbetrieb gesperrt wurde. Von einem ähnlichen Quantum an dahintersteckendem Einsichtsvermögen zeugt die Absicht, das Klettergebiet bei Prunn im Altmühltal, da Naturschutzgebiet, mit einer Totalsperre zu belegen: ein Gebiet, das durch den Bau des unmittelbar darunter vorbeiführenden Rhein-Main-Donau-Kanals, besonders aber auch der zur Raseerei verführenden breitangelegten Straße parallel zum Kanal, ohnehin Wesentliches an Wert als wichtiges Naherholungsgebiet für den Raum Regensburg – Nürnberg – Ingolstadt eingebüßt hat. Ein Gebiet, in das zu schützende Vögel, die es bis zum Kanalbau dort trotz des schon damals sehr regen Kletterbetriebs gegeben hat, erst wieder ausgesetzt werden müßten. Ein Gebiet andererseits aber, das für das Sportklettern nicht nur überregionale, sondern internationale Bedeutung erlangt hat wie kaum ein weiteres in der Bundesrepublik.

Derzeit bemühen sich Vereinsleitung und Naturschutzreferat des DAV gemeinsam mit so namhaften Kletterern und Bergsteigern wie Hans Brunner, Sepp Gschwendtner, Georg Ritter, im Benehmen auch mit dem Bund Naturschutz in Bayern, diesem Widersinn entgegen-, statt dessen auf eine vertretbare Regelung hinzuwirken. Dazu hat Hans Brunner, als Kelheimer einer der besten Kenner des Gebietes und Autor eines Spezialführers darüber, bereits eine Planskizze vorgelegt, in der all die Felsgruppen genau gekennzeichnet sind, die – wenn überhaupt nötig – für ein zeitlich unbegrenztes Kletterverbot am ehesten in Frage kommen. Es sind das meist seltener besuchte Felsgruppen, deren häufig starker Pflanzenbewuchs zudem zwar gute Nist-, jedoch weniger gute Klettermöglichkeiten bietet. Daneben gibt es aber die Möglichkeit, einzelne Routen, in deren Verlauf zum Beispiel Wanderfalken einen Nistplatz gefunden haben, mit einem zeitlich begrenzten Kletterverbot zu belegen. Für den Fortbestand der Falken genügt es erwiesenermaßen vollauf, wenn solche Routen lediglich während der Brutzeit nicht beklettert werden. Derartige Gesichtspunkte, neben der Fauna natürlich auch eine standortgemäße Flora betreffend, desgleichen freilich die geschaffene Verkehrssituation, die Eignung und Bedeutung des Gebietes für Wandern, Klettern, für Wasser- und andere Natursportarten wie Drachenfliegen, das alles sind Kriterien, die es gegeneinander abzuwägen gilt im Interesse einer nach unserem Verständnis „intelligenten“ Regelung.

Georg Ritter, der Achttausender-Mann mit Klettergartenerfahrung, von Beruf aber Ökologe, ist dabei, ein Gutachten für eine so beschaffene Regelung zu erarbeiten. Sepp Gschwendtner

bemüht sich schon seit Jahren, unter den Kletterern die Einsicht zu vermitteln, „daß es mit einem Aufkleber ‚Atomkraft – nein danke‘ nicht getan ist“, daß sich vielmehr auch sie „so naturschonend wie möglich“ (Zitate aus seinem Brixener Referat) verhalten müssen. Was aber Prunn betrifft, so will der Sepp seinen ganzen persönlichen Einfluß als einer der prominentesten Sportkletterer Deutschlands geltend machen dafür, daß eine vernünftige Regelung, so sie erzielt wird, auch das nötige Verständnis und entsprechende Beachtung findet. Erfolg zu wünschen ist all diesen Bemühungen nicht zuletzt deshalb ganz besonders, weil eine so geartete Regelung auch als Modell dienen sollte für notwendig werdende ähnliche Regelungen in zahlreichen anderen Gebieten: Im Frankenjura zum Beispiel am „Walberla“; einem Tafelberg, an dessen Randabstürzen zwar wiederum das Klettern aus Naturschutzgründen verboten werden soll, nicht aber – „einsichtsvollerweise“ – auf seinem Gipfel die Kirchweihgaudi, die dort alljährlich zigtausende von Menschen feiern!

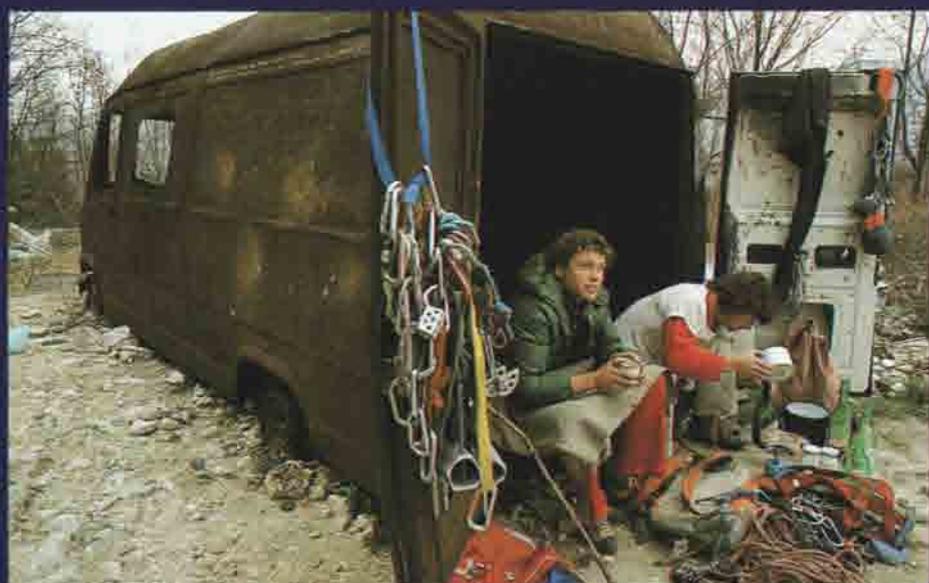
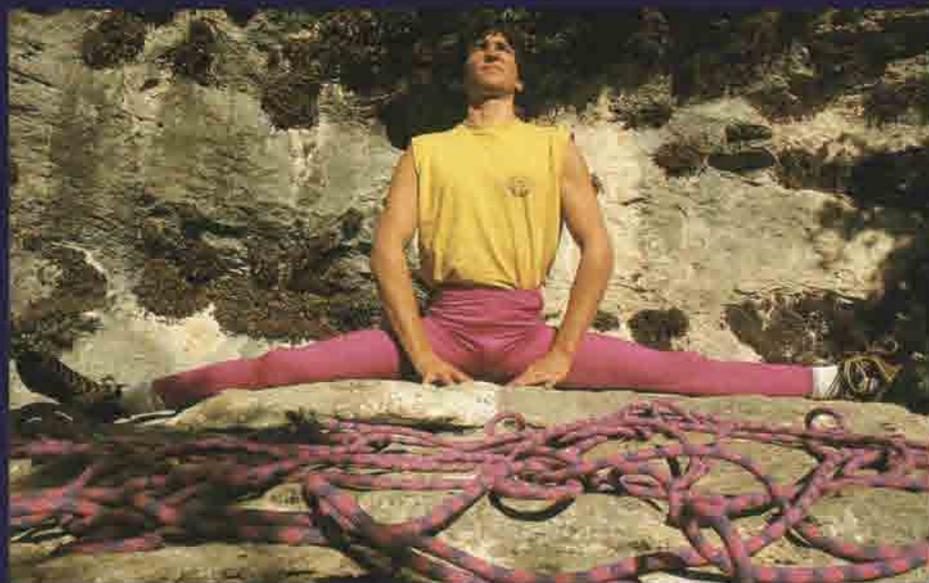
Mit diesem „Modell Prunn“ wäre kleinräumig also zu vollziehen, wofür es großräumig in den Alpen zwar lange schon Ansätze, aber bis heute halt auch nur Ansätze gibt. Ein solcher Ansatz ist der „Alpenplan“ mit seiner bekannten Zoneneinteilung: der Plan also einer die verschiedenartigsten Nutzungsansprüche an die Natur, desgleichen jedoch die Erfordernisse eines ausreichenden Schutzes für sie berücksichtigenden Raumordnung. Für diesen Plan hat sich der Alpenverein bereits in seinem Jahrbuch von 1969 eingesetzt. Rechtskräftig ist eine gegenüber dem ursprünglichen Plan geringfügig abgeänderte Regelung für den bayerischen Alpenraum seit 1972. Und seither hat dieser „Alpenplan“ in seinem Gültigkeitsbereich immerhin zuverlässig verhindert, daß zum Beispiel der zunehmende Trend zum Tourenskilauf nicht nur, sondern besonders auch zum sogenannten „Variantenfahren“ abseits der Piste, keine weiteren „Erschließungen“ zur Folge hatte. Deshalb nicht, weil zwar die Befürchtung keineswegs abwegig erscheint, das Verhalten der Skiläufer könnte wie seit jeher die Begehrlichkeit der Erschließungsstrategen angeregt haben, weil dieser Begehrlichkeit aber nunmehr eben verbindliche Grenzen gesetzt sind. Gewiß gibt es ähnliches wie den „Alpenplan“ auch anderswo, vor allem in der Schweiz. Für den Großteil der Alpengebiete gibt es jedoch bis heute keine verbindliche Raumordnung. – So dringend erforderlich eine solche überall doch wäre: nicht nur der mengenmäßigen Zuwachsraten des Alpentourismus, sondern auch seiner zunehmenden – und an sich ja erfreulichen – Aufgliederung in verschiedenartigste „Spielformen“ wegen!

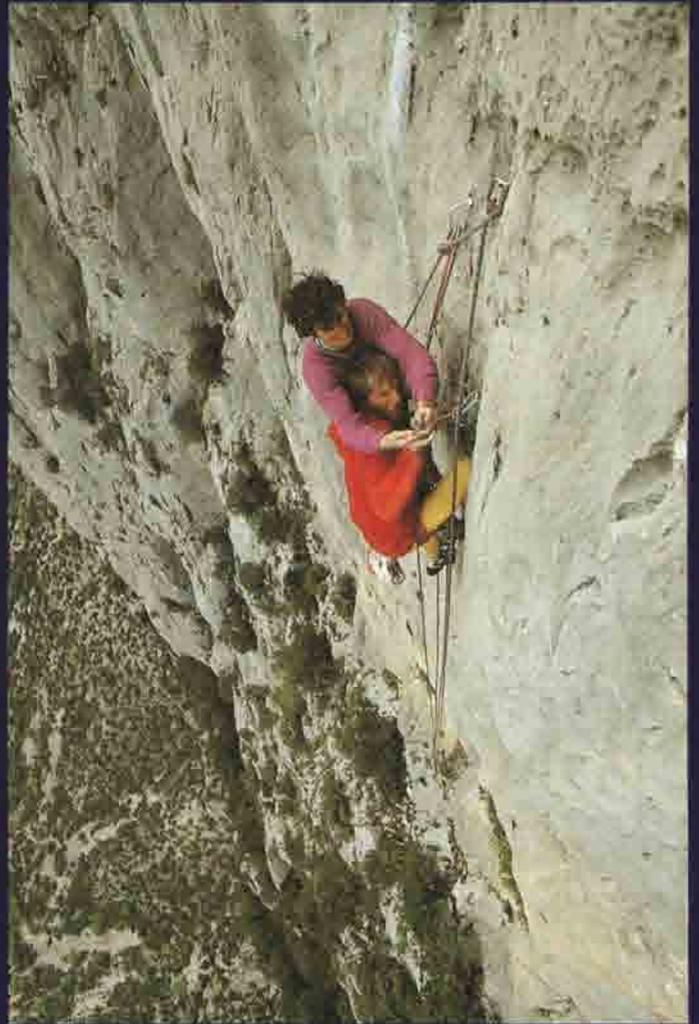
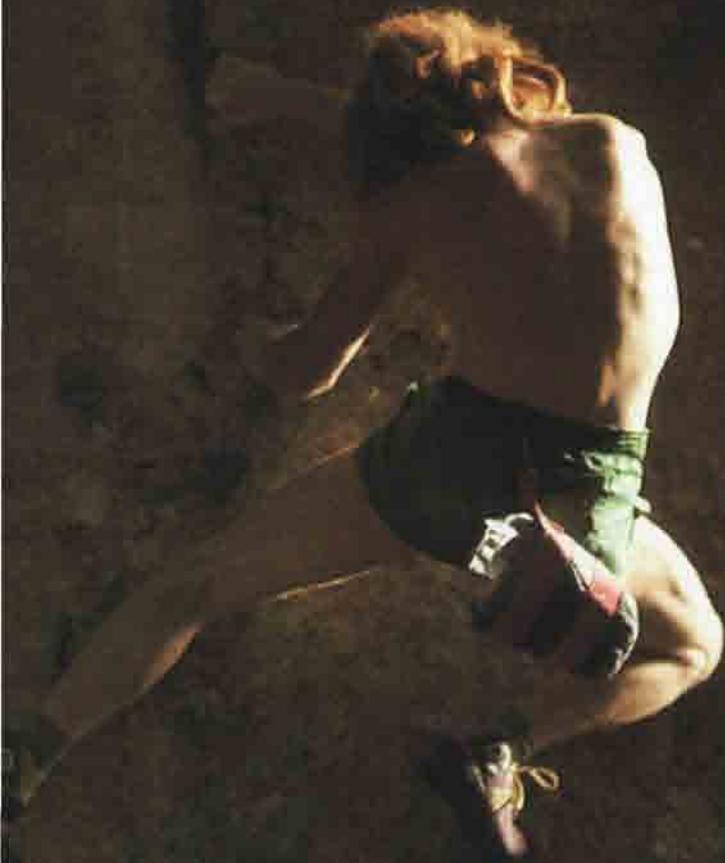
„Sanft“ Bergsteigen

Nicht allein an wirksamen Raumordnungen freilich darf dem Alpenverein gelegen sein. Herausragendes Interesse vielmehr muß er zugleich daran haben, daß die Spielformen des Tourismus, des Bergsteigens mit zunehmender Tendenz zur „sanfteren“, also der Natur gegenüber schonungsvolleren Ausübung

Gewandelte Wertvorstellungen

*„Die Besinnung auf das eigene Können
hat deutlich den Vorrang gewonnen vor
allzu naivem Vertrauen auf die Technik,
durch die alles ‚machbar‘ erscheint.“
Rechts: Klettern in Altmühltal.
Unten: Stefan Glowatz bei der
Morgengymnastik im Verdon.
Ganz unten: Ausgebrannter Lieferwagen
als Biwakschachtel in Finale Ligure*





*Oben: Während einer
erfolgreichen „on sight“-Begehung
in „Pol Pot“, Verdon*

hin sich entwickeln. Lenkend in die Entwicklung des Bergsteigens einzugreifen ist dem Alpenverein in der Vergangenheit jedoch immer dann kläglich mißlungen, wenn er das hoch über dieser Entwicklung, ihren verschiedenartigen Beweggründen und Strömungen schwebend quasi „ex cathedra“ versucht hat. Die lebendige Entwicklung mitzugestalten war ihm stets nur vergönnt, wenn er sich nicht zu erhaben dünkte, auf Tuchfühlung zu bleiben mit ihr. Dem Alpenverein diese Tuchfühlung zu erhalten, oder, wo nötig, sie auch wieder herzustellen, dazu aber vor allem sollte das Brixener Symposium gut sein.

Jedem, der aufnahmebereit genug nach Brixen gekommen war, mußte indessen gerade eines unbezweifelbar deutlich geworden sein; daß nämlich, wie schon geschildert, der seit anderthalb Jahrzehnten etwa anhaltende Schub einer auch qualitativen Weiterentwicklung der Extremformen des Bergsteigens auf einen Prozeß des Umdenkens und eine gewandelte „Wertevorstellung“ zurückzuführen ist. Eine Wertevorstellung, in der die Besinnung auf das eigene Können deutlich den Vorrang gewonnen hat vor allzu naivem Vertrauen auf die Technik, durch die alles „machbar“ erscheint. Die Chance kann demnach so gering nicht sein, bauend auf diesen Umdenkprozeß, die Anhänger gerade streng sportlicher Formen des Kletterns und des Alpinismus dafür zu gewinnen, „sanft“ zu klettern und zu steigen nicht nur, sondern sich in den Kletter- und Berggebieten, die sie aufsuchen, stets so zu verhalten „als seien es Naturschutzgebiete“. Dafür spricht ja auch, daß solche Forderungen in Brixen unüberhörbar aus den Reihen der Kletterer und Alpinisten selbst laut geworden sind; in logischer Konsequenz eigentlich, wenn schon Kletterer und Alpinisten sich heute wieder an der Natur und ihren Herausforderungen zwar messen, sie eben deshalb aber nicht vergewaltigen wollen.

Das kann zunehmend auch fürs Expeditionsbergsteigen gelten, wenn der aufgezeigte Trend weg von den Eroberungsstrategien material- und mannschaftsaufwendiger Mammutunternehmen hin zur unmittelbaren, möglichst dem „Alpinstil“ nahekommenden Auseinandersetzung mit dem Berg sich weiterhin, wenngleich verständlicherweise zögernder als im Alpinismus, durchsetzen kann. Denn auch hierbei liegt es bereits im unterschiedlichen Stil der Unternehmungen begründet, daß die von ihnen ausgehenden Belastungen der Natur sowohl als auch im empfindlichen sozio-kulturellen Bereich extrem unterschiedliche sein werden.

Daß im übrigen Georg Bachlers Kritik, die deutschsprachigen Alpenvereine hätten die Entwicklung im Expeditionswesen während des letzten Jahrzehnts gründlich verschlafen, in Brixen durchaus aufweckende Wirkung hatte, sofern sie nicht ohnehin auf bereits hellwache Ohren traf, dafür gibt es unterdessen einige Indizien: So standen kein halbes Jahr später, nämlich Ende Januar '85, innerhalb einer Woche erst die Österreicher Hans Bärntaler und Manfred Lorenz, dann die Bayern Hartmut Münchenbach und Karl Schrag, als neunte und zehnte Seilschaft (seit 1959!) auf dem Gipfel des berühmten Cerro Torre (Patagonien). Mit einem Neuanstieg auf die Kalanka (6931 m; Garhwal-Himalaya) über die Südwand und den Ostgrat, zugleich der ersten Überschreitung dieses Berges, da

der Abstieg über die Südwestwand erfolgte, war Karl Schrag und seinem damaligen Partner Erwin Praxenthaler (†) schon 1983 ein ganz dem neuen Trend entsprechendes Unternehmen geglückt. Davon aber, daß der – möglichst anspruchsvolle – Weg zum Berg als Ziel unter deutschsprachigen Alpinisten wieder mehr zu zählen beginnt als selbst magische Höhenziffern – deutliche Kunde davon gibt der OeAV in der Nummer 4 vom April 85 seines Pressedienstes. Unter der aufschlußreichen Überschrift „Alpenverein unterwegs zu neuen Horizonten im Expeditionsbergsteigen“ ist darin die OeAV-Expedition 1985 zum Masherbrum (7824 m) im Karakorum, und zwar zur extrem schwierigen und bisher undurchstiegenen Nordseite des Berges angekündigt. Dazu steht in dem Presstext erläuternd: „Die erste offizielle Expedition des Österreichischen Alpenvereins seit der erfolgreichen Everest-Expedition 1978 wird eine Besteigung über den 3700 m hohen Nordpfeiler versuchen. Es ist beabsichtigt, mit einer kleinen Mannschaft ohne Hochträger den Berg anzugehen und dabei das Motto vom ‚sanften Bergsteigen‘ zu verfolgen, d. h. möglichst keine Spuren in der Kultur- und Naturlandschaft des Karakorum zu hinterlassen...“ Sehr genau in dieses Indizienbild paßt schließlich, daß der DAV für seine 2. Trainingsexpedition von Ende August bis Mitte Oktober '85 als Ziel den so markanten, aber entsprechend schwierigen Mount Shivling (6543 m) im indischen Garhwal-Himalaya erkoren hat.

Risiken

Völlig unverantwortlich freilich wäre es, angesichts der skizzierten Entwicklungstendenzen im heutigen Extrembergsteigen euphorisch gestimmt die Kehrseite der damit verbundenen höheren und schwieriger kalkulierbaren Risiken sowie das daraus resultierende größere Gewicht der psychischen Belastung zu übersehen, dem sich die Akteure aussetzen. Davor dürfen – naturgemäß, ist man versucht zu sagen – besonders die Expeditionsbergsteiger und Alpinisten die Augen nicht verschließen. Doch auch die Sportkletterer tun gut daran, wachsam zu bleiben angesichts der sich mehrenden Anzeichen für einen Trend, selbst Routen von sehr hohen Schwierigkeitsgraden (bis IX) frei, also ungesichert zu klettern. Es spricht allerdings sehr für das Verantwortungsbewußtsein zumindest der in Brixen vertretenen „Extremen“, daß es ihre Sprecher nicht versäumt haben, dieses und verwandte Probleme (wie das zu erwartender Spätfolgeschäden wegen intensiven Klettertrainings) deutlich genug anzusprechen. Mehr noch: Für den Verfasser dieses Beitrags wurde es zu einer der beeindruckendsten Erfahrungen, die ihm das Symposium brachte, im Arbeitskreis „Extremer Alpinismus aus Sicht der Aktiven“ mitzuerleben, mit welcher ernster Bedachtsamkeit die Diskussionsteilnehmer sich darauf verständigten, welche Haltung gegenüber ihrem Tun dem Alpenverein zuzumuten sei. Wegen der Gefährlichkeit dieses Tuns könne es, so überlegten sie, jeder Bergsteiger nur für sich selbst verantworten, den Schritt zum Extremalpinismus zu wagen. Deshalb sollte der Alpenverein fördernd, doch auch lenkend, diese Art des Berg-

Rechts:
„In unerschlossenen Gebieten ist auf Markierung und
Wegebau zu verzichten“:
Panorama-Hochweg Bergell

Foto: Reinhold Endrich

steigens nur dann unterstützen, wenn Interesse daran sich innerhalb der aktiven Mitgliederschaft aus eigenem Antrieb gebildet hat. Zudem sollte er über ein möglichst umfassendes und solides Schulungs- und Informationsangebot gewährleisten, daß jedes seiner Mitglieder, das sich dem Extremalpinismus verschreiben will, das nötige Rüstzeug dafür mitbringt, also auch weiß, worauf es sich einläßt.

Mit dieser Anregung stehen die extremen Alpinisten in bemerkenswert vollkommenem Einklang mit ihren gemäßigeren Kollegen, die das Thema „Hochtouren in Fels und Eis“ im Rahmen des Breitenbergsteigens zu behandeln hatten. Schnellere und häufigere Informationen über Ausbildungsrichtlinien, die Konstituierung eines Ausbildungsausschusses und die Überarbeitung der „Alpinen Methodik“ forderten die Teilnehmer an diesem Arbeitskreis. Bezeichnend ist, daß sie sich auch des Themas „Skihochtouren“ annahmen, obschon dieses doch dem „Arbeitskreis Skilauf“ zugeordnet war.

Aber zweifellos: der Tourenskilauf ist eine – nicht ungefährliche – Spielart auch des Alpinismus. Eine Spielart zudem, die, obwohl in Brixen ebenfalls im Rahmen des Breitenbergsteigens behandelt, zunehmend Ausprägungen erfährt, die eindeutig dem Extremalpinismus zuzurechnen sind, wie das Befahren von Steiflanken und -rinnen. Dieser Trend zur Extremform gleichfalls beim Skilauf ist teils sicherlich auf die enormen Verbesserungen zurückzuführen, die der Skiausrüstung seit Kriegsende zugute gekommen sind. Desgleichen entscheidend aber ist das seither ebenfalls gewaltig verbesserte Können der Skiläufer. Das gilt, dank umfassender Schulungsmöglichkeiten für alle genauso für das Können des großen Durchschnitts der Skifahrer. Daraus freilich resultiert auch das fast schon einem Run gleiche Ausscheren vieler Skiläufer aus der Piste in den Tiefschnee. Darin nun sah ein Teil der Teilnehmer am Arbeitskreis Skilauf in Brixen eine ideale Ausgangsposition für die Förderung des Tourenskilaufs. Daß der Tourenskilauf die dem Alpenverein zur Förderung angemessene Art des Skilaufs sei, wollten auch die anderen nicht in Abrede stellen. Der Pisten-, vor allem aber der Variantenski als hinführende Vorstufe dazu erschien ihnen hingegen recht suspekt – aus Naturschutzgründen. Doch wie gehabt: Besonders der alpine Skilauf auch ist ja ein Paradebeispiel, das die Notwendigkeit verbindlicher Raumordnungspläne für alle Alpengebiete belegt. Eine wesentliche Aufgabe aber für Ausbildungsarbeit gerade beim Alpenverein wird sein, das Bewußtsein zu verfestigen, daß zur Kunst des Skilaufs in freiem Gelände gehört, eine Skispur nicht nur möglichst lawinensicher legen zu können, sondern auch so, daß nicht die Einstände von Auer- und anderem Wild behelligt werden durch sie.

Erziehung zur Selbständigkeit und Eigenleistung

Wiederholungen gefallen nicht. In unserem Zusammenhang hat es jedoch ergänzende Aussagekraft, wenn festzustellen ist, daß in Brixen die Wanderer, konfrontiert mit sehr verwandten Problemen, nahezu deckungsgleiche Lösungsvorschläge



wie die Skiläufer erarbeiteten. So beginnt der Bericht des Arbeitskreises Bergwandern mit den lakonischen Sätzen: „Wohl 90% der Bergsteiger sind Bergwanderer. Somit mußte sich der Arbeitskreis Bergwandern mit dem Phänomen Massentourismus beschäftigen.“ Und weiter heißt es: „Dirigismus im Sinne von Steuerung des Bergwanderns in vorbereitete Räume (Markierungen) erscheint akzeptabel im Interesse der Erhaltung von unerschlossenen Gebieten. Im letzteren ist auf Markierung und Wegebau zu verzichten. Umweltprobleme sind längs der markierten Wege leichter in den Griff zu bekommen. Unerschlossene Räume, ohne markierte Wege, stellen ein alpinistisch schwierigeres Gebiet dar, das nur geschulteren Bergwanderern zugänglich ist. Das Ziel der alpinen Vereine ist, das Mitglied zu einem weitgehend selbständigen Bergsteiger zu erziehen...“

Von unmittelbarer Wichtigkeit ist eine solche Erziehung zu weitgehender Selbständigkeit besonders für die Weitwanderer. Deren Wege führen, wie sie in Brixen selbstbewußt darlegten, häufig über Gletscher oder auch ein erhöhtes Maß an Trittsicherheit erforderndes Terrain – und damit den Begriff **Weitwandern** eigentlich ad absurdum. Weitwandern über alpines Gelände ist Hochtouristik und wie diese ernstzunehmen.

Ein deutlicheres Indiz freilich noch für die Neigung vieler Bergsteiger, in Bereiche vorzudringen, die jenseits ihrer zunächst vorgegebenen Möglichkeit liegen – ein deutlicheres Indiz dafür



Foto: Jürgen Winkler

als der Verlauf solcher Weit-„Wander“-Wege bietet der gegenwärtige Run auf Klettersteige. Die Heftigkeit dieses Runs war in Brixen zu spüren, als ein Teil der Klettersteigbegeher keineswegs einsehen wollte, daß das Grundsatzprogramm des Alpenvereins, das die Neuanlage von alpinen Wegen untersagt, auch für ihre Steige gelten sollte. Gewiß ist es fehl am Platz, den Reiz, solche Klettersteige zu begehen, in Abrede zu stellen. Jedem, der Freude daran empfindet, ist diese zu gönnen; und überfüllte Klettersteige mindern zweifellos das Vergnügen. Aber vielleicht ahnen viele Freunde der luftigen Eisenwege gar nicht, daß die Turnerei an den beliebten „Ferratas“ häufig kaum weniger an persönlicher Leistungsfähigkeit und eher schon ein Mehr an Aufwand für Ausrüstung und Sicherungsvorkehrungen gegen Steinschlag- oder Absturzgefahr erfordern, als eine Klettertour der unteren Schwierigkeitsgrade innerhalb einer Seilschaft. Und dies zusätzlich zu dem Aufwand, der nötig ist, solche Eisenwege zu installieren, vor allem aber auch sie zu erhalten! Ehe der Run also noch auf einen Kopftörigrat oder gar eine Watzmann-Ostwand überzuschwappen droht: Wärs nicht denkbar, daß der Neigung vieler, die heute dem Run folgen, viel mehr ein Kurs entspräche, der selbständiges – und in puncto Sicherheit auch von der Zuverlässigkeit der Steiganlagen unabhängiges – Klettern vermittelt?

Mit der „Erziehung“ zu möglichst selbständigem Bergsteigen, die in Brixen beinahe jeder Arbeitskreis vom Alpenverein forderte, wäre nun gewiß schon viel erreicht, wenn sie sich auf alle praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten erstreckte, über die ein Bergsteiger, welcher Kategorie auch immer, verfügen muß. Wie erhofft zu „sanfteren“ Formen des Tourismus wird solche Erziehung gleichwohl hauptsächlich in dem Maß mehr führen, in dem sie die Bergsteiger auch zu mehr „kreativer Eigenleistung“ im Sinne von Hans Lenk – zu mehr eigenverantwortlichem Entscheiden und Planen ermuntert. So am ehesten jedenfalls scheint es möglich, vieles von dem wieder freizulegen, was an Vorzügen gerade auch den verschiedenen Formen des Breitenbergsteigens innewohnt, durch dessen Tendenz zur Massenbewegung jedoch vielfach zugeschüttet wurde: die Freude, selbstgesteckte Ziele zu verfolgen statt vorgefertigte Programme, das Erlebnis, Landschaften und Kulturen zu erwandern statt Kilometer, Stempel oder Medaillen...

So am ehesten wird somit auch die Forderung nach „partnerschaftlichem Reisen in Drittweltländer“ erfüllbar sein, zu der sich in Brixen die „Trekker“ bekannten.

So am ehesten werden dem Bergsteigen schließlich die menschlichen Züge bewahrt bleiben, die in einer Welt, für deren Vorzüge die Isolation des einzelnen manchmal der Preis zu sein scheint, unschätzbare Chancen bieten, die nicht zu vergeben auch der Arbeitskreis „Kinder-, Familien-, Seniorenbergsteigen“ dem Alpenverein dringend nahelegte.

Gewahrte Chancen

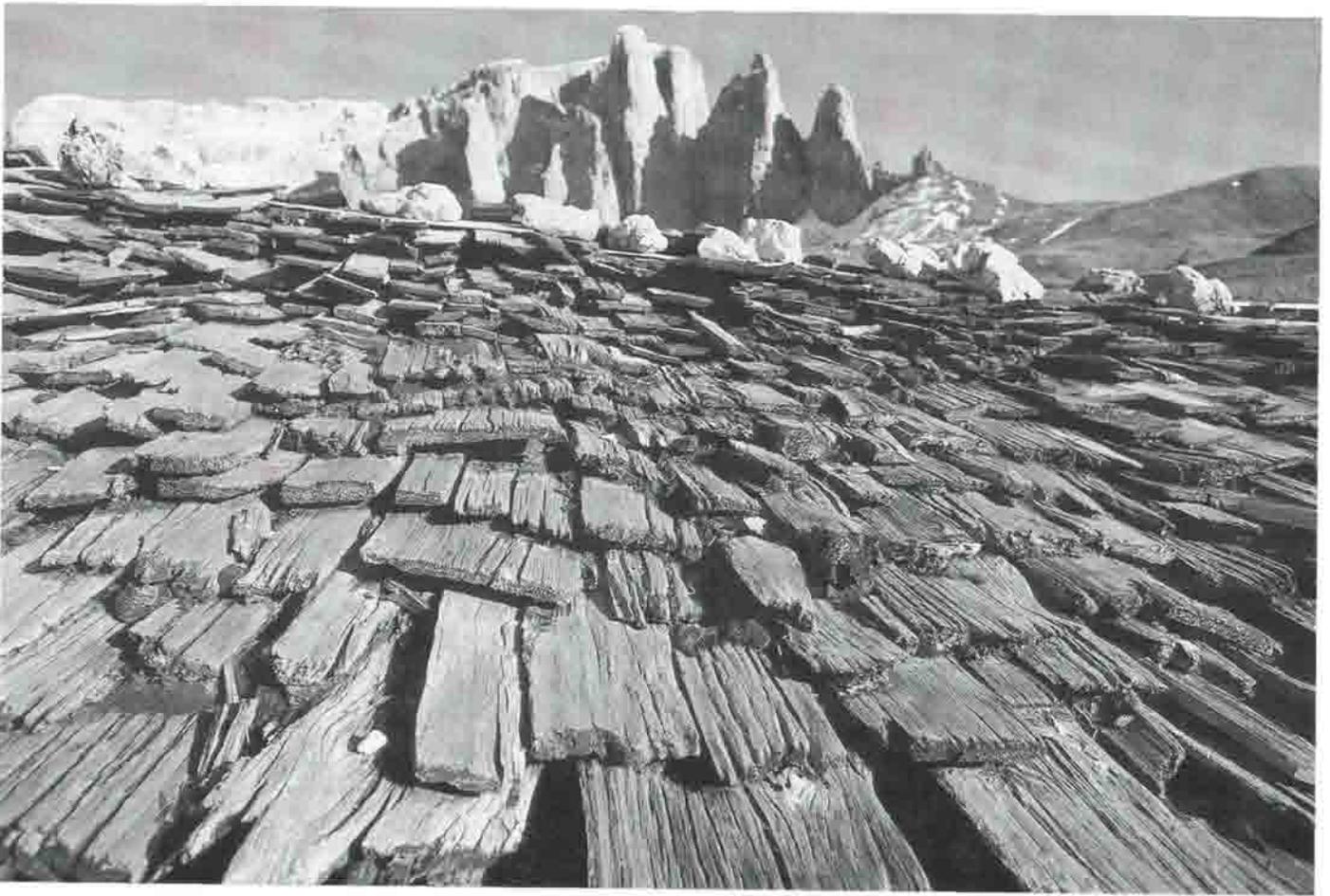
Beim Brixener Symposion nutzte die große Mehrheit der Teilnehmer die Chance. In zahllosen öffentlichen und privaten Diskussionsrunden rauften sich Bergsteiger unterschiedlichster Altersstufen und Neigungen zu einer lebhaften Großfamilie zusammen. Entsprechend familiär geriet der festliche Abschlußabend. Spätestens da erinnerte das Symposion dank Südtiroler Gastfreundschaft endlich auch an seine wortwörtliche Bedeutung: Das war ein herzhaftes Genießen all dessen, was aus Küche und Keller überreichlich aufgeboten war. Das war ein Nachtarocken, Resümieren, Flachsen, Erinnern und Pläneschmieden – und alles zugleich...

Martin Schließler erzählte bei der Gelegenheit, wie er einst eine Schar würdiger Alpinpässe gehörig verstört hatte. Das war Anfang der fünfziger Jahre, als dem „Martl“ sehr frühe Wiederholungen verschiedener Touren von Comici und Cassin im Civettamassiv gelungen waren. Das sei gewiß das Nonplusultra des Möglichen im Fels, was diese Routen forderten, wollten daraufhin die glaubenssicheren Pässe von ihm hören. Da war der Martl aber ganz anderer Meinung. Diese untermauerte er mit dem Hinweis auf die staunenerregenden Kunststücke der Zirkusakrobaten, zu welchen die freilich nicht allein Talent, sondern viel entscheidender regelmäßiges und gezieltes Training befähigte. Es sei also lediglich eine Frage der Zeit, bis auch die Kletterer darauf kämen, ernsthaft zu trainieren. Die Grenzen des Möglichen jedenfalls seien noch bei weitem nicht ausgelotet.

Wenn's auch noch an die dreißig Jahre dauern sollte, bis die Kletterer aufs Trainieren kamen, heute ist offenkundig, daß Martin Schließler endlich doch recht behalten hat. Das an sich ist nicht so wesentlich. Wesentlich allerdings wäre, wenn das Symposion dies auch bewirkt hätte, daß wir heute das Bergsteigen als eine lebendige Entwicklung begreifen, wie's der Martl damals bereits begriffen hat...

... Während der Heimfahrt von Brixen nach München im Kleinbus eines jungen Bergführers schwärmte Hans Nießner noch immer vom Klettern mit der Judith. Dabei verriet er seinen Mitreisenden einen weiteren Grund dafür, warum er in Arco mit niemand sonst so gern wie mit ihr klettern wollte, und für seine Freude darüber, daß alles so prima geklappt hat. Hans Nießner wollte es nämlich denjenigen seiner Kameraden aus einem hochangesehenen Münchner Alpinistenklub „zeigen“, die sich bis heute nicht damit abfinden können, daß der Club mit einer alten Tradition gebrochen und Judith Huber als erste Frau in seine Reihen aufgenommen hat.

Es bedarf, so scheint es, also doch einer gewissen Reife, zu begreifen, daß es der Pflege lebendiger Tradition nur gut bekommen kann, wenn sie sich auch lebendigen Entwicklungen nicht verschließt.



... in Bündeln hängen hier
üblicherweise die Kletterer an
den Standplätzen; es wird
drüber- und druntergeklettert –
Steinschlag,
wildes Geschrei,
Hektik.“
Im Bild: Die Sellatürme

Das alles und noch viel mehr ist Bergsteigen

Spielformen des Bergsports in erlebten Gegensätzen

Von Walter Siebert

Vieles von dem, was Elmar Landes in dem vorstehenden Beitrag reflektierte, hat Walter Siebert am eigenen Leib erlebt und überlebt. Siebert ist in Wien zu Hause, in der Stadt von Fritz Kasperek und Sepp Brunhuber, von Hans Schwanda und Karl Lukan. Das muß man wahrscheinlich zur Erklärung vorweg sagen, weil sonst die Unbekümmertheit nicht recht verständlich wäre, mit der da ein „kleiner Mensch auf seine großen Berge“ klettert, aber auch nicht das augenzwinkernde „understatement“, das hinter dem ganzen steckt. Große Leut' mögen sie in dieser Stadt ebensowenig wie große Dinge, weshalb auch der Stephansdom „Stephanskirchn“ genannt und sogar das Riesenrad zum „Riesenradl“ verkleinert wird. Weiter hinten in diesem Buch, beim „alpinen Feuilleton“ von Dieter Lenhardt wird dies alles noch deutlicher werden. Man kann das mögen oder nicht, nur sollte man bedenken, daß auch der Liebe Augustin ein Philosoph war. (d. Red.)

Jahnweg am 3. Sellaturm. Meine Leute wollten ihn gehen. In Bündeln hängen hier üblicherweise die Kletterer an den Standplätzen; es wird drüber- und druntergeklettert, Steinschlag, wildes Geschrei, Hektik. Heute war die Tour noch frei. Am Stand waren die neuen Haken entfernt (wie man an den Lackspuren feststellen konnte), und die Haken aus den dreißiger Jahren, nur durch den Rost gehalten, ließen mich sofort an ein Massenselektionssterben denken. Während ich noch einen Klemmkeil zu legen versuche, kommt eine finster blickende Gestalt mit einem entschlossenen Zug um den Mund daher – „ein Gesicht wie ein Stemmeisen“, wie es Edi immer so trefflich beschreibt. Mein freundlicher Gruß bleibt unbeachtet, ich werde auf die Seite gedrängt und überholt. Dann ist sein Seil aus, er kann nicht mehr vor und zurück und beginnt umständlich mit dem Standplatzbau. Einstweilen sind meine Gäste auch schon da, ich klettere weiter. Am nächsten Standplatz das gleiche, nur noch ein wenig hektischer, da der erste Überholvorgang erfolglos gewesen war.

Ich dachte noch, mich selbst bedauernd, daß ich nicht so brutal sein konnte, wie manche meiner Kollegen, als mir die Geduld riß; ich sah, daß der Kerl meine Gäste ausgehängt und sich selbst an meinem Stand zwischengesichert hatte. Als auf mein Rufen keine Reaktion erfolgte, griff ich in meiner Angst zu einem Mittel, das ich von eben jenen Kollegen gelernt hatte: Ich wartete, bis er auf einem sicheren Band stand, machte einen Knoten in sein Seil und verankerte diesen auf Zug nach oben.

Einander laut befehlend schob jeder die Schuld an dieser Stockung auf den anderen, und ich konnte die Flucht nach oben antreten. Um die festgefahrene Seilschaft machte ich mir keine Sorgen, die dahinter liegende setzte gerade zum Überholen an.

Auf dem Gipfel ließ ich den Streß von mir abgleiten und hatte Zeit zum Nachdenken. Das Wetter war mittlerweile bombensicher geworden, und je mehr ich nachdachte, um so skurriler, sinnloser erschien mir dieses Verhalten, das mich die ganze Woche begleiten sollte. Die Sella kam mir vor wie ein Ameisenhaufen, in den man hineinbläst: Hektik bis Panik, man weiß zwar nicht wohin, klettert am besten jemand anderem nach, ist aber, wenn man ihn überholt, schneller dort.

Denn sie wissen nicht, was sie tun

Juli 1982. Frierend sitze ich im Auto auf dem Sellajoch. Es schüttet, die Scheiben sehen aus wie tränenüberströmt. Vorgestern war ich noch unter der heißen Sonne Kaliforniens, genoß den letzten Urlaubstag bei einem Tom Collins in einer Bar in San Francisco, die ich mir ausgesucht hatte, weil der Keeper wie Sammy Davis jr. aussah.

Dann mußte ich heim, wieder Geld verdienen, eigentlich auf eine Art und Weise, die mir sonst immer Spaß gemacht hatte; Klettertouren in der Sella. Die sonnigen Dolomiten zeigten sich von ihrer schlechtesten Seite – tiefhängende Wolkenfetzen, Regen knapp an der Schneegrenze.

Ich wußte noch nicht, daß das nicht der größte Frust sein sollte: mehr noch war es schließlich der Gegensatz zwischen dem Klettern in California und Europa, der mir zu schaffen machte.



„Wir haben den
ganzen Tag Zeit . . .“
Helga Lindner am El Cap
im Yosemite

Foto: Rudi Lindner

In den USA hatte ich eine andere Mentalität kennengelernt: Tuolumne Meadows. Aufstehen um zehn oder elf Uhr. Frühstück auf dem Parkplatz vor dem Kaffeehaus-Zelt, eine Partie Hacky Sack spielen mit Leuten, die du noch nie gesehen hast; Jimmy Hendrix macht aus dem Autoradio die nötige Stimmung. Später, am South Crack auf den Daff Dome – wir waren, wie üblich, die ersten in der Tour –, sahen wir eine amerikanische Seilschaft, die sich sehr gemütlich fertig machte, diese Tour nach uns zu klettern.

Vielleicht ist es jetzt anders geworden – damals wäre es diesen beiden nie eingefallen, uns zu überholen. Wenn man dort sieht, wie eine Seilschaft (im allgemeinen eine ausländische) sich einer amerikanischen Partie bedrohlich nähert, hebt sofort lautes Geschrei an.

Man ist sich offenbar der Sinnlosigkeit und Gefährlichkeit dieses Wettrennens beim Klettern bewußt. Wir forderten in Amerika einmal eine nachkommende Partie auf, uns zu überholen, doch die Antwort sagte eigentlich alles: „Wir haben den ganzen Tag Zeit“.

An diese Antwort mußte ich auf dem Sellaturm denken, als ich dem „munteren Treiben“ bei der ersten Abseilstelle zusah, wo man sich am liebsten gegenseitig hinuntergestoßen hätte. Alles kam mir ziemlich sinnlos vor. Es gibt hunderte Touren; aber sie müssen in die einsteigen, in der andere schon klettern, um sie zu überholen.

Dazu kommt noch die Sache mit den Standplätzen. Im Yosemite gibt es eine Tour, die heißt „Anchors Away“ – der Name erinnert an die Zeit, wo nur ein Bohrhaken am Stand war. Bis in dieser Tour ein Mannschaftsflug erfolgte, weil der eine Bohrhaken „gegangen“ war. Seither sind im allgemeinen mindestens

zwei Bohrhaken an den Standplätzen. Bei uns ist man auch noch stolz auf diese Horrorverhältnisse, zieht keine Konsequenzen daraus. Das heißt, daß man sich in Haken einhängt, die noch vom Micheluzzi stammen, weil man (aus Zeitgründen oder Unwissenheit) keine Keile legt.

An diesem Tag auf dem Sellaturm bezwang ich den traditions-gemäßen „Möglichst-Schnell“-Trieb, der im allgemeinen beim alpinen Bergsteigen seine Berechtigung hat und wartete, bis wir die letzten waren. So gemütlich und sicher hatte ich mich noch nie vom dritten Sellaturm abgeseilt.

Baut Eure Häuser an den Vesuv

Was Adrenalinsucht ist, das ist mir erst in der letzten Zeit, besonders seit ich an gefrorenen Wasserfällen kletterte, klargeworden. Dazu ein Beispiel aus meiner alpinen Jugend: Ich wollte endlich eine extreme Tour auf der Rax gehen, Walter erbarmte sich und nahm mich auf den Gaisbauer in der äußeren Blechmauer mit. Die Freiklettererepoche war noch nicht angebrochen, daher durften wir jeder eine Steigleiter mitnehmen. In der ersten Seillänge dachte ich mir: Eigentlich nicht so arg. Vom Stand aus sah ich Walter zu, wie er sich geübt von Haken zu Haken schwang; leise Vorfreude stieg in mir auf. Dann der Schock, der dort viele überfällt: Man tritt unversehens in das Nichts. Man ist „in the middle of space“. „Brüll“ dachte ich, doch ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte, obwohl ich nicht mehr wollte.

Während des Kletterns konnte ich mich gerade noch konzentrieren, am Stand war ich nur noch ein zitterndes Etwas, das sich dauernd schwor: Nie wieder, nie wieder, nie . . . Ich will auch immer brav sein, Beamter werden und am Sonntag im Wienerwald wandern gehen. Und was ist, wenn man wieder sicheren Boden unter den Füßen hat und der Geist langsam wieder Oberhand gewinnt! Ein Gefühl stolzen, befriedigten Selbstwertgefühls beginnt sich breitzumachen, und am nächsten Wochenende erlebt man das gleiche wieder, während man im Ausstiegsüberhang des Kozelweges baumelt.

Wenn einem das öfters passiert, dieses Abschwören und wieder rückfällig werden, dann beginnt man, den Glauben an die eigene Konsequenz zu verlieren.

Gott sei Dank weiß man jetzt, daß das ganz normal ist, nämlich Anzeichen einer Adrenalinsucht.

Nichts ist soviel über Adrenalin gesagt oder geschrieben worden wie beim Wasserfallklettern.

Mein erster größerer Wasserfall war der „Hosenscheißer“. Für den Namen brauche ich mich nicht zu entschuldigen, er stammt von Erich, der damals in einer Topform war und sich über mich amüsieren konnte.

Wenn ich mit Erich wasserfallklettern ging, lernte er mich nie von meiner besten Seite kennen. Ich war da wochenlang als Skilehrer unterwegs, nahm die dazugehörige Mentalität und Sprache an, und hatte, was bezüglich Klettern ungünstiger war, am Freitag Abschlußabend. Samstag traf ich mich zeitig mit Erich, restalkoholisiert und übernachtig.

Walter Graf am
Wiener Würstel,
Chopicalqui-NW-Pfeiler,
Cordillera Blanca

Foto: Walter Siebert

Letzten Endes gab ich dem Wasserfall seinen Namen, durch mein Verhalten.

Das Medium Wassereis war mir noch wenig vertraut, zudem herrschte Föhn, und unter dem Eis rauschte es dumpf. Es waren schon einige größere Löcher sichtbar, und ich hing an zwei Eisschrauben hoch über dem Boden.

In der nächsten Seillänge, die etwas überhängend war, mußte ich künstlich klettern, was ich glücklicherweise aus meiner klassischen Zeit noch kann. Der Standplatz war auch nicht geeignet, mir Vertrauen einzuflößen, zwei Eishaken, die halb im Eis, halb im Gatsch steckten, waren durch die hineingeschlagenen Handgeräte rückversichert. Jetzt weiß ich, daß der Stand gehalten hätte, damals dachte ich wieder einmal ans Sterben. Während Erich die nächste senkrechte Seillänge führte, arbeitete meine Phantasie rege: Ich sah ihn mit einem Trumm Eis, die Zwischensicherung mit herausreißen, am Stand vorbeistürzen, dann der Ruck, einige „Plopp“, und ich malte mir die letzten Gedanken aus, die ich haben würde während des 100-Meter-„Grounders“.

Doch Erich stürzte nicht, und ich hatte Gelegenheit, am Abend in der Bar einem verständnislosen Skischüler zu erklären, warum man so etwas Sinnloses, ja Gotteslästerliches macht. Und seltsam – ich fand überraschend viele Argumente, wo ich doch einige Stunden vorher mich selbst das gleiche gefragt hatte. Da ich mittlerweile die Angewohnheit hatte, alles zu hinterfragen, kam ich darauf, daß das die Adrenalinsucht sein mußte.

Man muß nicht nach Südamerika fahren, um eine Expedition zu machen

Mit Expeditionsbergsteigen kann man am leichtesten bekannt werden, wenn man es darauf anlegt. Denn obwohl der am häufigsten praktizierte Stil, Massenbergsteigen mit Trägerkolonnen von 30 oder mehr Trägern, schon längst passé ist und eigentlich kein Squirrel unter dem Columbia-Bolder hervorlocken sollte, verkauft sich diese alpine Degenerationserscheinung noch immer am besten. Früher mußte man zumindest die Eigernordwand gemacht haben, um in die Berge der Welt hinüberzukommen, heute braucht man nur Zeit und Geld.

Wir waren damals zu dumm, um uns zu verkaufen, daher ist der Aufsatz über die Erstbegehung des „Wiener Würstels“, des NW-Pfeilers auf den Chopicalqui in Peru, in der Lade liegengeblieben. Dafür war es für uns ein richtiger Urlaub, ohne Streß, ohne Erfolgswang. Einfach ein schöner Auslandsurlaub.

Wenn ich den Aufsatz aus dem Jahre 1980 lese, glaube ich mich zu erinnern, was damals in mir die Freude am Expeditionsbergsteigen geweckt hat: Bei einer völlig neuen Route ist man einer der letzten Entdecker, hat das Gefühl, einen weißen Flecken auf der Landkarte zu erforschen („Mr. Livingstone, I presume?“).

Faszinierend ist die Ungewißheit: schaffe ich es, reichen Kraft, Wille und Material? Überschreite ich den „Point of no return“, was passiert nachher? Und überhaupt: Werde ich gesund zu-



rückkommen? Das haben möglicherweise alle Bergtoten von sich geglaubt.

Es gibt allerdings Alternativen zum Höhenbergsteigen, Orte, wo man billig Expedition spielen kann: Vor der Haustüre. Doch zunächst die erste Variante:

Chopicalqui – NW-Pfeiler auf den N-Gipfel

Sicher war ich mir ja nicht, ob sich die Investition eines Jahresverdienstes in eine sechswöchige Reise ohne „Erfolgsgarantie“ lohnen würde. Solche Gedanken hat man allerdings nur vor der ersten „Expedition“. Das Absitzen von 14 Stunden im Flugzeug nach Lima mit 5 ml Gammaglobulin in der rechten Backe trug auch noch nicht dazu bei, die Unsicherheit zu vertreiben.

Doch bereits beim Erforschen der quirligen Weltstadt kam ich mir vor wie die Biene Maja beim ersten Ausflug.

Von allen Eindrücken der sechs Wochen ist mir am deutlichsten die Begehung des „Wiener Würstels“ in Erinnerung:

Der Chopicalqui liegt im Herzen der Cordillera Blanca, gleich

neben dem Huascarán. Im Autobus nach Huaráz, unserem Ausgangspunkt, wurde ich beim Anblick der ersten Eisberge abgelenkt. Da mußte nämlich das Töchterlein des Indios neben mir Pipi. Das löcherige Nylonsackerl wurde mit verbindlichem Lächeln über mir aus dem Fenster geworfen.

Die Eingetouren im Ishincatal übertrafen meine Erwartungen weit. Der Nevado Urus zum Beispiel: Walter ging sich ein, ich ging ein, Harald kam auch auf den Gipfel, der Rest drehte um. Eine klassische Eingetour also. Am Nevado Ishinca lernte ich das Schleppen. Der Ranrapalca war schließlich ein Test für uns und unser Material, als wir über den Bergschrund springend, in eine Spalte abseilend und zuletzt durch Büßerschnee dauerlaufend, nächtlicherweise das Zelt erreichten.

Nach dieser aufbauenden Woche hatten wir die Verwegenheit, an ein größeres Ziel zu denken. Walter hat den Pfeiler in einer Zeitschrift entdeckt und herausgefunden, daß er noch nicht begangen war.

Ein Taxi brachte uns ins Llanganucotal, drei Träger schleppten, was nicht mehr auf unseren Rücken ging, inklusive einer Schachtel Bierdosen, da uns die Mineralsalzgetränke schon beim Hals heraushingen.

Endlich sahen wir unseren Pfeiler, 1500 Meter über uns, während wir ins Chopicalquital wanderten. Unter diesem Blickwinkel machte er einen steilen und unfreundlichen Eindruck.

Am üblichen Lagerplatz gingen wir vorbei, überquerten den Gletscher und schlugen auf der Mittelmoräne unser Lager auf. Harald und Kurt waren auf dem Normalweg unterwegs, wir waren nur mehr zu zweit und mußten daher den gewaltigen Eisbruch, der von der NW-Wand herunterzieht, öfters gehen, um unser Gepäck zu transportieren. Sicherheitsfanatikern kann ich unseren Weg nicht empfehlen, da er von Eislawinen bedroht ist.

Aber ich hatte schon mitbekommen, daß Expeditionsbergsteigen gefährlicher ist als Sportklettern.

Beim Schleppen über einige schwierige Passagen hatten wir eine wichtige Erkenntnis gewonnen: Wir mußten unser Gepäck, das auf größtmögliche Sicherheit aufgebaut war, drastisch verringern. Geschützt durch den gewaltigen Einstiegsüberhang stand unser Zelt auf einer Insel der Sicherheit in einer grandiosen Umgebung.

Während eines schöpferischen Schlemmernachmittags wickeln wir nach und nach die Sicherheit dem Existenzminimum.

Das Ergebnis: 3 Eishaken, 3 Schrauben, 3 Felshaken, 9 Karabiner, Seil, 45 m Reepschnur, Kocher, Trockennahrung, Biwak-ausrüstung. Mehr vermochten wir bei Anwendung der Anker-technik auf Dauer nicht zu tragen.

Am nächsten Morgen konnten wir unsere Erstbegeherambitionen endlich befriedigen: Der 100 m hohe Einstiegsüberhang kann über steile Platten rechts umgangen werden. Das Geräusch der abrutschenden Frontalzacken erinnerte an Fingernägel auf einer Glasscheibe.

Nach vier Seillängen standen wir im sonnigen Fels der Grat-schneide. Von einem „lustvollen Emporklimmen“ im warmen Granit war allerdings keine Rede wegen der Brüchigkeit.

Einer meiner Lieblingsbeschäftigungen, nämlich Steine hinunterwerfen, konnte ich auch nicht nachgehen, da unter uns irgendwo das teure Zelt stand.

Eine Stelle war A1: Ich war nicht fähig, bei einer Stufe einen Klimmzug zu machen. Mit den Steigeisen machte ich erfolglos radfahrerähnliche Bewegungen. Ein eingeklemmter Stein mit einer Steigschlinge half.

Also keine Rotpunktbegehung.

Die Annahme, das untere Drittel seilfrei gehen zu können, war ein Irrtum. Die ganze Gegend war viel steiler, als wir gedacht hatten.

Ungefähr 200 Meter über dem Zelt war der letzte Platz, an dem man bequem sitzen konnte. Da man dort unter gewaltigen Eiszapfen durchmuß, ein Rezept zum Abschlagen: Unten drauf-dreschen bringt nichts, man muß vielmehr den gesamten Zapfen in seine Eigenschwingung versetzen. Wenn es oben knackst, schnell zurückspringen. Hier konnte ich meinem Spieltrieb freien Lauf lassen.

Erich Lackner hatte uns geraten, viel in Wasserfällen zu trainieren. Ohne dieses Training hätten wir in den unheimlich steilen Eisrinnen „abgeschnallt“. Nach den gottseidank immer nur kurzen senkrechten Stücken war es wunderbar, zu spüren, wie man sich nach einigen Minuten aus der Erschöpfung wider Erwarten doch noch erholt.

Als die Eisrinnen nördlich des Grates zu Ende waren, querte Walter um die filigrane Pfeilerrippe, die von Eiskunstwerken der Marke „Rühmichnichtan“ geschmückt war.

Beim Nachkommen merkte ich, warum Walter so komisch „nervös“ gemurmelt hatte. Unvermittelt steht man an einem Ort, der der Inbegriff der Ausgesetztheit ist. Unter uns endete die Rinne im Nichts, über uns gleich zehn Meter fast senkrecht. Damals wußte ich noch nicht, daß ich eigentlich adrenalin-süchtig bin, mich packte die Angst. Das eingehämmerte Wort „Durchziehen“ ersetzte den Gebrauch von Magnesia. Den Nachmittag verbrachten wir nur auf sechs Haltepunkten oder in Standstufen. Die untergehende Äquatorsonne knallte in die Rinne, ein munteres Wässerchen fand seinen Weg in die Ärmel. Als es finster wurde, ohne daß ein Standplatz sichtbar wurde, begann es brenzlich zu werden. Auf fünf-einhalbtausend Meter überlebt man im nassen Gewand eine Nacht in der Standstufe, glaube ich, nicht so leicht. Die Rinne hatte kein Einsehen und wurde noch steiler und kombiniert.

Die vier Seillängen in der Nacht haben in mir den Eindruck eines Überlebenskampfes hinterlassen. Standplatz an einem eingefrorenen Stein, fünf Meter darüber ein in eine Ritze gesteckter Eishaken, 15 Meter darüber ich in einem porösen Eiswandl, auf dem ich mich an bis zum Ellbogen hineingesteckten Eisgeräten nur noch zufällig hielt. Jetzt rutschte auch noch die Stirnlampe vom Helm. Nach altem Brauch „ließ ich die Stelle aus“, und wir fanden mit langsam erstarrender Trainingshose endlich ein Loch, das wir zu einer Sitzbank auspickeln konnten.

Nur wer sich nach so einem Biwak in die gefrorenen Schuhe hineingezwängt hat, kennt die tiefere Bedeutung des Wortes

„Morgengrauen“. Knirschend wehrten die nächsten zehn Seillängen die Eishaken ab, große Schollen illustrierten auf dem Helm des Seilzweiten die „klirrende Kälte“. Mit der schwindenden Kraft hatte auch endlich das Steileis ein Ende, wir standen übergangslos auf dem Fußballplatz unter dem abschließenden Serac. Das hier mußte der Arsch der Welt sein. Der Normalweg ist vom Nordgipfel durch einen bis dahin unbestiegenen Wächtergrat getrennt. Aber noch 100 m unter dem Grat verendeten wir im grundlosen rieselfreudigen Schwimmschnee. Fix und fertig krochen wir in die Schlafsäcke und konnten einen herrlichen Sonnenuntergang in 6000 m Höhe bewundern.

Ohne Frühstück, weil ohne Gas, schaufelten wir am nächsten Morgen einen brusttiefen Graben bis zum Grat, zu treten war der Schwimmschnee nicht. Glücklicherweise war das Hirn schon zu stark vertrocknet, um viel Angst vor dem Tiefblick auf dem scharfen Grat aufkommen zu lassen. Die endgültige Begehung des Grates überließen wir gerne mutigeren Leuten. Wir mußten angesichts der gewaltigen, nach beiden Seiten ausladenden Wächten zu viel an Kasperek & Co. denken und nützten die erstbeste Möglichkeit, einem seilschaftsmäßigen Absturz zu entgehen. Vom Regen in die Traufe: Seillänge um Seillänge querten wir durch die NW-Wand, die nach unten tausend Meter abbricht. Immer dann, wenn schon die inneren Zweifel wach wurden, ergab sich doch ein Weiterweg. Der Normalweg war in unserem Zustand die einzige Möglichkeit, zu überleben.

Zweimal 45 m ließen wir die letzten Eishaken stecken, viel mehr Hindernisse durften jetzt nicht mehr auftauchen. Wieder hatten wir Glück. Der Augenblick, der für uns der Inbegriff der Erleichterung war, überraschte uns, als wir plötzlich zwei Meter vor dem breit ausgetretenen Normalweg standen. Für uns war er die Autobahn ins Leben.

Der Grund für den Namen „Wiener Würstel“ war übrigens nicht nur die Form des Pfeilers ...

Survival vor der Haustüre

Die Investition hatte vollen Erfolg gehabt, ich habe seither das meiste Geld im Ausland angelegt, von Pakistan bis Alaska. Doch was macht derjenige, der weder das Geld noch die Zeit hat, um in die Welt zu fliegen? Eine Variante bietet sich an, die wir durch unsere Firmengründung entdeckt haben: Wir beschlossenen, dem Durchschnittsbergsteiger oder Skitouristen beizubringen, wie er sich in Notfällen das Leben erleichtern kann, und organisierten „Überlebenstrainings“ in den winterlichen Bergen Österreichs.

Ich selbst habe immer Biwaks gescheut, bis ich am eigenen Leibe erlebte, daß man gut vorbereitet und mit dem nötigen Know-how ausgestattet, ohne heroische Gedanken („siegen oder sterben“) dabei herrliche Erlebnisse haben kann. Das wollten wir den Leuten vermitteln. Man macht dabei eine richtige Expedition: Man packt das Nötigste in einen Rucksack und zieht los mit der Gewißheit: Jetzt muß ich einige Tage ohne Zivilisation auskommen.

Unsere erste Veranstaltung dieser Art war auch gleich eine der

schönsten. Wir fuhren mit einer kleinen Gruppe von Gästen mit dem Lift hinauf, wanderten über den Grat, bis wir „weg vom Fenster“ waren und suchten uns eine geeignete Wächte. Je zwei bis drei Personen hatten nun Gelegenheit, ihr persönliches Hotel zu bauen. Es blies eine ziemlich steife Brise, und das Geborgenheitsgefühl in der Höhle bei einem Becher Tee war erhebend: So kann man es einige Zeit aushalten.

In der Früh das Erlebnis: Ich schob die Biwaksacktüre auf die Seite, und die Sonne schien bis ins Bett. So herrlich war das Aufstehen nach dem Frühstück in einem Biwak noch nie gewesen. Am zweiten Tag mußten wir einen Iglu bauen, da weiter unten zu wenig Schnee lag für eine Höhle. Das Wetter hatte sich wieder verschlechtert, und es war notwendig, ein Dach über dem Kopf zu bekommen: Wenn es auf den Schlafsack schneit, ist man am nächsten Morgen wascheiß, was der erste Schritt zum Tod durch Unterkühlung ist.

Hier schieden sich die Geister, und jeder merkte selbst (wenn er wollte und es sich eingestand), ob er in Notfallsituationen das nötige Durchhaltevermögen haben würde. Es waren ziemlich schwierige Verhältnisse, und es dauerte sehr lange, bis ein Iglu fertig war. Noch dazu waren alle müde, die Aussichtslosigkeit am Baubeginn, niemals fertig zu werden, war deprimierend. Wer hier aufgibt und dem Drang, sich ohne Dach überm Kopf in den Schlafsack zu legen nachgibt, wird im Ernstfall der erste sein, der nicht überlebt. Auch bei uns warf eine Dreiergruppe, die schon sehr viele Skitouren gemacht hatte, das Handtuch und legte sich in die Schlafsäcke, obwohl es bereits zu schneien begann. Trotzdem es sich nur um ein „Training“ handelte, war es für den Weiterweg schon nötig, die Kräfte zu erhalten, und so bauten wir, da die drei sich nicht motivieren ließen, ihnen das schützende Dach.

Das, was hier glimpflich ausgeht und von den Teilnehmern im allgemeinen unterschätzt wird, ist aber die Ursache vieler Todesfälle beim Höhenbergsteigen: Der Mangel an Entschlußkraft, an Durchhaltevermögen, Willenskraft usw. Ich habe erlebt, wie „erfahrene“ Bergsteiger im Hochlager liegengelassen sind, weil (Ich sage: obwohl) sie sich müde, lethargisch gefühlt haben. Lethargie ist in solchen Situationen der erste Schritt zum Tod.

Viele meiner Partner habe ich durch meinen Fluchtreflex, den ich durch intensives geistiges Training erlangt habe, vor den Kopf gestoßen. Dieser Fluchtreflex stellt sich ein, sobald ich irgend etwas Ungewöhnliches fühle. Für sie war es unverständlich, daß ich plötzlich ins Basislager „abhaute“; für mich war es unverständlich, daß sie es nicht taten, obwohl ihre Entschlußkraft schon merklich nachgelassen hatte. Das kann man eben auch lernen, wenn man im Winter einige Zeit im Schnee verbringt. Wenn man es lernen will ...

Big Wall Klettern einst und jetzt

Wer an Big Walls denkt, meint Yosemite, Nose und Salathé. Dabei haben wir in Europa, dem eigentlichen Ursprungsland dieser Spielform des Bergsports, hervorragende Big Walls,



zum Beispiel im Gesäuse. Auch das Begehen von großen Wänden hat etwas Expeditionsartiges an sich. Der Rückzug ist manchmal problematisch, problematisch auch der Materialtransport, die Routenfindung.

Diese Probleme hatten die Engländer ebenso, konnten sie aber in der Zeit der Erschließung der großen Alpenwände auf Grund der Selbstbeschränkung in ihren Mitteln nicht lösen und ließen es daher bleiben. Die Festlands-Europäer waren da opportunistischer: Jedes Mittel war ihnen recht, wenn es um eine neue Direttissima ging. Erst jetzt, durch die Weiterentwicklung der Technik, des Wissens und des Materials ändert sich dieser Stil: Die Tour, von der ich erzählen werde, wurde meines Wissens schon frei gemacht. Mit Slicks, Magnesia und Hüftgurt. Unsere Ausrüstung bestand aus Berg„hammerln“ (wienerisch für: feste Bergschuhe) Brustgurt und einem Rucksack.

Dachl-Verschneidung klassisch

Diese Tour hatte einen schlechten Ruf: Todesverschneidung. In den fünfziger Jahren die schwierigste Route im Gesäuse,

Foto: Willi End

hatte sie auch für uns noch einen respekteinflößenden Charakter. Von den letzten zwei Tagen waren wir ziemlich müde, schlapp. Wir hatten am ersten Tag, von Wien kommend, die direkte Peterschartenkopf-N-Wand und anschließend die Roßkuppenkante und am nächsten Tag die alte Dachl-Nord mit direktem Ausstieg hinter uns gebracht und konnten uns in der Frühe nur mühevoll motivieren.

In der Dachlschlucht lag Schnee, der uns den Aufstieg erleichterte. Dafür dämpften uns wieder die Nebelfetzen in der Wand. Gemischte Gefühle also.

Bald standen wir unter dem Domüberhang. Eindrucksvoll, bedrückend, unheimlich wölbt sich der Plafond nach außen. Ich war leider mit dem Führen an der Reihe. Mit ziemlich zitternden Knien spreizte ich an den gelb splitttrigen Seitenwänden höher, bis ich endlich eine Steigleiter einhängen konnte. Vier rostige, nach unten steckende Haken erzeugten auch kein besonderes Sicherheitsgefühl, noch dazu stand über die weiteren Meter im Heß-Pichl: „... äußerst anstrengend über den obersten, völlig glatten Wulst so weit hinweg, daß man die ersten zwei ganz kleinen Griffchen am unteren Abbruch einer fast lotrechten Rinne mit den Fingerspitzen gerade erreicht, wenn man sich im Seilzug nach links legt, und äußerst schwierig (nahe der absoluten Sturzgrenze) ...“ usw., usw. Daß man hier über einen Zacken normalerweise eine Schlinge wirft, hatte man mir nicht erzählt.

Ich hatte also, wie's im Buch steht, diese Griffchen erreicht, wollte, auf dem Haken stehend, durchziehen, als sich die Anhängeschnüre der Trittleitern spannten und mir anzeigten: Die Staffeln haben sich verhängt. In meiner Angst hatte ich zuwenig auf Ordnung geachtet, daher saß ich in der Klemme: Ich konnte weder vor noch zurück, eine Erkenntnis, die meine Phantasie wieder einmal anregte: Sturz, vier metallische Ruck, anschließend Faktor-2-Sturz 30 Meter, bis ich mich im Kamin verkeile ... Ich begann also um mein Leben zu kämpfen. Mein Todeskampf endete erst, als ich die Schultergurten meines Klettergürtels gelöst und diesen bis zur Hüfte hinuntergeschoben hatte.

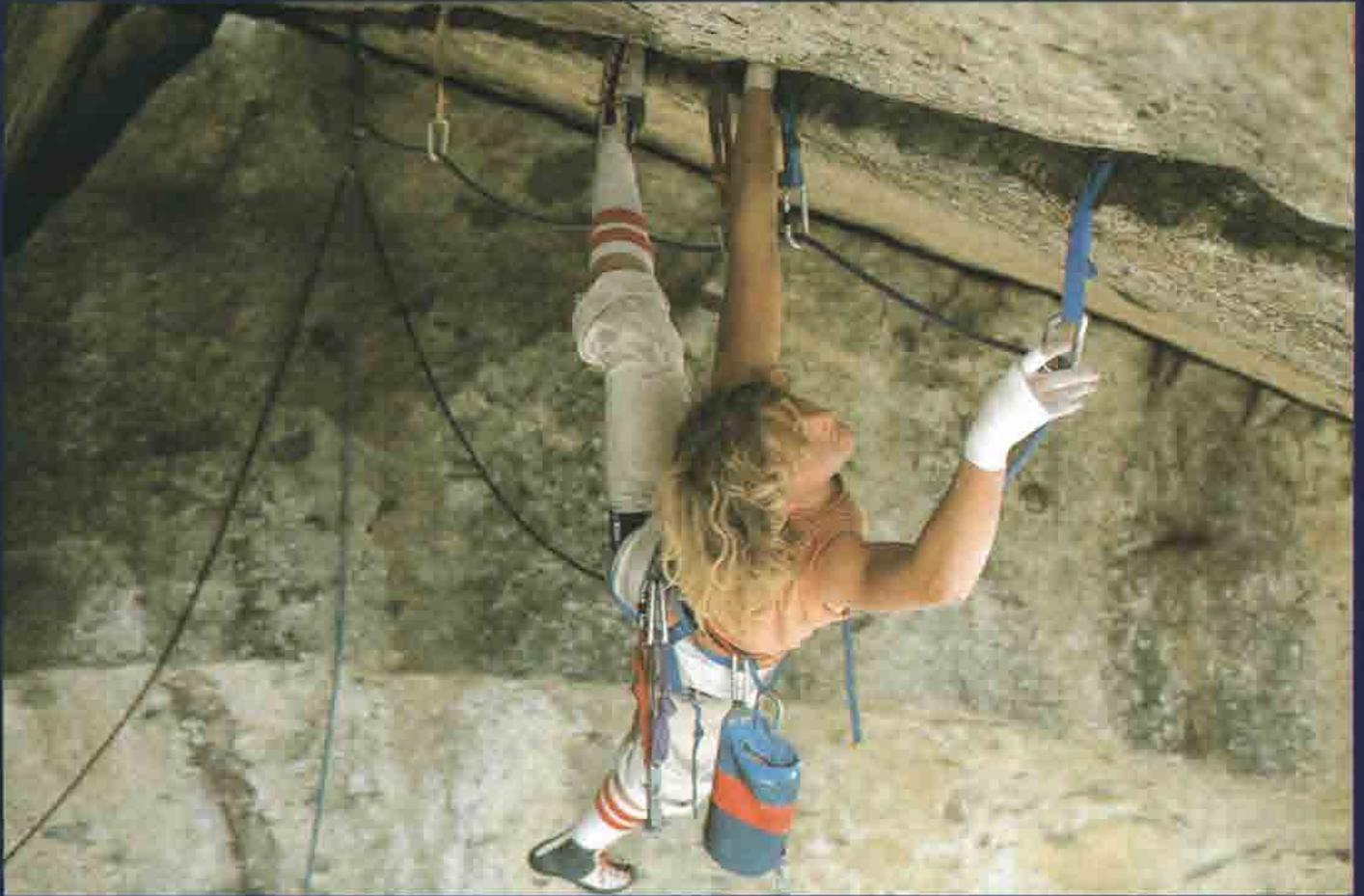
Völlig erschöpft ließ ich Gustav den Rest der Tour führen, die mir in meinem Zustand eine Nummer zu groß war.

Am Abend erreichten wir den Gipfel und – wie üblich – wich das Gefühl des Nicht-mehr-Wollens dem Stolz über die eigene Leistung. Eigentlich unberechtigt, da sie nicht unbedingt souverän war, aber die Mitteleuropäer sind eben einmal opportunistisch.

Acht Jahre später hatte ich das gleiche Gefühl auf dem El Capitan. Es war 19.30 Uhr, wir waren gerade der letzten Seillänge der Nase entstiegen. Ein völlig anderer Stil des Kletterns wird dort in den großen Wänden üblicherweise praktiziert: Man klettert nur die Hälfte der Tour, die andere Hälfte jumart man. Der Rucksack wird nicht getragen, sondern nachgezogen. Wir hatten also vor, die Nase zu gehen.

Über die Nase erzählte man uns: Man braucht ca. drei Tage, der Rekord liegt bei elf Stunden. In einem Tag schafften es bisher nur drei Seilschaften. Derzeit ist es sehr heiß: Wenn man

„Big Wall“ in Kalifornien und daheim im Gesäuse



*Oben: „Great roof“
am El Capitan.
Foto: Gerhard Heidorn*



*Rechts: Blick aus der
„Todesverschneidung“
in die Dachschlucht
Foto: Walter Siebert*

zwei Tage lang zu wenig Wasser hat, verdurstet man, Mindestens sechs bis acht Liter pro Tag und Nase.

Wir gingen daran, die ersten vier Seillängen bis zum Sickle Ledge zu versichern, wie es üblich ist. Bis hierher brauchten die Erstbegeher drei Tage. Als wir dort angelangt waren, hatten wir eine entscheidende Erkenntnis gewonnen: Entweder ohne Nachziehsack, oder gar nicht. Wir wollten klettern und nicht arbeiten. Während wir abseilten und ins Lager zurückgingen, versuchten wir, wie damals am Chopicalqui, das Material zu minimieren. Wir wollten alles in einen Rucksack bringen und am zweiten Tag wieder im Camp IV (heute: Sunny Side Camp) sein. Wir hatten ein ungutes Gefühl: Bessere als wir hatten drei Tage gebraucht, wir hofften nur, daß sie zuviel Respekt vor der Tradition gehabt hatten.

Das ist die Geschichte der Nase: Nachdem Warren Harding die Half-Dome-Nordwestwand vor der Nase weggeschnappt worden war, begann eine der großen ethischen Diskussionen im Yosemite Valley: Erstmals wurde eine Route mit Fixseilen belagert, und zwar 18 Monate hindurch.

Einige Erfindungen mußten erst gemacht werden: Bill „Dolt“ Feurer konstruierte das „Dolt-Car“, eine Art Einkaufswagen zum Aufziehen. In den „Stoveleg-Cracks“ wurden Ofenbeine zu Profilhaken umfunktioniert. Sieben teilweise komplizierte Pendelquergänge verlängerten außerdem die Kletterlänge auf 1130 Meter. Der endgültige Vorstoß dauerte zwölf Tage – für elf Seillängen.

Die letzten 14 Stunden waren ein würdiges Finale: Warren Harding verbrachte die Nacht damit, 28 Bohrhaken zu schlagen. Wir ließen trotzdem die Hälfte Klettermaterial (es war dann immer noch viel zu viel) und die Schlafsäcke zurück, nahmen nur acht Liter Getränk mit und einen Biwaksack.

Froh, den Bären im Wald entkommen zu sein, jumarten wir die vier Seillängen zum Sickle Ledge hinauf, wo wir mangels Routine ziemlich fertig ankamen. Kein guter Beginn, daher gönnten wir uns ein Frühstück. Wir mußten nur auf die Unmengen von kleinen graugelben Fröschen aufpassen, die es sich offenbar abgewöhnt hatten, im Fluchtrefflex wegzuspringen, was meist mit einem 200-Meter-Flug geendet hätte. Überhaupt ist die vertikale Tierwelt des El Cap faszinierend.

Wir warfen den Haulbag hinunter, was uns riesige Freude bereitete, weil es doch sehr eindrucksvoll ist, einem so hohen Flug zuzuschauen. Jetzt begann ein Wettlauf mit der Zeit: Wir mußten 22 Seillängen an einem Tag abspulen. Doch es machte uns Freude, denn die Nase ist eine phantastische Kletterei. Man klettert so lange als möglich frei, dann greift man zum Klemmkeil, Skyhook oder Friend. Man darf es nur nicht zu oft tun, sonst braucht man eben drei Tage, und das konnten wir uns mit unseren zwei Liter Flüssigkeit/Tag nicht leisten: Am Tag hat es Wüstenverhältnisse.

Mir machen klassische Touren mit Geschichte und Geschichten Freude. In der Nase rankt sich fast um jede Seillänge eine Episode. Dazu kam, daß der Führer alle Möglichkeiten offenließ: „Nail up and right“ waren die wildesten Seillängen. Ich bin ein Gegner von Topos, die jede Phantasie und das Abenteuer des Entdeckens abtöten.

Der Pendelquergang in die Stoveleg Cracks war eine Freude. Ich hatte nämlich einmal einen Film gesehen („Solo“ von Mike Hoover), wo einer zu pendeln beginnt und plötzlich am Zwanzig-Meter-Pendel Eskapaden macht, sich weit wegdrückt, Saltos schlägt, ein Ausdruck unheimlicher Lebensfreude. Nun – ich hatte etwas zu viel Angst, aber konnte den ersten Trapezakt trotzdem genießen. Danach 50 Meter gutartiger Handriß; gottseidank hatte ich im Sandstein ausreichend Rißklemmen trainiert, denn die ersten 30 Meter waren ohne Zwischensicherung zu machen wegen der Seilreibung. Dank Friends braucht man heute keine Öfen mehr zerlegen, die 4er-Friends passen genau in die unangenehme Rißbreite der nächsten Seillängen. In diesen Rissen mußten die Erstbegeher einmal aus „Ofenbeinmangel“ umdrehen, wodurch die Park-Polizei ihrer habhaft werden konnte und sie prompt Kletterverbot bekamen, da sie ein Verkehrschaos hervorgerufen hatten. Im Herbst erst durften sie wiederkommen.

Heute ist man in wenigen Stunden am Dolt Tower, wo die Ersten eine Winde für das „Dolt Car“ bedienen und dabei laut Harding mehr Kalorien verbrauchten, als sie aufziehen konnten. Das Seil wog mehr als die Ladung.

In den Rissen piepste es, wenn man die Hand hineinsteckte, ich weiß nicht, ob es Ratten oder Fledermäuse waren.

El Cap Towers, wo die Cliffer (Hinaufklettern und hinunterspringen – mit Fallschirm) üblicherweise den Fallschirm öffnen, ließen wir rechts liegen; wir mußten noch über die Texas Flake (ein heimeliger Kamin), die Boot Flake (eine expending flake, die seit der Erfindung der Klemmkeile ihren Schrecken verloren hat; sie pflegte die unteren Haken auszuspucken, wenn man oben einen hineinschlug), den King Swing (wo Europäer wegen ihrer Brust-Sitzgurtkombinationen, die drüben keiner verwendet, oft Probleme haben), bis zum Camp IV. Ein herrliches Biwak. Laue Sommerluft, über uns das Great Roof, unter uns die Lichter des Valleys, wir konnten sogar schlafen. Der nächste Tag war dann eher ein Kampf, hauptsächlich gegen den Durst und gegen die Angst, in der irren Ausgesetztheit vom Stand wegzuklettern. Am Lager VI, das aus einem abgepaltenen Turm besteht, wobei allerdings der Spalt mit Tonnen von Fäkalien angefüllt ist, drehte es uns den Magen um. Die Seillänge darüber ließ in Scharen Springschwänze herunterregnen, die in den Kragen, die Ohren, hineinkrochen. Nichts wie weg.

Die letzte Seillänge ließ mich an den Burschen denken, der den Abstiegsrekord vom El Capitan hält: Irgendwo in dieser Länge stürzte er kurz, wobei allerdings das Seil riß und er in ca. 15 Sekunden unten war.

Mit diesen gemischten Gefühlen piazte ich die Bohrhakenleiter an, vermied den Tiefblick, und stopfte alle Friends, die ich hatte, in den letzten Stand auf den Ausstiegsplatten. Während Walter die schreckliche Aufgabe hatte, nachzujumarn (zwei Mal ums Eck), dachte ich an einen anderen Burschen: Er hatte sich eine Länge in die Tour hineingeseilt, um eine Seilschaft zu fragen, wie es ihr geht, und das Seilende verpaßt. Seine letzten Worte konnte die Seilschaft überliefern: „Oh fuck“.

Wir machten uns an den Abstieg, den keiner kannte. Der war

unheimlich. Wir wußten nicht mehr, wo wir waren, gingen dem Gefühl nach, wobei es immer finsterner wurde und die Angst vor Bären wuchs. Wir plapperten daher den ganzen Acht-Meilen-Hatscher mehr oder weniger sinnloses Zeug möglichst laut, bis wir heiser waren.

Trotzdem waren wir am Abend wieder in der Mountain Bar bei einem Vier-Dollar-Cocktail.

Hier konnte ich ausführlich über die Unterschiede und den Wandel in der Technik und in der Mentalität im Bergsport nachdenken, der sich in der kurzen Zeit, in der ich kletterte, vollzogen hat. Das Erlebnis ist allerdings nicht geringer geworden, wenn man seine Mittel beschränkt – und die Ziele höher steckt.

Klettern können oder herunter bleiben

Man sollte sich den Gebräuchen und ethischen Regeln eines Klettergebietes unterwerfen. Bei uns am Wiener Peilstein ist das Abenteuer gestorben, da er mit einem Bohrhakenraster überzogen ist. Im Sandstein der ČSSR und DDR wissen sie, daß die Ressourcen begrenzt sind. Daher wurde schon sehr früh eine Selbstbeschränkung der Mittel vorgenommen, die sich im großen und ganzen bis heute erhalten hat. Man stelle sich vor: Keine Klemmkeile. Kein Magnesla. Kein Toprope. Während sich bei uns jeder *die* Kletterregeln entwirft, die seinem Könnensmangel gerade entsprechen, gilt dort nur eines: Klettern können oder herunter bleiben. Dementsprechend abenteuerlich geht es bei den Erstbegehungen zu: 15 Meter über dem Boden im 7. bis 8. Schwierigkeitsgrad, mit letzter Kraft an einer Handklemme hängend ein Bohrloch bohren . . .

„Wie hat er das geschafft?“ fragte ich mich 30 Zentimeter außerhalb der Reichweite des Ringes. Das Seil lief zehn Meter nach links zu einer Sanduhr, von dort zehn Meter hinunter, unten würde ich in den Blöcken funkenspritzend zerschellen.

Ich hatte den *Point of no return* überschritten und stand vor Angst zitternd auf Sand, die Rechte klemmte im Sand, zwischen den Zähnen knirschte Sand. Ich traute mich nicht, zum höhnisch baumelnden Ring zu springen, zurück konnte ich nicht mehr. Kaiser Maximilian konnte seinerzeit wenigstens sitzen; mir ging langsam die Kraft aus.

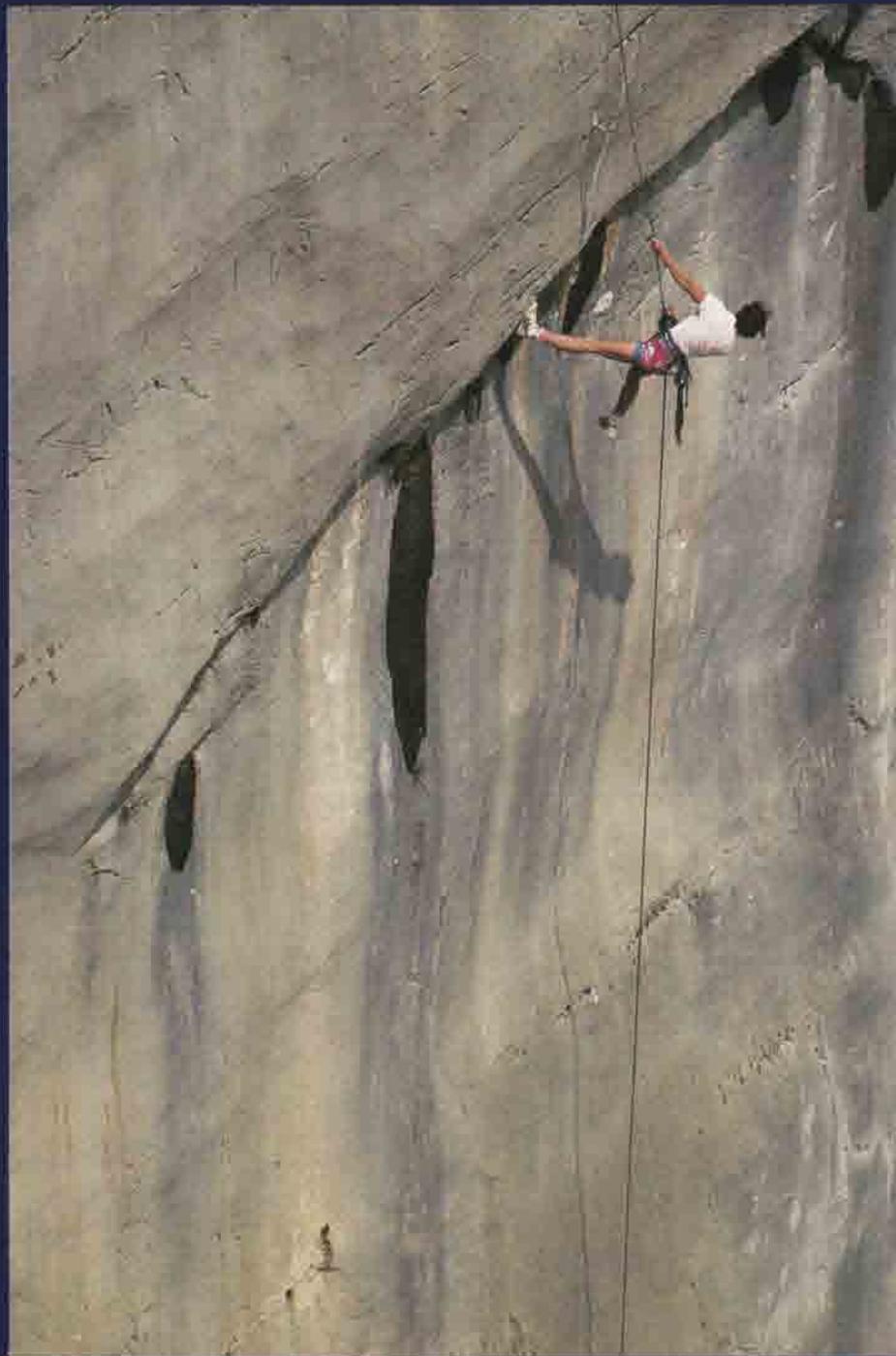
In der DDR gibt es das Wort „Abbauen“, das in so einem Fall Wunder wirkt: Jeder, der es hört, kommt aus seinem Loch hervor, und in Windeseile ist eine menschliche Pyramide gebaut, die den neuzeitlichen Max aus seiner Martinswand geleitet. Hier, im böhmischen Sandstein, gibt es das möglicherweise auch, aber was heißt „abbauen“ auf Tschechisch? Solche brenzligen Situationen sind also für das Klettern im Sandstein der DDR und ČSSR typisch und staatlich geregelt. Die Suche nach dem verlorenen Glück in den heimischen Klettergärten läßt die Abenteurer, die den Nervenkitzel beim Bergsport suchen, dorthin fahren, wo (wie auch in Großbritannien) der alpine Selbstmord noch möglich ist; oder für den, der das Risiko zu kalkulieren versucht, die Querschnittslähmung. Kathi und Herbert standen am Wandfuß mit Gesichtern, die „das hat er wieder einmal gebraucht“ sagten.



„Wie hat er das geschafft?“
Wolfgang Güllich in
„Vakuum“/Falkenstein

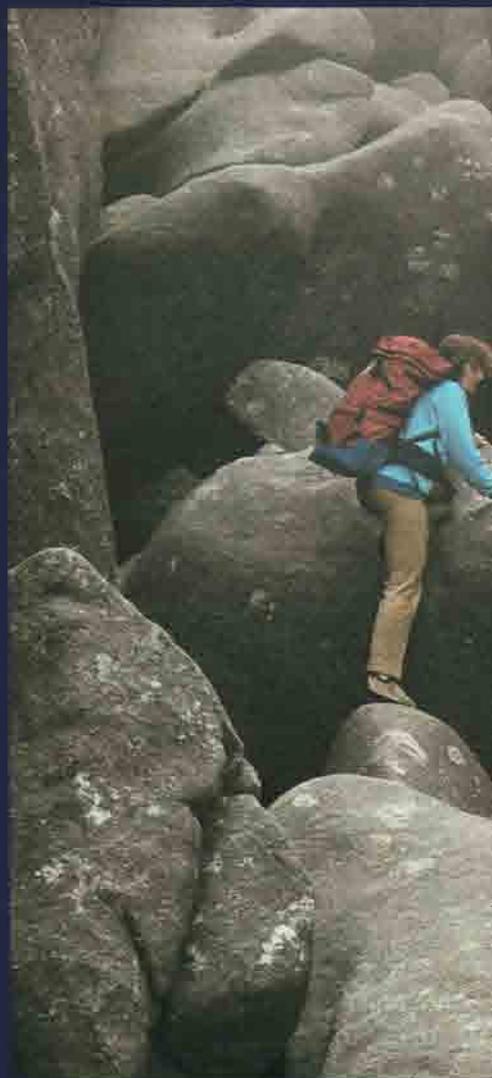
Foto: Gerhard Heidorn

Das alles und noch viel mehr ist Bergsteigen



*Oben: Abseilen
in der Verdonschlucht*

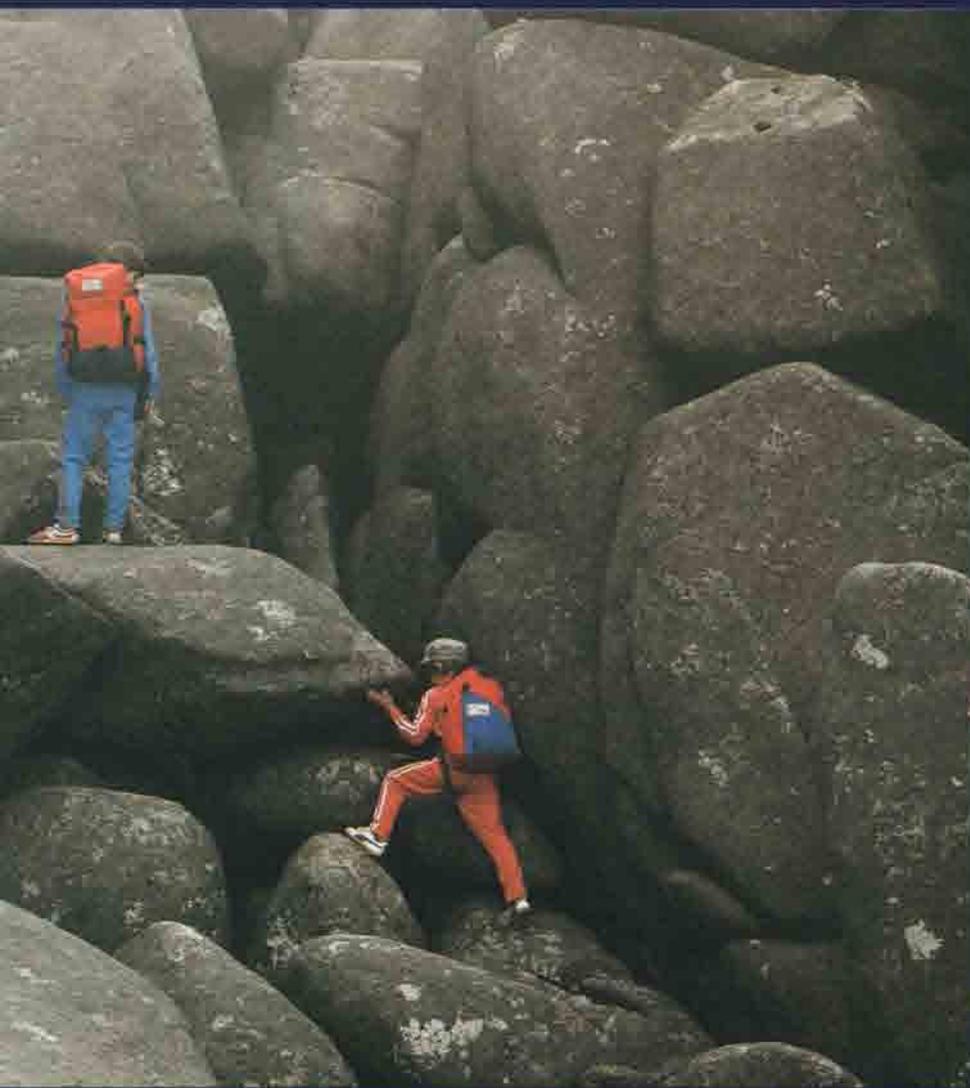
Foto: Uli Wiesmeier



*Rechts:
Outdoor life*

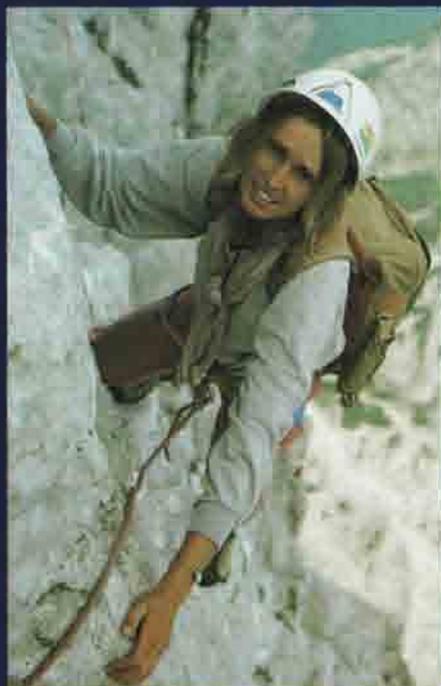
Foto: Jürgen Winkler





*Links: Bag packing
auf Korsika
Foto: Jürgen Winkler*

*Unten: Eisklettern
Foto: Uli Wiesmeier*



*Links: Höllentorkopf-
N-Kante/Wetterstein*

Foto: Uli Wiesmeier

Nervenkitzel an Knotenschlingen im Sandstein und Abseilen 700 Meter über dem Verdon

Bei mir stellte sich endlich der Zustand ein, der den Geist auf ein quadratmetergroßes Gesichtsfeld reduziert, die Angst verdrängt und den entscheidenden Tritt finden läßt.

Weiter oben ließen sich wenigstens einige Knotenschlingen legen, doch der Ausstieg hätte wieder einen „20er-Flug“ ermöglichen können. Knotenschlingen sind ein eigenes Kapitel. Eigentlich müßte eine gut gelegte Knotenschlinge so viel halten wie ein Keil. Allein mir fehlt der Glaube. Ein DDR-Kletterer sagte mir, die Menge der Knotenschlingen dämpfe den Fall. Zwischensicherungen rasch mit einer Hand aus der Kletterstellung legen können, ist Trumpf. Beim Ausstieg war das nicht möglich, da er typischerweise in jenen sanften erotisch anmutenden Rundungen ausläuft, die bei näherer Betrachtung knallharte Reibungskletterei oder Reibungsmantle sind. Hier war es ein Reibungsmantel: Du stehst bis zur Brust schon auf dem Gipfel und hebst trotzdem nicht ab. Die Füße auf Reibungstritten folgen dem physikalischen Gesetz und rutschen bei Entlastung weg. Die aufgelegten Körperteile, die sich schon in Sicherheit wiegen und diese Entlastung bewirken, haben auch zu wenig Reibung, und man stürzt 20 Meter in eine Knotenschlinge. Plopp. Doch glücklicherweise kann man sich wieder in solchen Situationen darauf verlassen, daß sich die Stelle, je länger man probiert, umso leichter auflöst.

Dort, hinter dem Eisernen Vorhang, hatte der gnadenlose Eroberungsalpinismus, der z. B. Buoux in Südfrankreich vernichtet hatte, noch kaum Spuren hinterlassen können. In Südfrankreich ist das anders. In vielen Gegenden wurde versucht, ohne auf die einheimischen Bräuche zu achten, *den* Stil anzuwenden, der dem Besucher als passend erschien. Meist war das der eigene. So, wie es ausländische Kletterer gibt, die in die ČSSR oder nach Ostdeutschland klettern fahren und ohne Rücksicht auf irgendwas Klemmkeile verwenden, knapp nach einem Regen klettern und es unverständlich finden, wenn sich die Eingeborenen aufregen! Sie sehen nicht, daß die Leute dort nicht wegfahren können und sich ihr Gebiet nicht zerstören lassen wollen, weil sie dort bleiben müssen, bis sie pensioniert sind.

Es gibt in Frankreich ein Gebiet, über das man schreiben darf, weil es ohnehin schon bekannt ist: Der Grand Canyon du Verdon. Ich hatte immer Glück, war zu einer Zeit dort, wo kaum jemand klettert, und habe mich an der Noch-Einsamkeit begeistern können. Der Verdon ist für mich kein typischer Klettergarten mehr. Weit, weit unten rauscht dumpf der Fluß, während man verkrampt und zaghaft der Wand einen leisen Tritt gibt: So muß es im Weltraum sein, wenn man sich versehentlich von der Raumkapsel abstößt und wegsegelt. Solcherart erreicht man auch den nächsten Abseilpunkt – eine Kette, ein Baum, der waagrecht aus der Wand wächst.

Nachdem man sich über die wildesten Abseilstrecken der Welt hinuntergeseilt hat, steht man in einem kleinen „Garten“ mitten in einer 600 Meter hohen Wand. Diese Gärten sind faszinie-

rend: Kleine, in die senkrechten bis überhängenden Wandfluchten eingelagerte Terrassen mit paradiesisch anmutender Vegetation. Dort ist man also, oft erst am späten Vormittag, angelangt, und der Weg zurück zum Rotwein führt über sechs bis sieben Seillängen, im allgemeinen nicht leichter als 6+.

Wir wollten Luna Bong wieder hinaufklettern, weil es eine der klassischen Touren in diesem Gebiet ist. Der Name stammt daher, daß sich die Erstbegeher im Mondschein über den Ausstiegsüberhang nageln mußten. Der wurde natürlich auch schon frei gemacht; Pete Livesey schreibt von einem abschließenden weiten Sprung zum Baum, an dem man dann mit einer Hand frei hängt, es fehlen nur mehr die Bananen. Herrliche, ästhetische Risse, nie zu schwierig, luftig, bis auf die letzten drei Meter. Die sind zwar auch luftig, sehr sogar (siehe oben), dafür aber zu schwierig. Glücklicherweise habe ich das künstliche Klettern nicht verlernt. Der anschließende Bauchaufschwung zählt zu meinen skurrilsten Klettererlebnissen, 600 Meter über dem Verdon, an der Lippe eines Drei-Meter-Daches. Vor kurzem habe ich gehört, daß der Baum abgeschnitten wurde.

Epilog

Die Fülle von unterschiedlichen Spielformen, wie sie der Bergsport bereithält, ermöglicht eine nie endende Abwechslung. Man kann ein ganzes Leben lang immer etwas Neues entdecken: Ein neues Gebiet, eine neue Dimension, eine neue Stilrichtung, eine neue Strömung im Zusammenleben der Kletterer. Es gibt nur wenige Sportarten, die so vielfältig sind. Klettern ist für mich Hobby und Beruf. Die richtige Technik für jede Rißbreite zu beherrschen macht mir genausoviel Spaß, wie das richtige Klemmkeilsortiment für eine Tour zu erwischen. Die Gesellschaft anderer Bergsportler, die Probleme des Zusammenlebens mit ihnen, das sind für mich wesentliche Bestandteile, die den Bergsport selbst immer mehr in den Hintergrund drängen. Gäbe es keine anderen Bergsteiger, ich würde sofort mit dem Bergsteigen aufhören.

Umso deprimierender ist für mich, daß sich unsere allgemeine gesellschaftliche Veränderung auch auf das Bergsteigen überträgt. Die alpine Szene wird immer rücksichtsloser, egoistischer, kritikloser.

Bergsteigen ist auch deshalb so wichtig für mich, weil es mich zwingt, aus der „Vollkaskogesellschaft“ auszusteigen, wie Franz Berghold unsere Tendenz nennt, alles auf Experten, Versicherungen und einfach auf die anderen zu übertragen. Das alles geht beim Bergsport nicht, und das ist gut so. Andererseits entwickeln die „Aussteiger“ das Bergsteigen vom bisher eher subtil ausgetragenen Wettkampfsport hin zur offenen Aggression in überfüllten Routen.

Etwas Positives ist allerdings auch dabei: Einfalllos konzentriert sich der Kletter-Massenbetrieb auf renommierte Touren in renommierten Gebieten. Aber in jedem Gebiet ist noch genug Platz, und es gibt noch genug Gebiete, die noch nicht von der Alpinpresse und somit auch nicht von den modernen Kletter-Konquistadoren heimgesucht wurden.

Am Ende des Regenbogens

„Odyssee“ – der IX. Grad in der Fleischbank-Ost

Von Wolfgang Müller

... Fünfzig, einundfünfzig, zweiundfünfzig, dreiundfünfzig, jeder Klimmzug wird zur stupiden Tortur. Die stereotype Bewegung blockiert den Verstand und wird zum eingekratzten Instinkt. Die anfängliche Lust, nach einem langen Tag des ermüdenden Herumsitzens auf der Schulbank, der verbliebenen Kraft Tor und Tür zu öffnen und für eine Stunde den Körper an Stelle des Geistes arbeiten zu lassen, ist schon lange verfliegen. War man Stunde um Stunde auf einem halben Quadratmeter angenagelt, hängt man nun wie angeklebt an einen halben Quadratzentimeter. Die Monotonie des Alltages hat nur das Gesicht vertauscht.

Ein Satz Hängen, ein Satz Klimmzüge an der großen Leiste, einen an der kleinen Leiste, gewinkelt halten und mit Gewichten das gleiche Spiel von vorne: strecken, drücken, zeren, schieben, hängen, dehnen, beugen, hanteln, hangeln ... Der Schein der Abwechslung trägt; es ist die bohrende Langleweiligkeit.

Mir schießen Berichte anderer Kletterer ins Gedächtnis, hautnahe Beschreibungen, wie sie bis zur totalen Übelkeit trainieren, tagtäglich, teilweise mehrere Stunden lang, Klimmzug um Klimmzug machen, bis das Kinn über die Latte schaut, um vielleicht irgendwann einmal etwas schwerer klettern zu können. Schon lange regiert die Diktatur der Leistung die Kletterer mit allen Vor- und Nachteilen; der Weg zu Hochleistungssport und publikumswirksamen Kommerz ist wie in anderen Ländern so auch bei uns nicht mehr aufzuhalten. Die Fernsehkameras haben ihre Objektive schon eingestellt.

Ich staube mir nachdenklich die Finger ein, hänge mich abermals an meinen Balken und ziehe an. ... fünfundsechzig, sechsendsechzig, siebenundsechzig, achtundsechzig ... Durch die halb zugekniffenen Augen zwingt sich dabei eine gemalte Grafik auf. Sie hängt einsam über einer alten abgebeizten Kommode. Die vielen Blumen auf ihr verdecken dabei fast die Lettern, und nur stotternd kann man auf dem mit Ölstift gezeichnetem Bild Amnesty International erraten. Über den Schriftzeichen erkennt man durch das dichte Grün einen von Leid verzerrten, markanten Männerkopf mit geschorenen Haaren. Die Augen krampfhaft geschlossen, schreit er mir mit aufgerissenen Mund entgegen.

Ursprünglich nur kurz zum Betrachten an die weiße Wand geheftet, hat es inzwischen eine so starke Aura um sich gezogen, daß ich es nicht mehr schaffe, das Plakat abzunehmen.

... einundsiebzig, zweiundsiebzig, dreiundsiebzig, vierundsiebzig ... bevor die Fingerspitzen endgültig über die scharfe Holzkante rutschen, lasse ich los, brauche Luft zum Denken und weiß im selben Moment, daß der Mann auf dem Plakat in mir genau den Richtigen gefunden hat für seine stumme Mahnung: Unmengen ungelöster Irrsinnigkeiten zu verstecken hinter einer Welt von Klimmzügen und Kletterrouten, dem Stoff, aus dem die Träume der Kletterer geformt werden. Die Mauer der Alibis ist länger als die der Chinesen.

Die Macht der Gewohnheit hat mir abermals die Finger weiß eingepudert und aktiviert die Muskeln nochmals, als die Fingerspitzen die Leiste berühren ... siebenundsiebzig, achtundsiebzig, neunundsiebzig ...

Ich drehe mich um und wechsele die Leiste. Der bohrende Blick meines stummen Gegenüber bringt mich sonst zu rasch zum endgültigen Ende der Motivation für das Training.

Die Augen suchen nach Abwechslung.

Am Holzregal neben mir lacht mich ein unscharfes schwarzweißes Porträtfoto von Thomas Schäfern an. Ich überlege, wo es aufgenommen wurde. Auf der Wiese am Einstieg zum Fleischbankpfeiler. Die Erinnerung blendet einen sonnigen Tag im vergangenen Herbst ein. Eine starke Inversionswetterlage ließ uns einen weiteren Anlauf zu einer Erstbegehung am Pfeiler wagen. Das Vergangene kann den Ehrgeiz für einige Klimmzüge noch einmal anschüren. ... zweiundachtzig, dreiundachtzig, vierundachtzig ...

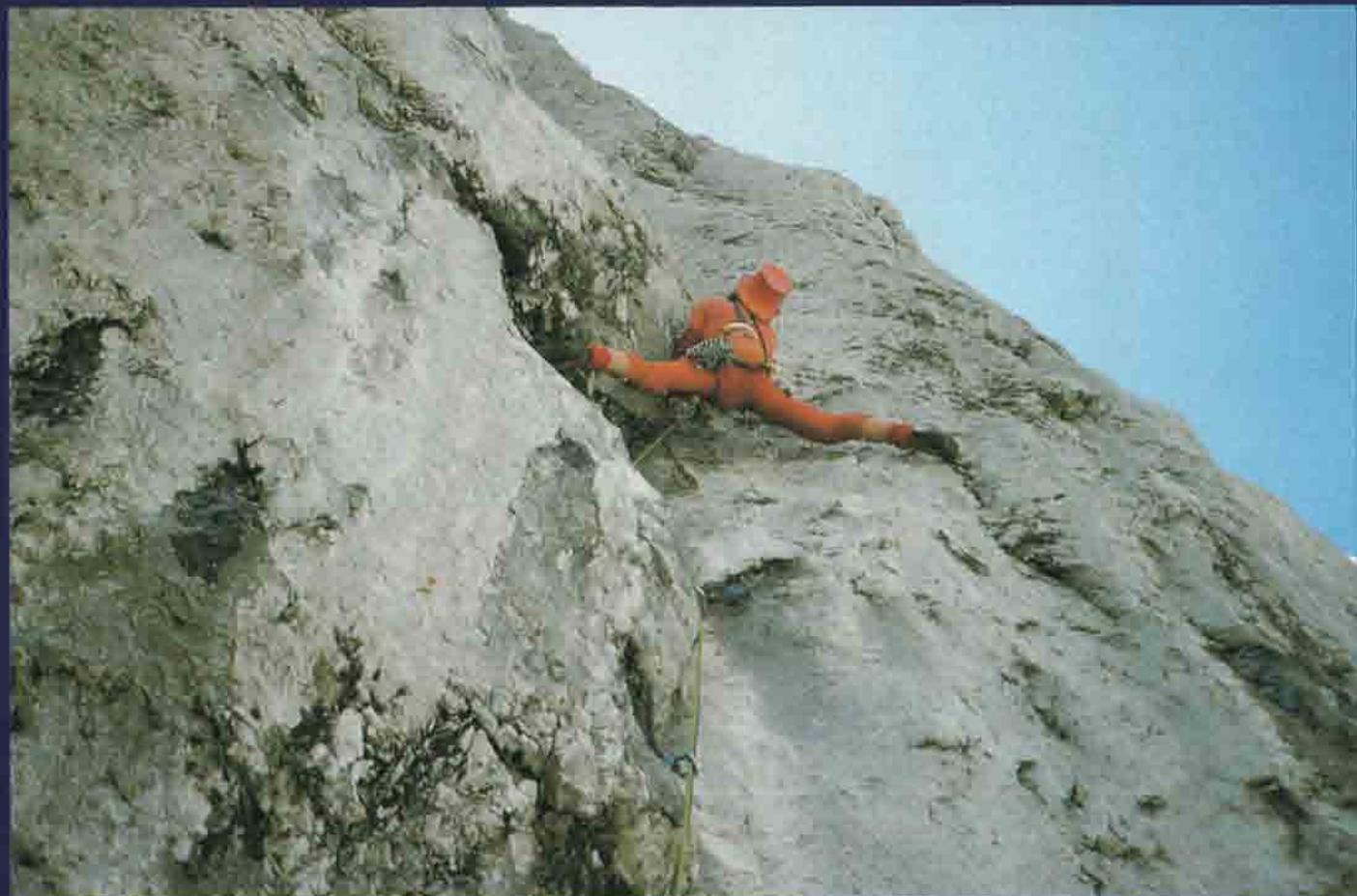
Für das Schattenboxen am Fels braucht man leider etwas Kraft. Kannst du den Griff halten oder nicht? Allzu oft ist das die einfache Regel für Gelingen und Bestehen. ... sechsendachtzig, siebenundachtzig, neunundachtzig ...

Ich gehe zur Kommode, wo ein Würfel Magnesia auf dem hellen Fichtenholz liegt. Vor dem Bücherschrank bleibe ich mit dem Würfel in der Hand stehen. Verkrampft drücke ich ihn gegen die Finger, bis er mit einem dumpfen Knall zerbricht.

Während der Kalk langsam auf den Teppich rieselt, betrachte ich die Bücher und lese einige Titel auf den Bücherrücken. ... Michael Ende: „Das Gauklermärchen“, Eichendorff: „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

Erschrocken blicke ich auf den Fußboden, wo sich inzwischen ein kleiner weißer Haufen aus Magnesium-Carbonat angesammelt hat.

Zutritt nur für Verrückte



*Oben: Swami Prem Darshano
in der 2. Seillänge der
„Odyssee“*

*Rechts:
Darshano (im Bild links)
und Wolfgang Müller*



Fotos: Müller

Der letzte Titel erinnert mich an vergangene Klettertage an der Marmorlata-Südwand. Ich spüre nicht mehr die hölzerne Leiste, sondern warmen und rauen Dolomitenfels unter den Fingern. Spätsommerliche Kletterei in einer fast fertigen Erstbegehung mit Darshano; ein Emporschleichen im Rausch herbstlicher Euphorie auf den haltlosen, silbergrauen Plattenschüssen. Immer in Fallinie des Drahtseiles, welches sich von der Seilbahnstation in Richtung Fallierhütte hinabschlängelt.

Ein Muskelfaserriß setzte dem „Weg im Leben zweier Taugenichtse“, so möchten wir die Route vielleicht einmal taufen, ein jähes Ende.

Noch habe ich die vielen Seillängen im Hinterkopf, wo allein die Fingerkraft und das Kletterkönnen in der steilen Plattenwand als Zwischensicherung gedient haben.

... einundneunzig, zweiundneunzig, dreiundneunzig, vierundneunzig ... Jedes mühselige Emporziehen muß ich irgend einem Ziel zuordnen.

Mit weiß verschmierten Händen stehe ich schließlich etwas ratlos unter dem Klimmzugbalken, öffne die Glastür des Bücherschranks, greife den Bucherrücken von Eichendorff und nehme das Buch heraus. Setze mich in den Schaukelstuhl, schlage es auf und fange an etwas daraus zu lesen, um auf andere Gedanken zu kommen.

Denke ich an das Thema Klettern, langweilt es mich bereits, bevor ich das erste Gedankenbild zu fassen bekomme. Andererseits läßt es mich den Blick auf Schreibtisch und Schulbücher etwas gelassener hinnehmen.

Erst als mir kalt wird, schlage ich das Buch zu, lege es weg und gehe unter die Dusche. Die heiße Brause verstärkt nur die Frage nach der Quelle derjenigen Kraft, aus welcher die anderen ihre Motivation ziehen oder besser die Bereitschaft, sich bis zur Übelkeit zu schinden.

Etwas ermattet von den Klimmzügen, den offenen Fragen und der inneren Unentschlossenheit komme ich vom Duschen in mein Zimmer zurück. Vorbei am Bücherschrank, dem Klimmzugbalken, dem AI-Plakat und meinem Kletterzylinder gehe ich zum Schreibtisch. Alles Dinge, die mich geformt, erzogen und verzogen haben.

Nun liegt vor mir ein Berg weißer Blätter, ein Bleistift und die Verantwortung, etwas zu schreiben. Es ist allerdings nicht die Verpflichtung, die mich immer häufiger am Tisch sitzen läßt, sondern vielmehr der Wunsch und das Verlangen, mich in Wort und Bild zu äußern, flüchtige Gedanken nicht schon beim Ausatmen zu verlieren.

Ursprünglich sollten die Grenzen des klassischen Alpinismus diese Zeilen füllen. Beim genaueren Nachdenken über dieses Thema stieß ich jedoch auf keine Grenzen, nicht einmal das Licht am Ende dieses Tunnels konnte ich sehen.

Wenn du heute einen Neuner kletterst, ist dies so belanglos wie eine Coladose im Supermarkt.

Das, was man heute die Grenze nennt, ist schon bald darauf einer von vielen Marksteinen der Route, die man Zukunft nennt.

Jede Limitierung ist nur Ausdruck eigener Unzulänglichkeit. Fleischbank; unschöner Name für einen der besten Kletterberge. Die Wegweisungen hier haben bereits Tradition. *Hans Dülfer* und *Werner Schaarschmidt* durchsteigen zusammen die berühmte *Ostwand* mit dem Seilquergang, *Mathias Rebitsch* und *Sepp Spiegl* meistern am Fleischbankpfeiler die gefürchteten *Rebitschrisse*, *Helmut Kiene* und *Reinhard Karl* klemmen sich über die *Pumprisse* zum Gipfel des Fleischbankpfeilers, *Michael Hoffman* und *Andreas Schrank* klettern mit *Frustlos* sicher über die Schwierigkeiten aller anderen Freikletterrouten hinaus.

Momentanes Schlußlicht dieser Reihe dürfte „*Odyssee*“ sein. Der listenreiche Krieger Odysseus aus Ithaka brauchte wahrscheinlich den gleichen Ideenreichtum, Einsatz und die Fantasie bei seiner Reise, wie sie bei uns, auf dreihundert Metern gedrängt, Ausdruck fand.

Die technischen Daten klingen etwas nüchtern:

Charakter: Extrem schwere Kletterei in jeder Hinsicht, dürfte eine der schwersten Routen des Ostalpenraumes sein! Die Schlüsselstelle bildet eine fünfunddreißig Meter hohe, mit Überhängen versperrte Verschneidung, in der nicht gerastet werden kann. Die vielen Haken in ihr sollten nicht über die Schwierigkeit hinwegtäuschen (kann nicht technisch geklettert werden!), viele der Haken sind nicht optimal. Der Rest ist Wand- und Rißklettelerei in bestem Fels. Die meisten Seillängen sind äußerst schwer abzusichern, im oberen Wandteil ist ein Standplatz etwas unsicher. Insgesamt extrem ernst! (Die Schlüsselseillänge ist bis jetzt nur top rope frei durchstiegen worden.)

Wandhöhe: dreihundert Meter

Schwierigkeit: neun Minus

Zeit: sieben bis neun Stunden

Material: einige Haken (Messer) sowie je ein Satz Stopper, Hexentrics und Friends (Skyhook für „Notfälle“)

So lautet die Beschreibung im Topoführer; die persönliche Charakteristik in aller Kürze: „Zutritt nur für Verrückte.“

Beinahe schon etwas andächtig, wie man unter dem steinernen Portal eines prachtvollen Domes stehen mag und zu den riesigen Gewölben aufblickt, klein und schweigsam angesichts der angedeuteten Bilder grenzenloser Weite, die mächtigen marmornen Stützpfeiler wirken erdrückend, hemmen den Gang, die Bewegung und lassen nur ein vorsichtiges Ertasten mit den Fußspitzen zu.

Ähnlich stumm und staunend hängen wir unter dem grauen Gemäuer unserer geplanten Route. Auf dreihundert Metern ballen sich Sehnsucht und Erfüllung, Hoffnung und Enttäuschung. Die Grenze der Psyche wurde bewußt oder unbewußt mehr als einmal überschritten, sie gibt so den Blick in Gegenden frei, die ansonsten tief verborgen liegen.

Die Schuhe kratzen und scharren an der Wand, suchen verzweifelt Halt, um den nötigen Gegendruck zu schaffen, den Körper im Riß zu halten. Im weit überhängenden, geschlossenen Riß rutscht die Faust immer und immer wieder durch. Dabei mag nicht einmal ein Zentimeter fehlen, um den die geballte Faust breiter sein müßte, damit sie in dem rauen Riß klemmen würde. Ein feuchtes Schüppchen wird schließlich



*Links: Fleischbank-Ostwand.
„Auf dreihundert Meter
ballen sich Sehnsucht und
Erfüllung, Hoffnung und
Enttäuschung . . .“
Die „Odyssee“ verläuft
zwischen den Rebtsch-Rissen
und der Asche-Luke,
der auffallenden,
dunklen Verschneidung im
rechten unteren Teil
der Wand.*

Foto: Willi End

über und über mit Magnesia eingestaubt und hilft, wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen, so unsinnig das auch klingen mag. Trotz des kalten Nebels keuche und schwitze ich wie ein gehetztes Tier. Während sich der Oberkörper vorsichtig über das Dach schiebt, die Flucht nach oben antritt, verkrampfen sich die Unterarme an dem eiskalten Fels. Ich vergesse alles um mich herum, atme nicht mehr Luft, sondern Droge, rieche nicht mehr kalten, feuchten Nebel, sondern den Duft süßer blühender Wiesen, klettere nicht mehr an wasserzerfressener Wand, sondern kreise als weißer Rabe über endlosem Meer, bin nicht ich, sondern Spiegelbild und denke nicht an Sicherung, sondern Nichts.

Das Auge fixiert den Griff, eine waagrechte Leiste. Die ganze Konzentration sammelt sich in einem Punkt. Die Finger krümmen sich schon, während der Arm emporschnellt. Die Hand klatscht schmerzhaft auf den dunklen Fels. Ein Zurück gibt es schon lange nur noch durch die Luft. Mit dem Selbstvertrauen aus den Klettergärten fließt die Bewegung schneller, als die Finger den Dienst versagen. Die Wand lehnt sich zurück und wird senkrecht. Der Weiterweg verspricht leichteres Gelände. Plötzlich schießen die Gedanken wie ein leuchtender Kugelblitz durch die dunkle Nacht. Tief aus dem Bauch steigt schlagartig sonnenheiße Hitze, der ganze Körper glüht. Der Blick vorbei an den zitternden Beinen macht benommen. Das Doppel-

seil verliert sich im dichten Nebel, hängt frei in der Luft. Kein Karabiner hält es am Fels. In Sekunden werden alle nur erdenklichen Züge wie auf dem Schachbrett durchlaufen.

Dieses Schachspiel in der Vertikalen auf einem kalten Brett aus Stein hat seine eigenen Regeln. Blitzschnell wechseln die Figuren Feld und Farbe und drängen den König ins Matt . . .

Der nächste Zug wird entscheiden! Ein kleiner Skyhook, den mir Otto Wiedemann einmal geschenkt hat („kannst ihn brauchen?“), der mich seither als Talisman am Hüftgurt begleitet – ich nehme ihn, lege ihn in eine kleine Wasserrunzel, er knirscht etwas unter meinem Gewicht. Zeit zum Überlegen bleibt nicht . . .

Endlich Fünfergelände, zehn Meter unter dem ersehnten Ausstieg. Die Arme können schlicht und einfach nicht mehr.

Was bleibt, ist die nicht unberechtigte Kritik an einer Seillänge, die stellenweise hakentechnisch abgesichert werden mußte und noch nicht frei vorgestiegen wurde. Die gesamte Route aber hat das Erschließen neuer Routen im Gebirge auf die Spitze getrieben.

. . . Coladose um Coladose um Coladose um Coladose . . .

Am Ende des Regenbogens wird auch der letzte weiße Staub vom Fels gewaschen sein. Bleiben werden nur einige Haken im Fels, die rostigen Requisiten eines unmöglichen Traumes.

Von Luchon nach Posets

Mit Skiern über die Zentralpyrenäen

Von Gerhard Pils

Mitte April, Paris, Gare de l'Est: Ein warmer Frühlingmorgen umschmeichelt die Ankommenden. Die französische Hauptstadt gleicht um diese Zeit einem aufgeschreckten Ameisenhaufen. Ununterbrochen verschlucken die Metroeingänge riesige Menschenmassen, um sie wenig später woanders wieder auszuspeien. In diesem sich Tag für Tag wiederholenden, hektischen Gewühl stechen heute allerdings zwei mit Skiern und gewaltigen Rucksäcken schwer bepäckte Gestalten deutlich heraus. Schnapp! Jetzt ist der erste von ihnen auch noch mit seiner Last in der automatisch schließenden Zugangstür zur Metro-Station hängengeblieben. Beim Anblick des ziemlich hilflos zappelnden, auf österreichisch fluchenden bärtigen Wesens verzieht sich so manches Gesicht eines Vorbeihastenden zu einem mitleidigen Lächeln. Nur mühsam gelingt es dem zweiten Rucksackträger seinen Vordermann wieder flottzumachen.

Diese beiden ungewöhnlichen Gestalten, die sich da gerade vom Pariser Ostbahnhof zum Austerlitz-Bahnhof durchschlagen, sind Peter und ich, zwei Linzer auf dem Weg in die Pyrenäen. Paris, das Traumziel unzähliger Ostertouristen, ist für uns demnach auch nur eine Zwischentappe auf der Anreise zu diesem Gebirge, das wir in seinem zentralen Abschnitt mit Skiern überschreiten möchten. Schon mit dem nächsten Nachtzug geht es daher über Toulouse weiter nach Bagneres de Luchon, dem Ausgangspunkt unseres Skiabenteuers. Luchon gehört zu den bekannteren französischen Bade- und Luftkurorten und liegt in den Zentralpyrenäen südwestlich von Toulouse. Im Winter zieht vor allem das hoch über dem Ort gelegene Skizentrum von „Superbagneres“ viele Gäste an.

Frühling im Pique-Tal

Unser Unternehmen scheint gleich vom Anfang an unter einem guten Stern zu stehen. Die Lifte von Superbagneres sind nämlich noch in Betrieb. Wir können daher den Zubringerdienst vom Bahnhof ein Stück lang benützen und sparen uns auf diese Art mehr als eine Stunde mühsamer Asphalthatscherei. Nachdem uns dann der Kleinbus an der Abzweigung unseres Weges abgesetzt hat, geht es auf Schusters Rappen weiter. Zunächst wandern wir fast eben ins frühlinghafte Tal des Flüsschens Pique hinein. Überall grünt und sprießt es. Buschwind-

röschen, Leberblümchen, Lerchensporen und die hübsche blaue Pyrenäen-Meerzwiebel säumen unseren Weg. Ihr zarter Duft scheint für die ersten Bienen und Hummeln ein wahres Dopingmittel zu sein, so emsig summen sie durch dieses frühlingstolle Tal. An den Bäumen ringsherum bestaunen wir die manchmal geradezu kapitalen Lungenflechten. Bei uns hat sich diese gegen Luftverschmutzung sehr empfindliche Art mittlerweile in die entlegendsten Alpentäler zurückgezogen und gedeiht auch dort oft nur noch kümmerlich. Hier allerdings sind suppentellergroße Flechtenkörper keine Seltenheit.

Das Tal wird nun enger. Bald verläßt der Weg den tief eingeschnittenen Fluß und schlängelt sich von jetzt an durch urwüchsige Buchen-Tannen-Mischwälder empor. Beim Anblick dieser herrlichen alten und dabei kerngesunden Tannen wird uns erst so richtig bewußt, wie schlecht es mit unseren „gesunden“ Wäldern des Alpengebietes bereits steht. Derartig dichtbenadelte, dunkelgrüne Tannenbäume ohne einen einzigen abgestorbenen oder zumindest schon hellgrün verfärbten Ast habe ich in Österreich schon jahrelang nicht mehr gesehen. Unsere Herzen schlagen höher beim Aufstieg durch diese ursprünglichen Bergwälder, in denen sich allenthalben die Stimme des Frühlings erhebt. Je höher wir steigen, desto mehr verstummt allerdings das Zwitschern und Blühen. Die ersten Schneeflecken tauchen auf. Schließlich weichen die Bäume auseinander, und wir stehen vor einem großen, seit kurzem dem Verfall preisgegebenen Gebäude. Dieses heute verlassene „Hospice de France“ zeugt davon, daß dieser Gebirgsübergang einst von großer Bedeutung war. Erst mit dem Einsetzen des neuzeitlichen Straßenbaues wurde es endgültig ruhig in diesem Winkel der Pyrenäen.

Das Wetter hat sich leider während des Aufstieges zunehmend verschlechtert. Wolkenfetzen beginnen die Gipfel zu verhüllen. Wir wollen aber auf jeden Fall noch am ersten Tag den Grenzkamm überschreiten. Also geht es nach einer kurzen Jausepause weiter, hinein in den rechten, baumfreien Seitenarm des sich hier gabelnden Pique-Tales. Schon nach wenigen Schritten haben wir den Pyrenäenwinter endgültig eingeholt. Wir schnallen unsere Skier an und stapfen im tiefen Frühjahrssulz weiter taleinwärts. Die französische Nordseite der Pyrenäen ist häufig viel schroffer und unzugänglicher als die spanische Südseite. Bedingt durch die glaziale Überformung enden die Hochtäler regelmäßig in steilen Talkesseln. Das Riesenamphitheater



des Cirque de Gavarnie hat es in dieser Hinsicht ja zu weltweiter Berühmtheit gebracht. Auch hier stellt sich uns bald eine markante Steilstufe in den Weg. Bevor wir aber noch zu ihrer Umgehung ansetzen können, haben uns auch schon die Wolkenchwaden eingeholt. Ohne Spur und ohne Sicht wird ein Weiterkommen in diesem steilen Gelände aussichtslos. Im Blindflug schwingen wir zum Hospice zurück. Dort richten wir uns für die Übernachtung ein, trösten uns mit Speck und Dörrobst und träumen von blauem Himmel und Sonnenschein. Am nächsten Morgen blinzelt es durch die zerbrochenen Fensterscheiben tatsächlich blau zu uns herein. Unser Stimmungsbarometer erreicht einen neuen Höchststand. Wir schlingen unser Frühstück hinunter und sind kurz darauf schon wieder unterwegs. Aber kaum haben wir den ersten Steilhang zur Hälfte hinter uns gebracht, beginnen sich die umliegenden Täler auch schon wieder mit einem weißen Wolkenmeer zu füllen. Das darf doch nicht wahr sein! Eine zweite Nacht im Hospice scheint sich anzubahnen. Wir legen noch einen Zahn zu. Umsonst, nach der Umgehung der Steilstufe, stecken wir abermals mitten in der Suppe. Laut Karte müßten wir aber immerhin schon in der Nähe eines winzigen Refuges sein. Glücklicherweise reißen ab und zu die Nebelschwaden etwas auf und so finden wir diesen Hoffnungsschimmer tatsächlich. Wie die meisten Selbstversorgerhütten der Pyrenäen besteht es nur aus einem kleinen, gemauerten und innen völlig kahlen Raum. Immerhin noch viel besser als ein Schneebiwak bei Schlechtwetter. Leicht frustriert verkriechen wir uns in die warmen Schlafsäcke. Den Rest des Tages können wir von den Dreitausendern auf der spanischen Seite der Pyrenäen mit ihren sonnenüberfluteten Firnhängen wiederum nur träumen.

Portillon de Benasque

Der neue Tag empfängt uns mit einem wolkenlos klaren Himmel und läßt uns erstmals die landschaftliche Schönheit unserer Umgebung erkennen. Die Hütte liegt am Rand eines schneebedeckten Sees, ringsum wird der Talkessel von den weißglitzernden Pyrenäengipfeln eingerahmt. Die rötlich schimmernden Strahlen der Morgensonne haben eben die Bergspitzen erreicht und machen sich nun an ihren Abstieg in die Täler. Ein richtiger Bilderbuchsonnenaufgang spielt sich da von unseren Augen ab. Nun sind wir nicht mehr zu bremsen. Zunächst geht es auf der linken Seite des Sees fast eben weiter, und schon bald taucht links vor uns eine markante Scharte im ansonsten steilen und felsigen Grenzgrat auf. Es ist dies das Portillon de Benasque, einer der klassischen Übergänge in den Zentralpyrenäen. Nach den letzten steilen Metern eröffnet sich uns ein wahrhaft atemberaubendes Panorama. Zu unseren Füßen liegt schneebedeckt das oberste Eseratal. Dahinter, zum Greifen nah, schimmern die endlosen Firnhänge des Maladettamassives zu uns herüber. Dort wo Himmel und Schnee miteinander verschmelzen, locken die dunklen Granitfelsen des Anetogipfels und des langgestreckten Maladettagrates. Auch unser Etappenziel, das bewirtschaftete Refugio Renclusa, können wir am Gegenhang bereits ausmachen. Über herrlich aufgefirnte Südhänge geht es nun ins Eseratal hinunter. Zwischen knorrigem Hakenkiefern, die jeder unkundige Mitteleuropäer auf den ersten Blick unweigerlich für Zirben halten würde, steigen wir dann zur Renclusa auf. Dieses geräumige, zu Ostern bewirtschaftete Schutzhaus braucht den Vergleich mit unseren Schutzhütten keineswegs zu scheuen. Dazu kommt noch, daß

Foto: Gerhard Pils

um diese Zeit die Zahl der Besucher vergleichsweise gering ist.

Nach der wohlverdienten Stärkung deponieren wir den Großteil des Gepäcks in der Hütte und brechen dann wieder auf. So ein Prachtwetter gehört gebührend ausgekostet. Unter der gleißenden Mittagssonne spüren wir die weiten Hänge südlich der Renclusa hinauf. Die aufgestaute Energie der beiden erzwungenen Rasttage beflügelt unsere Schritte. Im Nu haben wir die tausend Höhenmeter bis zum Maladetta Grat hinter uns. Die letzte, sehr steile und wegen ihrer Nordlage auch nicht aufgefirnte Schneerinne bewältigen wir dann ohne Skier. Von der Grathöhe geht es nun noch wenige hundert Meter weiter, und dann stehen wir auch schon auf der 3308 m hohen Maladetta, unserem ersten Pyrenäengipfel. Kein Wölkchen trübt die grenzenlose Aussicht. Rings um uns weiße Skiberge, einer verlockender als der andere. Der höchste unter ihnen ist der 3404 m hohe Pico de Aneto. Seine teilweise schneebedeckte Gifelpyramide ragt südöstlich der Maladetta in den blauen Pyrenäenhimmel. Wir sind uns einig – er wird unser nächstes Ziel. Aber vorerst warten noch die hindernislosen, unverspurten Firnhänge der Maladetta auf uns. Schwung reiht sich an Schwung, Hang an Hang. Allzuschnell sind sie vorbei, die tausend Höhenmeter reinsten Abfahrtsgenusses. Noch am Abend, beim ausgezeichneten Hammelbraten des Hüttenwirtes, kreisen unsere Gedanken um diese Orgie aus Sonne und Firn.

Am nächsten Morgen rasseln schon lange vor Sonnenaufgang die Wecker der spanischen Bergkameraden. Vergrämt drehen wir uns auf die andere Seite und dösen weiter. Erst als sich dann das Morgengrauen zu einem weiteren strahlenden Aprilmorgens entwickelt, sind auch wir wieder hellwach. Heute geht es mit vollem Gepäck weiter, wollen wir doch im Zuge unserer Anetobesteigung das Massiv überschreiten und bis nach Benasque, dem ersten Ort des Eseratales, kommen.

Pico de Aneto

Wie gestern spüren wir zunächst südlich der Hütte hinauf. Ein markanter Felsgrat erschwert hier den Abstieg auf den Anetogletscher. Erst nach einem zeitraubenden Verhauer – wir waren bereits zu hoch gestiegen – finden wir den auf der spanischen Karte eingezeichneten Durchstieg. Diese schneegefüllte Rinne, die da auf den Anetogletscher hinunterführt, nennt sich „Portillon superior“. Von ihr geht es nun zunächst unterhalb des Gletschers und dann über die tiefverschneite Gletscherfläche der markanten Gifelpyramide des Aneto entgegen. Jetzt wird uns auch klar, warum die Spanier noch in der Nacht aufgebrochen sind. Sie sind nämlich fast alle ohne Skier unterwegs. Die überaus kräftige Frühjahrssonne hat den Schnee inzwischen tief aufgeweicht, und die Nachzügler unter ihnen müssen sich jetzt im bereits knietiefen Feuchtschnee Schritt für Schritt mühsam emporkämpfen.

Der Aneto kann fast bis zum Gipfel mit Skiern bestiegen werden. Nur die letzten Meter, die berühmte „Brücke Mohammeds“, verlangen Schwindelfreiheit und Trittsicherheit. Über ausgesetzte Riesenfelsblöcke und luftige Gratzacken führen



Oben: Aneto (links) und Maladetta
vom Portillon de Benasque

Foto: Gerhard Pils

sie uns zum Gipfelkreuz. Im Hochwinter, wenn die Griffe und Tritte vereist sind, ist das hier zweifellos eine ernste Kletterei. Das einzige Hindernis heute ist aber eine Bergsteigergruppe aus Barcelona, die eine umfangreiche Seilversicherung aufbaut, um auch die allerängstlichsten unter ihren Kameraden über diese „Schlüsselstelle“ hinüberzulotsen. Unseren freien Gratzackengang betrachten sie sichtlich mit einer gehörigen Portion Skepsis.

Der Aneto ist nach dem Mulhacén der zweithöchste Berg der iberischen Halbinsel. Von seinem Gipfel schweifen daher unsere Blicke ungehindert in die Ferne. Gegen Osten und Westen verschmilzt die endlose, weißschimmernde Pyrenäenkette mit dem fernen Dunst des Horizontes. Im Süden locken hinter den nächsten Schneegipfeln bereits die blauen Hügel Aragoniens. Wir tauschen mit den Spaniern Erfahrungen und Proviant aus, geben uns der kräftigen Pyrenäensonne hin und träumen von unseren nächsten Skizielen. Wie schnell doch die Tage verfliegen, wenn man sie inmitten dieser zahllosen Skigipfel verbringt.

Auch vom Aneto müssen wir bald wieder Abschied nehmen, denn der Weg nach Benasque ist noch weit. Über die Brücke Mohammeds geht es zurück zu unseren Skiern, und schon wenige Minuten später verzieren zwei mustergültige Abfahrts Spuren den Gipfelhang des höchsten Pyrenäenberges. Wir halten auf die tiefste Stelle des Grates zwischen dem Aneto und



Oben: Unzerstörte Natur:
Ein Riesenexemplar der Lungenflechte
(*Lobaria pulmonaria*)

Foto: Gerhard Pils

dem nordwestlich anschließenden Pico de Coronas zu. Schon während des Aufstieges hatten wir uns vergewissert, daß in dieser Scharte der Durchstieg nach dem Süden möglich ist. Über verschneite Felsen klettern wir ein Stück steil hinunter, und dann beginnt auch schon wieder das Abfahrtsvergnügen. Die Hänge des kleinen Coronasgletschers sind herrlich aufgefirnt. In brausender Fahrt erreichen wir die schneeüberhüllten Coronasseen – kleine Gletscheraugen hinter dem zurückweichenden Coronasgletscher. Die steilen, südseitigen Hänge zum Rio Coronas hinunter liegen nun voll in der Glut der Mittagssonne. Überal beginnt der vom Gletscher blankgeschliffene Silikatfels unter der schmelzenden Schneedecke hervorzuwachsen. Die linke (östliche) Talseite scheint uns für eine Weiterfahrt noch am besten geeignet. Wieder flechten wir endlose Schwunggirlanden in die jungfräulichen Hänge, bis uns die ersten Hakenkiefern ihre knorrigen Arme entgegenstrecken. Bis zu einer einsamen Forsthütte, dort wo der Rio Coronas ins obere Vallibiernatal einmündet, trägt uns der Schwung dieser österlichen Genußabfahrt. Aus dem tiefen Firn ist mittlerweile grundloser Frühjahrssulz geworden. Einige hundert Meter unterhalb der Hütte zwingt uns das Ende der geschlossenen Schneedecke zum Abschnallen unserer Skier. Bis zur Mündung des Vallibiernatales ins Eseratal heißt es nun neun Kilometer auf einer Forststraße marschieren.

Unzerstörte Natur

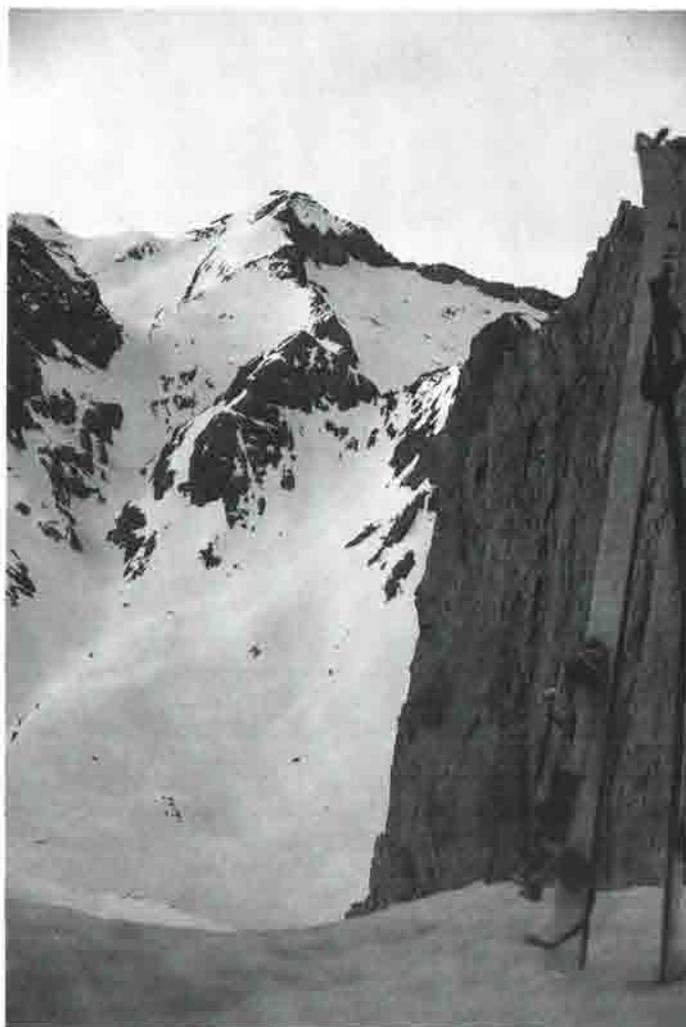
Zunächst säumen noch urwüchsige Hakenkiefern unseren Weg. Auf den eingestreuten Bergwiesen blaue und weiße Leberblümchen, Krokus und Stinkende Nießwurz; überall Frühling, ursprüngliche, vom Menschen noch unzerstörte Natur. Wen kann es da noch verwundern, daß auch die Tierwelt der Pyrenäen immer wieder mit Überraschungen für den Besucher aus dem bereits zu Tode kultivierten Mitteleuropa aufwarten kann. Beim Aufstieg durch diese einsamen Bergwälder fuhr mir mehr als einmal ein gehöriger Schreck in die Knochen, wenn plötzlich unmittelbar vor mir ein mächtiger Auerhahn aus dem Astgewirr einer jahrhundertealten Hakenkiefer herauspolterte. Dort, wo bei uns heute nur noch Sportsegler über die Köpfe der Bergwanderer schwirren, ziehen hier noch Trupps der majestätischen Gänsegeier ihre Kreise in den warmen Aufwinden, stets auf der Suche nach einer verunglückten Pyrenäengemse oder – im Sommer – nach einem abgestürzten Schaf. Nur wenigen bleibt es vorbehalten, einen der letzten Bartgeier der Pyrenäen zu Gesicht zu bekommen. Dabei durchstriefte dieser größte aller europäischen Greife dereinst auch unsere mitteleuropäischen Gebirge. Auch mir gelang es nur einmal, und zwar im weiter westlich gelegenen Kalkmassiv des Monte Perdido, einen dieser sagenumrankten Riesenvögel aus nächster Nähe zu beobachten. Der Traum jedes Naturfreundes muß es aber sein, einen der heute schon sehr seltenen und überdies äußerst scheuen Pyrenäenbären aufzuspüren. Tatzenabdrücke im Schnee, Grabspuren oder Überreste einer seiner Mahlzeiten sind normalerweise die einzigen Zeichen seiner Anwesenheit.

Der Abstieg ins Eseratal vergeht wie im Flug. Die Tage der Stille und Einsamkeit in diesem Winkel der Pyrenäen scheinen für uns allerdings vorderhand gezählt zu sein. Die Osterfeiertage stehen vor der Tür und im frühlinghaften Eseratal wachsen allenhalben die ersten Zelte aus dem Boden. Ganz Spanien schwelgt im österlichen Frühlingstaumel und pilgert um diese Zeit aus den überfüllten Städten hinaus ins ergrünende Land. Uns erleichtert eine Gruppe jüngerer Spanier den Weiterweg nach Benasque. In ihren ohnehin schon überfüllten Kleinbus stopfen sie auch noch Peter und mich samt Skiern und Rucksäcken hinein. Sie sind gar aus dem fernen Madrid angereist, um hier die Osterfeiertage zu verbringen.

Benasque, das ist eines der vielen spanischen Bergdörfer, die sich ihre Ursprünglichkeit bis in unsere Tage bewahrt haben. Man lebt auch hier zunehmend vom Fremdenverkehr, ohne daß aber deswegen gleich der Ort aus den Nähten platzen würde. Alles macht hier noch einen gewachsenen, harmonischen Eindruck. In einer der zahlreichen Tavernen verabschieden wir uns von unseren spanischen Freunden mit einem Umtrunk. Noch herrscht kein Mangel an Betten. Wir quartieren uns in einer Herberge ein und lassen diesen Tag mit herrlich zubereiteten Gebirgsforellen würdig ausklingen.

Pico de Posets

Für die nächsten beiden Tage trennen sich nun unsere Wege. Peter hat die überaus starke Strahlung in diesen Höhen größtenteils unterschätzt. Brandblasen sind über Nacht auf seinem Gesicht aufgeschossen. Den letzten Dreitausender unserer Tour werde ich daher alleine angehen müssen. Es ist dies der 3375 m hohe Pico de Posets, zweithöchster Pyrenäengipfel und bereits westlich des Eseratales gelegen. Mangels öffentlicher Verkehrsmittel marschiere ich die drei Kilometer ins talabwärts gelegene Eriste zu Fuß. Von diesem idyllischen Pyrenäendörfchen geht es nun das schluchtartige, wildromantische Eristetal aufwärts. Wiederum habe ich Glück. Zwei junge Katalanen aus Barcelona, ebenfalls auf dem Weg zum Posets, laden mich in ihren Geländewagen. In schwindelerregender Höhe schlingelt sich unser Sträßchen hinein in die felsige Schlucht. Vom Ende dieser Steinpiste geht es linkerhand des Baches zunächst über eine steile Talstufe hinauf, dann am flacheren obersten Talboden fast eben zurück. Bei den ersten, mächtigen Hakenkiefern setzt auch hier der Winter wieder ein. Bald ist aus den spärlichen Schneeflecken wieder ein tiefer, weißer Teppich geworden. Knapp vor dem Talschluß geht es links einen steileren, teilweise schon aperen Hang hinauf. Rote Primeln und die großen, filigranen Blütensterne der Hundszahnlilien lugen schon allenthalben zwischen den Schneeflecken hervor. Bald taucht nun die neue Forcauhütte über mir auf. Diese gemütliche, für spanische Verhältnisse ganz ausgezeichnet eingerichtete Selbstversorgerhütte kann als Stützpunkt für eine Reihe von Skibergen in der Umgebung dienen. Der Aufstieg war kürzer als erwartet. Die Stunden bis zur Dämmerung nutze ich daher zum Aufstieg in eine markante Scharte zwischen den Crestas de Forcau. Von dort erscheint die wuchtige



*Oben: Pico de Posets vom Süden.
Der Normalanstieg führt durch
das tief eingeschnittene Tal
links des Grates*

Foto: Gerhard Pils

Gipfelpyramide des Posets zum Greifen nahe. Als ich wieder zur Hütte zurückschwinge, kenne ich meine morgige Anstiegsroute schon ganz genau.

Im Refugio hat sich inzwischen eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft eingefunden. Katalanen, die meisten aus Barcelona, geben den Ton an. Wieder sind viele von ihnen ohne Skier, dafür aber mit Steigeisen und Pickel unterwegs. Im flackernden Licht der Kerzen tauschen wir bis spät in der Nacht Erfahrungen aus und diskutieren über unsere nächsten Vorhaben. Diese freundliche Atmosphäre habe ich überall in den spanischen Bergen erlebt. Vielleicht liegt darin der Hauptgrund, daß es mich immer wieder in dieses Land zieht.

Am nächsten Morgen winde ich mich als einer der letzten aus der wohligen Wärme des Schlafsackes. Wieder ein strahlend schöner Tag! Über beinharten Morgenharsch geht es zunächst nach Norden, später dann mehr nach Nordwesten, hinein in das weite obere Llardanetatal. Unter der an Höhe gewinnenden Aprilsonne beginnt der Schnee rasch wieder aufzufirnen. Bald erreiche ich ein schluchtartiges Hochtal zwischen den dunklen Felsriegeln des Tucon de la Canal zur Linken und der Tuca Alta zur Rechten. Von seinem Ende führt ein steiles Schneefeld zum Ansatz des Posets-Südgrates. Bis weit hinauf erlaubt die breite, schneeverhüllte Gratschulter den Anstieg mit Skiern. Dann geht es über Felsen und grobe Blöcke die letzten Meter empor zur runden Gipfelkuppe. Im Osten, jenseits des Eserrates, schimmern die Firnfelder des Maladettamassives herüber. Im Westen reicht der Blick bis zum gletscherumgürteten Kalkstock des Monte Perdido. Kein Lüftchen regt sich, kein Geräusch ist zu hören. Lange verweile ich hier, wohligh aufgeheizt von den kräftigen Strahlen der Mittagssonne.

Schon wenige Meter unterhalb des Gipfels beginnt dann das Abfahrtsvergnügen. Über eine herrlich aufgefirnte Schneemulde ziehe ich meine Spuren. Eine Querung bringt mich wieder an den Beginn des Südgrates. In brausender Fahrt geht es von hier entlang der Aufstiegsspur in die Tiefe. Das letzte, steile Stück vor der Hütte stellt dann allerdings höhere Anforderungen an meine Fahrtechnik, denn der morgendliche Harsch hat sich inzwischen in grundlosen Frühjahrssulz verwandelt. Die Spanier, die den Posets ohne Skier bestiegen haben, kämpfen sich jetzt unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte durch diese grundlose Masse. Nach jedem Schritt versinken sie von neuem bis zur Hüfte im nassen Element.

Hinab ins Eristetal geht es im Frühling am besten am Fuß des markanten Felsgrates, der etwa einen Kilometer südlich der Hütte gegen das Tal vorspringt. Hier ermöglicht nämlich eine Lawinenbahn die Abfahrt noch bis fast auf den Talboden.

Ostern in Benasque

Es ist Ostern geworden. Der Ort ist fast nicht mehr wiederzuerkennen. Die einst ruhigen Sträßchen scheinen nun von Ausflüglern überzuquellen. Zusammen mit vier spanischen Bergkameraden kann ich gerade noch ein Notlager auftreiben.

Doch am folgenden Tag geht es ohnehin schon in aller Früher Anhalter wieder in Richtung Renclusa. Das oberste Eserratal ist jetzt mit Zelten übersät. Aber schon bald nach dem Ende der Straße wird es wieder ruhiger und schließlich stapfe ich von neuem zwischen jahrhundertealten Hakenkiefern zur Renclusa empor. Peter hat inzwischen einige der zahllosen Skiberge der Umgebung erkundet und ist gerade im wahrsten Sinne des Wortes dabei, aus der Haut zu fahren. Seine alte Gesichtshaut beginnt sich nämlich in großen Fetzen abzulösen. Unsere letzte Nacht auf spanischem Boden wird gleichzeitig unsere turbulenteste. Der Osterrummel hat nämlich auch vor der Renclusa-Hütte nicht haltgemacht. Im großen Matratzenlager wird in allen Tonarten geschnarcht, gehustet und gekichert. Noch vor Sonnenaufgang beginnt dann wieder der große Aufbruch. In der nachher eingekehrten Stille träumen Peter und ich noch bis in die späten Morgenstunden in uns hinein.

Für den Rückweg nach Frankreich wollen wir eine andere Variante wählen als für den Anmarsch. Wir streben daher nicht mehr auf die markante Scharte des Portillon de Benasque zu, sondern halten uns weiter östlich. Eine Woche Skibergsteigen ist nicht ohne Folgen geblieben. Der Schwung der ersten Tage ist uns verloren gegangen. Ungewöhnlich langsam spüren wir zum Port de Escaleta hinauf, länger als sonst genießen wir in den Verschnaufpausen die kräftige Frühlingssonne. Von der Paßhöhe verleitet mich dann ein ostseitiges, einsames Hochtal zu einer letzten, rauschenden Eskapade in unberührtem Firn. Aber dann naht unaufhaltsam der Augenblick, an dem wir den spanischen Bergen endgültig lebwohl sagen müssen. Etwas nachdenklich ziehen wir unsere Schwünge hinunter zu den winzigen, noch tief verschneiten Freche-Seen; weite Genußhänge zunächst, in denen uns der tiefe Frühjahrsschnee viel Kraft abverlangt. Unvermittelt wird es dann schroffer und felsiger. Nach einem halbschweren Abstieg über steile Schneerunsen stehen wir bald vor beinahe senkrechten Felsabbrüchen. Hier kann es unmöglich weitergehen. Schritt für Schritt kämpfen wir uns wieder hinauf. Nirgends eine Spur, die uns als Anhaltspunkt für eine Durchstiegsmöglichkeit dienen könnte. Endlich entdecken wir dann doch auf der linken Talseite einen mächtigen Lawinenkegel, der uns sicher auf den Talboden hinabführt. Wir wandern über weißgetupfte Almen, tauchen ein in die obersten Buchenwälder und lassen uns umschmeicheln vom milden Hauch des Bergfrühlings. Schließlich ein heller Fleck zwischen grauen Stämmen, der Wald lichtet sich, wir stehen wieder vor dem uns wohlbekannten Hospice de France. Der Kreis hat sich geschlossen. Sie hat uns viel gegeben, diese Woche in den spanischen Pyrenäen: Sonne, Gipfel und endlose Firnhänge, aber auch eine gesteigerte Achtung vor dem Zauber, der von jedem Stück ursprünglicher Natur ausgeht. Am nächste Morgen steigen wir hinunter, zwischen Tannen und Buchen, dem Bahnhof entgegen.



Die auffallenden Blüten der ganzblättrigen
Primel (*Primula integrifolia*) öffnen sich
schon während der Schneeschmelze



„Eine Woche Aufenthalt bei den Felsbildern
rund um den Monte Bego in den Meeralpen war
fest eingeplant.“
Bild oben: Der „Zauberer“

„Alpenspaziergang“ von Wien bis nach Nizza

Von Karl Lukan

„Gegen den Strom der Zeit kann zwar der einzelne nicht schwimmen, aber wer Kraft hat, hält fest und läßt sich von demselben nicht fortreißen.“

*Johann Gottfried Seume in
„Spaziergang nach Syrakus“, 1803*

Die am Wiener Stadtrand bei Rodaun beginnende Hochstraße (eigentlich ist sie nur ein etwas breiterer Wanderweg durch den Wienerwald) war seit meiner Jugend für mich eine Traumstraße. 1939 hatte der Zweite Weltkrieg begonnen und alle Grenzen waren gesperrt. Ich aber dachte: Wenn ich diese Straße weitergehe, dann kann ich nicht nur bis zum Peilstein kommen (dem Wiener Klettergarten), sondern auch über die Berge bis in die Dolomiten, sogar bis zum Matterhorn und zum Montblanc und nachher noch viel weiter bis zum Ende der Alpen am Mittelmeer. Mein Traumweg war allerdings damals wirklich nur ein Traumweg. Und nach dem Krieg ebenfalls. Wer hat schon soviel Urlaub?

Doch schnell vergeht die Lebenszeit. Was der Sechzehnjährige geträumt hatte, das konnte der Sechzigjährige und ab 1. 1. 1984 zum Pensionisten gewordene Bergsteiger nun doch Wirklichkeit werden lassen. Am 1. Mai 1984 zogen meine Frau Fritzerl und ich von der Straßenbahndation Rodaun los zu unserem „Alpenspaziergang von Wien nach Nizza“.

„Bis zum Peilstein kennen wir den Weg – und nachher fragen wir uns durch!“

Das sagte ich allen Leuten, welche genau wissen wollten, wie unsere Alpendurchquerung verlaufen würde. Daß in dieser Blödelei ein Kern Wahrheit steckte, das haben wir erst unterwegs erlebt. Wir haben vor diesem „Alpenspaziergang“ eigentlich nur folgende konkrete Vorstellungen gehabt:

- Wir wollten die ganze Alpenkette in einem Zug und innerhalb eines Jahres durchwandern, um auch das Jahreszeitenerlebnis mitzubekommen.
- Wir wollten keine Weitwanderer sein, die nur Kilometer oder Höhenmeter sammeln. Wir wollten viel sehen und erleben und genießen. Es gab da ja noch so viele Berge oder Stätten, die in unserem Bergsteigerleben immer abseits unserer hochalpinen Ziele gelegen waren (zum Beispiel: der Col di Lana in den Dolomiten, die Erdpyramiden bei Bozen, der Rocciamelone bei Susa). Wir wollten keine Getriebenen sein, sondern uns treiben lassen, und das mit dem Vorsatz: „Wenn's uns nimmer freut oder wenn einer von uns krank wird, dann fahren wir wieder nach Hause.“ Deshalb haben wir von Anfang an in diesem Unternehmen nur einen „Spaziergang durch die Alpen“ gesehen.
- Unser Weg sollte auch an vielen prähistorischen Kultstätten vorbeiführen, die wir noch nicht kannten (zum Beispiel: die Sonnenkultstätte auf dem Pfitscherjöchel bei Meran, die erst vor kurzer Zeit freigelegten Felsbilder auf dem „Rupe Magna“ bei Grosio, das Marshelligtum San Magno in den Ligurischen Alpen). Eine Woche Aufenthalt bei den Felsbildern rund um den Monte Bego in den Meer Alpen war fest eingeplant.
- Und natürlich war unser „Alpenspaziergang“ auch ein bisschen nostalgisch programmiert. Wir wollten viele der Berge wieder begrüßen, die wir in unserem Bergsteigerleben erstiegen hatten.

Der Alpenbogen hat in Luftlinie eine Länge von 1200 Kilometern. Wieviele Wegkilometer auf den Serpentinwegen und Umwegen das für uns werden sollten, wußten wir vor dem Weggehen nicht. Wir können auch jetzt nach unserer Rückkehr keine konkrete Zahl nennen. Schätzungsweise waren es

Alpenspaziergang

Rechts: In den Cottischen Alpen

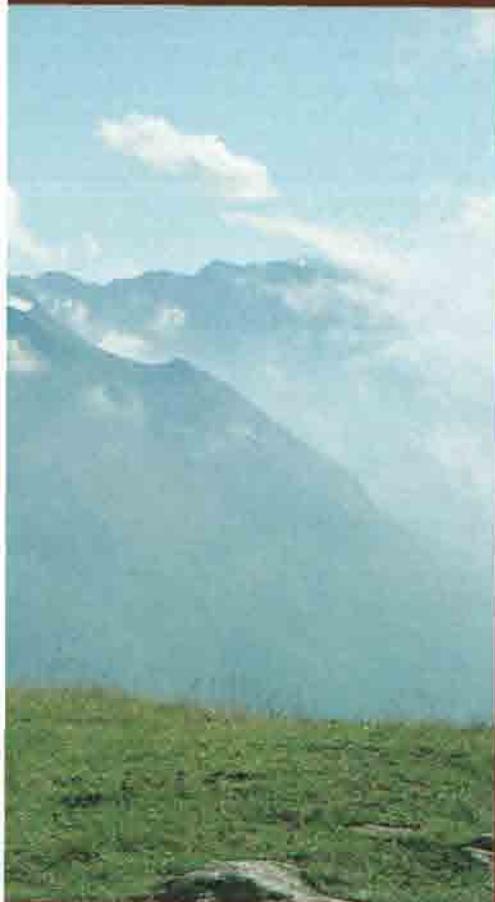


*Oben:
Val Codera –
Heidenhüttli*

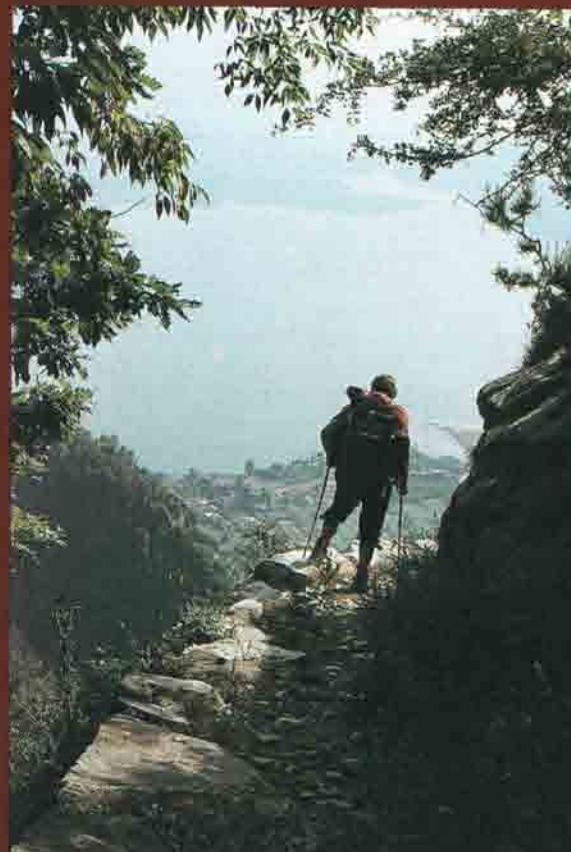
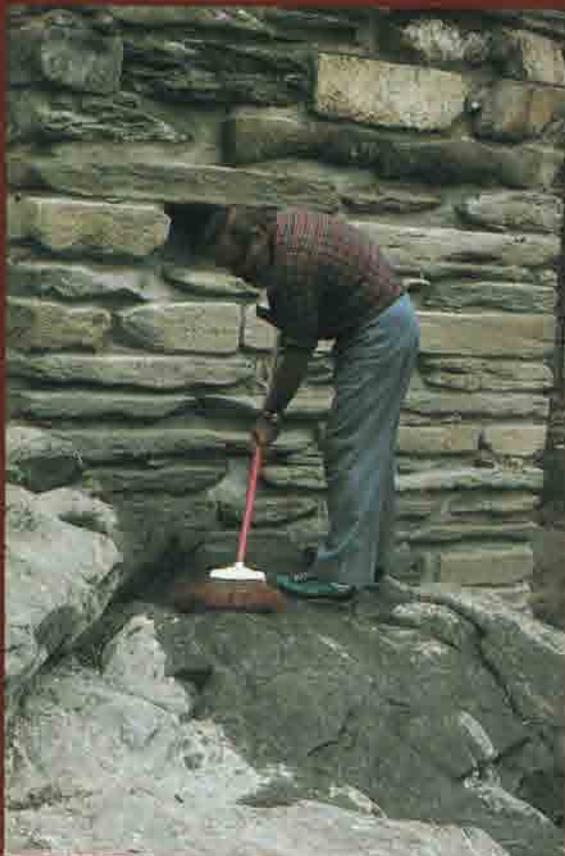
*Rechts: Am
Grödner Joch*

*Ganz rechts:
Erdpyramiden
bei Bozen*





Unten: „Stoanerne Mandlen“ am Großen Reisch



Links: Aus dem Bergell zum Como-See

Ganz links: Susa – Karl Lukan legt einen Schalenstein frei, auf dem der Pfeiler eines römischen Aquäduktes steht.

Alle Fotos: Fritzl Lukan

ca. 2500 Kilometer, vielleicht auch mehr. Die Weglänge hat uns nie gestreift. Wir sind an jedem Morgen mit dem Vorsatz losgezogen, nur so weit zu gehen, wie es uns freut. Manchmal waren wir dann an einem Tag zwölf Stunden lang unterwegs, manchmal auch nur sechs.

Und wir haben uns auch vom Anfang an vorgenommen, daß wir in Tälern, wo es links oder rechts von Autostraßen keine Wanderwege gibt, versuchen werden, per Autostop weiterzukommen. Als wir die prähistorischen Felsbilder bei der Ponte Raut (nahe von Perosa) besichtigen wollten, stoppten wir einen Pfarrer der Waldenser. Nachdem wir aus seinem Auto gestiegen waren, stellte er Fritzerl und mich nebeneinander hin und sagte ganz feierlich zu uns in deutscher Sprache: „Gott segne Sie!“ – Wir konnten den Segen brauchen.

Der Sommer 1984 war nämlich schlecht. Wir mußten anfangs oft umdisponieren, weil gewisse Strecken infolge des hohen Altschnees einfach ungangbar waren (zum Beispiel: Am Übergang von Sexten über den Paternsattel nach Cortina mußten wir am 5. Juni bei der noch gesperrten Dreizinnenhütte wegen akuter Lawinengefahr im Schneesturm umkehren).

Wir schätzten, ein halbes Jahr auf unserem „Alpenspaziergang“ unterwegs zu sein. Tatsächlich sind es dann nur ein wenig mehr als fünf Monate geworden. Aber das vor allem deswegen, weil Anfang Oktober in den Meeralpen schon wieder die Schneefälle einsetzten, alle Schutzhütten und Almen gesperrt waren und wir ein bisserl schneller werden mußten.

Am dritten Tag unseres „Alpenspazierganges“ begegneten wir in Rohr am Gebirge in den Niederösterreichischen Voralpen einer Frau, bei der wir im Vorjahr in einem Privatzimmer übernachtet hatten.

„Seid's wieder unterwegs? Geht's wieder auf den Unterberg?“ fragte sie.

„Diesmal ein bisserl weiter. Durch die Alpen bis Nizza!“

„Ach so ... bis Nizza. Na ja, da werdet ihr aber schon gut zwei Wochen lang unterwegs sein!“ sagte die Frau.

Die Kunst des Verzichtens

Fritzerl hatte eine perfekte Ausrüstungsliste aufgestellt. Nach dieser Liste hätte mein Rucksack ein Gewicht von etwa fünfzig Kilogramm gehabt. Also haben wir verschiedene Ausrüstungsgegenstände gestrichen.

Unterwegs haben wir dann auch noch einige Notabwürfe gemacht: Den ersten schon am ersten Tag am Peilstein, den zweiten in Villach, den dritten in Cortina d'Ampezzo.

So hatte dann mein Rucksack ein Gewicht von sechzehn Kilogramm ohne Verpflegung (mit Verpflegung und Trinkwasser für Biwaks manchmal fünfundzwanzig Kilogramm). Der Rucksack von Fritzerl (sie ist nur 47 Kilogramm schwer!) wog zwölf Kilogramm, mit Verpflegung ebenfalls mehr.

Unser bestes Ausrüstungsstück waren die zwei zusammenschiebbaren Skistöcke, mit denen wir unterwegs waren. Man glaube nämlich nicht, daß Bergsteigen ein gesundmachender Sport sei. Nach fünfundvierzig Jahren Bergsteigen spüre ich nun schon die Abnützungserscheinungen in den Knien, Fritzerl

ebenfalls. Die Skistöcke entlasteten uns vom Gewicht der Rucksäcke beim Bergauf- und Bergabsteigen. Ohne diese Stöcke hätten wir diesen „Alpenspaziergang“ nicht so gut derpackt. Als wir Ende Juli ins Hotel Gigi in Stresa am Lago Maggiore mit unseren Skistöcken einmarschierten (durchs Konzertcafé mit den vielen eislöfelnden Fremden) sind wir allerdings schon etwas aufgefallen.

Zweitbestes Ausrüstungsstück war unser schwedischer Spirituskocher. Wir haben Hektoliter Suppe und Tee auf ihm gekocht. Übrigens: Zuletzt hatten wir zu zweit nur einen Löffel und eine Gabel. Und das zu dem Kocher gehörige zweite Gefäß hatten wir ebenfalls bei einem Notabwurf geopfert. Aber an Sommerabenden hatten wir dann oft ein fast gieriges Verlangen nach Salat. Jetzt fehlte uns das zweite Gefäß. Tja, und da machte ich dann „die“ Erfindung. Kauft man einen Salat, so bekommt man dafür ein Plastiksackerl, das sich auch herrlich zum Zurechtmachen des Salats eignet. Man gibt über die gewaschenen Salatblätter etwas Salz, Zitronensaft und Olivenöl – und fertig ist der Salat im Sackl!

Überhaupt sind wir unterwegs immer mehr draufgekommen, daß man – wenn es sein muß – so viele Dinge nicht braucht. Wir hatten jeder einen Schlafsack, gemeinsam einen Biwaksack, jeder einen Regenumhang (dessen Material zwar waserdicht war, aber die Nähte nicht, und wir dann oft naß bis an die Haut unter diesem „Regenschutz“ am Ziel ankamen!). Wir hatten jeder nur zwei Hemden, die, wo es nur ging, immer gewaschen wurden. Für Stadtbesuche leisteten wir uns den Luxus einer leichten langen Hose und Laufschuhe; das war auch gleichzeitig unsere Reservebekleidung für Tage, an denen wir durchnäßt ins Quartier kommen sollten (und das war oft der Fall!).

Wenn wir uns Landkarten für die kommende Wegstrecke kauften, dann schnitten wir sofort nur jene Teile heraus, die wir brauchten. Ich hab's noch verhindern können, daß Fritzerl von den Zahnbürstln die Stiele abschnitt ...

Mangelerscheinungen hatten wir Leseratten nur an Lesestoff. Bücher konnten wir keine mittragen. In größeren Orten kauften wir uns Taschenbücher, die wir dann zurückließen. Bis nach Südtirol fanden wir in den Unterkünften zumindest noch Illustrierte, aus denen wir von den Fürsten- und Königshäusern das Brandneueste erfuhren. Aber nach dem Stiflserjoch war auch das zu Ende. Und dann haben wir oft wehmütig gefragt: „Kannst dich noch daran erinnern, wie wir am Abend wenigstens noch eine Goldene Post oder das Grüne Herzblatt zum Lesen gehabt haben?“

Vor unserem Aufbruch haben wir auch darüber geredet, daß wir Zwei uns wahrscheinlich auf diesem langen Weg manchmal gegenseitig auf die Nerven gehen werden und – so wie es auf Expeditionen auch üblich ist – streiten werden.

Tja, und dann saßen wir nach unserer Rückkehr wieder in unserem Wohnzimmer und da fiel mir etwas ein ... „Du Fritzerl!“ sagte ich. „Wir bescheidenen Leut' haben auf unserem Alpenspaziergang sogar auf etwas ganz Wichtiges vergessen – wir haben kein einzigesmal gestritten!“

Wie wir bis Nizza gekommen sind

Um das vorwegzunehmen: Das größte Erlebnis unseres „Alpenspazierganges“ war der erste Abend in Nizza. Wir hatten in der Rue Paradis in einem kleinen Hotel eine gemütliche Unterkunft gefunden. Und nach dem Duschen und Zähneputzen sind wir auf den Balkon hinausgegangen. Wir haben hinuntergeschaut auf die Leute in der Fußgängerzone. Über uns ein Sternenhimmel. Dreihundert Meter rechts von uns das Meer. Fritzerl stand neben mir und zitterte innerlich wie in einem Schneesturm, drückte meine Hand und stammelte ... „Du ... Charly ... ich glaub's nicht, daß wir es derpackt haben ... ich glaub's nicht, daß wir zu Fuß bis daher gekommen sind!“

Wie wir bis Nizza gekommen sind?

Wir sind von Wien über die Berge den „Mariazellerweg“ bis nach Mariazell gegangen. Und von Mariazell sind wir dann dem von Klagenfurt nach Mariazell führenden „Mariazellerweg“ gefolgt.

In Villach haben wir Ende Mai noch im „Maibacherl“ gebadet. Das ist eine heiße Quelle oberhalb von Warmbad Villach, die sonst nur in den ersten Maitagen quillt. „Das wird heuer ein garstiger Sommer werden!“ schimpfte ein Villacher neben mir. „Wahrscheinlich werden wir auch noch ein Augustbacherl haben!“

Bei strömendem Regen zogen wir über die Römerstraße ins Gailtal. Am Kartitscher Sattel (1526 m) sahen wir die wohl eindrucksvollste Wasserscheide der Alpen. In einem kleinen Hochmoor ist auf einer Fläche von etwa zwei Metern deutlich zu sehen, wie ein Teil des Wassers nach Kärnten abfließt und ein Teil nach Osttirol.

Sillian – Sexten – Cortina – Meran

Fritzerl schreibt ins Tagebuch: „10. 6. Pfingsten – strahlend schön, keine Wolke. Signora Emma Lacedelli fotografiert (86 Jahre), hat in ihrer Jugend den Kaiser in Cortina empfangen, hat einmal sogar mit Kaiser Karl getanzt; in Tracht. Läuft als alte Frau den Berg hinauf wie ein junges Mädchen. Ihr Geheimnis um jungzubleiben! Viel arbeiten und viel gehen!“

Wir gingen weiter durch die Dolomiten.

Auf dem Gipfel des Col di Lana wurde uns wieder bewußt, wie skrupellos die Militärs schon immer waren. Nachdem die Italiener den Gipfel mitsamt der österreichischen Besatzung sprengen wollten, baten die Frontoffiziere, den Gipfel räumen zu dürfen und verpflichteten sich, ihn sofort nach der Sprengung wieder zu erobern. Das österreichische Oberkommando lehnte diesen Vorschlag ab. So wurden 110 Mann bei der Sprengung zerfetzt – aus Prestigegründen für Generäle, die als geachtete Männer später im Bett starben und bis zuletzt vom Heldentum redeten.

Unterhalb vom Gipfel des Pufplatsch (2174 m) fand Fritzerl auf einem der Hauptwege über die Seiseralm eine wunderschöne steinzeitliche Pfeilspitze. Als wir uns in den zwei geheimnisvollen Steinthronen am Pufplatschgipfel – den „Hexensitzen“ – niederließen, war es für uns ziemlich eindeutig, hier auf einem Re-

likt aus prähistorischer Zeit zu sitzen (Kultsitze für die Landbesitznahme durch Stammesführer?) – Auf dem Pufplatsch lag zum Teil noch Schnee, nur einige Schneerosen brachen aus dem aeren Rasen hervor. Unten im Eisacktal sahen wir dann schon die ersten Kirschen auf den Bäumen.

Die berühmten Erdpyramiden bei Bozen waren noch wesentlich faszinierender als wir sie uns vorgestellt hatten. Natürlich kletterten wir bis zu ihrem Fuß hinunter – und dieses Klettern im beinharten Konglomerat war ebenfalls beinhart.

Nachdem wir noch bei Wolfsgruben den keltischen Menhir mit dem Steinaltar davor aufgesucht hatten, erstiegen wir das Rittnerhorn, das trotz seines imponierenden Namens ein Kuhberg ist. An diesem Tag war Almauftrieb. Es gab in dieser Höhe infolge des langen Winters noch kein freßbares Gras für die Viecher, und die merkten das bald und wollten wieder zurück ins Tal. Das ergab ein Chaos. Aber weil schon immer an diesem Tag aufgetrieben worden ist, tat man das auch in diesem Jahr. Nicht nur Bürokraten sind bürokratisch.

Dann zogen wir hinüber zum Großen Reisch (genau 2000 m hoch), der viel besser unter dem Namen „Stoanerne Mandlen“ in ganz Südtirol bekannt ist. Wahrhaftig einer der kuriossten Alpengipfel ... auf ihm steht nicht ein Steinmann, sondern stehen einige hundert Steinmänner in allen Größen. Der Südtiroler Heimatforscher Luis Oberrauch sieht in diesen „Stoanernen Mandlen“ eine prähistorische Schicksalsbefragungsstätte.

In Meran besuchten wir den 1894 geborenen Frauenarzt und Heimatforscher Dr. Franz Haller, den Verfasser des Buches „Die Welt der Felsbilder in Südtirol. Schalen- und Zeichensteine“. Die von ihm erforschte Sonnenkultstätte auf dem Pfitscherjöchel besuchten wir natürlich auch.

St. Prokulus bei Naturns ... die ältesten Wandgemälde auf deutschem Boden in einer winzigkleinen Kirche inmitten von Obst- und Weingärten. Uns gefiel besonders der Zug von Opfertieren an der Westwand des Kirchleins. Da ist noch viel Helden-tum spürbar!

Ortler – Bernina – Bergell

Sulden am Ortler war ein Geisterdorf. Kein Mensch auf der Straße, das Auskunftsbüro geschlossen. Aber da kam ein sportlich wirkender, braungebrannter Mann mit dem Bergrettungsabzeichen an der Jacke auf uns zu. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen, ich bin der Pfarrer von Sulden!“ So lernten wir Dr. Josef Hurton kennen, den guten Geist von Sulden. Hurton, ein gebürtiger Slowake, war in den Ort gekommen, nachdem der damalige Pfarrer 1960 knapp vor Sulden von einer Lawine verschüttet worden ist und monatelang nicht gefunden werden konnte. Bald darauf brachte der aktive neue Pfarrer Lawinenhunde nach Sulden, gründete eine Lawinenhundeschule und organisierte den Bergrettungsdienst, dessen Leiter er heute ist. Und daß Sulden jetzt von allen berühmten Bergsteigerorten jener mit der noch größten Atmosphäre ist, das ist ebenfalls des Pfarrers Verdienst.

Wir stiegen zur Tabarettahütte auf, um den Ortler etwas näher zu sehen. Zu besteigen war er infolge der Schneemassen (am

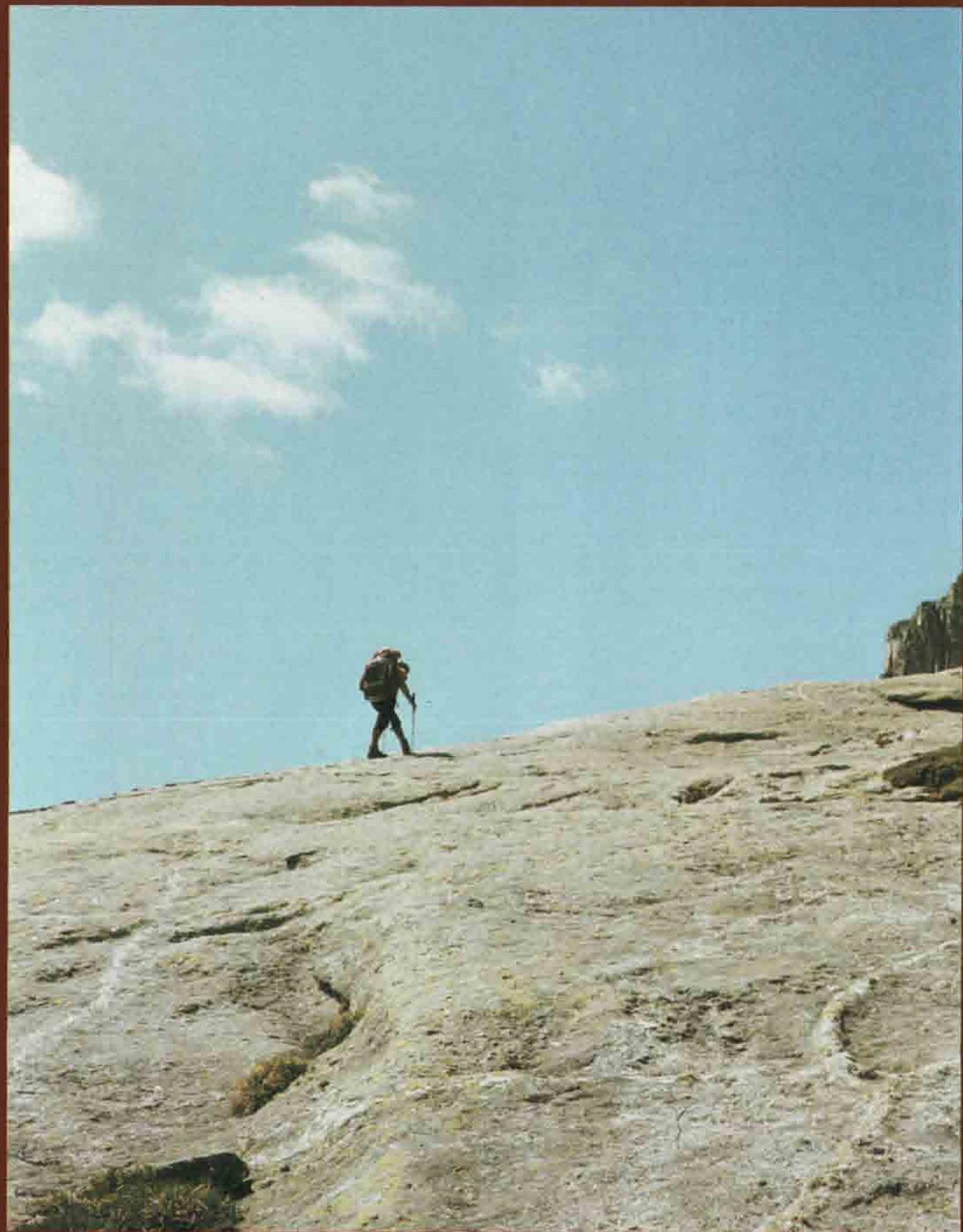


Foto: Fritz Lukan

27. 6.) noch nicht. In vierzehn Tagen – so sagte man uns – würde eine Alpinikompanie (natürlich auf Initiative von Pfarrer Hurton!) eine Spur bis zur Payerhütte treten.

Trafoi (Besuch des einstmals heidnischen Quellheiligtums Drei Brunnen) – Stilfserjoch (unserseits großes Mitleid mit den dort im nassen Schneepapp herumkurvenden Sommerskiläufern) – Bormio – Grosio im Valtellin.

Einem riesigen Walfisch gleicht die nahe des Ortes befindliche Gletscherschliffplatte, auf der nach Entfernung der Moos-schicht ab 1966 unzählige Felsbilder aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. entdeckt wurden. Am meisten beeindruckten uns auf diesem „Rupe magna“ die vielen Figuren mit den hoherhobenen Händen (Anbetende, Bittende?). Wir entdeckten auch Sonnenräder auf den benachbarten Felsen. Einen ganzen Tag lang haben wir in diesem Gebiet verbracht und mit Pauspapier auch viele Abreibungen der Bilder gemacht.

Auch die „Alta via Val Malenco“ war noch unbegehrbar. Wir stiegen auf zur Capanna Marinelli (2813 m), um den Piz Bernina, den wir seinerzeit über den Biancogrät erstiegen hatten, auch von der anderen Seite zu sehen.

Unbegehrbar galt auch der „Sentiero Roma“ im Südlichen Bergell. Wir stiegen auf zum Rifugio Gianetti (2534 m) und kamen in eine Winterlandschaft. 1951 hatten wir nach der Badilekante in dieser Hütte genächtigt. Der Aufstieg ins obere Stockbett war mir damals wie eine Kletterei des VI. Schwierigkeitsgrades vorgekommen. Diese extremhohen Stockbetten gibt es noch immer.

Ja, der „Sentiero Roma“ sei noch unbegehrbar, sagte man uns auch in der Hütte. Wir wollten es aber riskieren und diesen bis zum Lago di Mezzola weiterverfolgen. Am Passo Barbacan waren wir dann allerdings etwas geschockt von der steilen und beinharten Firnrinne unter uns. Drei Stunden hockten wir in den Felsen und hofften, daß zu Mittag die Wärme den Firn in der Rinne etwas aufweichen würde. Dann klappten wir unsere Skistöcke zusammen und mit ihnen als Halt stiegen wir stufentretend – Gesicht zur Wand – mit unserem schweren Gepäck die uns endlos scheinende Rinne langsam ab. Als wir das Rifugio Brasca erreichten, wurden wir von der Hüttenbesatzung als Helden gefeiert. Etwa zwanzig mit Seil, Pickel und Steigelsen ausgerüstete Bergsteiger hatten es innerhalb einer ganzen Woche nicht gewagt, wegen der schlechten Verhältnisse zum Passo Barbacan aufzusteigen.

Wir hatten das Val Codera erreicht – ein Traum von einem Alpentale, weil noch immer keine Autostraße hineinführt. Beim Abstieg vom Passo Barbacan waren wir an der Alpe Averta (1957 m) vorbeigekommen. Die aus mächtigen Steinplatten erbauten Almhütten waren mir wie steinzeitlich vorgekommen. Fritzerl bückte sich und zog ein steinzeitliches Messer aus dem Boden. Bei Codera überschritten wir zwei sogenannte Römerbrücken und kamen nach Cola (ohne Coca), einem Ort, der nur noch von einem Ehepaar zur Sommerzeit bewohnt ist. Signor Nonini Danieles Fernsehen ist ein Feldstecher, mit dem er die Leute auf dem ins Val Codera führenden Maultierpfad beobachtet. Wir wurden eingeladen zu Wein, Salami, Käse, Brot und Kaffee. Die zwei Leute waren so froh, wieder mit an-

deren Leuten reden zu können. Und in dem gegenüber von Cola liegenden S. Giorgio fanden wir zwei große Felsblöcke mit eingeschnittenen Gräbern aus prähistorischer Zeit.

Faulenzertage

Lago di Mezzola – Lago di Como. Faulenzertage. Wir schwammen viel im See, besichtigten die berühmten Villen mit ihren Gärten.

Am 11. 7. fuhren wir von Varenna mit dem Schiff nach Tre-mezzo, lustwandelten noch den Vormittag in der Villa Carlotta (ein Traum von Klassizismus) und in deren Garten – und begannen dann in glühender Mittagshitze den 1641 m hohen Monte Crocione zu ersteigen. Zuletzt verhauten wir uns. Der berühmteste Grasberg der Alpen – die Höfats im Allgäu – war ein sanfter Mägel im Vergleich mit dem Grasgrat, den wir am Monte Crocione ersteigen mußten. Biwak unterhalb des Gipfels bei Mondenschein. Zum Frühstück hatten wir nur noch so viel Wasser, daß jeder von uns zwei nur einen halben Becher Tee bekam. Überhaupt hatten wir in dem Bergland zwischen dem Comer- und Luganersee das Gefühl, im Wüstenland unterwegs zu sein. Wenn wir an einem der Bauernhöfe um Wasser baten, bot man uns dieses kostbare Gut aus den Zisternen nur in Achtellitergläsern an.

Luganersee – Monte Lema – Urwaldwildnis auf dem Weg nach Luino am Lago Maggiore. Wiederum Faulenzertage in Stresa am Lago Maggiore.

Auf der Isola Bella versuchte Fritzerl vergebens mit den verschiedensten Lockrufen einen der Pfauen zum Radschlagen zu bringen. Ich schrie dann einmal laut wie zu einem Pferd „Hüh-ho“ und das Viech schlug sein Rad. Aber da war Fritzerl mit der Kamera anderswo.

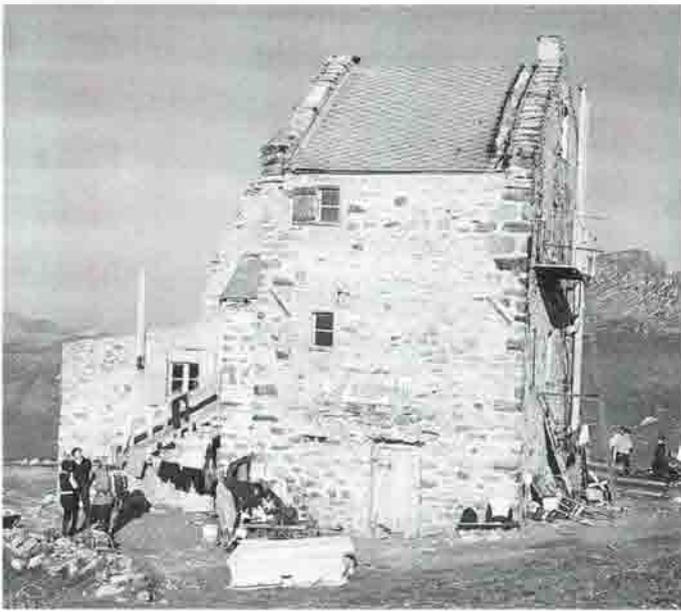
Das „Schirmmuseum“ in Gignese haben wir uns natürlich auch nicht entgehen lassen. Seinerzeit haben die vornehmen Damen an den Ufern des Lago Maggiore alles getan, um nicht von der Sonne gefärbt zu werden. Rote oder braune Haut hatten nur die ärmeren Leute von ihrer Arbeit unter der Sonne. Heute lassen sich die Damen stundenlang von der Sonne rösten, weils modern ist, braun zu sein.

Unser Sohn Martin wollte drei Wochen lang mit uns mitwandern. Auf dem Weg von Campello Monti über Rimella nach Bannio wäre er fast über eine Viper gestolpert. Irrtum zu glauben, daß Schlangen bei jeder Bodenvibration fliehen. Unsere Viper stellte sich angriffs-lustig auf!

25. Juli. Wir waren am Fuß der Monte Rosa-Ostwand. Mich hatte diese Riesenwand eigentlich nie gereizt. Seltsam, wie Bergsteiger auf berühmte Tourenziele ansprechbar sind – so als ob es Frauen wären.

Über den Turlopaß nach Alagna und zum Beginn der „Alta via della Valle d'Aosta“. Biwak in einer Hütte der verlassenen Alpe Mase und am nächsten Morgen am Colle Cime Bianche sahen wir es – das Matterhorn!

Wir hatten vor Beginn unserer Wanderung befürchtet, daß wir am Fuße besonders schöner Berge Herzweh bekommen würden, weil wir diese – ohne die notwendige Bekleidung und



Links: „... daß diese verkommene windschiefe Bude eine Schutzhütte sein soll.“ Croix du Bonhomme

Foto: Fritz Lukan

Von St. Pierre zur Römerbrücke von Pondel aus dem Jahre 3 v. Chr. – dem faszinierendsten römischen Ingenieurbau in den Alpen. Der Weg nach Pondel führt auch durch einen Tunnel, aus dem ein Gang bis unter den die Wand herabstürzenden Wasserfall führt.

Am nächsten Tag machten wir bei strömendem Regen einen Nachmittagsspaziergang auf den Montblanc. Nicht auf den großen und echten, sondern auf den Montblanc (2205 m) zwischen dem Val Savarenche und dem Val Rhemes südlich vom Aostatal. Es ist doch eine Gaudi zu erzählen, daß man den Montblanc an einem Nachmittag im Auf- und Abstieg gemacht hat!

Am wirklichen Montblanc wanderten wir von Courmayeur über den Rundwanderweg „Tour du Mont Blanc“ vorbei. Mitte August gab's auf diesem Hochbetrieb. Als wir in einem Donnerwetter und unter Schneeschauern endlich das Refuge du Col de la Croix du Bonhomme erreichten, glaubte ich zunächst nicht, daß diese verkommene, windschiefe Bude eine Schutzhütte sein soll. Dann öffnete ich die Tür – und gleich drei Mädchen fielen aus der offenen Tür auf mich. So bummvoll war die Hütte. Jedes einzelne Matratzenlager war von mindestens zwei Leuten belegt.

Unser Weiterweg führte über die französische Alpenüberschreitung „Grande Route 5“. Herrliches Wandern durch den Nationalpark de la Vanois. Aber am Col du Palet (2653 m) wurde die Alpenlandschaft Übergangslos zum Albtraum... gesprengte Felsen, planierte Wiesen, kreuz und quer verlaufende Lifte und Seilbahnen, und die Hochhäuser von Tignes-le-Lac, das „Brasilia der Alpen“ mit seinen Hochhäusern – eindeutig der häßlichste Ort, durch den unser „Alpenspaziergang“ geführt hat. Erschreckend wurde uns bewußt, wie sehr der Skisport eine Zerstörung der Bergwelt bewirkt. Wie ein Hohn erschien uns eine Tafel am Beginn eines Wanderweges bei Tignes-le-Lac mit der Aufschrift „Respectez la nature!“

Wanderungen in urchen Bergland wurden unsere Abstecher zum „Pierre aux Pieds“ und „Pierre des Saints“ bei Lanslevillard. Der „Pierre aux Pieds“ – ein großer Felsblock in 2600 m Höhe mit eingemeißelten Fußabdrücken – ist wohl eine der eindrucksvollsten prähistorischen Kultstätten der Alpen und wird ins 4. Jahrtausend v. Chr. datiert.

Rocciamelone

Lanslevillard – Mont Cenis – Susa. Dieses stille Städtchen, mit seinen prähistorischen und römischen Denkmälern und der uns sehr an die Toskana erinnernden romantischen Umgebung, gefiel uns noch besser als Aosta. Wir wollten den 3538 m hohen Rocciamelone ersteigen, jenen heiligen Berg, der schon lange vor der Zeitenwende als der Sitz einer Muttergottheit galt. Im Jahre 1358 wurde der (ohne den später in den Fels geschlagenen Pfad nicht ganz leichte) Berg erstmals erstiegen und ein Marienbild auf seinem Gipfel aufgestellt. Zugleich wurde eine kleine Kapelle errichtet und bis heute ist der Rocciamelone der höchste Wallfahrtsort Europas; das ebenfalls 1358 erbaute Rifugio Ca d'Asti (das vor wenigen Jahren

Ausrüstung – nicht ersteigen konnten. Aber das Gefühl, daß wir sie ohnedies schon kannten, und das großartige Abenteuer unserer Wanderung, machten uns den Verzicht nicht schwer. Am Matterhorn sind wir bis zum Kreuz des Carrel (an jener Stelle, wo er gestorben ist) aufgestiegen und neidlos haben wir den an uns vorbeiziehenden Matterhornwärtern alles Gute gewünscht.

Oratorio de Cuney

„Alta via della Valle d'Aosta“: Bivacco Lago de Tzan – Oratorio de Cuney (2665 m), eine Wallfahrtskirche aus dem 18. Jahrhundert mit einem bescheidenen Rifugio daneben. Der Hüttenwart sagte uns, daß am nächsten Tag (5. August) hier das Fest Maria Schnee gefeiert werde. Wir hatten uns schon gewundert, in dieser Höhe und Wildnis eine Marienwallfahrtskirche vorzufinden. Am nächsten Tag kamen etwa fünfhundert Leute zu dem Kirchlein herauf, auch der Bischof und einige Priester und Professoren Damian Dandry (Präsident der Société de Recherches et d'études préhistoriques alpines d'Aosta). „Sie befinden sich hier an einem uralten keltischen Quellheiligtum!“ sagte er uns. Nach der Feldmesse geschah dann etwas sehr Seltsames. Es formierte sich eine Prozession, die mit dem Bischof an der Spitze über Felsstufen kletternd zu einer starken Quelle im Talgrund zog. Dort nahm der Bischof das Prozessionskreuz, warf es ins Wasser und segnete dann mit dem nunmehr geweihten Wasser die Leute. Von allen Seiten liefen diese nun ebenfalls zur Quelle, tranken daraus, benetzten mit dem Wasser die Augen oder füllten ihre Flaschen. Eine eindrucksvollere Vorstellung von der Übernahme eines heidnischen Quellheiligtums durch das Christentum haben wir bisher noch nicht erlebt.

Aosta – immer ist es schön in diesem „Rom der Alpen“ zu bummeln. St. Pierre – Besuch des Archäologischen Museums. Am meisten beeindruckte uns ein aus einem Römergrab stammendes Paar Bergschuhe mit Nägeln auf der Sohle. Als wir einige Wochen später die keltische Ausgrabungszone von Aime durchstreiften, zog Fritzerl einen solchen Schuh Nagel aus dem Erdreich. Von da an beging sie alte Paßwege immer mit der Nase über dem Boden. Ergebnis: Jetzt haben wir zu Hause eine kleine Bergschuhnägelammlung, die von der Keltenzeit bis in die Neuzeit reicht.

Foto: Fritzi Lukan

bildschön restauriert wurde) ist das älteste Schutzhaus Italiens. Wir stiegen in einem Tag von Susa (500 m) bis zu dem Schutzhaus auf (2854 m), am nächsten Tag zum Gipfel und dann gleich wieder hinunter bis Susa – 6000 Meter Höhenunterschied in zwei Tagen! Ein bisserl hatten wir uns schon „eingegangen“. Und wieder hatten wir ein starkes Kontrasterlebnis: Auf den Gipfelfelsen lag noch der Neuschnee und unsere Finger waren klamm vor Kälte, auf die Kastanienwälder über Susa brannte heiß die Sonne nieder und wir schwammen fast in unserem Schweiß ins Tal hinunter.

Von Susa folgten wir der „Grande Traversata delle Alpi“, kurz „GTA“. Dieses italienische Gegenstück zur französischen „Grande Route 5“ wurde für uns zum schönsten Stück unseres „Alpenspazierganges“. Diese Route führt zum Teil durch noch unerschlossenes Bergland. Die Organisatoren mußten also zunächst Unterkünfte für die Bergwanderer schaffen. Diese „Posto tappa“ sind mit guten Betten und sauberen Decken ausgestattet, viele haben auch einen Gaskochherd und Warmwasserdusche. Höchst originell ist es, wo diese „Posto tappa“ eingerichtet werden . . . in einer Almhütte, in einem uralten Bauernhaus, in einem Museum, in einem Rathaus, in den Räumen eines uralten Heiligtums . . .

Auf der „Grande Traversata delle Alpi“ . . .

. . . trafen wir an manchen Tagen keinen einzigen Wanderer, nur Hirten oder Bauern, die in ihrer Einsamkeit spontan mit uns Fremden ein wenig plaudern wollten.

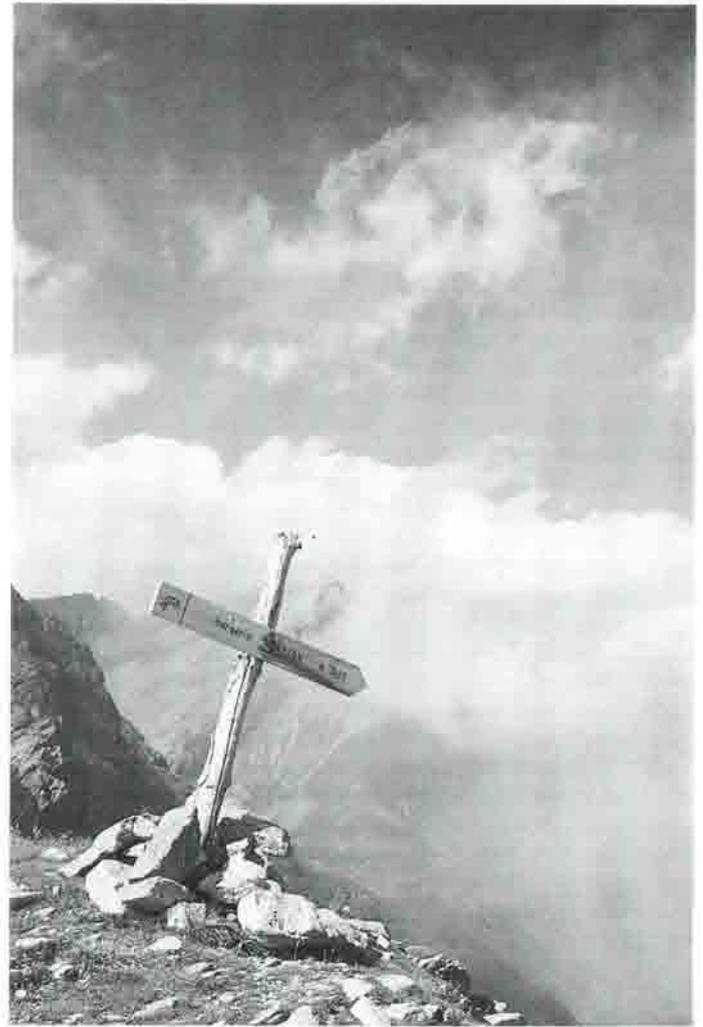
. . . gingen wir durch einige vom Menschen verlassene Dörfer, auf deren Gassen hoch Brennnesseln wucherten.

. . . waren wir sehr erstaunt darüber, daß man in diesem Gebiet noch in uralten Sprachen redete . . . piemontesisch wie auch in der Lingua Occitana.

. . . waren wir ebenfalls erstaunt darüber, daß es dort noch viele Waldensergemeinden gibt. In dem Waldensertempel von Rodoretto erzählte uns der Schullehrer des Ortes von den Glaubensgrundsätzen der im Mittelalter entstandenen Gemeinschaft, die wegen ihrer sehr vernünftigen Ansichten seinerzeit von der Inquisition brutal verfolgt wurde.

. . . sahen wir an alten Häusern noch Steinfratzen eingemauert, die – wie man uns sagte – alles Böse abwehren sollten. Das ist ein Brauch, der noch in die Keltenzeit zurückgeht.

. . . trafen wir auf Pian del Re den berühmten Bergführer Perrotti (geb. 1906), der den Monviso (3841 m) – den schönsten Aussichtsberg der Alpen! – 749mal erstiegen hat, und zwar ohne jeden Unfall. Allerdings ist er auch mehr als 350mal umgekehrt, weil die Verhältnisse zu schlecht oder die Herren zu schwach waren. Er bestätigte unsere Meinung, daß zum Überleben am Berg auch der rechtzeitige Rückzug notwendig sei. Er zeigte uns auch das Seil seines Vaters, der ebenfalls Bergführer war. Ein morscher, zerschlissener Strick. Viele seiner Herren hatten Perrotti senior neue Seile geschenkt, welche er aber sofort seiner Frau zum Wäscheaufhängen übergab – und er selber weiterhin mit seinem „alten verlässlichen Seil“ den Monviso erstieg.



. . . erlebten wir zwei besinnliche Tage im Santuario di San Magno (1761 m). Ursprünglich war das ein Marsheiligtum (was ein an Ort und Stelle gefundener Opferstein beweist) der Keltoligurer. Mars war zu dieser Zeit noch ein Gott der Fruchtbarkeit. Erst die Römer machten Mars – nach dem Schema: Fruchtbarkeit = Reichtum, Krieg und Eroberungen führen zu Reichtum – zum Kriegsgott. Dieser Mars wurde dann christianisiert zum heiligen Magnus – allerdings ist das nur ein erfundener Heiliger. Die Votivbilder in dem Santuario zeigen Bauern und Bäuerinnen in der Tracht des 18. und 19. Jahrhunderts mit ihrem kranken Vieh. In Wolken schwebend erscheint helfend St. Magnus – als Krieger und mit Helm Mars persönlich. Mit dem Hüter des Heiligtums, Don Giulio Bruno, haben wir an zwei Abenden Gespräche über das Fortleben heidnischer Religionsvorstellungen in der christlichen Religion geführt. Am ersten Abend hatte Don Bruno gesagt, daß wir keine Angst haben sollten, weil jetzt nur noch wir drei Menschen ganz allein in dem großen Heiligtum wären.

. . . und auf der „Grande Traversata delle Alpi“ bekamen wir vom Kustoden des „Posto tappa“ in Usseaux zwei Eier als Gastgeschenk (obwohl der Mann – wie man uns sagte – selber oft nichts zum Beißen hat).

So wurde aus all diesen Begegnungen und Erlebnissen die GTA zu einem Höhepunkt unseres „Alpenspazierganges“. Auch wenn auf ihm fast täglich mindestens 2000 Höhenmeter im Auf- und Abstieg zu überwinden waren.

Antike Sagengestalt

Nach der „GTA“ zogen wir in das sehr wilde und urtümliche Bergland um den Monte Argentera (3297 m), dem höchsten Gipfel der Meeralpen. Im Zweiten Weltkrieg war ich als Gebirgsjäger einige Zeit dort gewesen. Mit einem Sanitätsgefreiten aus Tirol (der nach der Meinung des Oberarztes schon längst abgestürzt sein müsse, wenn er als Kletterer ebenso lausig wäre wie als Sanitäter!) bin ich dort im Tal auf den Granitblöcken herumgeklettert. Wir haben uns damals – der Tiroler und ich der Wiener – gegenseitig in ganz bolzige Sachen hineingehetzt. Der Name des Tirolers war Hermann Buhl und „unsere“ Felsen sind jetzt beliebte Ziele der Boulderer. Einer von ihnen konnte es nicht fassen, daß heute noch ein Mensch lebt, der mit Hermann Buhl geklettert ist. Buhl ist für die Italiener fast schon eine legendäre Person so wie eine antike Sagengestalt.

Aufbruch zum Monte Bego (2872 m), an dem wir mindestens eine Woche bei den rund 50 000 prähistorischen Felsbildern um ihn verbringen wollten. In der Fachliteratur wird immer wieder erwähnt, daß es in der Gipfelzone keine Felsbilder gibt. Sie war der Sitz der Gottheit dieses heiligen Berges, eine heilige Zone, die damals kein Mensch zu betreten wagte. Wir wollten uns von dieser Behauptung selber überzeugen und erstiegen den Monte Bego. Tatsächlich gibt es in der Gipfelzone weit und breit keine Felsbilder. Dafür sahen wir bereits das Mittelmeer.

Vor fünfundsiebzig Jahren waren wir zum erstenmal am Monte Bego gewesen. Ich hatte damals an meinem Buch „Alpenwanderungen in die Vorzeit“ (1965 erschienen) gearbeitet und das „Val des Merveilles“ als eine der eindrucksvollsten Urgesteinslandschaften in Erinnerung behalten. Fünfundsiebzig Jahre sind eine lange Zeit. Doch als wir diesmal wiederum auf den gelbroten Gletscherschliffplatten unterwegs waren und Schritt und Tritt die in den Stein gehauenen Bitten an eine Gottheit sahen, waren wir davon noch immer so fasziniert wie damals und seinerzeit.

Diese Felsbilder um den Monte Bego sind Symbole. Ein stilisierter Rinderkopf wird wahrscheinlich Bitte um gutes Wachstum der Tiere bedeuten; für viele der Darstellungen wird es aber nie eine sichere Deutung geben.

Bei Utelle kamen wir wieder auf die französische „Grande Route 5“. Und in Utelle prasselte eine Sintflut nieder. Die Hotels alle geschlossen. Aber einige Frauen und der Vizebürgermeister machten es möglich, für uns eine Unterkunft zu finden. Zuallererst aber lud der Vizebürgermeister uns tropfnasse Gestalten zu seinem Ofen und zu einem Mittagessen ein. Als wir uns dafür bedankten, sagte er nur: „Das ist normal!“ Die französische „Grande Route 5“ war bis zu den Vororten Nizzas auch noch ein großes Landschaftserlebnis. Und am 6. Oktober 1984 konnte Fritzerl in ihr Tagebuch schreiben: WIR SIND ANGEKOMMEN!

Einige Tage später traten wir per Flugzeug unsere Heimreise an. Der Flug Nizza–Wien dauerte 1½ Stunden ...

Ist Wandern noch Herrn Müllers Lust?

Wir sind auf unserem „Alpenspaziergang“ bis auf die Haut naß geworden und oft bis zum Bauch im Schnee versunken; wir haben Durst gelitten und manchmal haben uns auch die Füße weh getan – aber wir haben unseren langen Weg durch die Alpen immer als Gaudi empfunden. Wenn's uns nimmer freut, dann können wir ja jederzeit aufhören, haben wir von Anfang an gesagt. Wir hatten keinen Ehrgeiz.

Wir sind nur immer wieder etwas erstaunt über den Ehrgeiz, der heute auch beim Wandern entwickelt wird. Als wir mit dem Bergsteigen begonnen haben, erschienen uns alle Wanderer als Idealgestalten. Ihnen genügte noch das Unterwegssein, sie trieb es nicht – im Gegensatz zu uns – von einer schweren Wand in eine noch schwerere und von einem hohen Gipfel zu einem noch höheren. Erst mit der Organisation des Wanderns (mit den Kontrollstellen und Kontrollstempel, mit den Urkunden und Abzeichen) wurde bei uns alles anders. Heute sind die Bergsteiger die Idealgestalten, sie haben (und brauchen) noch keine Matterhornnadel und kein Fleischbankostwand-Abzeichen.

In Eibiswald, wo der „Mariazellerweg“ durchführt, der „Südalpenweg“ vorbeizieht und der „Nord-Süd-Weitwanderweg“ endet, wurde uns beim Durchblättern des Gästebuches im Gasthaus Simperl erschreckend klar, wohin nun schon dieses sogenannte „Weitwandern“ geführt hat – es gelang, den Alltagsstreß dabei auch in den Urlaub zu bringen. Die Gehzeit wurde Trumpf.

In seinem Buch „Der Weg ist das Ziel“ schreibt 1977 Prof. Carl Hermann, daß man den 500 km langen „Nord-Süd-Weitwanderweg“ in 18 Tagen durchwandern kann, ohne zu hasten. Das kann man wohl, aber an wieviel Sehenswertem geht man dann vorbei und wieviel Zeit bleibt für's Gemüt, für eine längere Rast, wenn es irgendwo besonders schön ist? Diese Art zu wandern führt eigentlich auch am Wandern an sich vorbei.

Jetzt werden wir oft gefragt, was wir als Nächstes unternehmen werden, und viele Leute sind enttäuscht, wenn wir darauf antworten: „Nichts!“ Das Erfolgserlebnis scheint auch schon für die Freizeit zum Zwangserlebnis geworden zu sein. Wir haben unseren „Alpenspaziergang“ als einmaliges Erlebnis genossen – und dabei soll es bleiben.

Wo man von Rodaun zu Fuß überall hinkommt

Wir haben auf unserem „Alpenspaziergang“ nichts ausgelassen, weder ein Bauerntheater in Maria Luggau noch eine Karatedemonstration in Chiesa (am Fuße der Bernina). Wir haben Kirchen, Burgen und Museen besichtigt. Und unter den Riesenkakteen im „Jardin exotique“ von Monaco haben wir am Ende unserer Wanderung gesagt: „Es ist eigentlich erstaunlich, wo man von Rodaun zu Fuß überall hinkommt!“

Der ungarische Alpinismus

Organisation, Entwicklung, Leistungen

Von János Dezsényi und Ákos Neidenbach
Ins Deutsche übertragen von Ágota Pogácsásné-Dezsényi

Ein unverrückbarer Grundsatz guter Nachbarschaft ist es, seinem Nachbarn in dessen eigener Sprache „Guten Tag“ und „Danke schön“ sagen zu können. Auf ungarisch heißt das „Jó napot“ und „Köszönöm szépen“; und das ist wahrscheinlich die Erklärung für die bedauerliche Tatsache, daß man bei uns von den Leistungen der ungarischen Alpinisten praktisch nie etwas hört. Ein erster Versuch, diesem Mangel abzuweichen, ist der folgende Beitrag. Er zeigt, daß es im Lande von Piroeschka, Pußta und Paprika eine kleine Bergsteigerfamilie gibt, die keine Gelegenheit ungenützt läßt, neue Erlebnisse und Erfahrungen zu sammeln. Was dieser Beitrag freilich nicht beschreibt, ist die überwältigende Gastfreundschaft, mit der die ungarischen Alpinisten ihre ausländischen Besucher verwöhnen. Ein Besuch des Bükkgebirges oder auch nur eine Ersteigung des Hradschin haben, so gesehen, Dimensionen, die man nicht in Höhenmetern ausdrücken kann. (d. Red.)

Einleitung

Innerhalb unseres Landes sind die bergsteigerischen Möglichkeiten seit dem Jahre 1920 sehr eingeschränkt. In den tausend Jahren davor gehörte allerdings der ganze Kranz der Karpaten zu Ungarn; so hatten ungarische Bergsteiger in der Anfangszeit des Alpinismus viele Gelegenheiten, ihren Sport innerhalb der Landesgrenzen auszuüben. Wenn sich aber heute jemand – außer in Kletterschulen – in dieser seiner Lieblingsbeschäftigung betätigen möchte, braucht er einen Reisepaß.

Die Hohe Tatra, das Gebirge, das unserem Land am nächsten liegt, kann ohne Schwierigkeiten auch für Wochenendtouren aufgesucht werden. Für Bergtouren in den Alpen bekommt man alle drei Jahre einen Touristenpaß. In die Sowjetunion kann man jährlich fahren, aber nur in Gruppen.

Die leidige Geldfrage konnten viele unserer jungen Kletterer dadurch lösen, daß sie für Arbeiten an hohen Gebäuden – z. B. Schlote streichen, Fassaden putzen – eingesetzt werden, die man auf diese Weise durchführen kann, ohne das Gebäude mit einem Gerüst zu versehen.

Wenn es in einem flachen Land wie Ungarn auch mancherlei Hindernisse für die Ausübung des Bergsteigens gibt, so gibt es bei uns doch eine bedeutende Zahl begeisterter und leistungsfähiger Alpinisten. Das Ziel der folgenden Übersicht ist

es, die Leistungen dieser Alpinisten, über die man in deutschsprachigen Publikationen kaum etwas findet, darzustellen und einen Einblick in den ungarischen Alpinismus der Vergangenheit und der Gegenwart zu geben.

Organisation

Das oberste Organ für den Sport in Ungarn ist das Staatsamt für Körperkultur und Sport. Darin sind die verschiedenen fachlichen Sportverbände vertreten, unter anderem der Ungarische Naturfreundeverband, zu dem verschiedene Kommissionen gehören.

Eine dieser Kommissionen ist die Staatskommission für den Alpinismus, das leitende Organ für alle ungarischen Alpinisten. Sie besorgt die Aufsicht über die Leitungen der Vereine und Klubs und organisiert die jährlichen gemeinsamen Veranstaltungen:

- Im Jänner die Landessitzung der ungarischen Alpinisten in Budapest, bei der die Ergebnisse des vergangenen Jahres diskutiert und die Pläne für das laufende Jahr gemacht werden.
- Im Februar einen landesweiten Skiwettkampf und ein Ski-Ausbildungslager in den Südkarpaten.
- Im Juni das Frühjahrestreffen in einer Kletterschule.
- Im September die jährliche Gedenkfahrt „Zsigmondy“ in das Pills-Gebirge zum „Eisernen Tor“ (Vaskapu). Diese Erinnerungstour soll einerseits das Andenken an den großen ungarischen Alpinisten Emil Zsigmondy aufrechterhalten und dient andererseits auch dem Gedenken an die Bergtoten.
- Im November findet das landesweite Alpinistentreffen statt, welches – immer in irgendeiner Schutzhütte veranstaltet – die Erlebnisberichte der ungarischen Alpinistenvereine und -klubs mit Diavorträgen und Filmen allen Interessierten zugänglich macht. Außerdem findet dabei eine Fotoausstellung statt, die auf Grund eines Fotowettbewerbs unter den ungarischen Bergsteigern zusammengestellt wird, und es tagt das ungarische Alpinforum, bei dem aktuelle Fragen der Bergsteigerei erörtert werden.

Der ungarische Alpinistenverband ist Gründungsmitglied der UIAA und umfaßt in 30 Vereinen insgesamt etwa 400 Bergsteiger. Eine Spezialisierung innerhalb dieser Bergsteiger, wie



Links: Klassisches Klettern
in Oszloy

Foto: Ákos Neidenbach

man sie in den westlichen Ländern kennt, fand in Ungarn noch nicht statt. Die Sportkletterer, die Anhänger des klassischen Kletterns, die Hochgebirgswanderer, die Skialpinisten und die Expeditionsbergsteiger bilden in Ungarn noch eine große familiäre Gemeinschaft und dies um so eher, als viele leistungsfähige ungarische Bergsteiger an vielen verschiedenen Disziplinen ihres Sports gleichermaßen interessiert sind.

Die Zeitschrift der ungarischen Staatskommission für den Alpinismus heißt *Hegymászó* (Der Bergsteiger) und erscheint jährlich einige Male als Mitgliederzeitschrift.

In der Zeitschrift *Turista Magazin* (Magazin für Touristen), die monatlich erscheint, gibt es eine Seite mit Nachrichten für Alpinisten. Diese Seite wird von den Bergsteigern der *Ungarischen Geographischen Gesellschaft* redigiert.

Die Bergsteigersektion der Geographischen Gesellschaft ist es auch, die alljährlich einen umfassenden Bericht in Buchform über ihre eigene Tätigkeit und die des ungarischen Alpinismus herausgibt. In der Reihe dieser Bände manifestiert sich die Tradition der ungarischen Bergsteigerei.

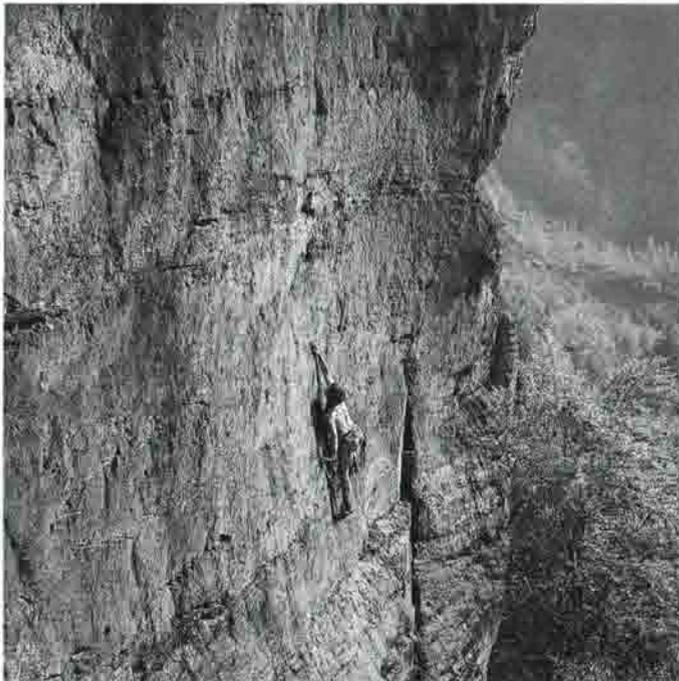
Die Kletterschulen in Ungarn

Fast jeder, der sich bei uns fürs Bergsteigen interessiert, erlernt die Grundbegriffe des Alpinismus in einer unserer Kletterschulen. Obwohl die Wandhöhen dieser Kalkfelsen meist nur 20 bis 60 Meter betragen, findet man hier alle Möglichkeiten des Klettertrainings.

Eine Gruppe derartiger Übungsfelsen ist von Budapest aus in einer Stunde erreichbar. Die bekannteste dieser Kletterschulen ist *Oszloy*, wo wir auch schon mehrere ausländische Gäste hatten: Erik Shipton, Kurt Diemberger und Karl Ölmüller. Ein weiteres Kletterzentrum befindet sich in der Nähe der Stadt Miskolc, 180 km nordöstlich von Budapest: das *Bükkgebirge*.

Unten: Freiklettern am
Lolaturm/Sächsische Schweiz

Foto: Szendrő



Die Hohe Tatra und ihre Bedeutung für den ungarischen Alpinismus

Der erste Bericht über eine Bergfahrt in der Hohen Tatra stammt aus dem Jahre 1565: Die Gattin des Festungskommandanten von Késmark, *Frau Laszky*, suchte mit einer größeren Gesellschaft den Grünen See auf. Auch die Lomnitzer Spitze, 2634 m, wurde schon frühzeitig erstiegen, nämlich von dem Lehrer *David Fröhlich*, ebenfalls aus Késmark; sein im Jahre 1639 erschienenes Buch gibt den ersten schriftlichen Bericht von der Hohen Tatra.

Im 18. Jahrhundert beschäftigten sich österreichische, französische, schwedische und englische Forscher mit diesem damals noch schwer zugänglichen Gebirge. Eine wesentliche Änderung in den Verkehrsverhältnissen dieses „kleinsten Hochgebirges der Welt“ erfolgte 1871 durch den Bau der Eisenbahnlinie nach Poprad; und 1873 wurde in Stry Smokovec (Alt Schmeks) der *Ungarische Karpatenverein* gegründet. Man begann, Wege und Hütten in der Tatra zu bauen, Karten und Führer erschienen. In insgesamt 44 Jahrbüchern ist die Tätigkeit des Karpatenvereines dokumentiert.

Foto: Szendrő

Bis 1903 waren alle Gipfel der Hohen Tatra erstiegen, 28 davon zum ersten Mal von Ungarn. In den Jahren bis 1945 kamen dann die schwierigen Anstiege durch die Wände an die Reihe, wobei vor allem in den ersten zehn Jahren dieser Zeitspanne ungarische Bergsteiger an den Erstdurchsteigungen beteiligt waren. Insgesamt konnten die Ungarn hier 86 Erstbegehungen durchführen. Im Anschluß an den Ersten Weltkrieg kam die Hohe Tatra allerdings zur Tschechoslowakei, was den Besuch dieser Berge durch ungarische Alpinisten nicht begünstigte. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg findet man kaum Ungarn in der Tatra. Zwischen 1945 und 1960 gibt es dort keine einzige ungarische Erstbegehung.

In den siebziger Jahren wurden in der Tatra hauptsächlich große Winterunternehmungen durchgeführt, wobei die klassischen Routen, oftmals auch mit Biwaks, durchstiegen wurden. In den achtziger Jahren finden wir in der Tatra die Entwicklung des Alpinismus mit dem Zug zur freien Kletterei wieder, und Ungarn nehmen an dieser Entwicklung teil. Eine Reihe von Anstiegen, die mit künstlichen Hilfsmitteln erschlossen worden sind, werden nun in freier Kletterei wiederholt, auch im Winter. Zwischen 1960 und 1985 verzeichnet man in der Tatra 40 extreme Unternehmungen dieser Art, die ungarischen Alpinisten gelungen sind.

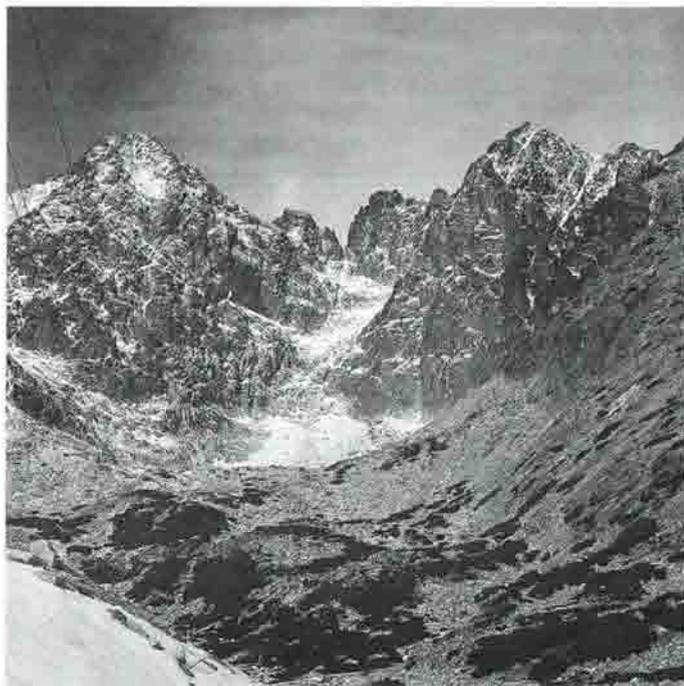
Die Wände der Hohen Tatra sind meist zwischen 300 und 500 Meter hoch; am Mengusfalvi und an den Weber-Gipfeln gibt es jedoch Nordwände mit beinahe 1000 Meter Höhe.

Tatra-Hauptkamm

Der 26 km lange Hauptkamm der Hohen Tatra mit seinen 40 Gipfeln und mit einer durchschnittlichen Höhe von 2300 m war eines der ganz großen Probleme dieses Gebirges. Die gesamte *Überschreitung vom Lilliove-Paß zum Kopa-Paß* gelang *János Kisvári* und *Ákos Neidenbach* im August 1971, wobei sie sieben Tage unterwegs waren. Die erste *Winterüberschreitung* des Tatra-Hauptkammes gelang erst zwölf Jahre später; *László Vörös*, *Péter Dékány* und *Zoltán Fodor* brauchten dazu 9 Tage. Der Höhenunterschied, den man bei dieser Überschreitung überwinden muß, beträgt insgesamt 8000 Meter. Viele Überschreitungen des Hauptkammes gingen im Expeditionsstil vor sich, wobei die Mannschaft am Berg von einer Talgruppe unterstützt wurde.

Skiüberschreitung der Niederen Tatra

Südlich der Hohen Tatra, zwischen dem *Šturec-Paß* und *Királykö* (*Kralova Skala*) befindet sich der Gebirgszug der Niederen Tatra, der im *Dumbier* die Höhe von 2043 m erreicht. Die Länge des Hauptkammes dieses Gebirgszuges beträgt 102 km, der Höhenunterschied 4800 m. Unter der Leitung von *Sándor Csánádi* bewältigten Mitglieder des Alpinklubs „Alpenrosen“ diese Tour – eine kleine „Haute Route der Tatra“ – im April 1982 in sieben Tagen. Für ungarische Bergsteiger war das die erste Unternehmung dieser Art, erschwert durch das Fehlen von Unterküften und durch sehr schlechtes Wetter.



Klettern im Sandstein

Für die ungarischen Bergsteiger kommt der leichten Erreichbarkeit wegen vor allem das Elbsandsteingebirge in Betracht. Das an sich näher liegende tschechische Sandsteingebiet ist wesentlich komplizierter zu erreichen.

Im Elbsandstein sind jährlich mindestens vierzig Ungarn als Kletterer unterwegs, die Hälfte davon bewältigt den 8. Schwierigkeitsgrad.

Ungarn in den Alpen

Von den vielen ungarischen Alpinisten, die im 19. Jahrhundert in den Alpen unterwegs waren, möchten wir hier nur vier nennen.

Lorand Eötvös (1848–1919) war Physiker, Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, und als er starb, sagte Albert Einstein von ihm: Ein Fürst der Physik ist gestorben. Dr. Eötvös war auch ein ausgezeichnete Alpinist. Fünfzig Jahre lang besuchte er immer wieder die Dolomiten, und etwa zwanzig Erstbesteigungen sind ihm hier geglückt. Erwähnen wollen wir davon nur den Schwalbenkopf (2868 m), dessen Erstbesteigung erst 34 Jahre nach Eötvös' Gipfelsieg wiederholt worden ist.

Mór Déchy (1851–1917) war Geograph und Alpinist, der außer im Kaukasus auch in den Alpen bedeutende Touren unternommen hat, z. B. die Erstbegehung der Monte-Rosa-Südflanke im Jahre 1871. Er war auch der erste Ungar auf dem Montblanc und dem Matterhorn. Als guter Vortragsredner, er sprach mehrere Sprachen, erhielt er oftmals Einladungen zu Vorträgen vor verschiedenen Alpinklubs in Westeuropa und zeigte schöne Dias von seinen Bergfahrten zu einer Zeit, als es durchaus noch nicht so selbstverständlich war, beim Bergsteigen zu fotografieren.

Emil Zsigmondy (1861–1885), gilt – da sein Vater Arzt in Wien war – vielen als österreichischer Alpinist. Seine Mutter war aber eine ungarische Dichterin, die u. a. die Gedichte von Petöfi ins Deutsche übertragen hat. Immer wieder kamen auch



Foto: Tálos

Mitglieder der Zsigmondy-Familie nach Komarom, um sich in der ungarischen Sprache zu vervollkommen. Für uns ist Emil Zsigmondy, dessen hundertsten Todestages wir 1985 gedenken, jedenfalls ein ungarischer Bergsteiger. Sein erster großer Erfolg war nach seinem Abitur die erste Besteigung des Feldkopfes in den Zillertaler Alpen zusammen mit seinem Bruder Ottó. In seinem kurzen Leben stand er auf mehr als hundert Dreitausendern und schrieb zwei Bücher, von denen eines, „Die Gefahren der Alpen“, mehr als zehn Auflagen erlebte. Emil Zsigmondy starb als 24-jähriger an der Meije in Frankreich. 1925 wurde die Zsigmondy-Gesellschaft des Ungarischen Touristenvereines gegründet, und alljährlich pilgern die ungarischen Bergsteiger im September zu seiner Gedenktafel in der Vaskapu-Kletterschule, nur 25 km von Budapest entfernt.

Marcell Jankovics (1874–1947), war Rechtsanwalt, Schriftsteller und Alpinist. Er kannte fast alle klassischen Bergtouren der Alpen und veröffentlichte über seine Erlebnisse drei Bücher sowie eine Unzahl von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften.

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen konnten einige ungarische Bergsteiger schöne Erfolge auch in den Alpen erzielen. 1926 durchstieg *Hubert Kessler* die Feldkopf-Ostwand im Alleingang, und im gleichen Jahr standen *Gyula Komarnicki* und *Sándor Preiss* auf dem Campanile di Val Montanaja. 1927 kletterten *Ottó* und *Vilmos Skollil* und *Henrik Bucsek* durch die Hochstadel-Nordwand, und 1934 erreichten Bucsek und Ottó Skollil die Große Zinne über die Dibona-Kante.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem in den siebziger und achtziger Jahren, waren viele Ungarn in den Alpen unterwegs: *Walter Krafft*, *Béla Bocskák*, *Gábor Péterváry*, *Gábor Babcsán*, *András Sárközi*, *János Singer*, *Péter Dékány*, *Szabolcs Szendrő*, *Ferenc Gond*, *Ákos Kalmár*, *Jenő Szabó* und *István Tarján*, um nur jene Namen zu nennen, deren Träger Touren in den obersten Schwierigkeitsgraden unternahmen.

Vom Čopt-Pfeiler in der Triglav-Nord bis zur Cassin-Route am Piz Badile, von der Martinswand (direkte Süd) und der Fleischbank (Rebitschrisse) bis zur Rebuffat-Route in der Aiguille-du-Midi-Süd und zu den Nordwänden der Drei Zinnen und in vielen anderen Berggebieten der Alpen waren unsere jungen Kletterer unterwegs, und wir haben trotz mancherlei Schwierigkeiten den Anschluß an die extreme Bergsteigerei von heute nicht verloren.

Über Einladung von Fritz Moravec war *Ákos Neidenbach* 1980 und 1981 als Gastinstructor in der Hochgebirgsschule Glockner-Kaprun tätig. Auch dies war eine sehr wertvolle Erfahrung für uns, und Ákos konnte mit seinen Kenntnissen viel zur Modernisierung der ungarischen Bergsteigerausbildung beitragen.

Während dieser Zeit in Kaprun lernte Ákos auch Toni Hiebeler kennen, der dort Material für ein Buch über das Kinderbergsteigen sammelte. Toni war in Ungarn kein Unbekannter, hatte er doch zweimal in Budapest einen Vortrag gehalten. Sein unglücklicher Tod wird von uns allen tief bedauert.

Die erste ungarische Spitzbergen-Expedition (1983)

Im Sommer 1983 konnten unter der Leitung von *Edre Futó* 15 ungarische Bergsteiger eine Expedition nach Spitzbergen durchführen. Über Moskau und Murmansk erreichten sie Pyramida und schlugen ihr Hauptlager auf dem Tryggve-Gletscher 70 km nördlich von Pyramida auf. 21 Anstiege, darunter 16 Erstbegehungen waren das Ergebnis dieser Fahrt; das längste Unternehmen wurde dabei von einer Vierermannschaft durchgeführt, die vom Tryggve aus das „Atom“-Gebirge im Norden Spitzbergens erreichte. Der 300-km-Marsch hin und zurück dauerte zwei Wochen und war nach den Berichten der Bergsteiger vor allem bei Nebel und Schneefall eine oft monotone Angelegenheit.

Das Atom-Gebirge ist für europäische Verhältnisse ein fast unberührtes Gebiet, beinahe zweimal so groß wie die Hohe Tatra und von vier großen Gletscherströmen durchzogen. Der höchste Punkt des Gebirges ist der Perriertoppen mit 1717 m, die Wände der Berge sind zwischen 300 und 800 Meter hoch. Ungewöhnlich für unsere Bergsteiger, die vordem noch nie zu Fuß im hohen Norden unterwegs waren, war das Polarklima, der oft mehrtägige Nebel mit den damit verbundenen Orientierungsproblemen auf den flachen Gletschern, die immer nassen Schuhe, der Schneesturm und das 24stündige Tageslicht. Der Expeditionsarzt freilich, Chefmediziner des ungarischen Forschungsinstitutes für Flugmedizin, genöß diese harten äußeren Bedingungen sehr, weil sie sein Untersuchungsprogramm begünstigten: Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die psychischen und physischen Belastungen von Bergsteigern unter derartigen Extremsituationen zu erforschen.

Ungarn im Kaukasus

Der ungarische Naturfreundeverband organisiert jährlich Gruppenfahrten zum Kaukasus. Für die Bergsteiger schärferer Richtung ist das Baksan-Tal besonders interessant. Hier stehen in 2000 m Höhe gute Hotels zur Verfügung.

Am meisten reizt natürlich eine Tour auf den Elbrus (5642 m), den bereits mehr als hundert ungarische Bergsteiger erreicht haben, von der „Prijut 11“ ausgehend. Aber auch eine Reihe anderer beachtlicher Bergfahrten – Donguzorun (4452 m), Dzsantugan (3990 m), Kazbek (5047 m), Kogutaj (3838 m), Nakratau (4277 m) auf sechs verschiedenen Routen und Viatau (3820 m) – sind im Kaukasus von ungarischen Bergsteigern durchgeführt worden.

Mit zu den Erschließern des Hohen Kaukasus gehört *Mór Déchy*, der ungarische Geograph. Seine erste Expedition im Jahre 1884 führte ihn in das Elbrus-Gebiet. Später war er noch sechsmal in diesem Gebirge, über das er 1906 ein Buch in deutscher Sprache und ein Jahr danach auch in Ungarisch herausgegeben hat.

Anläßlich des hundertsten Jahrestages der ersten Expedition von Déchy organisierte die Ungarische geographische Gesellschaft eine Fahrt ins Elbrus-Gebiet, da Déchy Ehrenpräsident

dieser Gesellschaft war. Zwei Tage früher als Déchy vor hundert Jahren standen 1984 insgesamt neun ungarische Bergsteiger auf dem Gipfel des Elbrus:

Pamir und Altai

Eine neue Epoche im ungarischen Alpinismus begann, als uns im Jahre 1967 die Möglichkeit eröffnet wurde, auch den Pamir zu besuchen.

Bis Ende 1984 standen 37 ungarische Alpinisten auf Gipfeln über 7000 m. Als Expeditionen kann man diese Fahrten in den Pamir nicht mehr ansehen, da in den Lagern feste Zelte mit elektrischem Licht, eine gemeinsame Küche und jede notwendige ärztliche Betreuung vorhanden sind.

Erstmals im Jahre 1983 waren Ungarn im Altai. Unter der Leitung von *Ákos Neidenbach* konnten fünf Expeditionsteilnehmer am Potanyin-Gletscher folgende Gipfel ersteigen: Malczyn (4026 m; erste Besteigung), Antchajrhan (3618 m; erste Besteigung), zwei namenlose Gipfel (P. 3588 und P. 4200, jeweils zweite Besteigung) und den Hauptgipfel des Gebirges (Nairamdal, 4356 m).

Tibet 1984

Zur Erinnerung an den großen ungarischen Tibetologen *Sándor Cosma Körösi* (vor 200 Jahren in Cosma-Körös in Siebenbürgen im heutigen Rumänien geboren) besuchten fünf ungarische Weltenbummler im Jahre 1984 unter der Führung von *Ervin Sárosi* die Stätten seiner Forschungstätigkeit in Nordindien, West-Tibet, und in Darjiling, wo sich Körösis Grab befindet.

Körösi hat ein tibetisch-englisches Wörterbuch und eine Grammatik der tibetischen Sprache herausgegeben, die erst unlängst in Indien neu aufgelegt worden ist.

Während ihrer dreimonatigen Reise besuchten die fünf Ungarn buddhistische Klöster in Kanam (3800 m), Zangla (3600 m) und Phuktal (3800 m), wo Körösi jahrelang gearbeitet hatte und in den Klosterbibliotheken wertvolles Material verborgen lag. Die Teilnehmer haben auf ihrem Weg über den Himalayahauptkamm drei Pässe mit Höhen zwischen 4600 und 5100 m überwinden müssen und damit auch ganz beachtliche bergsteigerische Leistungen vollbracht.

Satopanth, 7075 m

Im Jahre 1983 konnten ungarische Bergsteiger zum ersten Mal eine Himalayaexpedition durchführen. Ziel der unter Leitung von *Peter Dékány* stehenden siebenköpfigen Gruppe war die Satopanth-Südwand im Garwal-Himalaya.

Gleich zu Beginn der Arbeit am Berg fiel ein Teilnehmer durch Krankheit aus. Die anderen mußten nach Überwindung einer Eiswand mit 50 bis 60 Grad Neigung biwakieren und bauten die folgende schwierige Strecke im kombinierten Gelände mit 150 m Fixseilen aus.

In 6000 m Höhe wurde das zweite Biwak bezogen. Am 21. Oktober startete eine Zweierseilschaft zum ersten Gipfelversuch; die vier anderen Bergsteiger gingen zurück, wobei es zu einem tragischen Unfall kam.

Einer der vier stürzte auf einer langen, fast waagrechten Gratpassage ab, sein Körper konnte nicht mehr gefunden werden.

Noch am gleichen Tag wurde das Wetter schlecht; es fing an zu schneien, und bei einer Neuschneehöhe von mehr als einem Meter bestand große Lawinengefahr.

Auch die Zweierseilschaft, die den Gipfel versuchte, blieb im Schnee stecken und versuchte, in einer Spalte die Wetterbesserung abzuwarten.

Am 25. 10., bei anhaltendem Schlechtwetter, machten sie noch einen Gipfelversuch, kamen 150 m unter dem Gipfel in eine Lawine und mußten froh sein, nur leicht verletzt den gefährlichen Abstieg in dem hohen Schnee bewältigen zu können.

Für ein Land wie Ungarn, das keine große Tradition bei der Besteigung hoher Himalayagipfel hat, wäre eine derartige – wenn auch „erfolglose“ – Expedition nicht minder nützlich gewesen. Es ist aber traurig, diese unsere ersten Erfahrungen im Himalaja so teuer bezahlen zu müssen ...

Ungarn auf dem Kilimandscharo, im Atlas und auf den Vulkanen Südamerikas

Den höchsten Gipfel des afrikanischen Kontinents versuchte erstmals im vorigen Jahrhundert (1887) ein Ungar zu erobern. *Graf Sámuel Teleki* kam damals auf eine Höhe von 5300 Meter, den Gipfel konnte er aber nicht bezwingen; das gelang Mayer und Purtscheller im Jahre 1899.

In der zweiten Hälfte der siebziger- und in den achtziger Jahren waren mehrere ungarische Gruppen am Kilimandscharo. 1984 haben zwei Zweierseilschaften den Uhuru über den schwierigeren Hain-Gletscher erreicht, darunter auch eine Dame, *Juliana Serban*, die erste auf dieser Route.

Unter der Leitung von *Pál Orbán* fuhr im Jahre 1978 eine ungarische Alpinistengruppe zum Hohen Atlas und brachte neben zahlreichen Gipfelersteigungen auch eine Erstbegehung nach Hause: Die Ostwand am Affela Ounoukrin (4043 m; Wandhöhe 700 m).

Am Chimborazo (6310 m), am Cayambe (5840 m), am Antisana (5704) und am Cotopaxi (6050 m) waren ungarische Bergsteiger 1981, wieder unter Führung von *Pál Orbán*, erfolgreich.

Und 1983 stiegen *Sándor Nagy* und *László Várkonyi* dem Aconcagua (6959 m) aufs Dach. Zurbriggen, der Schweizer Bergführer, ließ bei der ersten Besteigung im Jahre 1897 seinen Pickel auf dem Gipfel. Seither gab es, so erzählte man viele Jahre lang, auf dem Aconcagua einen Pickeltausch: Die Nachfolger nahmen jeweils den Pickel ihrer Vorgänger mit und ließen ihren eigenen auf dem Berg zurück.

Die beiden Ungarn, in der Aconcagua-Ersteigungsgeschichte wohl bewandert, waren etwas enttäuscht, auf dem Gipfel keinen Pickel vorzufinden, den sie hätten mitnehmen können ...

Emanzipation alpin

Von Joëlle Kirch

„Mama Hasenclever nimmt den nächsten Zug nach Visp. Als sie am Bahnhof aussteigt, entdeckt sie Eleonore – an eine Wand gelehnt, in Hosen, mit einer qualmenden Zigarre zwischen den Lippen.

„Willst du mir, bitte, erklären, was das bedeuten soll?“

„Ich bin Bergsteigerin, Mama!“

Aus: Felicitas von Resznicek;

„Von der Krinoline bis zum sechsten Grad“

Frauen am Berg: die Natur in der Natur . . . , oder: die Frau, Luxus der Natur? In letztere Richtung gehen sicher die Gedanken mancher Frauen, denen in der Natur die Muße mehr liegt als der Westalpenschritt. Die Frauen aber, die sich Schritt für Schritt oder Tritt für Tritt vertikal bewegen, denken anders. Oft scheint es, daß sie überhaupt weniger denken. Doch der Schein trügt.

Fragen Sie mal eine Bergsteigerin, was für sie die Frau sei: Versuchen Sie mal, eine Antwort auf diese Frage zu bekommen. „Ich weiß nicht, was du meinst“, sagt sie, und vielleicht wird noch ihr Freund im Hintergrund schmunzeln: „Frag doch lieber mich, was eine Frau ist – das weiß doch ein Mann besser.“ Wenn Sie das Gespräch auf das Thema Emanzipation bringen wollen, werden Sie den Eindruck haben, daß es so weit noch nicht her ist mit der oft zitierten Emanzipation zwischen Andrea, der Bergsteigerin, und Andreas, dem Bergsteiger – obwohl beide die schwierigsten Routen freiklettern, im Überschlag.

Wenn man aber die Frage leicht ändert und sagt: „Wozu gehst du als Frau ins Gebirge?“, dann kommen die Worte, die weiblichen. Denn die Sprache ist männlich oder weiblich, so wollen es neuerdings die Sprachforscher und – zu unserem Thema – so scheint es auch zu sein. Die Worte der Antworten sind so präzise wie feine, kleine Tritte im Kalk und so verschieden wie die vielen Touren, wie die vielen Meter jeder Tour. Also: sie denken doch, und wie . . . , die Bergsteigerinnen.

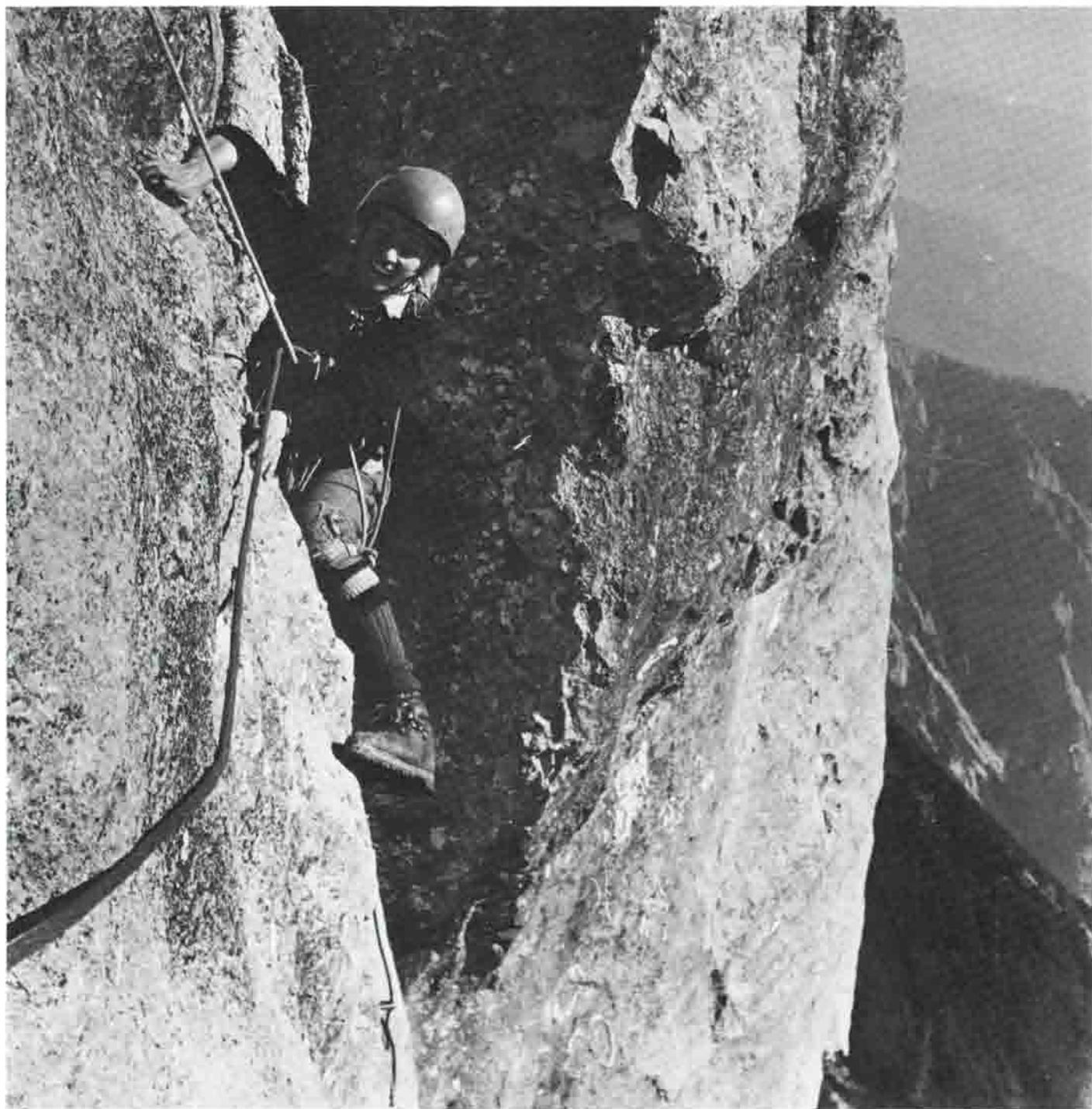
Versuchen Sie, von einer Frau als Antwort auf Ihre Frage, das männliche: „Ich gehe in die Berge, weil sie da sind!“ zu bekommen: es wird Ihnen nicht ein einziges Mal gelingen. Die Frauen, mit ihrem Sinn für Konkretes, werden von Bewegungsarten sprechen, die sie mögen, von witzigen Begebenheiten, die sie im Sommer erlebt haben, von der Stille im Gebirge, und – je nach Alter – von Vielfalt oder von Einheit.

Ja, wozu ins Gebirge? Weil es Spaß macht, wegen dieser oder jener Freude, sagen sie – ob es um die letzte sonnige Sonntagswanderung geht oder um eine große Wand oder um eine Expedition. Oder auch um eine Kletterei Acht minus, die nach ein paar Anläufen endlich geschafft ist. „Es gibt nicht nur ein Bergsteigen, auch nicht nur zwei – männlich und weiblich“, sagt *Christine de Colombel*, Begeherin der Eigernordwand, Expeditionsbergsteigerin, „sondern es gibt Tausende Arten des Bergsteigens“.

Vielfalt der Genüsse, klar! Und – man hätte es sich in dieser Welt der Höhenlinien denken können – auch Vielfalt der Ebenen.

Aus ihrem Leben ein Kunstwerk gemacht

Eine dieser Ebenen fing an mich zu interessieren. Ich war verschiedenen Frauen begegnet, die, alpin gesehen, Kunstwerke aus ihrem Leben gemacht hatten. So der Schweizerin *Loulou Boulaz*, bis in die fünfziger Jahre die großartigste Bergsteigerin Europas, oder auch, aus der gleichen Generation, der Französin *Denise Escande*, die sich heuer mit über siebzig einen Klettersommer in den Dolomiten vornimmt. *Yvette Vaucher* aus der Schweiz, *Sylvia Metzeltin-Buscaini* aus Italien gehören auch zu diesen Frauen, deren Leben einem musikalischem Werk ähnelt – einer Fuge, nicht aus Noten, sondern aus großen Wänden und Kanten. Ich hatte auch andere getroffen, die aus den Bergen Kunstwerke machten – wie die Schriftstellerin *Anne*



Sauvy, eine Bergsteigerin, die nicht nur Berge erklettert, sondern „wach ruft“, wie der Leser ihrer phantastischen Bergnovellen „Steinerne Flammen“ weiß.

Auch andere Frauen scheinen ein Leben zu führen, das von den Bergen geprägt ist. Sie gehen nicht nur ins Gebirge, sondern sie arbeiten auch mit den Bergen. Publizistisch, wie *Uschi Demeter*, Gefährtin von Reinhold Messner, oder in Organisationen, wie die (wenigen) Frauen, die in Europa Mitglieder der Führungsgremien der Alpenvereine sind. Oder sie führen Trekkingtouren – so wie ich. Und unter diesen vielen Frauen, die in den achtziger Jahren aus der Freude am Gebirg heraus einen Beruf entwickelten, sind auch, last not least, die ersten Berg-

führerinnen zu finden, die erste Französin, *Martine Rolland*, und in Deutschland *Judith Huber*.

Eine Schriftstellerin ist beim Thema Berg nichts Neues: Das erste Jahrbuch des Club Alpin Français wurde von einer Frau – *Aurore* – geschrieben, die dann allerdings unter dem männlichen Namen Georges Sand in der Literatur der Romantik berühmt wurde. Eine Bergführerin aber, das ist etwas Neues unter der Sonne – vor nur 20 Jahren hätte „man“ sich keine Bergführerinnen vorstellen können. Und jetzt – so *Martine Rolland* – „fragen meistens die Klienten erstaunt, warum ich die einzige Bergführerin hier sei, sie fänden es natürlich, wenn wir viel mehr wären“.

Foto: Rudi Lindner

Emanzipation im Schatten des Himalaja

Emanzipation alpin? In anderen Gebirgländern scheint sich eine ähnliche Reaktion zu entwickeln. Auch wenn sich weder in der deutschen Schweiz noch in Südamerika einheimische Frauen, zumindest professionell, in den höchsten Regionen bewegen, so scheint in Nepal das Bergsteigen einem allgemeinen Trend der Aufwertung der Frau zu folgen. 1984 bestieg eine Frauenexpedition den 6180 Meter hohen Lobuje. Allerdings: Ihr Beruf führte sie in die Berge, denn es war eine Mannschaft der Polizei. Ihr Sechstausender erinnerte an die Stellung der neuen Polizistinnen in Kathmandu, meinte schmunzelnd eine Expertin in Nepalfragen: Die Straßen von Kathmandu bieten in der „rush hour“ oft den Anblick einer zierlichen Polizistin, die von ihrem Podest aus winkt und pfeift, während zu ihren Füßen zwei männliche Kollegen die Menschenströme dirigieren. Emanzipation im Schatten des Himalaja . . . und auf seinen Gipfeln. In einem modernen Verwobenheit von Beruf und Freizeit. So stellte am 15. Oktober 1984 eine Sherpani aus Pengpoche den Höhenrekord ihrer Landsmänninnen auf 7720 m, indem sie mit einer französischen Expedition den Nordwestgipfel des Nuptse erstieg. *„I took it easy, it was so easy and enchanting, a soft-spoken Ngimi says“*, schrieb die nepalesische Presse. Vor *Ngimi* war eine andere Sherpani, *Ang Rita*, auf dem Gipfel des Lamjung Himal gewesen (6983 m). Ob diese zwei Frauen, Bergbäuerinnen aus einer traditionellen Gesellschaft, auch dort eine gewisse Pionierrolle einnehmen, wird die Zukunft zeigen. Bis jetzt sind die Sherpani – wie etwa die Frauen in den Alpentälern im vorigen Jahrhundert – im Rahmen der Tradition Bäuerinnen und Mütter geblieben, auch wenn sie als junge Mädchen oft Trekkinggruppen für drei oder vier Wochen als Trägerinnen begleiten. In Indien – um in der Nähe des Himalaja zu bleiben – hat jede Frauengeneration seit den sechziger Jahren Expeditionen in den Himalaja durchgeführt. Es fing 1963 im Garhwal Himal an. Seit 1968 haben die indischen Bergsteigerinnen die Siebentausender angegangen.

Interessant wäre auch das Thema Japanerinnen am Berg – besonders, wenn man bedenkt, daß diese Frauen aus einem Land fast ohne Berge kommen, und daß auch sie – wie ihre Schwestern aus Amerika und Europa – längst die Welt aus 8000 m Höhe betrachtet haben: 1975 bestieg die Japanerin *Junko Tabei*, die schon 1970 an der Annapurna III gewesen war, den Everest.

Emanzipation, himalajisch oder alpin? In unserer Zeit hat die Freude am Bergsteigen viele Frauen in Berufsbahnen gebracht, die mit den Bergen zu tun haben. Andere haben eine andere Art der Emanzipation eingeschlagen, nicht die berufliche, die äußere, sondern die private, die innere: seit Mai 1968 halten in Europa Bergsteigerinnen alljährlich ein Treffen ab, „Rendez-vous haute montagne“ genannt. Eine Gelegenheit, sich am Berg zu treffen und über Berge zu sprechen.

Innere Emanzipation: ich denke an die große Zahl der Frauen, die immer intensiver ins Gebirge gehen – nicht nur in Fels und Eis, sondern auch in die Weite. Es gibt neben dem vertikalen



Oben: Trägerinnen in Nepal.
Emanzipation im Schatten des Himalaya?

Foto: Jürgen Winkler

Bergsteigen, von dem überall die Rede ist, zunehmend ein anderes, ebenfalls naturverbundenes Bergsteigen: nennen wir es, auch wenn Sie lachen, das horizontale Bergsteigen.

Lieber weit als hoch

„Ich selbst gehe lieber weit als hoch“, sagt Dietlinde Warth. *„Die Idee, am Ende unserer Nepalzeit eine Längswanderung zu unternehmen – von der Ostgrenze bis zur Westgrenze des Landes, dreieinhalb Monate lang, stammte von mir. Wir sind zwar auch über hochgelegene Pässe gegangen – mehrere über 5800 m, aber stets, um in neue Täler zu kommen. Weit gehen – das bedeutet für mich zuerst, das schöne Gefühl zu haben, wie der eigene Körper reagiert, in diesem Laufen ohne Anstrengung. Und in zweiter Linie gefällt mir alles, was ich sehen kann – von den Gänseblümchen angefangen, jedoch mit dem Schwerpunkt auf Menschen. Da wir die Sprache des Landes kannten, hatten wir besonders schöne Erlebnisse in den Dörfern, wenn wir ein Haus suchten (und immer fanden), wo wir die Nacht verbringen konnten. Wir kamen dann ins Gespräch. Für mich ist die Umgebung wichtig, nicht die Höhe.“* Ihre bergsteigerische Erfahrung umfaßt nicht nur die Berge und Täler Nepals, sondern auch das Expeditionswesen. Sie hat für ihren Mann Expeditionen organisiert, darunter eine am Everest. *„Dreihundertfünfzig Träger zu organisieren, das Material, den Transport . . ., dabei spielte überhaupt keine Rolle, daß ich eine Frau war. Dort gelten andere Kriterien als in Europa, es geht um Amt, Autorität, Bildung, Macht.“* Sie hat für ihr Bergerlebnis die Form gewählt, die ihrer Persönlichkeit entspricht: nicht die Höhe, wie ihr Mann, der Expeditionsbergsteiger, sondern die Weite. Dadurch ist sie für mich „emanzipiert“. Sie geht nicht so hoch, sondern so weit wie möglich.

Shashi Netze, eine Nepalesin aus München, Biologin von Beruf und gelegentliche Trekkingführerin, denkt ähnlich: „Die Landschaft beim Wandern? Ich glaube nicht, daß ich irgendwas sehe, wenn ich unterwegs bin ... Doch, bei uns zu Hause, beim Trekking, sehe ich die Größe, die phantastische Größe der Berge. Einmal habe ich es einem Teilnehmer gesagt, vor der Reise: er hat gelacht. Und als wir dann am Deorali-Paß waren, zwischen Annapurna und Daulaghiri (ich saß wie üblich in meiner Ecke), ist er zu mir gekommen, hat gesagt: ‚Du hast recht, es ist die Größe, die unwahrscheinlich ist.‘“

„Sonst“, sagt Shashi, „glaube ich nicht, daß ich was sehe. Die Landschaft ist zu groß, ganz einfach, und, für mich, zweitrangig. Ich fühle mich leicht, glücklich, frei. Es ist ein Gefühl der Freiheit, ich habe das Gefühl, ich schwebe.“

„Dieses Gefühl habe ich nur im Gebirge, beim Wandern, nicht beim Skifahren, nicht beim Radeln, dieses Gefühl frei zu sein, und trotzdem die Erdverbundenheit zu spüren. Ich kann verstehen, warum die alten Yogis ins Gebirge kamen. Du kennst das Haus in Badgaon, das Priesterhaus, das die Deutschen restauriert haben. Die indischen Yogis kamen dorthin, um sich im Kathmandu-Tal zu akklimatisieren. Dann gingen sie ins Gebirge, sie hätten auch in den Dschungel gehen können, aber die Wirkung dieser großen Berge ist anders: sie hilft einem, sich zu lösen ...; aus all den Bindungen, Beziehungen, die man zu Hause hat.“

Als Tochter ihres Landes sagt sie mit einem Lächeln das für sie wesentliche: „Du kennst diese Vorstellung von dem Gott Shiva auf seinem Berg Kallash thronend, der Achse der Welt. Das kann ich verstehen: das ist das Gefühl, was ich krieg‘, und ich kann dir wirklich nichts mehr sagen!“

Shashi, die Östliche, nennt nicht die Freude, sondern „das Gefühl“. Sie ist nicht die einzige. Auch westliche Bergsteigerinnen geben ähnliche Beschreibungen – wenn auch anders formuliert. Unter vielen, zum Beispiel *Uschi Demeter*, Gefährtin von Reinhold Messner. Ihre schönsten Erlebnisse am Berg?

„Bei einer ganz einfachen Höhenwanderung, ich kam von einer Alm zurück, in der Nähe von Gokyo. Ich war allein, mit einer Sherpani, die meine Sachen trug. Die Landschaft war so weit, so großartig, so klar – ich kam mir auch so klar vor, innen und außen war es die gleiche unglaubliche Klarheit, es war am frühen Morgen – dies ist mein schönstes Erlebnis am Berg.“

Nein, sie klettert nicht im Überschlag mit Reinhold. Wenn sie überhaupt klettert, dann als zweite, doch alpin emanzipiert ist sie. Denn sie weiß, welche Art der Bewegung – und auch welche Art der Berge – zu ihr paßt.

Ich war so verliebt

„Oder“, sagt sie, „noch ein schönes Erlebnis: an der Neuner-Platte, es war ein schöner Tag, die Sonne schien, der Schnee oben war am Schmelzen, und das Wasser floß zwischen unseren Händen und Füßen runter, ich kletterte so gut an dem Tag, alles war so leicht, ich war so in Reinhold verliebt ... Das ist auch mein schönstes Erlebnis“. Dann: „Ich kletterte in einer fließenden Bewegung. Für mich ist das Klettern ein Spiel, ein

sinnliches Spiel, ich fasse gern den Fels an. Und die anderen Elemente, Luft, Wasser, Licht ... ja, eine sinnliche Freude.“ Was sie nicht mag? „Die Gletscher, das Eis, einmal habe ich einen Sturm am Biancograt erlebt, die erbarmungslose Seite der Natur war da, eine dunkle umfassende Bedrohung, die ich nie vergessen werde.“ Sie denkt nach. „Nein, was ich mag, ist allein, lange, hoch zu wandern, in einer großzügigen Landschaft, Nepal zum Beispiel. Lange gehen, das ist auch gut für die Gedanken. Und dann, vor allem: an einem schönen Berg. Es gibt häßliche Berge, für nichts in der Welt möchte ich an einem solchen gehen. Der Lhotse ist vom Süden her zum Beispiel so häßlich, und vom Cho Oyu her gesehen ist er wunderschön.“

Ob dieses Spiel in den Bergen ab und zu für sie eine ehrgeizige Spannung gewinnt? „Ehrgeiz und Spiel?“ Sie ist schockiert. Nein, Spiel ist Spiel, und Ehrgeiz bleibt Ehrgeiz. Keine Mischung.

Was also die Wahl des Berges betrifft, so mögen die Frauen schöne Berge. Und mit wem mögen sie ins Gebirge gehen? „Mit jemandem, den ich sehr liebe“, sagt Yvette Vaucher, und wie viele fügt sie hinzu: „mit einem, der mir geistig gewachsen ist.“ Also: eine Frau, an einem schönen Berg, mit einem klugen Mann.

Und mit diesem Bild kommen wir jetzt wieder zum „vertikalen Bergsteigen“. Ich wollte wissen, wie die Frauen unseres 20. Jahrhunderts dazu stehen, Frauen der verschiedenen Generationen, Frauen, die jetzt so alt sind wie das Jahrhundert, oder wie seine Hälfte, oder wie sein Viertel.

Denise Escande, 72, hat ihre großen Westalpentouren (Aigulle-Noire-Westwand, Walkerpfeiler, Blaitière-Westwand, ...) mit Gefährten gemacht, die sie als außergewöhnliche Menschen schätzt. „Ich kletterte nicht mit irgendeinem. Es ist wichtig, sich etwas sagen zu können, vor allem dann, wenn man schweigt! Dann ist es nämlich um so wichtiger: die Qualität dieses Schweigens. Mein erstes Biwak, in der Westwand der Noire am Peuterey-Grat, war von einem solchen Schweigen geprägt: wir waren weit weg von allen, alles war fern, jegliche Hilfe auch, aber nie dachten wir an Hilfe. Wichtig für uns war diese gemeinsame Wellenlänge. Sonst: Lieber Fels als Eis, jeder Meter ist anders, jeder Griff auch, es ist immer wieder vollkommen anders, und das macht Spaß, diese unendliche Vielfalt: ein intellektueller Genuß.“

Wie kam sie zu den Bergen? „Ich war Jägerin. Irgendwann habe ich in den Alpen eine Wanderung gemacht, die Landschaften haben mich fasziniert. Da war es passiert. Damals war das Klettern für eine Frau unüblich: ich bin dann eine ideale Zweite geworden, eine die packt, Proviant vorbereitet, ...

Meine Touren? Was zählt, das sind die witzigen Begebenheiten, weniger das, was man gemacht hat, sondern mehr, wie man es gemacht hat, was man sich dabei gedacht hat. Genauso ist es auch mit den guten oder schlechten Bergbüchern. Diese Berichtsliteratur, furchtbar, immer wieder das gleiche. Wie anders, wenn man sich denkt: ‚der hat etwas auszusagen‘, wenn es lebendig wird, wenn man den Atem anhält.“

Unten: Anarchistin mit achtzehn
Loulou Boulaz

Foto: Archiv Kirch

Loulou Boulaz aus Genf, bis in die fünfziger Jahre fast so etwas wie ein Star, hat es am Anfang nicht leicht gehabt – die Schweizer Bergsteiger der dreißiger Jahre, sagt sie, wollten unter sich bleiben, keinen Platz freimachen für die kleine, zierliche Frau, die 1935 die Grandes Jorasses bestieg, und der 1936 die Nordwand der Drus (zweite Begehung), dann der Mont Blanc über die Brenvaflanke, die Nordwand des Dolent, sowie in späteren Jahren (1952) der Walkerpfeiler gelang; 1959 nahm sie an der Cho-Oyu-Expedition von Claude Kogan teil. Was sie über Emanzipation denkt? „Die Frauen, die heute keine Emanzen sein wollen“, sagt sie, „die sollten sich fragen, wo sie ohne uns wären, die Emanzen von damals!“ Wir sprechen über ihr Engagement am Berg. „Ich bin eine Frau der Rekorde. Das interessiert mich. Ich habe auch Skimeisterschaften mitgemacht, Meisterschaften auch in Leichtathletik. Das Training hat mich immer fasziniert. Es ist ein Vergnügen, so trainiert zu sein, daß man weiß, man ist auch schnell genug, um sicher zu sein. Schnell sein, das bedeutet im Gebirge Sicherheit.“ Wozu in die Berge gehen? „Nicht wegen der Freiheit, das ist im Gebirge ein sinnloses Wort. Dort ist man nur Gefangener: des Berges, des Wetters, der Führe. Freiheit, einer von diesen Sprüchen! Ich mag die Bewegung, die vielen, unendlich vielen Bewegungen. Immer neue. Jetzt lerne ich in Genf Karate für Senioren. Dabei lerne ich Bewegungen, die ich noch nicht kannte, ist das nicht phantastisch?“



Anarchistin mit achtzehn

„Was ich hasse: das Unwetter. Meine schlimmste Erfahrung: schlechtes Wetter am Peuterey-Grat. In der Nacht haben wir uns alle fast die Füße erfroren. Ich habe es als erste wahrgenommen, bin richtig wach geworden, habe voller Angst gebüllt: ‚Wachwerden! Wir erfrieren alle!‘ Wir sind noch in der Nacht weitergegangen.“ Totales Engagement beim Bergsteigen, Engagement auch bei der Emanzipation? Sie lacht. „Mit 18 war ich schon engagiert, ich war Anarchistin. Noch heute engagiere ich mich: Am 1. Mai demonstriere ich in Genf, mit derjenigen Gruppe von Menschen, die es am schwersten hat.“ Engagement im Gebirge: „Ich hatte stets das Gefühl, sicher zu sein und noch viele Reserven zu haben.“

Eine Vertreterin der nächsten Generation: Yvette Vaucher. Sie ist 1929 geboren und ist vor allem in den Dolomiten und den Westalpen geklettert. Sie ist eine Frau der Nordwände: Matterhorn (erste weibliche Begehung), Grandes Jorasses (Walker), Badile, Triolet, Drus, Dent Blanche, Eiger ... auch die Südwand des Fou (zweite Damenbegehung) hat sie durchstiegen, an den Drus auch den Bonatti-Pfeiler und die Westwand (Hemingföhre). Den Freneypfeiler, die Franzosenföhre an der Westlichen Zinne, die Philip-Flamm in der Civetta, die Maestri-föhre (erste weibliche Begehung) am Roda di Vael ... Mt. McKinley (West Ridge), El Capitan (the Nose), in Peru den Yejupaja, den Pujoc, in Nepal 1971 Teilnahme an der internationalen Everest-Expedition ... Sie hat alle großen Wände der Alpen durchstiegen und hat auch Spaß am Sportklettern – Buoux, Verdon ... Wozu das Bergsteigen, für dich?

Unten: Wozu das Bergsteigen?
Yvette Vaucher

Foto: Archiv Kirch





Wozu in die Berge:

Judith Huber (links) in „White Crack“,
Martine Rolland (Seite 105) am Broad Peak.

Fotos: Archiv Huber, Archiv Kirch

„Die Freiheit!“ sagt Yvette, „der Spaß an der Freiheit. Kein schriftliches Gesetz kann dich erreichen. Man muß natürlich mit dem Wetter, mit dem Berg leben – aber das ist was anderes. Das Gesetz des Wetters gilt, nicht das papierne Gesetz. Noch etwas Schönes: der Tag und die Nacht. In anderen Sportarten spielt das überhaupt keine Rolle.“

Wie fühlt sie sich als Frau im Gebirge? Loulou Boulaz hatte es in ihren ersten Bergsteigerjahren nicht leicht gehabt. Aber die Zeiten haben sich geändert. Wie fühlt sich Yvette als Bergsteigerin unter Bergsteigern? Sie ist eine schlanke, große Frau, wirkt entschlossen und spricht mit viel Einfühlungsvermögen. „Ich habe mich immer als Frau gefühlt. Ich finde es besonders schön, immer, egal was kommt, als Frau anerkannt zu sein. Zum Beispiel: Egal wo man ist, ob Wasser läuft, oder man beim Biwak mit Mühe Schnee schmelzen muß: ich bin es immer, der man zuerst den Becher gibt, die zuerst trinken darf. Diese Geste ist etwas Besonderes. Auch dort, in der Wand, bin ich für die anderen eine Frau. Ich finde das einfach schön.“

Sie ist sehr willensstark, entschlossen, vielleicht auch kämpferisch, und auch sehr weiblich, genug, um auf die Frage zu antworten: Was ist für dich eine Frau?

Zur Freude benutzen

„Die komplementäre Seite zum Mann – oder der Mann die komplementäre Seite zur Frau, müßte ich sagen. Ich finde die Frau vielseitiger, dem Leben gegenüber auf jeden Fall. Jeder Kletterer ist natürlich anders, aber doch: im allgemeinen nimmt die Frau es viel spielerischer im Gebirge als der Mann. Sie bezwingt den Berg nicht, sie will ihn zu ihrer Freude benutzen.“ Was gefällt ihr im Gebirge und beim Sportklettern? „Im Gebirge ist es das Abenteuer, das totale Engagement. Man lebt in einem anderen Element. Alles andere ist fern, ist in eine große Ferne gerückt.“ Was sie beim Sportklettern reizt, ist die Schönheit der Bewegung. Ohne Rucksack und bei schönem Wetter kann man lange an einer Seillänge arbeiten: ein Kernerlebnis beim Klettern. Ganz anders als im großen Gebirge, aber für die großen Touren von erheblichem Nutzen.

Und ihre schönsten Bergerlebnisse? „Die Stille, die Harmonie zwischen sich selbst und dem Berg. Das Gefühl jeder Schwierigkeit gewachsen zu sein.“ Dann: „Mit jemanden klettern, den man sehr liebt...“

Nochmals zu den menschlichen Beziehungen am Berg: Christine de Colombel erinnert sich an zwei entscheidende Grenzsituationen, bei denen es auf das Aufeinanderangewiesensein ankam. Die erste hat ihr zu ihrem alpinen Start verholfen: „Ich war siebzehn und hatte zwei, drei ganz normalen Sommerlager im Gebirge hinter mir. Ein Jahr später hat mich – mit 18 – ein

Freund, der Bergführer war, zum Eiger mitgenommen. Schlechtes Wetter. Wir waren eine Woche in der Eigernordwand. Ich habe gefühlt: wenn ich es nicht schaffe, ist auch er verloren; ich habe keine Wahl, ich muß durchhalten. Nach acht Tagen waren wir durch, und im nächsten Sommer fand ich alles leicht, Walkerpfeiler bei gutem Wetter...“ Eine Expedition zu zweit brachte ihr später das gleiche Erlebnis.

Die menschliche Komponente: ein wichtiges Motiv für den Grund des Bergsteigens – sagt auch Sylvia Metzeltin-Buscaini. Ihr Reich sind die Dolomiten. „Ich kenne keine vollkommene Art der Betätigung: Sport, Natur, Beziehungen werden auf verschiedenen Ebenen erlebt.“ Für sie ist beim Bergsteigen die Harmonie der körperlichen und geistigen Betätigung besonders wichtig. „Es bringt einen zum richtigen Leben.“ Mit den Jahren merkt sie, daß sie tiefere Beziehungen öfter mit Bergsteigerinnen als mit Bergsteigern hat: „Für einen Reinhart Karl kenne ich mehrere Helma Schimke. Es ist ein Glück, mit zunehmendem Alter mehr Frauen kennenzulernen. Wir kommen leichter zu etwas Wesentlichem. Bei Frauen ist das Bergsteigen eine Leidenschaft, die tiefer geht.“

Sylvia hatte Medizin studiert, als sie anfang zu klettern; sie entschloß sich dann für die Geologie... auch eine Art, aus den Bergen einen Beruf zu machen. Sie hat Bergbücher geschrieben, übt verschiedene Ämter in alpinen Organisationen aus: sie erlebt die Berge als Lebensraum.

Wie eine Droge

Die jüngere Generation der Bergsteigerinnen hat eine einfachere Sprache. Wozu in die Berge. Weil es Spaß macht. Schlimme Bergerlebnisse? Das schlechte Wetter.

Martine Rolland, seit 1983 erste französische Bergführerin, hat die großen Nordwände hinter sich: Grandes Jorasses (Walker), Eiger, Meije, Freneypfeiler am Mont Blanc, sie hat Expeditionen zum Alpamayo in Peru gemacht, zum McKinley (Südwestgrat), zum Broad Peak (8087 m, Westwand).

„Das Bergsteigen ist wie eine Droge, eine Droge, die leicht zu bekommen ist – und die einen durch schöne Landschaften bringt.“ Ihr Mann – selbst Bergführer – hat sie dazu gebracht. „Es war nicht einfach“, sagt sie, „jeder muskulöse junge Bursche kann Bergführeranwärter werden. Bei mir war es anders: man hat mich nur deswegen akzeptiert, weil es nicht anders ging. Technik und Erfahrung, ich hatte beides, das war nicht zu leugnen. Eine Frau hat es in der Branche schwer, man verlangt von ihr viel, viel mehr Erfahrung.“

„Ein Kernerlebnis war für mich die Besteigung des Broad Peak. Wir wollten es schaffen, es war trotzdem sehr hart. Das Abenteuer packte mich, der Kampf. Man ist zu kämpfen gezwungen, allein, in einer feindlichen Umwelt. Die Berge sind für mich ein Abenteuer Gelände, das man nie ergründen wird. In diesem unbekanntem Gelände die eigenen Grenzen zu erfahren, das ist es. Sportklettern? Man spielt mit dem eigenen Körper, ein rein physischer Spaß, richtige Arbeit, man hat eine andere Einstellung zum Sturz, man akzeptiert die Tatsache, daß man stürzen kann, und zwar ohne Risiko.“





Oben: Die traditionelle Rolle der Frau am Berg: behütete Begleiterin, der man den Rucksack trägt und auf dem Gipfel ein Busserl gibt. Emanzipation ist ein äußerer wie auch ein innerer Prozeß, meint unsere Autorin. Der Prozeß scheint begonnen zu haben, immerhin . . .

„Es ist für mich ganz anders, ob ich mit meinem Mann gehe oder mit Klienten. Mit meinem Mann fühle ich mich sicher, ich habe ein totales Vertrauen in ihn, ich spüre, daß wir Verantwortung und Engagement teilen. Er gibt mir Kraft! Mit dem Klienten dagegen fühle ich mich weniger sicher, ich habe mehr Verantwortung, ich weiß, ich habe zu entscheiden. Meine innere Ruhe habe ich erst unten – wenn ich weiß, alles ist gutgegangen.“

Wie in einem Käfig

Ähnlich spricht auch *Judith Huber* aus Deutschland. Am Alpenrand aufgewachsen, ist sie als Kind allsonntäglich mit den Eltern im Gebirge gewandert. Mit 19 hat sie das extreme Klettern angefangen, es folgten drei Jahre Touren mit ihrem jetzigen Mann: Dolomiten, Wetterstein, Eis. Sie klettert gerne im Fels, bevorzugt lange, nicht über VI+ hinausgehende Touren, in denen wenig oder gar keine Leute sind. Die ästhetische Dimension ist ihr wichtig. Sie liebt auch ihr Training – Krafttraining und Skilanglauf im Winter, Krafttraining und Radrennfahren (Paßfahrten) im Sommer. Gefühlsmäßig hat auch sie ihrem Mann gegenüber absolutes Vertrauen. Er gibt ihr das Vertrauen zu ihr selbst, sie ist entspannt, in dem guten Gefühl, mit einem gleichstarken Partner unterwegs zu sein, ohne Leistungsdruck. Eine Wende in ihrer Entwicklung war der Entschluß, selbst zu führen. Männer, die ihre Bergpartnerin nicht führen lassen, halten sie unwillkürlich in einem Käfig, denkt sie. Am Anfang hat es ihrem Tilo Nerven gekostet, sie führen zu sehen; jetzt führen sie abwechselnd. Sie schätzt das Engagement in den großen Wänden, die Schönheit ihrer Atmosphäre. *„Monte Agner, Nordkante: für mich eine der beeindruckendsten Felstouren, die ich gemacht habe. 1600 m Höhenunterschied. Als ich erst mal drin war, gliederte sich die Kante auf, sie verlor das Abweisende, aber nicht das Großartige. Man fühlt sich zwar als ‚Fremdkörper‘, die Angst krampft für einen Moment den Magen zusammen – Steinschlag, graue Wolken – und gleich darauf bist du einfach wahnsinnig glücklich über so viel Schönheit und Ausgesetztheit. Du siehst 1300 m S-förmig geschwungene, hellgraue Kante unter dir aus dem dunkelgrünen Wald herausragen.“*

Verbunden auf Gedeih und Verderb

Die Schönheit der Berglandschaft, besonders wenn sie mit dem Mann erlebt ist, den man liebt, ist auch einer der Reize für *Anne Saavy*, Autorin der Bergnovellen „Steinerne Flammen“. Worin liegt für sie der Höhepunkt des weiblichen Bergsteigens? In den ehelichen Seilschaften, wo das Seil eben „auf Gedeih und Verderb“ Mann und Frau bindet. Was gibt es Schlimmeres, als eine Eheszene im schwierigen Fels? Was Schöneres, als eine samtige Nacht, unter den Sternen, auf glitzernden Eiskristallen?

Emanzipation alpin – wie jede Emanzipation ein äußerer wie ein innerer Prozeß . . . Es gibt auch nicht nur eine Emanzipation – oder: weil es eine gibt, gibt es – auch im Gebirge – Tausende.

Foto: Klaus Puntschuh

Beruf: Abenteurer

Von Herbert Tichy

„Echte Abenteurer lassen sich nicht in Kältegraden, Höhenmetern und Biwaknächten messen.“

Natürlich war es ein Experiment, dem Beitrag von Herbert Tichy die „Gelebten Träume“ und damit die Fahrtenziele der Jungen gegenüberzustellen. Zwischen den Erlebnissen eines Menschen wie Tichy, der das Abenteuer zu seinem Beruf gemacht hat und der Vermarktung eben dieses Abenteurers im modernen Tourismus- und Trekkingbetrieb müsse es doch, so meinten wir, noch etwas Drittes geben: Junge Menschen, die unterwegs sind, weil ihre Sehnsucht nach der Ferne zu groß geworden ist. Was bringen diese Jungen mit von ihren Fahrten in die Berge der Welt? Messen sie, um es mit Herbert Tichy zu sagen, „das Abenteuer in Kältegraden, Höhenmetern und Biwaknächten“? Welcher Art sind ihre Ziele in der fremden, fernen Welt, welcher Art ihre Erinnerungen? Sind es nur die Schwierigkeiten mit Verkehrsmitteln, Unterkünften und Trägern, die im Gedächtnis bleiben, frei nach Travnicek: „Die Mitternachtssonne? – Was brauch i um Mitternacht a Sonn!“ – Uns scheint der Nachweis geglückt, daß es sie noch gibt, diese Jungen, die da unterwegs sind, um Erinnerungen fürs Leben einzutragen, jenes „Wissen um eine großartige Harmonie, die das eigene Ich mit den übrigen Dingen verbindet; ein Wissen, das wie ein tröstender Freund immer gegenwärtig ist...“ (d. Red.)

Glücksfall Gurla Mandatha

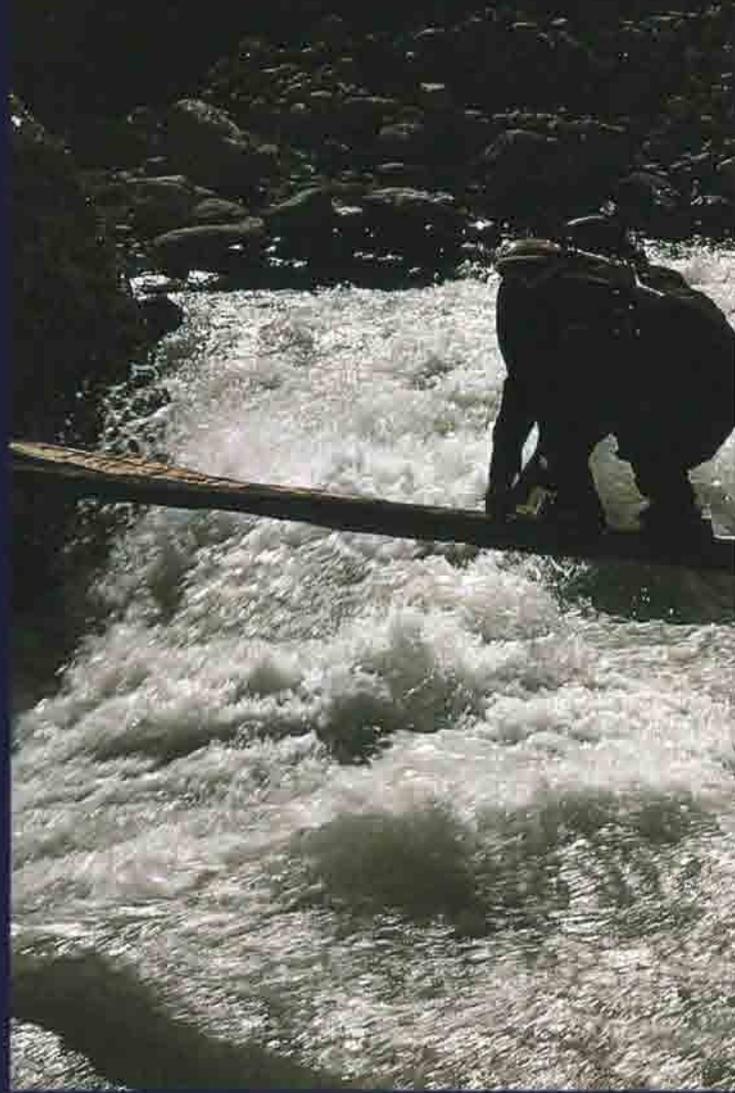
Zwischen der Himalaja-Hauptkette und dem Kailas, schon richtig in Tibet drinnen, steht die Gurla Mandatha, 7728 m. Sie ist kein schwieriger Berg, und mit Kitar versuchte ich schon 1936 ihren Gipfel zu erreichen, aber Schlechtwetter und tiefer Neuschnee zwangen uns am fünften Tag in etwa 7200 m zur Rückkehr. Ich wollte besseres Wetter abwarten und einen zweiten Versuch unternehmen, aber die Bewohner von Rungong, der winzigen Ortschaft, von der aus wir aufgebrochen waren, empfingen uns mit Mißtrauen. Sie hatten uns auf den Berg steigen sehen und waren überzeugt, daß wir oben nach dem Gold und Silber der Götter gesucht hatten. Nur mit Mühe und durch Öffnen unserer unschuldig leeren Rucksäcke konnten wir sie von unserer Harmlosigkeit überzeugen. Ein zweiter Versuch aber war ausgeschlossen.

Ich war damals schon ein bißchen enttäuscht, aber nicht wirklich unglücklich. Am Morgen nach der Rückkehr nach Rungong – ein strahlender Tag und die Gurla Mandatha im neuen Schneekleid wie eine siegreich lodender Fackel – schrieb ich in mein Tagebuch:

„Der Zorn, den ich aufgespeichert hatte, ist verschwunden. Eines Tages wird ein anderer kommen, er wird verstehen, besser und erfolgreicher zu kämpfen, und er wird den Gipfel erreichen. Ich kann ihm nur wünschen, daß er sich nach seinem Siege so glücklich und frei fühlt wie ich nach meiner Niederlage.“

Vielleicht hat mich die Nähe des heiligen Kailas damals beeinflußt und mich die Nichterfüllung meines sportlichen Ehrgeizes mit Gleichmut hinnehmen lassen. Später habe ich den Mißerfolg an der Gurla Mandatha fast als wohlwollenden Glücksfall gedeutet. Angenommen, wir hätten unser Ziel erreicht, so hätten wir einen der höchsten zu dieser Zeit von Menschen bestiegenen Gipfel betreten. Wir hätten aber außer einigen vom Wetter abhängigen und geographisch vielleicht nicht überzeugenden Fotos keinen Beweis unseres Erfolgs vorweisen können. Sicher hätten sich Zweifler und Neider gefunden, denen unsere Behauptung nicht glaubwürdig geklungen hätte. Auch hätte ich in Kitar leider keinen Zeugen mehr gehabt, er ist noch im selben Jahr während der britischen Nanda-Devi-Expedition gestorben. So wäre ich vielleicht als geographischer Schwind-

Das andere Asien



„Wo käme ich hin, wenn ich das jedesmal täte“, sagte der Mukia (Bürgermeister) von Kaigaon auf die Frage Pasangs, ob er nicht aufstehen wolle, wenn ein fremder Sahib mit ihm spreche. Wieviele Fremde denn schon hier gewesen seien, wollte Tichy wissen: „Du bist der erste.“ Auch der kleine Bub (rechts), war von den Fremden nicht beeindruckt.





Herbert Tichy erlebte Asien noch vor dem großen Touristenboom – ein anderes Asien, voller Gleichmut und Geduld und Ergebenheit in das Schicksal. Links: Eine „Brücke“ in Chitral. Kurz nachdem Tichy sie überschritten hatte, stürzten hier drei Frauen in den Tod. Unten: Herbert Tichy mit Pasang Dawa Lama 1954 auf dem Gipfel des Cho Oyu und 1982, kurz vor Pasangs Tod, in Nachme Bazar.

Alle Fotos: Archiv Tichy



ler und alpiner Hochstapler dagestanden, und diese Verdächtigungen hätten mir weitere Reisen verleidet und mich zu einem seßhaften Beruf – etwa an der Geologischen Bundesanstalt – bewogen. Da ich aber mit meiner Art des Lebens zufrieden war, bin ich dem Schlechtwetter und Neuschnee auf der Gurla Mandatha nachträglich dankbar. Oder war es ein weises Walten, das, vom nahen Götterthron ausstrahlend, den Menschen ihr Schicksal zuteilt?

Ein religiöses Gebirge

Vielleicht war es mir vom Anfang an bestimmt, daß ich mehr die religiösen Aspekte des Himalaja kennenlernen sollte als seine morphologischen Besonderheiten. Rechtens hätte es umgekehrt sein müssen. Das Jahr, in dem wir zum Kailas gingen, verbrachte ich hauptsächlich in Kaschmir, um dort die geologischen Untersuchungen für meine Doktorarbeit durchzuführen. Mein Interesse sollte Steinen und nicht Eremiten dienen. Es kam aber anders.

Die landschaftliche Schönheit Kaschmirs ist weltbekannt. Oft wird es die „Schweiz Indiens“ und seine Hauptstadt Srinagar ein „Venedig über den Wolken“ (am Wular-See lebt man in Hausbooten) genannt. Mein Arbeitsgebiet, der Gebirgszug Pir Panjal, der das Tal von Kaschmir gegen Süden abgrenzt, war verglichen mit den nördlichen Reizen eine eher karge Gegend. So benützte ich die erste Gelegenheit, die sich bot – eine Schönwetterperiode nach dem Monsun –, um Armanath zu besuchen.

Armanath ist eine etwa 4000 m hoch gelegene Höhle, die Shiva, dem Gott der Zerstörung geweiht ist. Während des Sommers wird sie von Tausenden Frommen aufgesucht, im Winter ist die Gegend tief verschneit. Eine Besonderheit von Armanath ist ein sich selbst erneuernder Lingam des Shiva aus Eis. Wasser tropft von der Decke der feuchten Höhle, gefriert am Boden und wächst als eisiger Stalagmit zur Höhe, ein umgekehrter Tropfstein aus Eis, der bis zu zwei Meter hoch wird. Die Anbetung der Pilger gilt hauptsächlich diesem heiligen Symbol. Böse Gerüchte wollen wissen, daß die Priester während der hochsommerlichen Pilgersaison, wenn die Hitze dem Lingam zusetzt, gelegentlich vom benachbarten Gletscher Eis und Schnee holen, um seine schmelzende Größe wieder aufzumörteln. Die frommen Pilger sind ein wahrer Geldsegen für die armen Kashmiri, und man bemüht sich, ihre Erwartungen nicht zu enttäuschen.

Als wir – der Inder Chatter, mit dem ich auch zum Kailas ging, und ich – aufbrachen, war die Pilgerzeit schon zu Ende, und die Täler angenehm menschenarm. Die Pilgerfahrt nach Armanath ist für die Leute aus dem heißen Indien ein furchteinflößendes Unternehmen, für das sie gewaltige Vorbereitungen treffen. Sie sind Höhe und Kälte nicht gewöhnt, auch sind viele nicht gut zu Fuß, so lassen sich manche Ältere oder Bequeme am Rücken von Kulis tragen.

Wir waren dankbar, diesem Trubel nicht zu begegnen. Wir stopften nur Schlafsäcke, Steigeisen und etwas Proviant in die Rucksäcke, dann zogen wir los. Ich war froh, der oft eintönigen

geologischen Tätigkeit entronnen zu sein, und wir hatten es nicht eilig. Wir stiegen auf einige Berge und verträdelten viel Zeit. Wir kamen an einem milchweiß gefärbten Gletschersee vorbei, in dem eine tausendköpfige, den Pilgern wohlgesinnte Schlange haust. Aus Dankbarkeit für ihre Friedfertigkeit sollen die Vorbeikommenden sich mit dem Seewasser waschen oder darin sogar untertauchen. Da die Gletscher nahe Nachbarn sind, erfordert diese Bußübung schon einige Frömmigkeit von den Gläubigen.

Als wir nach einigen Tagen die Höhle erreichten, waren die Pilger verschwunden, aber auch unser Proviant. Wir waren ausgesprochen hungrig, denn von den Hirten, denen wir gelegentlich begegnet waren, hatten wir nur Käse und einmal ein Stück Hammelfleisch erstehen können. Der Anblick, der sich uns bot, ließ uns den Hunger vergessen.

Die Höhle war etwa so groß wie ein geräumiges Zimmer und mit Eis umkrustet. Der Eingang wies nach Süden, so daß die flachen Strahlen einer tiefen Sonne niemals das Innere erreichten. Gefrorene Blumen, die Opfergabe früherer Pilger, lagen herum, und das Eis war durch roten Opferstaub grausam gefärbt, als hätte hier ein Blutbad stattgefunden.

Sobald sich unsere Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, erkannten wir im Hintergrund einen Sadhu, der trotz der feuchten Kälte kaum bekleidet war. Er saß unbeweglich, sah uns aber freundlich an. Wir brauchten nicht zu fürchten, ihn während seiner Meditation zu stören und berührten in Ehrfurcht seine Füße. Bald waren wir in ein freundschaftliches Gespräch verstrickt. Er hatte den ganzen Sommer in Armanath verbracht, vor Beginn der großen Schneefälle würde er aber wieder auf Wanderschaft gehen.

Der Heilige schien keinen Mangel zu leiden, denn die Pilger hatten viele nahrhafte Opfergaben zurückgelassen, auf die wir gierige Blicke warfen. Nach einem Blick auf unsere bescheidenen Rucksäcke kicherte der Heilige vor sich hin und sagte, es sei eine verkehrte Welt: statt daß wir zu seinem Unterhalt beitragen, müsse nun er uns ernähren. Das tat er reichlichst und liebenswürdig. Zum Abschied drängte er uns saftige Äpfel und hartes Fladenbrot auf und segnete uns. Es war meine erste Begegnung mit einem Heiligen des Himalaja, und ich war beeindruckt.

Mystiker: Maurice Wilson

Bevor ich nun ein paar Einzelheiten der Wanderung zum heiligsten Berg der Welt, zum Kailas, erzähle, möchte ich von einigen Menschen berichten, die im Himalaja nicht nur einen bestimmten Gipfel oder geographischen Punkt erreichen wollten.

Die seltsamste Erscheinung unter ihnen war wohl der Captain der britischen Armee *Maurice Wilson*. Er flog mit seinem Kleinflugzeug nach Indien und wollte möglichst hoch am Mount Everest landen und von dort den Weg zum Gipfel zu Fuß fortsetzen. Das war ein Jahr, bevor ich meine Arbeit in Kashmir begann, aber ich wußte damals nichts von ihm und hörte erst viel später von seinem abenteuerlichen Versuch und seinem

Tod. Er hatte die zu erwarteten Schwierigkeiten mit den anglo-indischen Behörden; nicht nur der Flug zum Everest wurde ihm verboten, sondern auch das Überschreiten der Grenze nach Nepal oder Tibet. Er verkaufte sein Flugzeug, verkleidete sich als Tibeter und gelang von Darjeeling aus unerkannt an die Nordseite des Mount Everest. Drei Sherpa und ein Pony trugen seine kümmerliche Ausrüstung. Am Berg selbst erreichte er eine Höhe von 6400 m, dort ist er erfroren. Die Sherpa, die seinen Versuch kaum ernst genommen und ihn wohl für einen Irren gehalten hatten, kehrten schleunigst nach Indien zurück.

Bei vielen Einzelgängern dieser Art kann man die Beweggründe mit einiger Wahrscheinlichkeit deuten – Abenteuerlust; die Sucht, etwas Sensationelles zu leisten und berühmt zu werden; der Drang, seine eigene Persönlichkeit bewährt zu sehen.

Wilson scheint ein komplizierter Charakter gewesen zu sein, ein Mystiker, der von einer neuen Gott-Erkenntnis erfüllt war. Wie aber konnte er seine große Erfahrung einer Menschheit mitteilen, die nur Erfolg und Äußerlichkeiten anbetete? Durch eine Leistung, die die Welt aufhorchen ließ, weil sie ans Wunderbare grenzte. Gott, der ihm die Erleuchtung geschenkt hatte, würde ihm das Wunder ermöglichen.

Vielleicht sind diese Erklärungen zu weit hergeholt, befaßt man sich aber mit der Persönlichkeit Wilsons, scheinen sie nicht unmöglich. Gott aber gewährt kein Wunder, und ein Jahr später fand Eric Shipton, der die englische Everest-Expedition leitete, Wilsons gefrorenen Leichnam. Er wurde im ewigen Schnee bestattet.

Das einsame Abenteuer Wilsons war mir bekannt, als ich, wiederum ein paar Jahre später, in Hongkong einen Film über die erste chinesische Besteigung des Mount Everest sah. Da der Gipfel während der Nacht erreicht wurde, zeigt der Film keine Bilder vom Augenblick des Triumphs, und der Höhepunkt des Streifens scheint mir die Begegnung der Chinesen mit Wilson zu sein, dessen Körper der Sturm wieder freigeblasen hatte. Da starren die Chinesen, die eine Büste Mao-Tse-tungs als Symbol ihrer siegreichen Revolution auf den Gipfel der Welt trugen, in die noch erkennbaren Züge des Mannes, der von demselben Gipfel aus eine neue Religion verkünden wollte.

Verbissen: Earl L. Denman

Ein anderer Einzelgänger, der in die Chronik des Mount Everest gehört, ist der Kanadier *Earl L. Denman*. 1947 schlug er sich – wieder ohne Erlaubnis und verkleidet – nach Tibet durch. Mit nur zwei Sherpa – einer war der spätere Erstbesteiger des Mount Everest, Tensing – erreichte er in Doppelmärschen den Berg. Er besaß Bergerfahrung aus Afrika, einen starken Willen und eine beachtliche körperliche Ausdauer, aber nur ein Minimum an Ausrüstung. Obwohl die Schneeverhältnisse ideal waren, mußte Denman seinen Versuch, den Gipfel zu erreichen, aufgeben – ohne Schlafsack hat man auf einem Achttausender nur wenig Möglichkeiten. Denman hat ein Buch „Alone to Everest“ geschrieben. Der fanatische Ein-

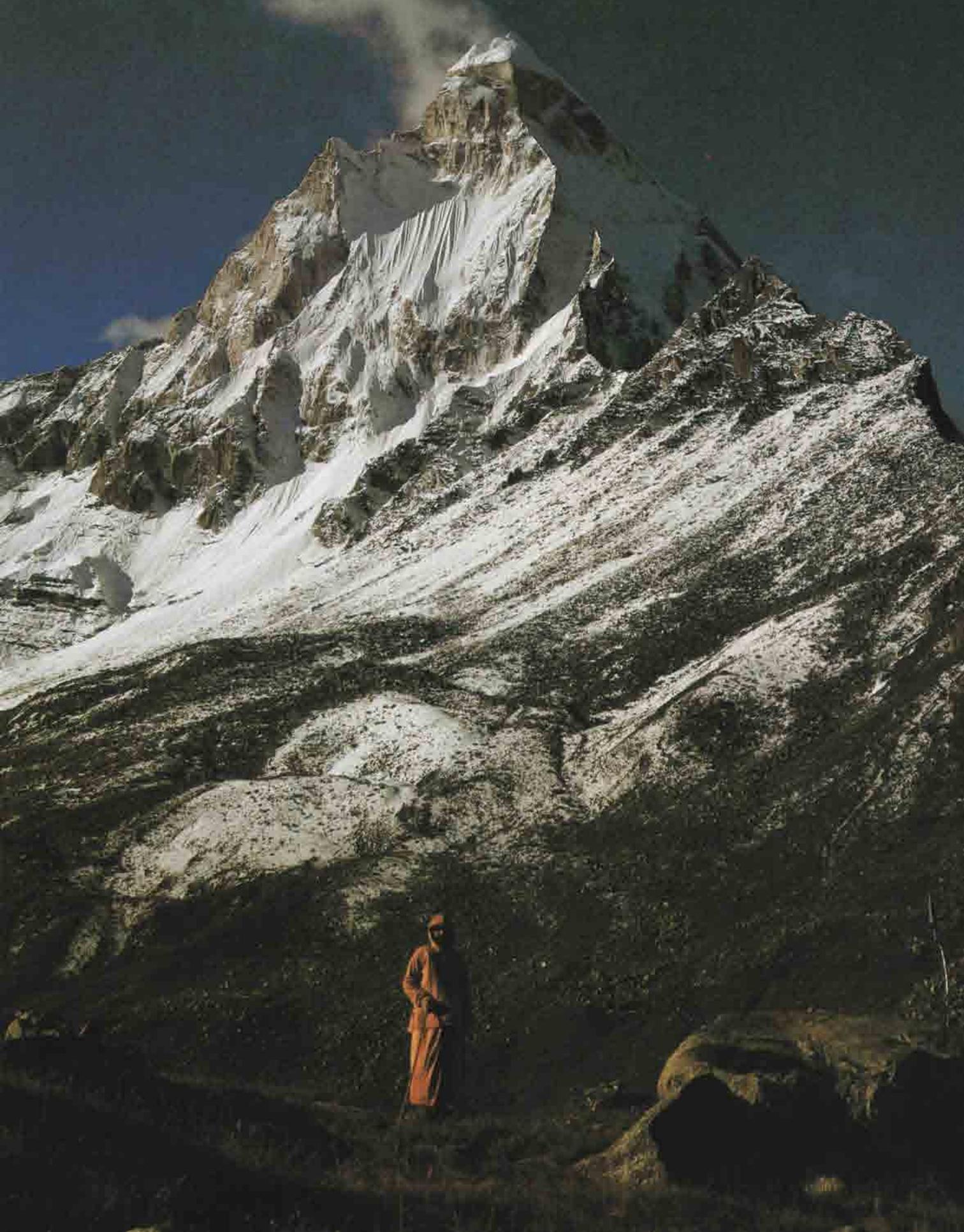
zelgänger scheint in eine Höhe zwischen 6400 m und 7000 m gekommen zu sein. Dort zwang ihn die Kälte zurück. Sein Unternehmen bedeutet einen Rekord an Schnelligkeit, Härte gegen sich selbst, vielleicht auch an Sinnlosigkeit.

Jahre später lernte ich Denman, der in Südafrika ansässig geworden ist, in Lesotho kennen. Ich war gerade in diesem winzigen afrikanischen Staat, um Material für ein Buch zu sammeln, und ein Engländer sagte eines Tages zu mir: „Ich hab’ einen Freund für Sie. Ihr werdet euch gut verstehen, ihr seid ja beide Himalaja-Leute.“ Gemeint war Denman.

Ich freute mich auf ihn. Menschen, die den Himalaja erlebt haben, fühlen sich als große Bruderschaft. Es ist, als hätten sie eine gemeinsame Heimat, der sie viele schöne Erinnerungen verdanken und an der sie trotz zeitlicher und räumlicher Entfernung mit Sehnsucht hängen. Wann und wo immer ich einen Europäer, Amerikaner oder Australier getroffen habe, der im Himalaja gewesen war, oder gar einem Sherpa begegnete, den das Leben in eine der großen Städte Indiens verschlagen hatte, vergaßen wir Herkunft, Umgebung und Sorgen – wir waren plötzlich wieder im Himalaja.

Nichts dergleichen mit Denman. Sein Gesicht wurde hart und verbissen, als er zu erzählen begann. Natürlich wäre er hinaufgekommen, wenn er mehr Geld gehabt hätte; nicht zu reden von den sonstigen Vorteilen, die offiziellen Expeditionen zustehen. Wir plauderten lange, aber da war nur Bitterkeit über ein mißglücktes Unternehmen, das in seiner Art einzig dasteht – keine Verluste an Menschenleben, nicht einmal Schwierigkeiten mit den Behörden wegen unerlaubten Grenzübertritts. Eine großartige sportliche Leistung – aber nicht ein Schimmer der Freude darüber; keine Erinnerung an das Kommen der Nacht, über deren dunklen Nebeln die hohen Gipfel noch lange leuchten; kein Willkommen der aufsteigenden Sonne, die den kalten Schatten vertreibt und neue Lebenswärme spendet.

Nach ein paar Stunden gingen wir auseinander, und ich habe Denman nicht mehr wiedergesehen. Aber ich denke oft an ihn. Wie konnte er aus dieser Landschaft von so großer Schönheit nur bittere Erinnerungen mitbringen? Selbst Menschen, die dort schwere Erfrierungen erlitten haben, lächeln meist, wenn sie sich an diese grausamen Stunden erinnern und davon erzählen. Vielleicht wollte Denman nur das Ziel und hat darüber die Schönheiten des Weges nicht gesehen, die einem ja bleiben, auch wenn der Weg das Ziel nicht findet. Nach dem Gespräch mit Denman wünschte ich, mit Wilson vor seinem Ende geplaudert zu haben. War er, als er merkte, daß der Gipfel für ihn unerreicht sei, auch so bitter? Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich möchte glauben, daß er ausgeglichen, fast fröhlich in den eisigen Schlaf gesunken ist. In dem chinesischen Film waren seine Gesichtszüge so unscharf, daß man weder ein Lächeln noch einen Schmerz in ihnen ausmachen konnte. So bin ich fast sicher, daß Wilson harmonisch gestorben ist; einen anderen Tod im Himalaja kann ich mir kaum vorstellen.



Seite 112: Shangri La gefunden.

Ein Hindu-Pilger am Ziel seiner Reise, die ihn von der Südspitze Indiens mehrere tausend Kilometer zu den heiligen Quellen des Ganges am Fuß des Shivling geführt hat.

Foto: Rudi Lindner

Gebrochenes Herz: Frank Smythe

Ein Mann, der, obwohl er viele hohe Gipfel bestiegen und aus der Erschließungsgeschichte des Himalaja nicht wegzudenken ist, auch den „Weg“ zu schätzen und liebevoll zu beschreiben wußte, war der Engländer *Frank Smythe*. In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg gehörte er zu den erfolgreichsten Himalajaleuten. 1931 erreichte er am Kamet 7755 m den höchsten bis dahin bestiegenen Gipfel und bei erfolglosen Everest-Expeditionen kam er bis 8600 Meter. Das zu einer Zeit, als die Bergsteiger mit Windjacken und Wickelgamaschen bekleidet waren. Als er 1949 zu einer neuen Expedition aufbrechen wollte, wurde er in Darjeeling von einer geheimnisvollen Krankheit befallen, der er kurze Zeit später erlag.

Ohne Einzelheiten über seinen Tod zu wissen, war ich einige Jahre später mit dem Schiff nach Indien und wieder einmal nach dem Himalaja unterwegs. An Bord befand sich eine Krankenschwester, die vom Europa-Urlaub in ihr Spital nach Darjeeling zurückkehrte. Als sie hörte, daß ich bergsteigen wollte, sagte sie voll überzeugtem Tadel: „Was für ein Unsinn. Ihr brecht Euch doch entweder das Genick oder das Herz.“

„Genick oder Fuß möglicherweise“, gab ich zu, „aber wieso das Herz?“

„Ich habe es doch selbst in Darjeeling erlebt“, sagte sie und erzählte. Nach ihrem Bericht hatte Smythe die Erlaubnis erhalten, den dritthöchsten Berg der Welt, den Kangchendzönga 8585 m mit einer Expedition zu versuchen. Während er in Darjeeling die letzten Vorbereitungen traf, erzwangen politische Schwierigkeiten ein Verbot der Expedition.

„Daraufhin ist er an gebrochenem Herzen gestorben“, erklärte die Schwester. „Das war gar nicht schön anzuschauen. Er ist in eine tiefe Melancholie verfallen und hat stundenlang mit dem Fernrohr gegen die weiße Wand des Krankenzimmers gestarrt, dorthin, wo er seinen Gipfel zu sehen glaubte. Manchmal ist er uns in den Vollmondnächten davongelaufen und hat vom Aussichtshügel auf zu dem Berg geschaut. Man hat ihn noch nach England gebracht, dort ist er bald gestorben. An gebrochenem Herzen.“

Ich weiß nicht, wie weit die Erzählung der Schwester den Tatsachen entspricht – tatsächlich wurde die geplante Expedition untersagt und Smythe ist im gleichen Jahr gestorben – oder ihrer Phantasie entsprungen ist, aber ihr Ausdruck des „gebrochenen Herzens“ bleibt mir unvergeßlich. Hat man die Schönheit der Gipfel, die von Darjeeling aus zu sehen sind, selbst erlebt, und kennt man aus Smythes Büchern seine Liebe zu diesen Bergen, kann man sich leicht vorstellen, daß sie die Wahrheit gesprochen hat.

Eines der schönsten Bücher von Smythe („Valley of flowers“) beschreibt ein Hochtal im Garhwal-Himalaja, das sich durch besonders reiche Vegetation und verschwenderischen Blumenreichtum auszeichnet. Als Monsunregen und Nebel höhere Ziele unsichtbar und unmöglich machten, trieb ich mich dort einmal einige Tage herum. Die feuchte Wärme verwandelte den Talboden in einen Teppich von Tausenden Blüten und vielfältigen Farben. Zwischen den Blumen lag das Grab

der Engländerin *Joan Margaret Legge*, die hier tödlich verunglückt war, als sie Blumen und Samen gesammelt hatte. Ich hatte mein Zelt in der Nähe ihrer Ruhestätte aufgeschlagen und grübelte darüber nach, wie die einsame Botanikerin ihre letzten Stunden verbracht haben mochte. War sie dankbar gewesen, daß sie ihr Leben inmitten eines Paradieses der Pflanzen und nicht in einer kahlen Großstadt beenden konnte? Gräber im Himalaja stimmen mich immer nachdenklicher als solche auf einem unserer Friedhöfe. Man ist nur zu geneigt, dem ewigen Schläfer das Glücksgefühl zuzuschreiben, das man selbst in dieser Landschaft empfindet. Herrscht es aber noch vor, sobald die dunklen Schatten kommen? Ist der Abschied von dieser strahlenden Welt der Berge nicht schwerer als der von einem düsteren Krankenzimmer?

Shangri-La gefunden

Aber vielleicht hatte Miß Legge, bevor der Tod sie erreichte, ihr „Shangri-La“ gefunden, und der Abschied vom Leben wurde für sie zu einer Selbstverständlichkeit wie das Kommen der Nacht, dem das Dämmern des Morgens folgt.

„Shangri-La“ wurde durch den englischen Schriftsteller *James Hilton* zu einem weltbekannten Begriff. In seinem Buch „Lost Horizon“, das auch erfolgreich verfilmt wurde, beschreibt er die menschliche Sehnsucht nach Ausgeglichenheit, Glück und ewigen Leben – eben nach Shangri-La, und auch die Schwierigkeiten, dorthin zu gelangen und dort weilen zu dürfen. Hiltons Shangri-La liegt irgendwo in Tibet, zwischen abweisenden Bergen in einer paradiesischen Oase. Es ist ein symbolischer Ort des unendlichen Friedens, den jeder von uns in sich trägt. Trotzdem glauben immer wieder Menschen an ein geographisches Shangri-La, in dem unsere mechanistischen Gesetze von Zeit und Raum nicht gelten, von wo aus die „großen Meister“ die Geschicke der Menschheit leiten, ohne daß wir uns ihrer Allmacht bewußt werden. Während des Zweiten Weltkriegs begegnete ich in Shanghai einem Mann, der ohne falsche Bescheidenheit durchblicken ließ, daß er einer der fernen Meister sei, der Shangri-La verlassen habe, um der sich mordenden Menschheit zu helfen. Es war der berühmte und berühmte, aus Ungarn stammende Abenteurer *Trebitsch-Lincoln*. Er sandte Botschaften an die Führer der kriegführenden Mächte, die einen sofortigen Frieden forderten. Als sie unbeantwortet blieben, machte er sich zu Fuß nach seinem Shangri-La auf, um dort neue Maßnahmen zu treffen, die das Morden beenden sollten. Entweder war der Weg zu weit oder die Schuhe waren zu eng, jedenfalls mußte er mit Blasen an den Füßen nach Shanghai zurück, wo er elend und armselig wie ein ganz gewöhnlicher Mensch an einer Magenoperation im Krankenhaus starb. Der Krieg ging weiter, und die großen Meister verhielten sich abwartend. Shangri-La blieb eine Sehnsucht. Näher diesem geheimnisvollen Ort kam ein paar Jahre später Miß *Christobal Bevan*, eine in Mexiko lebende Theosophin. Eine Vision hatte sie aufgefordert, ihr Shangri-La, das nördlich des Tsangpo in Tibet lag, aufzusuchen. Sie reiste um die halbe Welt und versuchte – wieder einmal: ohne Erlaubnis und nur



Links: Als indischer Pilger verkleidet, wanderte Tichy 1936 zum Kailas

Foto: Archiv Tichy

Migot hat dieser Bitte entsprochen, und in seinem lesenswerten Buch „Vor den Toren Tibets“ erwähnt er diese Begegnung nicht. Mir erzählte er sie, als wir uns, auch ich nach einem vergeblichen Versuch, nach Tibet zu kommen, am Gelben Fluß trafen. Migot verfügte über ein erstaunliches Wissen, sprach Tibetisch und war Angehöriger einer tibetischen Sekte. Seine abenteuerliche Reise bezeichnete er als eine „Eskapade, die mir das primitive Vergnügen bot, Gefahren zu begegnen und Schwierigkeiten zu überwinden“. Die kurze Begegnung, war ein Vergnügen. Wenn ich das Schweigen Migots nicht teile, scheint mir das kein Vertrauensbruch. Seit unserem Treffen ist eine so lange Zeit vergangen und die Verhältnisse im früheren Grenzgebiet haben sich so gewaltig verändert, daß der geheimnisvolle Mönch, wo immer er sein Shangri-La jetzt angesiedelt hat, keine Störung zu befürchten hat. Ich möchte ihn hier nur erwähnen, um zu zeigen, daß manche den Ort ihrer Sehnsucht doch erreichen und dort verweilen.

Aber nicht nur Träumer und Gottsucher wissen von diesem Shangri-La der Wunschlosigkeit zu berichten, sondern auch sachliche Bergsteiger. So erzählt *Hillary*, der Erstbesteiger des Mount Everest, daß seine Sherpa, während einer späteren Expedition, in einem entlegenen Tal eine Höhle entdeckten, in der tibetische Pelze, Decken, Teppiche und ein religiöses Buch verborgen waren. Das Versteck lag etwa 4500 m hoch, und es war anzunehmen, daß ein Lama auf der Flucht vor den Chinesen aus Tibet die Gegenstände hier in Sicherheit gebracht hatte. Man beschloß, das Besitztum des Flüchtlings an Ort und Stelle zu belassen, vielleicht würde er zurückkehren, um seine Habseligkeiten zu holen. Dawa Tensing, ein des Schreibens und Lesens kundiger Sherpa, geriet über den Inhalt des Manuskripts in höchste Erregung und schrieb es in stundenlanger Arbeit ab. Dann wurde das Original zu den anderen Funden gelegt.

Erst als sich die Expeditionsteilnehmer trennten, erklärte der gelehrte Sherpa den Grund seines großen Interesses. Das Buch handle von dem göttlichen Dorf des großen Guru Rimpotsche, der dem Buddhismus im östlichen Tibet und in Nepal zum Durchbruch verhalf. Eine alte Legende erzählt, daß der Guru ein Dorf des ewigen Friedens gegründet habe, in dem seine Anhänger ungestört von den Ereignissen der Welt leben konnten. Es soll irgendwo im Barun-Tal liegen – eben wo das Buch gefunden wurde –, aber gewöhnliche Sterbliche können weder den Weg dorthin erkennen noch das Dorf der Sehnsucht erblicken. Erst wenn man die Hindernisse, die Shangri-La verbergen, überwunden hat, kann man das Dorf des Guru Rimpotsche betreten. Man muß die Meditation beherrschen, der letzten Weisheit teilhaftig geworden sein und die göttlichen Gesetze befolgen.

Pilgerfahrt zum Kailas

Nun ein paar Einzelheiten unserer Pilgerfahrt im Jahre 1936 zum Kailas, der ja für viele eine Art Shangri-La bedeutet. Es wäre ermüdend, den dreimonatlichen Fußmarsch genau zu be-

mit zwei Sherpa – an ihr Ziel zu gelangen. Sie besaß keine alpine Erfahrung und außer einem Mantel und einem verschlissenen Zelt keine Ausrüstung. Was sie leistete, grenzt ans Unwahrscheinliche und läßt sich nur durch die Stärke ihres Glaubens erklären. Von Gangtok aus überquerte die fast Fünfzigjährige bei brusttiefem Schnee einen fast 6000 m hohen Paß, verletzte sich schwer, kam humpelnd, armseelig und halb erfroren nach Shigatse, der nach Lhasa bedeutendsten Stadt Tibets. Als man dort herausfand, daß sie unerlaubt eingereist war, wurde sie höflich, aber bestimmt zurückgewiesen. Ihre große Enttäuschung machte einem Glücksgefühl Platz, als ihr eine zweite Vision mitteilte, daß dieser Ablauf der Ereignisse der günstigste für sie sei. Sie kehrte nach Mexiko zurück und hatte eine Leistung vollbracht, die rein körperlich die des mißmutigen Mr. Denman noch übertraf.

Manche Wanderer aber scheinen ihr Shangri-La gefunden zu haben und keine Neigung zu zeigen, wieder in die alltägliche Welt zurückzukehren. So hörte ich von *André Migot*, einem französischen Arzt, Wissenschaftler, Schriftsteller und überzeugtem Buddhisten, der nach Kriegsende vergeblich versuchte, über China nach Tibet zu gelangen, daß er in einem der lamaistischen Klöster des Grenzgebiets einem Europäer begegnet sei, der dort schon seit Jahren als Mönch hauste. Der Mann sprach ein leidliches Französisch, und Migot konnte nicht erkennen, welcher Nationalität er ursprünglich angehört hatte. Der Mönch wich allen Fragen nach seiner Herkunft, seinen Beweggründen und seinem Schicksal höflich aber bestimmt aus. Er ersuchte Migot, seine Existenz unerwähnt zu lassen, da er sein Leben hier ungestört und in Frieden, von seiner Umgebung als dazugehörend anerkannt, beschließen wolle. Er habe sein Shangri-La gefunden.

Foto: Herbert Tichy

schreiben, ich will mich auf ein paar – eher heitere – Episoden beschränken.

Die Hauptschwierigkeit war, mich in einen glaubwürdigen Inder zu verwandeln. Almora verließ ich noch als Europäer und war sogar mit einem Tropenhelm ausgestattet. Damals war die Überzeugung vorherrschend, daß man ohne diese Kopfbedeckung die tropisch-heiße Sonne des Mittags nicht überleben würde. Nach fünf Tagen schickten wir die Kulis, die unser Gepäck trugen, zurück, und ich verwandelte mich zum Inder. Das Haar wurde schwarz gefärbt und ich schmierte mir zusätzliches Nußöl ins ohnehin sonnverbrannte Gesicht. Den Tropenhelm verbrannten wir mit einiger Feierlichkeit. Im nächsten Ort tauchte ich schon als – zwar nicht wasch-, aber doch fast echter – Inder auf.

Eine andere Schwierigkeit war die Sprache. Ich konnte mich zwar auf Urdu verständigen, aber bei einem längeren Gespräch wären meine geringen Kenntnisse hörbar geworden. In Tibet selbst würde das keine Rolle spielen, aber die südlichen Täler des Himalaja und ihre Menschen gehörten sprachlich noch zu Indien. Wir verfielen auf den Ausweg, daß ich mich möglichst tölpisch benahm und mein Inder-Freund Chatter den Leuten erklärte, ich sei im Kopf nicht richtig beisammen, kurz gesagt, ein Idiot. Sie sahen mich dann einen Augenblick prüfend an und waren beleidigend rasch von der Wahrheit dieser Worte überzeugt.

Sobald wir einmal in Tibet waren, fühlten wir uns vor einer Entdeckung ziemlich sicher. Meine schauspielerischen Fähigkeiten würden auch vor tibetischen Augen bestehen.

Im Laufe der Reise entwickelten wir uns – mehr meine Begleiter als ich, denn ich war ja sprachlich gehandikapt – zu veritablen Märchenerzählern. Da wir unsere Pilgerfahrt nun einmal durch Notlügen erklären mußten, ließen wir der Phantasie freien Lauf. Im Kloster Diripu hatte der Garpon Sahib, der Fürst von Westtibet, wegen meines Fotografierens Verdacht gehegt. Als der Friede hergestellt worden war, hatte der Garpon wissen wollen, warum wir denn schon so früh im Jahr unterwegs seien, da die Pässe noch verschneit und die Tage kurz sind. Ich hatte diese Jahreszeit mit Absicht gewählt. Die große Zahl der Pilger tritt ihren Marsch erst später bei günstigeren klimatischen Bedingungen an, aber wir wollten ja möglichst wenigen Menschen – besonders solchen aus Indien – begegnen. Das war natürlich keine Erklärung, die dem Garpon gefallen würde, so wußte Kapur eine andere. Er sagte etwa: Das Herz sei schuld daran, also die Liebe. Wir seien nur armselige Burschen aus Kaschmir, aber wir hätten die Töchter eines Nachbarn kennen und lieben gelernt. So wollten wir möglichst rasch heiraten. Der Nachbar aber und auch unsere Eltern seien so fromme Hindus, daß sie ihre Erlaubnis erst geben wollten, wenn wir die große „parikrama“ um den Heiligen Berg durchgeführt hätten. So hätten wir uns raschest auf den Weg gemacht, gleichgültig wie hoch der Schnee auf den Pässen liegt und wie unfreundlich kalt die hohen Stürme, denn die beiden Mädchen . . . mit Diskretion aber doch auch mit Handbewegungen schilderte Kapur die weiblichen Reize unserer Auserwählten.



Trotz seines hohen Ranges zeigte der Garpon Verständnis für irdische Schwächen und wollte weitere Einzelheiten über den Anlaß unserer überhasteten Pilgerreise wissen. Kapur zeigte sich als Gentleman, und seine weiteren Schilderungen der erfundenen Mädchen hielten sich durchaus in einem gesellschaftsfähigen Rahmen. Jedenfalls war die Freundschaft mit dem hohen Herren gefestigt, und wir durften uns auf die „parikrama“ des kommenden Tages freuen.

Parikrama

Damit ist die Umrundung, die Umgehung eines Heiligtums gemeint. Sie wird immer im Uhrzeigersinn durchgeführt, so daß der verehrungswürdige Gegenstand sich zur rechten Hand des Gläubigen befindet. Auch einer Mani-Mauer geht man immer an der linken Seite entlang; ein gegenteiliges Verhalten würde erstaunte Blicke, wenn nichts Schlimmeres hervorrufen. Die Parikrama ist die weltliche Projektion des kosmischen Mandala, eine Darstellung des Rades des Lebens, das von der Geburt über das Leben zum Tod und einer neuerlichen Geburt führt. Eine Parikrama befreit von den Sünden eines Lebens, hundertacht Parikramas eröffnen das Nirvana.

Wir wollten uns mit einer Umgehung des Kailas begnügen und nicht gleich unbescheiden nach dem Nirvana greifen, auch hätte diese Bußübung, vorausgesetzt, die Beine hielten durch und der Winterschnee fiel nicht zu hoch, ein Jahr gedauert.

Der heilige Weg um den Berg ist etwa vierzig Kilometer lang. Swami Pranavananda, der einen regelrechten Baedeker für Kailas-Pilger verfaßt hat, gibt 36 Meilen an. Wir haben die Umgehung, nicht hastend, aber auch nicht trödelnd, in zwei Tagen durchgeführt. Ältere Herrschaften benötigen drei Tage. Es gibt aber auch Eilige, meist sind es Tibeter, denn Inder sind an die große Höhe nicht gewöhnt, die sich in einem Tag um den Berg mühen, quälen, eine Leistung, die „Chhokar“ genannt, aber anscheinend nicht sehr hoch eingeschätzt wird. Die raschen Bänder werden mit einem Spitznamen belegt, der etwa bedeutet: „Einer, der wie ein Hund im Kreis läuft.“ Wir hielten uns zwischen diesen Extremen in der Mitte, wir setzten ganz einfach das bisherige Tempo unserer Wanderung fort.

Der Bußweg ist von großer Schönheit. Nicht immer sieht man den Kailas, dessen naher Gipfel ja hoch oben schwebt, manchmal ist er von näheren Felsen und Gesteinslagen verdeckt. Sven Hedin hat ihn während seiner Parikrama aus verschiedenen Himmelsrichtungen gezeichnet, und er bietet immer ein anderes Bild.

Meines Wissens hat noch niemand versucht, den Kailas zu besteigen. Er wäre kein schwerer Berg. Colonel Commandant R. C. Wilson von der indischen Armee, der 1926 diese Gegend besuchte und ein guter Alpinist war, hat eine Aufstiegsroute ausgekundschaftet und in seinem Bericht empfohlen: über den Südost-Grat könne man den Gipfel erreichen. Zeitmangel hinderte ihn, es selbst zu versuchen. Der genannte Grat bietet den höchsten Punkt einladend an. Als ich Kitar auf diese bergsteigerische Möglichkeit aufmerksam machte, schüttelte er nur entsetzt den Kopf. Wie konnte ich an so ein Sakrileg auch nur denken? Ich dachte auch nicht ernsthaft daran. Nach der Abfuhr, die wir auf der Gurla Mandatha erlitten hatten, und dem Verhör durch den Garpon Sahib wollte ich mich an die Pilgerregeln halten. Das machen übrigens auch sachliche Expeditionen, wenn ein *heiliger* Gipfel ihr Ziel ist. Ein paar Meter unter dem höchsten Punkt kehren sie um. So haben sie ihre alpinen Fähigkeiten bewiesen, ohne die religiösen Gefühle der umwohnenden Bevölkerung zu verletzen. So geschah es am Kangchendzönga, am Pumori und am „Fischschwanz“ in Nepal.

Leben ohne Netz

Nach der Reise zum Kailas wurde ich häufig als „Abenteurer“ etikettiert. Während meines Lebens habe ich nur kurz einen bürgerlichen Beruf ausgeübt, als Ölgeologe in Deutschland und Polen. Gelegentlich hatte ich Verträge mit Zeitungen, Zeitschriften und Verlagen, für die ich als Berichterstatter, Fotograf und Autor tätig war. Das waren aber immer kurzfristige Abkommen, die mit einer richtigen „Laufbahn“ wenig gemein haben. Hätte ich meine geologische Karriere nicht freiwillig aufgegeben, um als Reporter nach Thailand zu fahren, wäre ich heute sicher Oberbergrat mit entsprechenden Pensionsansprüchen. Ich bedauere durchaus nicht, daß ich mir weder den Titel noch die Ansprüche erarbeitet oder „ersessen“ habe.

Wahrscheinlich bin ich nicht fauler als die meisten anderen Menschen. In einem bürgerlichen Beruf mit seinem bestimmten Tagesablauf und festgelegten Ferienwochen störte mich die Sicherheit, mit der man, falls man sich nicht einen argen Schnitzer leistete oder geniale Einfälle hatte, die Stufenleiter zu einer wiederum festgelegten Spitze hinaufkletterte. Im freien Beruf war das anders. Zu viele mittelmäßige Reportagen, und die Zeitschrift suchte sich einen anderen Mitarbeiter; ein oder zwei Bücher, die sich nicht verkauften, und man anti-chambrierte vergeblich in den Verlagshäusern. Man mußte sich bei jeder neuen Aufgabe bewähren, sonst war man rasch unten durch. Es war weniger eine äußere Konkurrenz, gegen die man sich wehren und die man aus dem Felde schlagen mußte, als ein inneres Selbstbewahren und ein „Mit-sich-zufrieden-Sein“, wenn man mit seinen Anforderungen nicht allzu bescheiden war, auf die es ankam.

Das waren einige der Gründe, die mich einen bürgerlichen Beruf meiden ließen. Dazu kam bei meiner Art der Beschäftigung, daß ich keinen Vorgesetzten über mir hatte. Die unangenehmen Auswirkungen einer beruflichen Hierarchie – Ergebenheit nach oben, Befehlstun nach unten – blieben mir erspart. Das hat mir wahrscheinlich viele Antipathien erspart, sowohl solche, die ich in mir aufspeicherte, als auch solche, die gegen mich gerichtet waren. Natürlich bestimmte ein Redakteur oder die Richtung seiner Zeitung die Art der Berichte, die gewünscht waren. Der Verleger entschied, welcher Titel in sein Programm paßte, und ein Lektor hatte manchmal Einwände gegen meine Ausdrucksweise oder Grammatik. Aber meist hielten sich diese Einmischungen in erträglichen Grenzen. Ich empfand sie eher als Unterstützung meiner eigenen Bemühungen, als Entfernung kleiner Fehler und Unachtsamkeiten, die meine Aussage nicht veränderten, sondern sie nur von flüchtigen Häßlichkeiten befreiten.

Die Art meines Lebens hatte den großen Vorteil, daß die Arbeit oder sagen wir: die Tätigkeit, mit der ich das zum Leben nötige Geld verdienen konnte, gleichzeitig mein liebstes Hobby war. Nur gelegentlich gab es mühsame Aufgaben, etwa das dritte Durchlesen von Korrekturfahnen, wobei man trotz aller Sorgfalt davon überzeugt sein konnte, daß sich im fertigen Buch der eine oder andere Druckfehler vorfinden würde. Diese langweilige Arbeit mit den Fahnen wurde mehr als aufgewogen durch das Schreiben eines neuen Textes. Ich bilde mir durchaus nicht ein, daß meine Bücher besonderes Gewicht oder gar literarischen Wert besäßen aber es waren *meine* Bücher, ohne mich hätte es sie nicht gegeben, und es waren meine Gedanken oder Gefühle, die ich mit Worten zu beschreiben suchte. Ich spürte den Stolz, etwas geschaffen zu haben, das vor mir nicht da war. Ich meine das nicht im überheblichen Sinn, es war der Stolz des Tischlers, der einen formenschönen Tisch gezimmert hat, oder eines Schuhmachers, der in ein paar gelungener Stiefel den letzten Nagel schlägt. Es war die Freude des Handwerkers, der sein Werk, sobald er es vollendet hat, in der Hand halten und abwägen kann. Wir, die Handwerker und ich, waren für unser Erzeugnis verantwortlich, wir konnten uns nicht in die Anonymität eines Fließbandes zurückziehen, wo

Foto: Herbert Tichy

wir nicht erkennen konnten, wieviel der uns zugewiesene Handgriff zum Zustandekommen des Endproduktes beigetragen hatte.

Aber ich will mich hier nicht weiterhin mit Lobpreisungen meiner Art des Lebens ergehen, sondern von den Schwierigkeiten einer Berufsbezeichnung erzählen. Gewöhnlich muß man den Beruf ja nur für amtliche Formulare und natürlich auch für den Paß angeben. Nun habe ich, ohne sie in Indien, wo ein guter Markt dafür besteht, je verkauft zu haben, einen ziemlichen hohen Verschleiß von Reisepässen, muß also häufig einen Beruf angeben und ihn – strengen Amtsschimmel vorausgesetzt – auch beweisen können. Begonnen hat es mit einem einfachen klaren „Student“, dann kam „Geologe“ und schließlich „Journalist“. Hier begannen die Schwierigkeiten. In manchen Ländern wird man als Journalist nur ungern gesehen und als oberflächlicher Reporter oder potentieller Spion eingestuft. Theoretisch hätte ich auf „Geologe“ zurückgreifen können, aber die Zunft der Geologen hätte sich mit Recht dagegen verwehren können, hatte ich doch schon seit zwanzig Jahren nicht das geringste mit ihrer Wissenschaft zu tun. Schließlich – auch in meinem jetzt gültigen Paß – bin ich auf „Schriftsteller“ ausgewichen. Das ist nach Art meiner Bücher zwar anmaßend und überheblich, aber noch hat kein Pen-Klub oder eine literarische Interessensvertretung dagegen Einspruch erhoben. Auch hat diese Berufsbezeichnung, deutsch geschrieben, den Vorteil, daß sie schon in englisch sprechenden Ländern kaum verstanden wird, von exotischeren Gebieten ganz zu schweigen. Erklärt man dem fragenden Grenzbeamten, Schriftsteller hätte etwas mit Büchern zu tun, schwindet das anfängliche Mißtrauen meist, denn mit Büchern verbindet man – natürlich ganz zu Unrecht – kaum staatsgefährliche Bestrebungen.

Beruf: Abenteurer

Vor einigen Jahren war mein Paß wieder einmal vollgestempelt, und ich mußte mir bei der österreichischen Botschaft in Delhi ein neues Dokument ausstellen lassen. Der Kanzler, der diese Amtshandlung durchführte, war mit mir befreundet und riet mir, da ich gerade nicht im Auftrag einer Zeitung, sondern nur so zur Freude im Lande war und an dieser Art des Reisens großen Gefallen fand, als Beruf doch einmal „Abenteurer“ zu versuchen. Amtszeiten in Delhi hatten damals keine strengen Grenzen, er holte aus einem Schrank Whisky und Soda, und wir begannen ein langes Gespräch darüber, was denn die Besonderheiten eines „Abenteurers“ ausmache. Wir mußten beide zugeben, daß wir dieses Wort zwar gelegentlich oder gar häufig verwendeten, über seine besondere Bedeutung aber niemals nachgedacht hatten. Unsere damaligen Überlegungen habe ich in meinem letzten Buch*) folgendermaßen zusammengefaßt:

Sachlich lassen sich Abenteurer leicht definieren. Sie sind unser Zusammentreffen mit dem Unerwarteten, dem Außergewöhnlichen, dem Neuartigen. Im Trott unseres Alltagslebens

sehen wir uns plötzlich einer Schwierigkeit oder bisher unbekanntem Situation gegenüber, die wir mit unserer eigenen Initiative bewältigen müssen, ohne auf ein gebräuchliches Schema zurückfallen zu können. Wir sind auf uns selbst gestellt und können kein vertrautes Beispiel nachahmen. Kommt noch eine Portion Gefahr dazu, wird das Abenteuer erst richtig schmackhaft.

Kinder leben in einem Paradies voller Abenteuer. Der erste Schritt und das erste Anfassen einer heißen Herdplatte sind Abenteuer, die das Kind lehren, nicht auf wackelige Steine zu steigen und Feuer zu meiden. Diese ersten, oft bitteren Erfahrungen ermöglichen es dem jungen Menschen, sich halbwegs unbeschädigt durch seine Umwelt zu bewegen. Aber statt dankbar zu sein, diese harte Lehrzeit hinter sich zu haben, sucht er – oft bis ins hohe Alter – nach immer neuen Abenteuern.

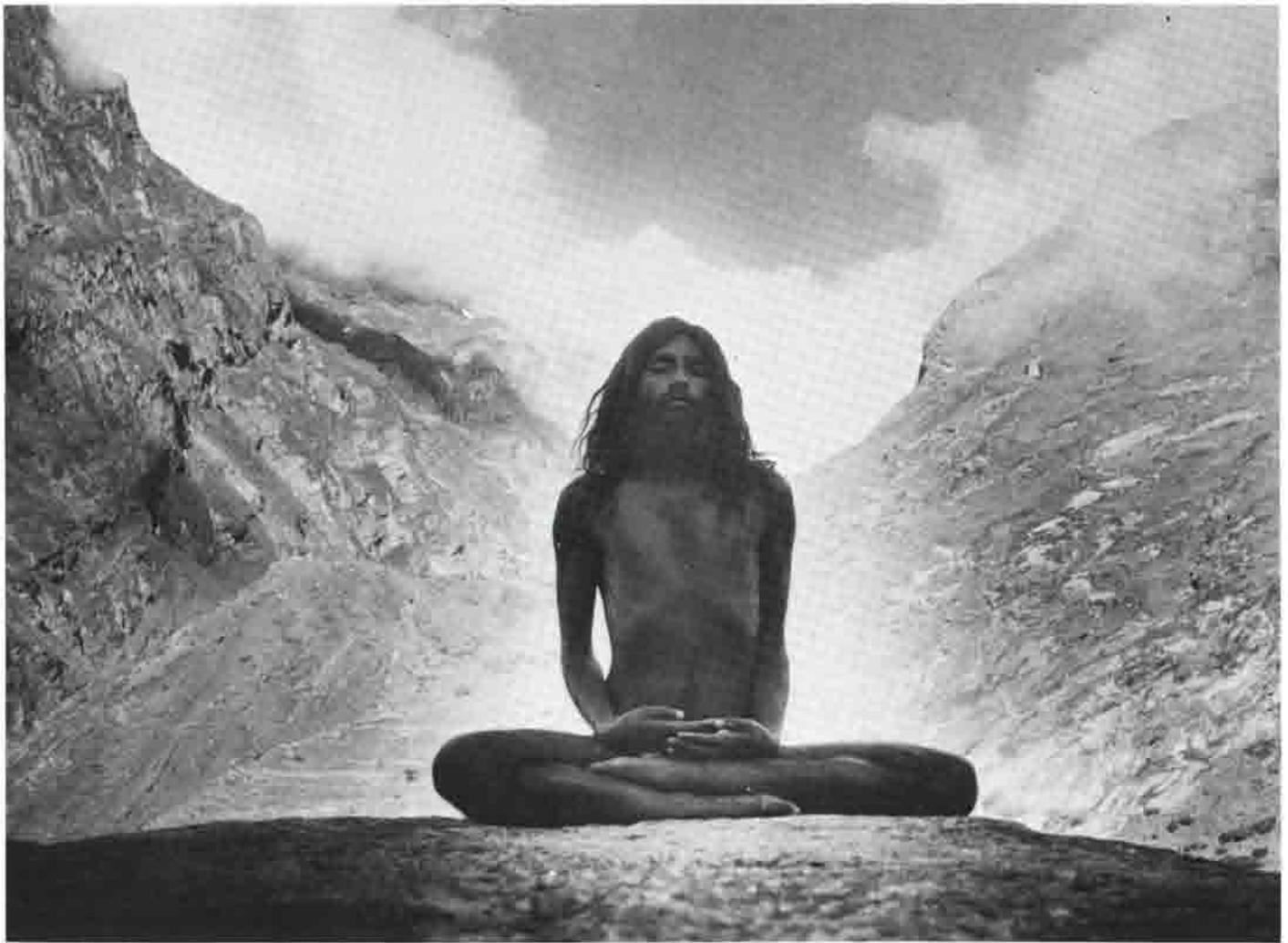
Ähnlich wie dem einzelnen Kind ist es der Menschheit als Ganzes ergangen. Von den Steinkeilen des Homo habilis zum Computer, von den Wachsfügeln des Ikarus bis zur Mondfähre verdankt sie diesen Fortschritt – wenn wir bei manchen technischen Entwicklungen auch zögern, dieses Wort zu verwenden –, ihrem Drang nach dem Abenteuer. Er hat Wissenschaftler, Erfinder und Forscher auf immer neuen Wegen ins Unbekannte getrieben.

Die Helden der alten Epen und großer Dichtungen waren Abenteurer, deren Name auch denen geläufig ist, die sich nicht mit Literatur befassen – Odysseus, Don Quichote, Robinson Crusoe, Simplicissimus – um nur einige zu nennen. Listenreich, erfinderisch und manchmal auch demütig haben sie sich mit den Eigenarten fremder Welten herumgeschlagen, ja diese meist gesucht.

Blicken wir in der Geschichte zurück, sie wurde von Abenteurern gestaltet. Manche hatten große Visionen, andere waren von Machtgelüsten getrieben, oft waren die beiden schwer voneinander zu trennen, aber sie hatten eines gemeinsam: sie gaben sich mit dem begrenzten Horizont, der sich ihnen bot, nicht zufrieden. Das gleiche gilt für die Wissenschaftler und Forscher. Hören wir von den letzten Erkenntnissen im Mikro- und Makrokosmos, so öffnet sich uns tatsächlich eine „neue Welt“, deren Ausmaße und Gesetze demütiges Staunen hervorrufen.

Der Drang zum Abenteuer ist, mehr oder weniger ausgeprägt, allen Menschen eigen. Den meisten von uns aber fehlt es an der Ausbildung und Begabung, um die Weiten des Universums und die Geheimnisse des Atoms, die schöpferischen Möglichkeiten des Klangs und den Reichtum der Worte zu erforschen. Wir geben uns mit handfesteren Abenteuern zufrieden, aber Technisierung und Organisation der heutigen Sozialstaaten lassen dafür wenig Raum. Sie bevormunden ihre Bürger von der Wiege über gesicherte Arbeitsplätze und Pension bis zum Grabe. Abenteurer sind in diesem Schema unerwünscht – und meist auch wenig erfreulich –, aber der Wunsch danach bleibt. Die Wirtschaft hat hier eine Marktlücke erkannt. Zeitschriften locken mit „Abenteuer und Reisen“ neue Leser, und Urlauber, die früher mit drei Wochen in Grado zufrieden waren, werden

*) Herbert Tichy, Was ich von Asien gelernt habe, Orac-Verlag, Wien 1984



mit dem Versprechen eines Abenteuers in den Dschungel, in die Arktis, in die Wüste gelockt. Das nötige Geld vorausgesetzt, scheint die ganze Welt, ein paar Krisengebiete ausgenommen, zu einem Tummelplatz für Abenteurer geworden zu sein.

Nur läßt sich leider – oder Gott sei Dank – das wirkliche Abenteuer weder organisieren noch käuflich erwerben. Man kann es zwar suchen, aber ob man es findet, hängt vom Zufall und von einem selbst ab.

Wir gewöhnlichen Menschen, die in europäischen Städten leben und einem bürgerlichen Beruf nachgehen, begegnen dem Abenteuer meist in der Natur und da häufig in den Bergen. Ganz unabhängig von der Schwierigkeit unseres Vorhabens macht uns die ungestörte Natur mit ihrem zeitlosen Rhythmus hellhörig für die Vielschichtigkeit der Welt und rückt unser eigenes Selbst mit seinen Sorgen und Wünschen auf den rechten Platz zurück. Fast schmerzlos, eher bereichert merken wir, daß wir gar nicht so wichtig sind, wie wir vor kurzem noch dachten. Es ist dies kein Zurückversetztwerden, das weh tut, sondern eine harmonische Selbsterkenntnis. Die Überbewertung des eigenen Ego schwindet, und die Dinge fallen ins richtige – fast könnte man sagen: ins kosmische – Lot. Unsere Selbstachtung braucht darunter nicht zu leiden. Im Gegenteil, wenn unser Abenteuer mit Gefahren verbunden ist, müssen wir uns gegen Herausforderungen bewähren, die unser tägliches Leben nicht kennt.

Wir tragen – um bei einem alpinen Beispiel zu bleiben, das aber entsprechend abgeändert für andere Bereiche Gültigkeit hat – die Verantwortung für einen Freund und auch für das eigene Leben. Wir wissen zwar von den Erfahrungen unserer Vorgänger – gleichgültig ob wir Jochwanderer oder Himalajastürmer sind –, wie man sich in einer mißlichen Lage am vorteilhaftesten verhält, aber die Umstände sind niemals die gleichen, und wir müssen unsere ureigene Entscheidung treffen. Oft merken wir, daß der Mut zur Umkehr eine größere Leistung ist als waghalsiges Weitermachen. Und niemals dürfen wir vergessen, daß dies alles nur ein großes Spiel ist, das wir freiwillig gesucht haben, um intensiver zu leben und die Welt deutlicher zu spüren.

Das Wort Abenteuer kommt aus dem Lateinischen – von „advenire“, daher auch unser christlicher Advent – und bedeutet Ankunft. Damit umgrenzt es seinen ganzen Inhalt – nach einem richtig bestandenen Abenteuer ist man angekommen: bei sich selbst.

Echte Abenteuer lassen sich nicht in Kältegraden, Höhenmetern und Biwaknächten messen. Das sind Nebensächlichkeiten, die man bald vergessen kann.

Was bleibt, ist das Wissen von einer großartigen Harmonie, die das eigene Ich mit den übrigen Dingen verbindet; ein Wissen, das wie ein tröstender Freund immer gegenwärtig ist, wenn uns das Leben scheinbar hart anpackt.

Gelebte Träume

Fahrtenziele der Jungen

Von Dietmar Wiechenthaler

unter Mitarbeit von Henriette Eberwein, Martin Töchterle, Werner Kössler, Sebastian Hölzl und Ulrich A. Schmidt-Riese

Auslandsbergziele, so liest und so erzählt man sich, waren für die Generationen vor uns immer etwas Außergewöhnliches, etwas ganz Großes. Die Freude am Abenteuer, der Reiz des Neuen und Unbekannten, der Zauber des freien Bergzigeunerlebens lockten Wagemutige in die Ferne. Nur wenige aber konnten ihre Wünsche, einmal auf einem außeralpinen Gipfel zu stehen oder einfach die Weltberge zu sehen, verwirklichen. Nur die Besten hatten die Gelegenheit, sich einer Expedition anzuschließen. Für den Durchschnittsbergsteiger blieben die fremden Kulturen Träume, Sehnsüchte. Im letzten Jahrzehnt brachte die Bereitschaft der Völker, friedlich nebeneinander zu leben, die Menschen immer näher zusammen. Der unaufhaltsame Fortschritt verkürzte die Entfernungen. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung konnte es sich fast ein jeder, der Fernweh verspürte, leisten, Auslandsziele ins Auge zu fassen. Auch die Jugend hat diese Möglichkeiten wahrgenommen. Wie sehen, erleben nun die jungen AV-Mitglieder diese Reisen, Berge und Gipfelbesteigungen in den verschiedenen Gegenden? Sind es bei ihnen auch noch die ungebrochene Freude am Abenteuer und der Reize des Neuen und Unbekannten, oder wollen sie nur einmal aus unserer Gesellschaftsordnung ausbrechen und zu sich selber finden? Die folgenden Berichte über unsere Träume von der Ferne und wie wir sie verwirklicht haben, sollen auf diese Fragen die Antwort geben.

Abenteuer im Land der Fjorde

Dietmar Wiechenthaler: Wir sitzen auf dem Gipfel des Romsdals, auch Matterhorn des Nordens genannt. Durch die Hall's Rinne, die Normalroute an den Südstürzen, waren wir heraufgekommen. Eine freudig stimmende, durchwegs mäßig schwierige, teils ausgesetzte Kletterei in kompaktem, grauem Granit. Auch die anderen, die über die schwierigeren Nordwandanstiege den höchsten Punkt erreicht hatten, gesellten sich zufrieden lächelnd zu uns. 1555 m unter uns schlängeln sich Fluß, Straße und Bahnlinie ihrem Ziel entgegen. Gegenüber erschrecken und erfreuen die 1300 m hohen, senkrechten Nordabstürze der Trollwände unser Bergsteigerherz. Über uns legt sich eine wohltuende Ruhe. Es herrscht Stille. Eine Stille, die einen bewußt den kühlen Gipfelwind spüren läßt. Eine Stille, beruhigend und belebend zugleich. Nur die Natur besitzt die Fähigkeit, sie zu verbreiten, und Natur in ihrer Ur-

wüchsigkeit gibt es hier viel. Das sind nur einige der vielen unvergeßlichen Minuten im Land der Fjorde, in der eindrucksvollen Welt der Mitternachtssonne.

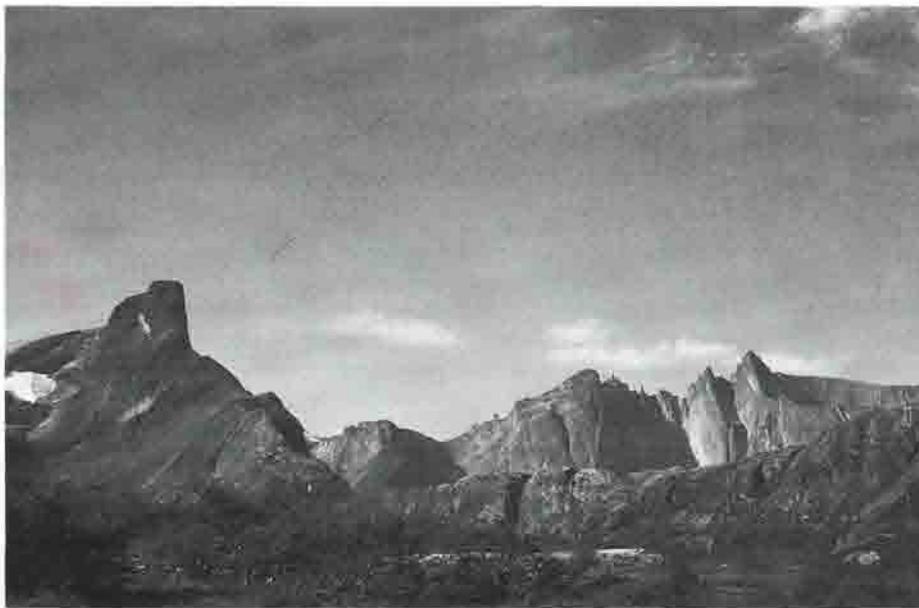
Von der Idee zur Wirklichkeit: Der Wunsch, Norwegens Bergwelt mit Land und Leuten kennenzulernen, bestand schon lange. – „Wie wäre es also mit einer gemeinsamen Fahrt in den Norden?“ – Dieser Gedanke, irgendeinmal geboren, fand im großen ÖAV-Jugendführerkreis begeisterte Aufnahme.

Norwegens Bergwelt: Rund ein Viertel des Landes ist von Plateaus, Gletschern und Bergen überzogen. Nur wenige dieser Gipfel überragen die 2000-m-Grenze. Norwegen ist anders, mit keinem anderen Berggebiet Europas vergleichbar. Norwegens Bergwelt ist Natur. Hier ist nicht die Höhe der Gipfel maßgebend, sondern die Urwüchsigkeit der Gebirgslandschaft.

Unsere bergsteigerische Tätigkeit beschränkte sich auf zwei Gebiete. Erstens auf Jotunheimen – man nennt dieses Gebiet die Westalpen des Nordens – mit seinen beiden höchsten Erhebungen, dem Galdhøppigen (2469 m) und dem um zwölf Meter höheren Glittertind. Auf den leichteren Normalanstiegen spiegelt sich der Tourismus der Alpen, nur ein wenig unbekümmerter. Verirrt man sich aber in einen der schwierigen Anstiege oder in eine der tagelangen Gratüberschreitungen, so ist dies ein Abenteuer mit unvergeßlichen Erlebnissen.

Spitze Gipfel bis zu einer Höhe von fast zweitausend Metern, tosende Wasserfälle, Schluchten und Klüfte – und ein blauer Fjord –, das ist Romsdal mit Andalsnes als Zentrum – unser zweiter Bergaufenthalt. Hochburg des extremen Kletterns und Ziel der besten Bergsteiger. Blickpunkt dieses Gebietes ist die Riesenmauer der Trolltendene-Kette. Die Routen an diesen höchsten, senkrechten Abstürzen Europas zählen zu den schwierigsten überhaupt. Aber genauso wie die Trollgipfel leichte Anstiege aufweisen, gibt es im Romsdal noch viele riesige Granitblöcke, wie z. B. die Kongengruppe, an denen sich auch Durchschnittsbergsteiger vergnügen können. Durch die kühne Form und der Beliebtheit halber darf das Romsdals, genannt Matterhorn des Nordens, nicht unerwähnt bleiben. Vielleicht auch deshalb, weil die Erstbesteigung des Wahrzeichens vom Romsdal nicht aus rein bergsteigerischen Motiven durchgeführt wurde, sondern auf Grund einer Wette, die bei einem Saufabend abgeschlossen wurde, zustande kam.

Abenteuer – 24 Stunden am Tag: Mit dem Leitspruch – auf Norwegens höchsten Bergen stehen und Europas höchste



Links: Das „Matterhorn“
des Nordens: Romsdalshorn
(links vorne) mit der
Trolltendene-Kette

Foto: Archiv ÖAV-Jugend Tirol

und schwierigste Wände sehen – haben wir uns in das Erlebnis Bergsteigen im Norden gestürzt. Und das 24 Stunden am Tag. In den Sommermonaten versteckt sich die Sonne nur für ein paar Stunden täglich irgendwo hinter einem Felsrücken oder taucht ins Meer, um sich ein wenig abzukühlen. Man verliert das Zeitgefühl, und es kommt des öfteren vor, daß man um 20 Uhr beim Klettern zwischen den Füßen weit drunten den blauen Fjord erblickt und erst um Mitternacht zum wohlverdienten Mahl gerufen wird, und daß dann die Gitarren bis in die Morgenstunden Geselligkeit in die große Runde zaubern. Beinahe rund um die Uhr ist es hell, so ganz anders als bei uns. Wir Alpenbewohner müssen uns umstellen. Betafelte Wege sind selten, die Routen am Berg nicht markiert, die Beschreibungen sind spärlich, die Karten ungenau. Man ist allein, es kommt auf die eigene Erfahrung, auf die eigene Findigkeit an. Hütten in unserem Sinn gibt es ganz wenige; dafür findet man wildromantische Zeltplätze mit See und natürlicher Dusche am Wasserfall.

Ruhetagsalternative im Reich der großen Seefahrer: Die Fjorde reichen weit ins Landesinnere. Die Berge fallen steil ins Meer ab. Berge und Meer sind also miteinander verbunden. Auch die Pioniere der Seefahrt und der Bergsteigerei haben vieles gemeinsam: Unternehmungsgeist, Entschlossenheit, Eigenständigkeit und Mut. Vielleicht gab das den Anstoß, den Ruhetag in Oslo mit seinen Schifffahrtsmuseen zu verbringen.

Die etwa tausend Jahre alten Drachenboote erzählen von kühnen Fahrten der Wikinger. Mit ihnen gelangten sie ins Mittelmeer und ruderten auf den Flüssen Rußlands bis ins Schwarze Meer. Erik der Rote, ein friedloser Mann, wagte 982 den Sprung nach Grönland. Seinen Sohn Leif Erikson drängte es weiter. Um das Jahr 1000 betrat er als erster den Boden Amerikas. Fridtjof Nansen ließ für seine großen Entdeckungsfahrten ein Schiff nach eigenen Plänen bauen: die Fram. Im gleichnamigen Museum gibt eine interessante Besichtigung des Innenlebens dieses Schiffes genaue Auskunft über die großartigen, abenteuerlichen vier Fahrten der Fram. Eine davon war die wagemütige und in die Geschichte eingegangene Reise Amundsens zum Südpol, den er im Dezember 1911 erreichte. Im Kon-Tiki-Museum liegt ein Hauch Abenteuer, das in der jüngsten

Vergangenheit großes Aufsehen erregt hat. Hier gibt die Kon-Tiki, ein Floß aus zwölf Balsastämmen mit einer offenen Bambushütte auf dem Achterdeck und einem Rasegel zwischen zwei zusammengebundenen Masten, die Antwort auf einen Gelehrtenstreit über die Frage, wie sich die Besiedlung der Inselwelt Polynesiens vollzogen hat. Thor Heyerdahl segelte mit diesem Floß in 101 Tagen über 4300 Seemeilen offenes Meer von Südamerika nach Polynesien. Der Kon-Tiki zur Seite liegt die Ra II, ein Schiffsboot. Damit überquerte Heyerdahl 1970 in 57 Tagen den Atlantik.

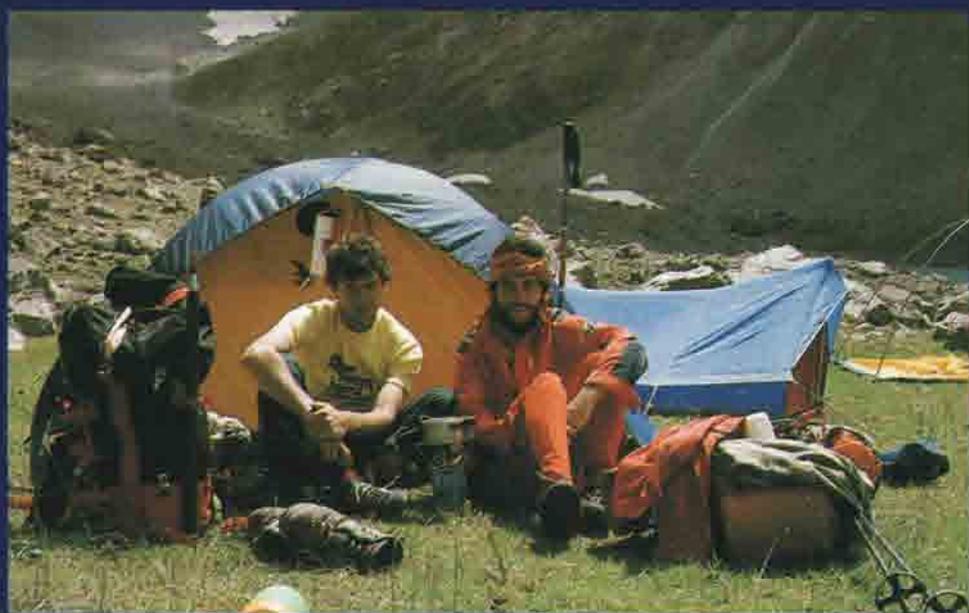
Letzter Bergtag in Norwegen. Wir hatten uns mit einer norwegischen Gruppe zu einer Gemeinschaftstour getroffen. Durch dichte Wälder, über steile Schutthalden schleppten wir uns bei sengender Hitze auf den Slogjen. „Berg der Prinzipien“ haben wir ihn genannt, weil keiner mehr so recht wollte. Aber auf dem Gipfel verflog unser moralischer Tiefpunkt. Zum letztenmal bewunderten wir den Kontrast zwischen Meer und Berg. Zum letztenmal genossen wir das Gemeinschaftsgefühl. Freundschaftlich reichten wir uns alle die Hände. Ja, ein norwegischer Architekt, der uns in aufopfernder Weise bei unserem Unternehmen unterstützt hatte, lächelte dabei sehr verschmitzt. Hatte er etwa für uns noch eine Überraschung? Und die Überraschung glückte ihm mit einem Abschiedsabend, an den wir uns alle immer ebenso gerne erinnern werden wie an die norwegischen Bergfreunde mit ihrem unvergeßlichen, urwüchsigen Land.

Die Berge im Osten, egal, ob Kaukasus, Besengi, Pamir usw., üben auf westliche Bergsteiger eine besondere Anziehungskraft aus. Diese Berge sind nicht nur gewaltiger und höher, sie sind auch zur Freude der Bergsteiger touristisch kaum erschlossen. Als Stützpunkte in diesen Gebieten dienen die sogenannten Alpinlager. Ungewöhnlich für europäische Begriffe ist die Kontrollzeit. Jeder Tour muß mit Zeitangabe bei der örtlichen Bergwacht angegeben werden. In der Regel bekommt man 24 Stunden für eventuelle außergewöhnliche Ereignisse zugezählt. Läuft die Kontrollzeit ohne Rückmeldung ab, wird man unter großem Aufwand gesucht. Auch die Schwierigkeitsbewertung unterscheidet sich von unserer UIAA-Skala. In Rußland setzt sich die Bewertung aus der Länge der Bergfahrt,

Auf dem Dach der Welt



*Oben: Pik Kommunismus
Rechts: Unterwegs im Pamir*



*Fotos:
Henriette Eberwein,
Martin Töchterle*

aus der Anzahl der Biwaks, aus Schwierigkeit in Fels und Eis und aus den objektiven Gefahren zusammen. Auf eigene Faust in diese Gebiete zu gelangen ist fast unmöglich. Gelegentlich, dorthin zu kommen, bieten die Bergsteigeraustausche.

Ein Sommertraum am Dach der Welt

Henriette Eberwein: Lang ist er nicht, der Sommer in den Hochtälern, die sich zwischen die siebentausend Meter hohen Bergriesen des Pamirgebirges hineingezwängt haben. Und dennoch: Lang genug, um auf viereinhalbtausend Metern kräftiges Gras und bunte Blumen hervorzubringen, um für zwei Monate Eis und Schnee schmelzen zu lassen und um uns Bergsteigern das Tor zu einem der letzten Paradiese unserer Erde einen Spalt zu öffnen - einen Spalt nur, denn es wird einem hier nichts geschenkt. Nur allzu nahe liegen Freud und Leid beisammen, oft entscheidet nur das kleine Quentchen Glück über Erfolg oder Mißerfolg, über Leben oder Tod. Aber gerade das ist das Reizvolle daran, nur auf diesem Wege spürt man etwas vom Flair, mit dem sich sogenannte „Weltberge“ umgeben.

Was fiel mir also ein, mich ohne nennenswerte Vorbereitung und Erfahrung in solch ein Unternehmen zu stürzen? „Wahnsinn“ sagten die einen und „grenzenlose Selbstüberschätzung“ die anderen. Trotzdem habe ich den Rucksack gepackt und bin eben aufs Geratewohl losgezogen, Hals über Kopf in ein Abenteuer, das zu meiner großartigsten Bergfahrt werden sollte. Wenn ich jetzt meine Erinnerungen daran aus meinem Gedächtnis hervorkrame, muß ich sie erst vom Schleier eines wunderbaren Traumes befreien, um sie einigermaßen realistisch wiederzugeben. Dabei fällt mir über den Aufstieg zum Pik Kommunismus (7500 m) folgendes ein:

Tage der Anspannung gehen diesem Unternehmen voraus. Sind wir schon ausreichend akklimatisiert? Wird das Wetter halten, was es verspricht? Welche Schwierigkeiten werden uns dort oben erwarten? Fragen über Fragen, in denen große Erwartung, Vorfreude, aber auch ein gewaltiger Respekt vor unserem Berg mitschwingen. Der Tod eines französischen Bergkameraden gibt uns zu denken - der Tod eines Mannes, der wenige Tage zuvor den Fehler zu geringer Höhenanpassung mit seinem jungen Leben bezahlen mußte. Eine weitere Schwierigkeit erwächst aus dem Problem der Zusammenstellung der österreichischen Mannschaften. Von Anfang an bin ich mir im klaren, daß es nicht leicht sein würde, mich als junges Mädchen einer Seilschaft anzuschließen - nur allzu einleuchtend sind die Gegenargumente. Es gelingt dennoch! Gemeinsam mit Sebastian Hölzl aus Innsbruck bilde ich das kleinste Expeditionsteam, das vom Lager Moskwina aus startet: Das Team „Sebastian und Henriette“. Zum Pläneschmieden bleibt uns keine Zeit, denn die Entscheidung fällt so kurzfristig, daß wir nun mit den letzten Vorbereitungen alle Hände voll zu tun haben.

Und über all diesem hektischen Getriebe im Basislager erhebt sich groß und majestätisch der Berg.

Deutlich verspüre ich den Bann, in den er mich schlägt, wie er meine Blicke immer häufiger anzieht und mich mit kaum hörbarer Stimme zu locken beginnt. Ganz leise flüstert er mir zu: „So komm doch endlich, steig auf, immer höher, nur wer wagt, gewinnt . . .“, und mit jeder Stunde wird dieses Flüstern lauter, das auch vor meinen Träumen nicht mehr haltmacht.

Endlich: der Tag des Aufbruchs! Langsam klingt die innere Spannung ab, und erst als ich mich im Lager I ins Zelt verkriechen, finde ich wieder zu mir, besinne mich darauf, daß ich hier eigentlich auf Urlaub bin und das Bergsteigen genießen möchte.

Der nächste Tag bringt strahlendes Schönwetter, und meinen staunenden Blicken eröffnen sich nie geahnte Welten. Allein die Tatsache des Höhersteigens, das langsame Entfernen von der sicheren Basis, das Beobachten der immer kleiner werdenden Zelte, das Stapfen in sechstausend Metern und darüber, zwischen riesigen Eisschollen und Wächten, erwecken in mir die Illusion eines schwerelosen Fluges der Unendlichkeit entgegen. Und dann: der Gipfel des Borodhin-Pfellers ist erreicht. Wir stehen auf 6300 m, und unter uns breitet sich das berühmte Pamir-Plateau aus. Unverspurt und von ungeheurer Dimension (12 km Längenausdehnung) liegt es da, und darüber ragt beinahe senkrecht der Gipfelaufbau des Pik Kommunismus empor, gestützt durch den wuchtigen Rücken des Pik Dushanbe, über den unser weiterer Anstieg führen soll. Diese Augenblicke sind es, die alle Mühe und Plage, Anstrengung und Schweiß, Ungewißheit und Angst in Vergessenheit geraten lassen; es sind Augenblicke, die ein Bergsteigerleben reich machen . . . Geradezu behutsam plirschen wir uns in den nächsten Tagen an den Berg heran, wie Kinder, die einen bunten Schmetterling zu fangen versuchen und Angst haben, daß er ihnen vor den Händen - zum Greifen nahe - wieder davonflattern könnte. Anderntags fällen wir die Entscheidung über die Gipfletappe. Ein Funkspruch vom Basislager meldet uns eine drohende Schlechtwetterfront, und so entschließen wir uns, das letzte Lager auszulassen und die noch verbleibenden tausend Höhenmeter in einem Tag zu gehen.

Bitterkalt ist der nächste Morgen, an dem wir noch in der Dunkelheit aufbrechen. Wir sind die ersten in diesem Jahr; deshalb müssen wir auch kräftig spuren. Bis zu den Oberschenkeln sinken wir manchmal ein, obwohl wir ohne Gepäck gehen. Auf 7000 m lassen wir auch noch den Sturmruksack liegen. Bei Tagesanbruch steigen wir in das Gipfeleisfeld ein. Erst geht es recht rasch vorwärts, doch dann erwischt uns die Sonne. Unbarmherzig brennt sie hernieder und saugt die letzten Tropfen Flüssigkeit aus unseren Körpern. Langsam beginne ich die Idee mit dem Rucksackdepot zu verwünschen, denn ich merke, wie ich plötzlich nicht mehr weiterkomme. Der Gipfelgrat ist zum Greifen nahe, doch für die letzten paar Schritte reicht es einfach nicht. Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich, wie mein Körper seinen Dienst versagt, sich dem Willen nicht mehr beugt. Irgendwie schlepe ich mich dennoch auf den Grat, wo ich beinahe bewußtlos auf die eisigen Felsplatten hin falle, unfähig, auch nur eine einzige Bewegung auszuführen. Indessen hat sich Sebastian in Richtung Gipfel aufgemacht, wo

er eine russische Mannschaft, die eine andere Aufstiegsroute wählte, um Wasser bitten will. Bald darauf erreicht Sebastian den Gipfel, doch auch die Russen haben keinen Tropfen Flüssigkeit mehr. Währenddessen liege ich immer noch im Sattel auf 7350 m, und die Kälte der Stein- und Eisplatten dringt langsam in meinen überhitzten Leib, so daß ich allmählich wieder munter werde, meine Gedanken zu ordnen beginne und meine Glieder auf ihre Funktionstüchtigkeit untersuche. Erfreut stelle ich fest, daß es mir gar nicht mehr so schlecht geht, und sofort beschließe ich, Sebastians Spuren zu folgen. Doch daraus wird leider nichts mehr, denn im selben Augenblick taucht einer unserer Kameraden auf. Er hat unseren Fehler nachgemacht und seinen Rucksack weit unten deponiert. Ich bleibe bei ihm ... Es dauert nicht lange, und Sebastian kehrt zurück. Ein stiller Händedruck – wir verstehen uns.

Nun müssen wir wieder rasch handeln. Ich habe keine Zeit, über meine „Niederlage“ – 150 m unter dem Gipfel – nachzudenken, denn die Zeit drängt. Bald schon ist mit dem Einbruch der Dunkelheit zu rechnen, und wir haben einen langen Abstieg mit drei heimtückischen Gegenanstiegen vor uns. Als wir endlich zu unseren Zelten stolpern, ist es stockfinster. Wir sind so müde, daß wir kaum noch zum Teekochen fähig sind, doch irgendwie gelingt uns auch das noch.

Der weitere Abstieg an den beiden folgenden Tagen ist nicht mehr schwierig, denn ein neuer Plan beflügelt unsere Schritte. Voll Verlangen blicken wir immer wieder auf die gegenüberliegende Talseite, wo der in meinen Augen wohl schönste Pamirsiebentausender mit seinen Graten und Gletschern in den tiefblauen Himmel ragt – die Jewgenija Korshenewskaja (7105 m)! Einhellig fassen wir den Entschluß, die verbleibenden Tage nicht untätig im Basislager zu hocken, sondern soweit als möglich hinaufzusteigen, dem Reich der blitzenden Firne entgegen.

Gesagt – getan! Kaum in Moskwina angekommen, sind wir auch schon wieder unterwegs mit kühnem Sprung ins neue Abenteuer, denn unser Auftrieb kennt keine Grenzen. Herrliches Wetter erleichtert unser Vorhaben, und mit einer Unbeschwertheit, wie sie sonst nur Kindern zu eigen ist, steigen wir höher. Nie werde ich den einmaligen Gipfelgang vergessen, der mir hier zuteil wurde. Gänzlich unbekümmert und ohne die geringsten Anzeichen von Müdigkeit zog es mich regelrecht hinan, das Gefühl, ewig weiterlaufen zu können, machte sich breit. Kurz über lang stehen wir auf dem Gipfel, und nach einem weithin schallenden „In die Berg bin i gern ...“ beginnen wir nachzurechnen und stellen zufrieden fest: Genau 46 Stunden nach dem Start im Basislager stehen wir innerhalb von fünf Tagen nun auf unserem zweiten Siebentausender und können uns am wundervollen Panorama nicht sattsehen. Es war ein Unternehmen im Westalpenstil.

Nie in meinem Leben hätte ich mir träumen lassen, daß mir so ein Glück beschieden sein würde. Ein Glück, das ich mit jeder Faser meines Körpers empfunden und ausgekostet habe, das mir kein Mensch mehr nehmen kann!

Noch einmal Pamir

Martin Töchterle: Obwohl mein Höhenmesser – ich habe ihn einst am Weltspartag als Belohnung für meine Einlage bekommen – 2800 Meter anzeigt, bin ich ganz tief unten. Schuld an dieser Diskrepanz ist jedoch nicht der zwar billige und gestern erst nachjustierte Höhenmesser, sondern mein nun schon seit mehreren Tagen rebellierender Magen.

Vorgestern abend noch hatte ich mich drüben am Kulikolensee, vollgestopft mit Hoffnungen und einem offensichtlich nicht mehr ganz einwandfreiem Gemüsetopf, wohlig in meinem für diese Expedition ausgeliehenen Schlafsack verkrochen. Neben meinem Freund Rudi liegend, hatte die Zeltnacht begonnen, wie schon so viele gemeinsame Zelt Nächte zuvor, wie wahrscheinlich die meisten Expeditionszelt Nächte beginnen: Mit der Erwartung des nächsten Tages weicht mehr und mehr die Müdigkeit des vergangenen.

Doch bald – ich glaubte, wie immer, wenn ich geweckt werde, gerade eingeschlafen zu haben – hörte ich Rudi über Kopfschmerzen und Kälte klagen. Er hatte bereits Fieber. Von Zeit zu Zeit verließ er das Zelt. Was er draußen machte, konnte ich nur vermuten. Bis zum Aufstehen am Morgen war auch ich schon zweimal den Spuren meines Freundes gefolgt. Beim Frühstück erfuhren wir, daß Reinhard der Dritte im Bunde der Zurückbleibenden sein wird. An ein Weitergehen in diesem Zustand war nicht zu denken.

Die restlichen neun Mitglieder unserer Gruppe zogen weiter. Sie würden vielleicht schon in drei Tagen auf ihrem ersten Fünftausender stehen. Als sie mit ihren Zelten verschwunden und ihre Abschieds- und Trostworte verklungen waren, wußte ich nicht, ob ich in einen Wutanfall oder in Tränen ausbrechen sollte. Mir war mehr nach dem Zweiten zumute. So setzte ich mich am Seeufer an einen Baum, und während Rudi in seinem Schlafsack sonnenbebrillt vor sich hindöste, versuchte ich mir einzureden, ich säße endlich einmal ohne Lärm an einem sauberen heimischen Badensee, hätte nie trainiert, keinen Groschen für dieses Unternehmen bezahlt und wäre wohl auf. Trotz meines eingeredeten Glücks schnürte es mir immer wieder beinahe die Kehle zu, ein gewaltsames Auseinanderziehen der Mundwinkel verhinderte das Schlimmste.

Und jetzt sitze ich wieder mit auseinandergezogenen Mundwinkeln da und betrachte meinen Höhenmesser. Manchmal wird mir für einige Augenblicke schwarz vor den Augen. Jaja, zu Hause läßt es sich leicht rosarot denken, vor allem dann, wenn man sonst nicht viel denkt. Da hat man sein Bett, sein WC, und die Mutter kocht Tee oder guten Kaffee. Gutes Bier, frische Milch und die anderen Feinheiten unseres Lebens sind auch fast immer greifbar.

Nachdem sich unser Befinden gestern am Morgen etwas gebessert hatte, schleppten wir unser Gepäck über den Paß hierher zum Alaudinsee. Bei den nahezu tausend Höhenmetern im Auf- und Abstieg, die in Summe dennoch keinen Höhengewinn brachten, zeigte es sich, daß die bei meinen Begleitern beobachteten Besserungssymptome nicht erfunden waren. Im Gegensatz zu mir. Zuerst hatte ich sie angestachelt zu gehen,





*Vorstehende Doppelseite: Ein Stückerl vom Glück
hat man erwischt, wenn Traum und Leben eins
werden – wie in jener Mondnacht
über dem Baltoro*

Foto: Rudi Lindner

und nun mußte mich Rudi über den Paß ziehen. Ich versuchte es ihm leichter zu machen. Wenn mir Rudi meinen Rucksack abnahm, ging ich beinahe selbständig. Ich war also vollkommen entkräftet und wollte nur mehr liegen. Irgendwie schaffte es mein Freund dann doch noch, mich mit viel Geduld und guten Worten bis zum Lagerplatz weiterzutreiben. Heute morgen sind die beiden weitergezogen zu den für mich jetzt unerreichbar scheinenden Gipfeln, von denen ich nur wußte, daß sie über 5000 Meter hoch sind und von hier aus in südlicher Richtung liegen.

Einige ebenfalls am Lagerplatz zeltende russische Bergsteiger haben es übernommen, sich um mich zu kümmern. Eigentlich, so konnte man glauben, war ich jetzt besser dran als alle anderen Teilnehmer unserer kleinen Expedition. Während die sich irgendwo da oben zwischen Schnee und Steinen in doch schon spürbar dünnerer Luft abplagen mußten, empfing ich hier Nächstenliebe. Gegen Mittag, als ich meine Selbstbemitleidung gerade mit einem Stück Schokolade krönen wollte, kam ein Russe an den Zelteingang und machte mir mit den paar Worten Deutsch, die er konnte, klar, daß seine Begleiterin Gemüsesuppe für mich gekocht hätte. Zu gern nur nahm ich seine freundliche Einladung an. Ich weiß nicht, heilte mich die Gastfreundschaft oder die schmackhafte Gemüsesuppe, jedenfalls kam ich mir jetzt wieder als richtiger Mensch vor. Ich konnte mir sogar vorstellen, daß ich in den nächsten Wochen doch noch auf irgendeinen Gipfel kommen könnte. Beim anschließenden Teetrinken stellten mir meine neuen Freunde einen Bergsteiger vor, der recht gut Englisch sprach. Er hieß

Eldar. Durch seine Dolmetscherfähigkeiten konnten wir uns endlich ein wenig unterhalten.

Eldar wollte noch an diesem Nachmittag solo zum etwa 5200 Meter hohen Batchana aufbrechen. Ich sollte ihn ein Stück begleiten. Ich konnte es kaum erwarten, endlich kein Waschlapfen mehr sein zu müssen, der nur herumhängt und von den anderen lebt. Ich genoß es, mit Eldar hinaufzuwandern. Ich trug sein Zelt und konnte mich so wenigstens ein bißchen dankbar zeigen. Nach etwa einer Gehstunde, bei der mir Eldar von seiner Bergsteigerei erzählte, kam uns Natascha entgegen. Natascha war unsere offizielle Dolmetscherin hier in Rußland. Sie war von Kulikolon aus mit dem Großteil unserer Gruppe weitergegangen. Nun brachte sie mir die Nachricht, daß meine Kollegen in ihrem Lager – Mutnje – noch für einige Tage Essen hätten. Ich sollte nachkommen und könnte vielleicht sogar ... Zwar tat es mir irgendwie leid, die so gemütliche Unterhaltung mit dem freundlichen Eldar abbrechen zu müssen, doch was soll's? Schließlich war ich ja doch zum Bergsteigen hierhergekommen.

Mit Natascha spazierte ich zurück nach Alaudin. Dort packte ich meinen Rucksack und verabschiedete mich von meinen lieben Gastgebern. Sie freuten sich mit mir, daß ich nun doch weiter nach Mutnje – in Richtung Süden – marschieren konnte. Nach einigen Adaptionstagen kletterte die Nadel meines Höhenmessers doch noch zweimal auf über 5000 Meter.

Für den fernwehgeplagten Bergsteiger sind die Anden und Südamerika eins. Geographisch gesehen sind die Anden der Sammelbegriff für alle Gebirgsgruppen im Westen Südamerikas. Mit einer Länge von über 7000 km erstrecken sie sich über den gesamten Kontinent. Die meisten und bekanntesten Fünf- und Sechstausender ragen aus dem Hochland von Peru empor. Werner verbrachte einige Monate in den „Bergen im Westen“.

Gelebte Träume

Werner Kössler: „Fasten seat-belts“. Zum letzten Male auf unserer langen Reise reißt uns dieses Warnsignal aus dem Halbschlaf. War alles nur ein Traum? Nein, es war Realität und ist leider vorbei.

Wir waren wirklich fünf Monate in Südamerika umhergezogen. Doch wie hat es eigentlich begonnen?

Vielleicht damit, daß ich auf einer Schitour eine Gruppe von Innsbruckern kennengelernt hatte und wir in der Folge noch weitere Fahrten gemeinsam unternahmen, wobei sie mir von ihren Plänen erzählten, im Sommer nach Peru zu fliegen.

Vielleicht damit, daß auch ich mich mit dem Gedanken zu beschäftigen begann, schon im laufenden Jahre in das Wunschland jedes Bergsteigers zu reisen. Oder vielleicht damit, daß ich mich, nachdem mein Entschluß feststand, verstärkt über Südamerika zu informieren begann, obwohl meine Eltern mir immer wieder nahelegten, mich doch mehr auf die Matura zu konzentrieren, als Reiseführer zu lesen und Routenbeschreibungen zu studieren. Doch während meiner Trainingsläufe stellte ich sie mir vor, die Grate, Wände und Gipfel der Cordillera Blanca.

Und dann war es auf einmal so weit. Schorsch, Katti, Nina und ich saßen im Flugzeug, unterwegs nach Lima.

Nach einem zwanzigstündigen Flug kamen wir mit sechs Stunden Zeitverschiebung und ziemlich geschafft in Lima an. Am Flughafen wurden wir von Georg, der bereits seit sechs Wochen im Land war, abgeholt. Der Weg zum Hotel war wie ein Alptraum. Hochhäuser wechselten mit Wellblechhütten, herausgeputzte Bankiers und verwahrloste Indios zogen vorüber. Je näher wir zum Zentrum kamen, um so häufiger wurden die schweren Panzerfahrzeuge ...

Von der Hauptstadt aus zogen wir mit dem Bus nach Huaraz im Hochland von Peru. Als wir das Altiplano erreichten, konnten wir uns kaum noch auf den Sitzen halten. Sie standen vor uns, die Fünf- und Sechstausender der Cordillera Blanca, Negra und Huayhuash.

Den Toquilaracju, unseren ersten Sechstausender, konnten Georg und ich in einem Tag im Auf- und Abstieg bewältigen. Wir waren nicht wenig stolz, daß wir die zweitausend Höhenmeter, von 4200 auf 6200, trotz der zum Teil widrigen Verhältnisse in nur acht Stunden geschafft hatten. Bei der Rückkehr ins Basislager war ich physisch so ziemlich am Ende, der Durchfall forderte Tribut. Nach einem Rasttag zogen Georg und ich mit unseren Mädchen wieder los. Unser Ziel war der

Nevada-Ishinca. Der Aufstieg bescherte uns wunderschöne Augenblicke in der wildbizarren Südflanke.

Am nächsten Tage hieß es leider schon Abschied nehmen von der Bergkulisse des Tales, viel zu schnell war die Zeit vergangen. Wir stiegen nach Jungay ab, wo wir uns zwei Tage lang bei „Fraß und Völlerei“ von den Strapazen erholten, beziehungsweise auf unser alpines Hauptziel, den Huascaran, vorbereiteten.

Ich war nach unseren Leistungen im Ishincatal so zuversichtlich, was den Erfolg am Huascaran betraf, daß ich fast übermütig wurde. Doch als wir in Mancos am Fuße des Berges ankamen, mußte auch ich eingestehen, daß es sich um einen ganz gewaltigen „Klapf“ handelt.

Drei Tage später waren Georg und ich als erste unserer Gruppe auf dem Gipfel. Dazwischen lag routinemäßiges Abspulen von Höhenmetern. Nur die letzte Etappe von 6000 Metern auf den Gipfel bei minus 30 Grad, Sturm und oft knietiefem Bruchharsch war außergewöhnlich. Zu Hause wären wir infolge von Lawinengefahr schon lange umgekehrt. Aber hier? Nach acht Stunden hatten wir es geschafft. Die letzten Meter schien ich zu schweben. Es war ganz flach, und plötzlich, als es hinten wieder bergab ging, löste sich ein Knoten. Ich wurde völlig entspannt. Obwohl es noch bitter kalt war, fühlte ich mich wohl warm. Es überkam mich eine ungeheure Freude. „Du bist auf 6900 m und fühlst dich wohl, da ist also noch mehr drinnen.“ In zwei Stunden rannten wir zum Lager II zurück. Mit jedem Schritt nach unten hatten wir das Gefühl, spürbar mehr Sauerstoff zu bekommen. Im Lager trafen wir mit den anderen zusammen, für die der nächste Tag den Gipfelerfolg bringen sollte.

Von den Bergen zurück, wollte ich einfach noch nicht nach Hause. Zunächst ging es in den Süden Perus. Von Pisco aus besuchten wir die Balletas, eine Inselgruppe im Pazifik, die durch den Humboldtstrom so stark gekühlt wird, daß sich dort Seelöwen, Seehunde und Pinguine angesiedelt haben.

Die Weiterreise verlief „gringomäßig“ von einem bekannten Ort zum anderen, zumeist per Anhalter auf klapprigen Lastwägen nach Bolivien. Wegen der ungeheuren Inflation war es möglich, mit 40 Schilling pro Tag ein fürstliches Leben zu führen. Da wurde in mir die Idee vom Aussteigen zur Realität. Ich schrieb einen Brief nach Hause, in dem ich meine Beweggründe erläuterte. Nächstes Heimflugdatum: der Tag „Null Dollar“. Nina schloß sich mir an. Schließlich hat sie ja einen Onkel in Brasilien, den sie nur selten sieht und den wir besuchen könnten! Daß es bis nach Belo Horizonte 3000 Kilometer Luftlinie sind, ließen wir völlig außer acht. So trennten wir uns ein letztes Mal, und aus den anfänglich fünf kleinen Tirolerlein wurden zwei, die versuchten, die Größe eines Kontinents nicht nur auf der Landkarte zu ermessen.

Wir schlugen uns durch über unendlich lang scheinende Schotterwege, Asphaltstraßen und Eisenbahnschienen. Und da Brasília, die nominelle Hauptstadt, am Weg liegt (2000 km zusätzlich), verbrachten wir vier Tage dort. Bei Ninas Onkel wohnten wir vier Wochen. Dann ging es weiter nach Rio de Janeiro; somit waren wir auf der Ostseite des Kontinents ange-

langt. Hier wurde ein weiterer Traum von mir Wirklichkeit. Wir waren auf dem Zuckerhut und an der Copacabana, dem schönsten Strand der Welt.

Von Rio aus kämpften wir uns wieder an die Westküste Südamerikas durch. Dabei durchquerten wir Paraguay, Argentinien und Chile. Nach genau drei Monaten waren wir wieder in Puno am Titicacasee in Peru angelangt. Von dort aus setzten wir die Reise so fort, wie es eigentlich schon im September geplant gewesen wäre: Cusco, Inkatrail mit der sagenumwobenen Festung Macchu Picchu, nur leider jetzt im Regen. Weiter über Abancay nach Nazca, da die Route über Ayacucho wegen der Terroristen nicht passierbar war.

In Lima spürten wir dann zum ersten Mal, daß es nun wirklich bald vorbei sein wird; ein Traum, den wir fünf Monate lang gelebt hatten, ging zu Ende; was uns bleibt, ist die Erinnerung.

Die Bergwelt Nordamerikas mit ihren vielfältigen und teilweise sehr extremen Klettermöglichkeiten: Risse, Platten und Mauern, die oft eine Höhe von 1000 Metern erreichen, und um jeden Meter wird gekämpft unter der heißen Sonne Kaliforniens. Wesentlich kühler geht es im Norden, in Alaska, zu. Dort befinden sich der „kälteste Berg der Welt“, der Mount McKinley, mit 6193 Metern der höchste Berg Nordamerikas.

Dreimal Denali

Sebastian Hölzl: Der Schnapsidee eines Goldsuchers ist es zu verdanken, daß der höchste Gipfel Nordamerikas nach dem amerikanischen Präsidenten McKinley umbenannt wurde. Die Ureinwohner Alaskas, die Eskimos und Indianer, nannten ihn seit Jahrhunderten Denali oder Traleika, was so viel wie „der Große“ bedeutet. Groß ist sein relativer Höhenunterschied tatsächlich, denn der Denali erhebt sich unvermittelt 5000 m über die Tundra.

In Bergsteigerkreisen ein bißchen hochtrabend als „kältester Berg der Erde“ bezeichnet, übt dieser mit Abstand nördlichste Sechstausender nahe dem Polarkreis eine gewaltige Anziehungskraft aus und ist für viele Trekkingunternehmen zu einem Kassenhit geworden. Im Jahre 1983 – genau 70 Jahre nach der Erstbesteigung durch Erzdiakon Hudson Stuck und Henry Karstens – versuchten sich an ihm nicht weniger als 709 Bergsteiger, und zwei Drittel von ihnen mit Erfolg.

Der große Run beginnt auf einem Seitenarm des Kahiltzagletschers nahe der Nationalparkgrenze, wo auf 2100 m ein eigener Flugplatz mit Bodenstation den Kurzurlaubern einen bequemen, nur 27 km langen Anstieg vermittelt. Auf ausgetretenen Trampelpfaden geht es auf dem Normalweg (West-Buttes) über mehrere Zwischenlager dem begehrten Ziel entgegen. Meine angebotene Wette, ohne eigene Verpflegung den Gipfel zu erreichen, hätte ich gewinnen können, so zahlreich sind die verlassenen Lebensmitteldépôts entlang der Normalroute. Am Ende eines jeden Alaska-Sommers ist eine eigene Gruppe Park-Rangers damit beschäftigt, die Natur wieder in den Urzustand zu versetzen und alle Bergsteiger-Relikte verschwinden zu lassen.

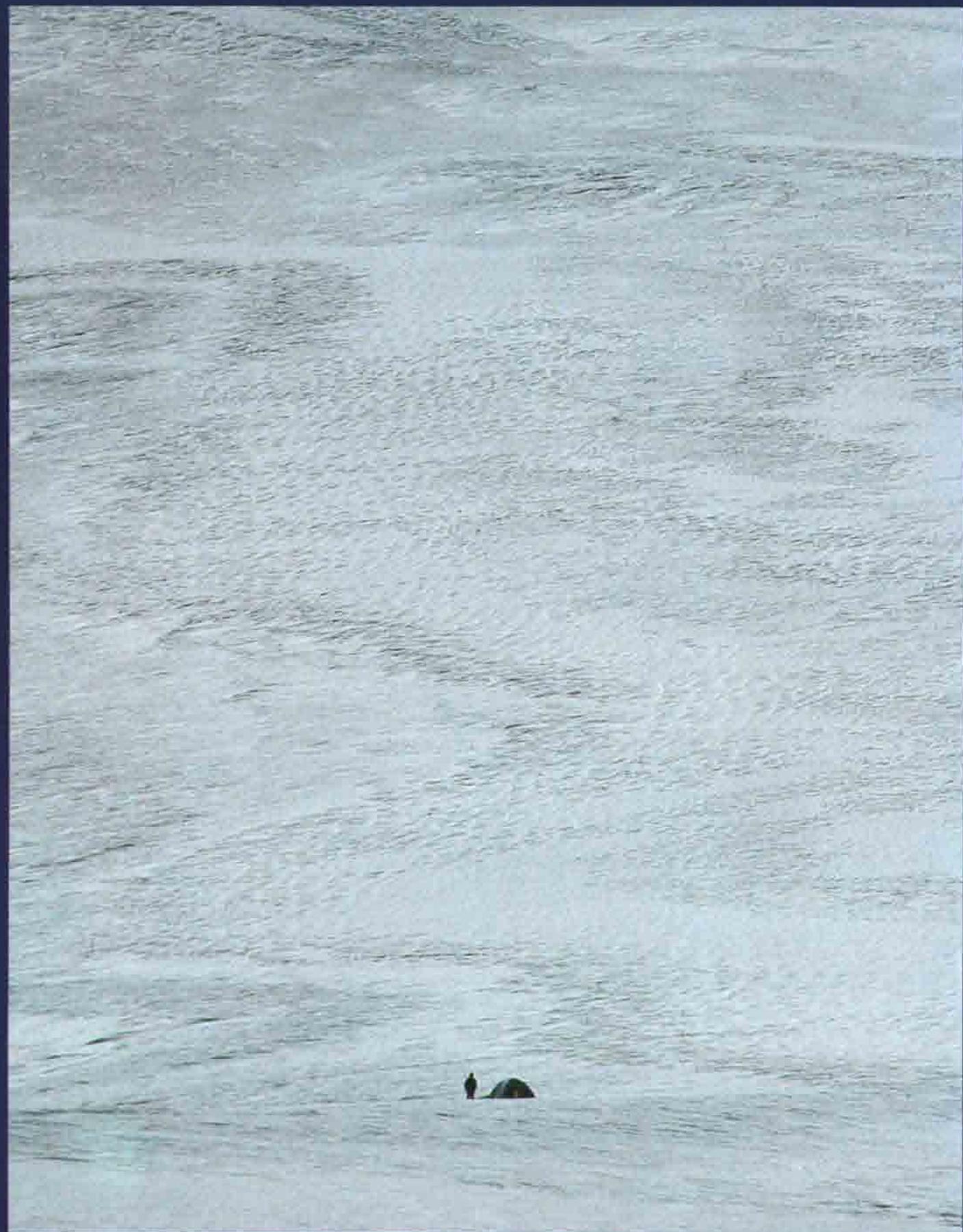


Foto: Ulrich A. Schmidt-Riese

Mit einigem Glück gelingt es uns bei der Errichtung der Lager jenen menschlichen Spuren, die sich für den Kochtopf wenig eignen, aus dem Weg zu gehen. Obwohl die meisten Gruppen sich als Unternehmen mit Expeditionscharakter – vermutlich wegen der Subventionen – verstanden wissen wollen, haben wir uns die Einsamkeit in der Alaska-Range anders vorgestellt. Harald, Wolfgang und ich beschließen daher, uns von dem internationalen Massenansturm zurückzuziehen und auf die Beat-Musik im Nachbarzelt zu verzichten.

Unsere drei Plastikschlitten, die wir in Ermangelung eines Butlers oder Sherpas bisher mitgezogen haben, lassen wir zurück. In etwa 4700 m deponieren wir unsere Ski, denn die Steilflanke ist für eine Befahrung zu hart. Mißtrauisch lassen wir die durch Jümar-Bügel angenagten Fixseile links liegen und suchen uns eine eigene Route. Auf 5200 m verlassen wir endgültig den durch Fähnchen wohl präparierten Normalanstieg und ziehen zum einsamen Nordgipfel, wo der Berg den Makel an sich hat, knapp unter 6000 m aufzuhören.

Wir verbringen eine letzte äußerst unangenehme Nacht zu dritt im Zweimannzelt. Die Schneefahnen über dem Mount Foraker lassen nichts Gutes ahnen. Schon beim Mittagessen bläst uns der Wind im Doppelzelt mehrmals den Kocher aus. Bald haben wir feinsten Trieb Schnee auf den Schlafsäcken, obwohl die Ventilationslöcher und Einstiegsschleusen fest verschlossen sind. Zum Glück sind die Planen an eingegrabenen Schneensäcken befestigt! Das Knattern des Zeltes ist lauter als der Orkan. Harald stellt nüchtern fest, daß sich der Wind im Zelt immer stärker anhört, als er tatsächlich sei, doch keiner will hinausgehen, um diese Aussage zu überprüfen. Gegen Morgen flaut der Wind ab, und wir ziehen über den Denali-Paß.

In der steilen Südflanke tasten wir uns von Felsinsel zu Felsinsel und versuchen, den angewehten Schneebrettern auszuweichen. Die Schichtung der Felsplatten ähnelt dem Gelände der Matterhorn-Nordwand, wie Wolfgang treffend bemerkt. Gute Sicherungen lassen sich schwer anbringen. Trotz aller Vorsicht trete ich bei der langen Querung ein Schneebrett ab, doch stoppt die vorsorglich gelegte Zusatzschlinge bald meine Talfahrt. Das sorgfältige Sichern kostet viel Zeit, Zeit, in der wir trotz Daunenausrüstung und Neoprengamaschen jämmerlich frieren. Endlich erreichen wir das Eiscouloir, das uns aus dem Schatten zum Plateau führt. Wir können wieder gleichzeitig gehen und uns ein bißchen aufwärmen. Schon nach einer Stunde sind wir am Gipfelgrat, der kaum merklich ansteigt. Vorsichtig wagen wir über die Wächte einen Blick in die Wickersham Wall, die über 4000 m zum Petersen-Gletscher abfällt. Drüben auf dem Hauptgipfel erkennen wir eine Seilschaft, die noch im Aufstieg ist. Oben angelangt, kostet es uns wegen des kalten Gipfelwindes sehr viel Überwindung, Photos zu schießen. Wir sind „happy“, als einzige Seilschaft in diesem Jahr den Nordgipfel auf teilweise neuer Route erreicht zu haben. Trotzdem will kein rechtes Lächeln aufkommen, denn die eisverklebten Bärte erlauben es nicht. Nach zehn Stunden sind wir wieder glücklich im Zelt.

Nach Tagen der Erholung und des Materialnachschiebs planen wir, den Hauptgipfel über die West-Rib anzugehen. Diesmal

nehmen wir das geräumige North-Face-Zelt mit und lassen das kleine Dunlop-Zelt an der anderen Seite des Berges zurück. Über riesige Lawinenkegel queren wir unter der Westwand mit den Skiern zum Grat hinüber. Der heftige Gegenwind schmerzt uns im Gesicht. Nach einigen Seillängen in der Falllinie erreichen wir einen wunderbaren Zeltplatz in Mont-Blanc-Höhe. Weit ab von der Normalroute sitzen wir in unserem luftigen Adlernest bis 23 Uhr in der Abendsonne. Morgen haben wir 1400 m Aufstieg, davon 1200 m Gratklettere, vor uns.

Zögernd beginnen wir am Morgen unsere umständlichen Vorbereitungen. Harald hat berechtigte Bedenken, ob wir bei dieser unsicheren Wetterlage aufbrechen sollen. So entschließen sich Wolfgang und ich, nur einen Erkundungsgang zu unternehmen. Wegen des schwierigen Geländes können wir nicht gleichzeitig gehen, um uns durch Bewegung aufzuwärmen. An der Schlüsselstelle finden wir ein altes Fixseil, und als plötzlich die Sonne durchbricht, wird aus unserem Erkundungsgang eine Flucht nach vorne. Wir mobilisieren alle Kräfte, um noch vor dem Nebeleinbruch auf die Hauptroute beim Archdeacons Tower zu stoßen. Leicht links haltend queren wir die Westwand und stecken schon bald in der „Waschküche“. Endlich liegt die West-Rib hinter uns. Der Höhenmesser zeigt 6000 m an, doch müssen wir auf den Gipfel verzichten, um nichts zu riskieren. Eine kalte Nacht ohne Schlafsack – wir wollten ja nur einen Erkundungsgang machen – erwartet uns zur Strafe für diesen Handstreich.

Da wir noch etwas Zeit haben und nun in Hochform sind, beschließen wir, den Denali ein drittes Mal anzugehen. Wir wollen das oberste Lager überspringen und von 4200 m aus starten. Nach acht Stunden haben wir die 2000 Höhenmeter geschafft und stehen auf dem höchsten Punkt Nordamerikas. Wir blicken zum Nordgipfel hinüber, auf dem wir erst vor einer Woche waren. Innerhalb weniger Tage haben wir drei Routen am Denali kennengelernt. Für uns ist er wirklich „der Große“.

Das folgende „Nepaltagebuch“ wird hoffentlich auch in dieser stark verkürzten Fassung den abschließenden Beweis dafür liefern, daß die Fahrtenziele unserer jungen Bergsteiger sich nicht in Gipfelsehnsüchten erschöpfen. Gipfelerfolge sind, bei all dem, was sie dem einzelnen nach wie vor bedeuten mögen, etwas Häufiges, fast Alltägliches geworden. Was bleibt, ist das Wissen um die Weite der Welt, hier zum Ausdruck gebracht durch ein zärtliches Gefühl für drei Kilo buntes Plastik und einen Träger, der neben dem Zelt steht und winkt.

Nepaltagebuch

Ulrich A. Schmidt-Riese: Lapcha Kang – das Trekking erinnerte mich an den Urlaub als Kind mit den Eltern. Man brauchte sich um nichts zu kümmern. Ein bißchen wie Vollpension. Das Kochen besorgte Führer Pasang, das Abwaschen auch, außerdem das Management der Träger, die Kommunikation mit den Dorfbewohnern. Die Träger arbeiteten gemäß ihrer Berufsbezeichnung und bauten auch die Zelte auf und ab. Nur laufen mußte man selbst.

In einer der großartigsten Landschaften unserer Erde durften wir wandern und träumen, den unvergleichlichen Eindruck der schönsten Berge und Täler, die es gibt, in uns aufnehmen, des vielleicht schönsten Landes: Nepal. Eine einzige, große Treppe. Aberhunderte von Terrassen mit Reis und Hirse übereinandergetürmt, die Arbeit menschlicher Hand und der Berg, die Landschaft zu einer riesigen, harmonischen Skulptur zusammengefügt. Saubere Sherpa-Häuschen weiß ins Grün und Gelb der Hänge getupft. Überquellende Obstgärten. Dann erd-farbene Tamang-Dörfer, unberührte Urwälder, Goldadler und Schmetterling, handtellergroße Spinnen in Netzen mit drei und mehr Metern Spannweite. Wir liefen über Hängebrücken, querten zartgrüne Sommerweiden, stapften Pässe hinauf und hinunter. Ein Leben nach dem Rhythmus der Natur und gemäß der Natur: der Frost am Morgen, die Sonne, die wärmte und den ganzen Tag lachte, das mittägliche Bad im Fluß, Lagerfeuer in sternklarer Nacht.

Die alpinistische Bilanz – in mein Tourenbuch würde ich eintragen: jeweils zwei bestiegene Drei-, Vier- und Fünftausender. Kletterei in herrlich festem Urgestein, anmutige Schneeberge, auch einfache Grashügel. Krank bin ich auch gewesen, höhenkrank. Derjenige, der die meiste Angst gehabt hatte, den mußte es erwischen. Der einzige, der die Expeditionsapotheke in nennenswertem Umfang in Anspruch nahm, war der Doktor selbst. Im nachhinein war mir dann auch die Krankheit wichtig, wollte ich diese Erfahrung nicht missen und hoffte, daß die Erinnerung daran nicht verblaßt sein würde, wenn nicht ich, sondern der andere der Kranke sein würde. Alles, alles hatte ich gefunden, nur der ersehnte, der beschworene Sechstausender hatte gefehlt, der, auf den ich ein ganzes Jahr lang hingelebt und hingehofft hatte. Nach 21 Tagen Trekking, der Rückfahrt über Kirantichap und Lamusango, hatte Kathmandu uns wieder.

... einige Tage später überraschte ich mich dabei, daß ich Ausrüstung und Verpflegung für einen neuen Trek einkaufte. Dann ein Flugticket Pokhara–Jomosom. Ich hatte gehört, den Dampush Peak, den kannst du in einer Woche machen, kannst ja sogar nach Jomosom fliegen. Das Glück hatte für mich also einen Namen erhalten, eine Formel, die lautete: Dampush Peak, 6011 m, aber echte.

Ich besuchte die alten Königsstädte, lamaistische Klöster, fuhr nach Kirtipur, ließ mich in den während der Ernte mit Stroh voll gestopften Gassen ins Mittelalter zurückversetzen. Die Muskelschmerzen verschwanden ...

In Jomosom herrschte ein unbeschreibliches Chaos, es schien hier der Standard zu sein. Viel zuviel Leute, die fliegen wollten, für viel zu wenig Plätze. Ich brauchte gut 2½ Stunden, um meinen Namen in ein ominöses Buch einzutragen und eine mündliche Zusicherung für den Rückflug in einer Woche zu ergattern. Ein Ticket zu kaufen, war nicht möglich. Die gab es nur zehn Minuten vor Abflug. Hier brauchte man viel Vertrauen ins Leben.

Ich nahm die 29 Kilo und stapfte nach Süden, nach Marpha. Dort erkundigte ich mich in allen Hotels und Restaurants nach einem Träger. Die seien unterwegs oder auf den Feldern. In

Tukche hätte ich vielleicht mehr Glück. Wenn man sich in Pokhara nur auf der Straße blicken ließ, war man jetzt zu Ende der Saison von Tragewilligen umringt. In Tukche jedoch wiederholte sich das Spiel mit demselben Ergebnis. Immerhin, der freundliche Manager des Himali-Hotels kannte „meinen“ Berg und war auch schon einmal oben gewesen. Er hatte bereits mehrere Dampush-Peak-Aspiranten beherbergt, aber die Faszination, die für Europäer von diesen 6011 m Wiese, Schutt und Firn ausgehen konnten, waren ihm unverständlich. Für ihn und die anderen Talbewohner stellten die Berge eher eine Bedrohung dar, eine menschen- und lebensfeindliche Wildnis. Sie mochten die Berge nicht. Wenn ich ihm auch die eigene Begeisterung nicht schlüssig erklären konnte, so glaubte wenigstens ich, ihn verstehen zu können. Jetzt, beinahe Dezember, lägen dort oben Massen von Schnee und bitterkalt sei es, und Träger fürchteten den Schnee wie der Teufel das Weihwasser. Ich würde Mühe haben, überhaupt jemanden zu finden, der bereit sei, zu gehen. Doch mein Hotelmanager wollte sich für mich einsetzen.

Später brachte er einen stolzen und stark aussehenden Burschen, der bei einer Dhaulagiri-Expedition getragen hatte und seinen Preis verlangte: den fünffachen Tagessatz plus Verpflegung. Man einigte sich schließlich auf 100 Rupies pro Tag. 200 Rupies sollte ich im voraus zahlen. Ich tat es gegen das Versprechen, daß der Herr Träger anderntags um 7.00 Uhr marschbereit sei.

Ich lernte, daß Thakalis nicht gerade Frühaufsteher sind. Er ließ glatt zwei Stunden auf sich warten. Ich kochte vor Wut und verzweifelte abwechselnd.

Wir trabten los, durch die abgeernteten Reisfelder über Tukche, hielten uns soweit wie möglich im Osten, dann steil den Hang hinauf, lichte Wälder, braune, runde Kuppen, die ersten Yakweiden. Um 14.30 Uhr waren wir an einer Steinhöhle, in der ein paar Hirten ihren Tee schlürften. Zu meinem Erstaunen hielt der Träger seinen Arbeitstag bereits für beendet.

Den ganzen Tag über hatte ich klar zu machen versucht, daß ich nur vier Tage übrig, und am Abend des letzten in Jomosom zu sein hätte, hatte Skizzen in den Weg geritzt, Strichlisten, Englisch, Nepali, hatte Hände und Füße eingesetzt. Ich versuchte es noch einmal – und nach einem Tee, Keksen und Marmelade ging es tatsächlich eine gute Stunde weiter zu einer ähnlichen Steinhütte bzw. -höhle. Zum ersten Mal sah ich ihn, den Dampush Peak, so nah schon in der klaren Luft. Du bist also der Berg meiner Träume, nicht gerade der wilde Himalaya-Gipfel, du bist ein lieber Schneeberg mit einem glitzernden Firnpanzer und ohne böse Gletscherspalten. Der Berg meiner Kindheit hatte ja nicht in den Dolomiten gestanden, sondern im Brook, im Wald gleich hinter dem kleinen, westfälischen Dorf. Und er heißt noch immer Karnickelberg, ist keine 15 Meter über Niveau und erfüllt die Kinderhoffnungen eines ganzen Jahres auf Schlittenfahrten im Winter.

Die Nacht über schlief ich wie ein Murmeltier. Das fand ich gar nicht mehr selbstverständlich, denn wir waren schon auf ca. 4100 m, wo die Luft halb soviel Sauerstoff enthält wie auf Meeresebene. Ab jetzt sollte der Countdown gegen die Zeit begin-

*Rechts: „... in einer der
großartigsten Landschaften
unserer Erde durften wir
wandern und träumen.“*

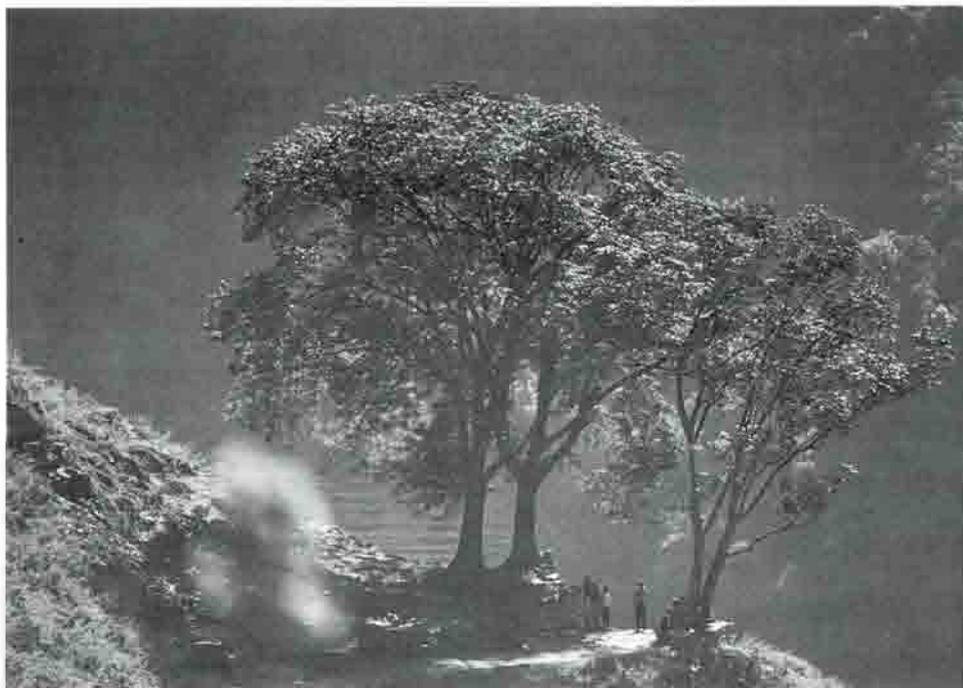


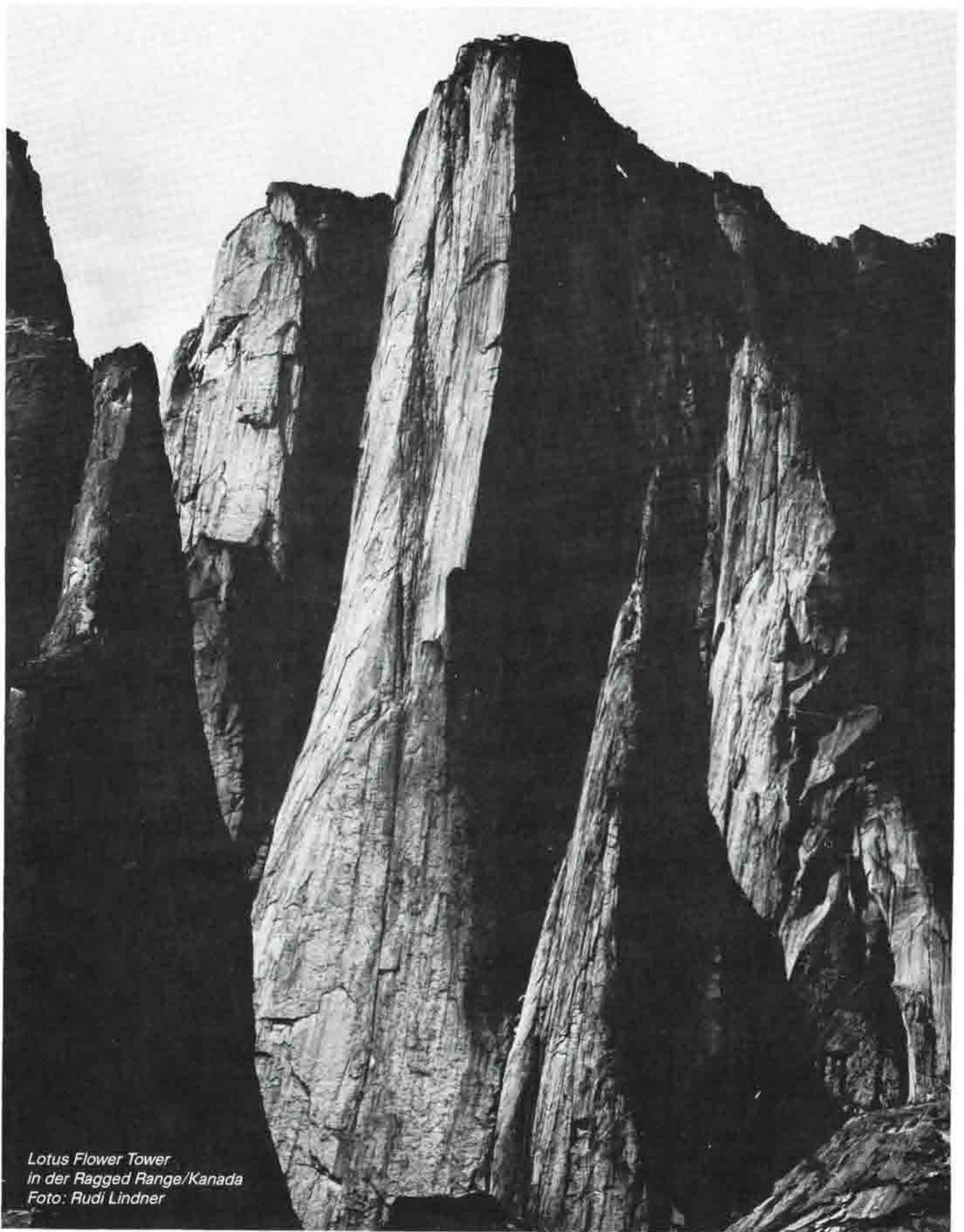
Foto: Ulrich A. Schmidt-Riese

nen, der Endspurt, sollte es ernst werden. Der Anstieg auf unser 5100-m-Lager am Yalung La war mir in lebhafter Erinnerung. Wie ich mich hochgequält hatte, von Schneefleck zu Schneefleck, nur den Mund zu befeuchten, buchstäblich gekrochen war, das Würgen, das Zeitlupentempo, wie alle Träger mich überholt hatten. Innerlich bereitete ich mich auf eine ähnliche Schinderei vor, aber noch fühlte ich mich gut und stark. Wir zogen sogar schon um 8 Uhr los. Immer weiter, rechts den Hang hinauf, der erste Schnee, runde Bergrücken mit hartem Firn, in dem die Vibram-Sohlen gut griffen. Eine sanfte Mulde, einige tiefeingeschnittene Flußläufe, am Schluß ein gemeiner Firn, der aus bis zu 1 m² großen, scharfkantigen Platten bestand, schräggestellt, wie aufgerissene Haifischmäuler, die nur darauf warteten, daß ein Opfer ausrutschte und sie die Schienbeine zerschrammen konnten. Der Weg wurde lang und länger, endlich erreichten wir das Tagesziel, den Dampush-Sattel. Nach 8½ Stunden war ich zwar müde, jedoch weit davon entfernt, ausgepowert zu sein.

Zwar nicht um 5.00 Uhr wie geplant, aber doch 5.45 Uhr setzte anderntags die Schneeschmelzerei wieder ein. Ein paar hastige Löffel Müsli und die letzten Krümel Ovomaltine. In die starr gefrorenen Schuhe hinein: Kamera, Daunenhose für alle Fälle, Proviant und Notfallmedikamente in den Rucksack. Um sieben machte ich mich daran, einen riesigen, weißen Hang hochzusteigen. Nach einer guten Stunde wurde der linke Fuß ein bißchen warm, der rechte zierte sich noch etwas. Auf dem harten Firn ließ sich prima laufen, irgendwann jedoch wieder die Zweifel. Ich glaubte, ins alte Zeitlupentempo zurückzufallen, würde die Kraft reichen? Ich begann die Schritte zu zählen: und eins, und zwei, und ... ein Hut, ein Stock, ein kunterbun-ter Regen-schirm. Die fällige Pause verschob ich immer wieder. Es folgte ein sanfter Grat, ein paar steilere Stufen. Und dann – glaubte ich mich beinahe schon am Gipfel. Für Minuten schien es nichts Höheres als die nächste Kuppe dort drüben zu geben. Oh, wie das beflügelte. Oben angelangt, sah ich den wirklichen Gipfel, jetzt war mir klar, ich würde es schaffen. Kein Zweifel. Ein kleines Haifischfeld war zu umgehen, zehn Meter

in losem Schiefergestein absteigen, ich fand erstmals die Spuren von Foodfangs im Schnee, ein Gruß von den Kanadiern, die Gipfelder, nur nicht zu nah an die Wächter, da sind schon berühmte Bergsteiger drübermarschiert. 12.37 Uhr, höher geht's nicht. Ich bin oben, bin befreit. Nur vier Stunden Gehzeit für diese letzte Etappe. Das mußte die Form meines Lebens sein. Kein Kopfschmerz, keine Übelkeit. Zumindest auf meinen Fall traf die medizinische Literaturstelle zu, die behauptet hatte, Höhenanpassung würde sich 14 Tage konservieren lassen. Ich hatte mir die Anpassung teuer genug erworben, hat es sich also gelohnt. Ich stand auf dem Gipfel in lichter Einsamkeit zwischen Annapurna (8091 m) und Dhaulagiri (8172 m), mir zu Füßen das größte Durchbruchstal der Erde, der Kali Gandaki. Erhabene Stille und der Blick hinein nach Tibet, der Thorong-La, die Nilgiris (6800–7061 m), der Tukche-Peak (6920 m), alle waren sie da. – Wieder Arbeiten: Fotografieren, Eisteetinken, Schokoladenriegel, gefrorener Apfel, für den die Zeit nicht reichte, kalt, aber köstlich. Die Freude brauchte ich nicht zu spielen, wenn ich die Hände über dem Kopf schwenkte. Ich war oben. 6011 m. Das Dach der Welt. Was ich empfunden habe, beim Abstieg, zurück in das Dunkel enger Täler? Freude war da, Glück und Überwältigt-Sein und Sinn. Ich dachte an die Menschen, die mir etwas bedeuteten, die sich mit mir freuen würden. Am stärksten: Dankbarkeit. Dafür, daß ich doch durfte, was ich konnte. Daß ich konnte, was ich wollte.

Nur jetzt keinen Fehler mehr machen. Drei Viertel aller Bergunfälle passieren im Abstieg. Volle Konzentration bei jedem Schritt. Und ich setzte den Fuß noch etwas fester auf, als es nötig gewesen wäre. Im Aufstieg hatte ich mich einmal am Pikkel hochgezogen, im Abstieg hackte ich mir ein paarmal Stufen, die Steigeisen trug ich am Rucksack spazieren. Ich hatte das Gefühl, die Situation in jedem Augenblick zu beherrschen. Später sah ich mein Zelt als winziges, orange-blaues Pünktchen gegen die gewaltig aufragenden Nordwände von Tukche und Dhaulagiri. Ein zärtliches Gefühl für drei Kilo buntes Plastik und ein bißchen Aluminium. Neben dem Zelt stand der Träger und winkte.



*Lotus Flower Tower
in der Ragged Range/Kanada
Foto: Rudi Lindner*

Abenteuer Kanada

750 Kilometer zu Fuß und mit dem Floß durch die Northwest-Territories

Von Karl Mahrer

Hilflos zappelnd wie ein Käfer lag ich auf dem Rücken. Mein 32 kg schwerer Rucksack hielt mich auf dem Boden fest. Meine Freunde halfen mir wieder auf die Beine, und weiter ging der schon fast zwei Tage dauernde Marsch durch dichtestes Erlen-, Weiden- und Birkengestrüpp. Bei jedem Schritt vorwärts hielten die niedergetretenen Äste das andere Bein fest. Es war ein dauerndes Hin und Her, ein Vor und Zurück. Konnte man endlich ungehindert ein paar Schritte tun, verklemmten sich sicher die Finger in einer Astgabel. Langsam näherten wir uns der Wasserscheide der Mackenzie-Mountains.

Dabei hatte alles so harmlos, so vielversprechend, so interessant begonnen. Doch die Differenz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit war riesig.

Wolfgang, unser Kanadaexperte, hatte die Idee zu dieser Expedition. Wir wollten aus eigener Kraft fast 750 km zurücklegen. Wir wollten beweisen, daß wir in der Wildnis überleben und von der Natur leben konnten. Als Übungsgebiet schienen uns die Northwest-Territories von Kanada gerade recht. Die Northwest-Territories sind 3 392 000 km² groß und von nur 40 000 Menschen bewohnt. Etwa 220 km wollten wir zu Fuß bewältigen, den Rest der Strecke sollte uns ein selbstgebautes Floß tragen.

Das große Abenteuer begann mit einer nächtlichen Autofahrt nach Amsterdam. Am Vorabend des Abfluges erlebten wir am Strand des Atlantiks einen farbenprächtigen, stimmungsvollen Sonnenuntergang. Darnach feierten wir in den Kneipen den Abschied von Europa. Der Flug führte uns von Amsterdam nach Toronto über Winnipeg nach Edmonton.

Ein Dorf zwischen Hamburg und Wien

In Edmonton versorgten wir uns mit Lebensmitteln, da deren Import nicht gestattet ist. Von Edmonton fahren wir mit einem Greyhoundbus nach Norden. In Dawson Creek beginnt der Alaska-Highway. Genau 1000 km sind es von hier nach Watson Lake. Dazwischen gibt es nur eine einzige größere Ortschaft. Sie heißt Fort Nelson. Man muß diese Dimension auf Europa übertragen, um sie begreifen zu können. Falls man zwischen Wien und Hamburg nur durch ein einziges Dorf käme, dann hätte man eine Vorstellung von der Weite des kanadischen Hinterlandes.

Um 23 Uhr Ortszeit hielt der Bus vor dem aus Rundstämmen gebauten Watson-Lake-Hotel. In der Nähe dieses Hotels schlugen wir in den Büschen unser Zelt auf. In Watson Lake sollten gefriergetrocknete Nahrungsmittel aus den Vereinigten Staaten für uns postlagernd bereitliegen. Ein wochenlanger Poststreik zwang uns, das nötige Nahrungsequivalent in Watson Lake zu besorgen. Leider waren einige Lebensmittel, die wir in dem kleinen Ort besorgten, verdorben, was wir zu unserem großen Leidwesen erst in der Wildnis bemerkten.

Ursprünglich wollten wir unser Unternehmen von Tungsten starten. Hermann bekam aber nur sieben Wochen Urlaub, und so waren wir gezwungen, in Watson Lake ein Flugzeug zu mieten, das uns und unsere Ausrüstung ein Stück in die Mackenzie-Mountains hineinflug. Als der Pilot unsere riesigen Packrahmenrucksäcke sah, schob er sich die Schirmmütze in die Stirn, fluchte und blickte verzweifelt zu seiner Cessna 185. Da unsere Rucksäcke nicht in den Laderaum paßten, wurde die hintere Sitzbank ausgebaut. Wolfgang und ich zwängten uns zwischen Gepäck und Vordersitze. In dieser verkeilten Lage brauchten wir uns wenigstens nicht mehr anzuschneiden.

Unser Pilot fuhr die Startklappen aus und gab Vollgas. Langsam setzte sich das schwerbeladene Flugzeug in Bewegung. Immer näher kamen die Weidenbüsche des Seeufers, aber endlich hoben sich die Schwimmer aus dem Wasser. Langsam mühte sich die überladene Maschine empor. Wir ließen die letzten Spuren der Zivilisation hinter uns und flogen über riesige Wälder, ausgedehnte Sümpfe, zahllose Seen und Flüsse auf die Mackenzie-Mountains zu.

Dicke Wolken versperrten die Sicht auf die Ragged Range. Wir mußten einen kleinen Umweg fliegen, da der kürzere Weg zum Clacier Lake durch Nebel versperrt war. Nach dem Überfliegen eines Passes wurde der 5 km lange und im Durchschnitt 600 m breite Clacier Lake sichtbar. Von Osten flogen wir den See an, der sich an der Grenze des 4765 km² großen Nahanni-Nationalparks befindet. Die steilen Längsflanken sind mit Koniferen bewachsen. Der nördliche Abschluß ist felsig und trocken.

Unser Pilot zog eine enge Schleife über den See, um nach Treibholz Ausschau zu halten, dann setzte er zur Landung an. Auf einer kleinen Halbinsel am Nordufer befand sich ein gutgebauter Landesteg. Dahinter öffnete sich eine kleine Lichtung. Alte Feuerstellen und Stangen zwischen den Bäumen,



Fotos: Karl Mahrer

um die Lebensmittel bärensicher aufbewahren zu können, deuteten darauf hin, daß dieser Platz häufig angefliegen wird.

Der Glacier Lake dient Expeditionen in die Berge der Ragged Range – die fälschlich oft als Logan Mountains bezeichnet werden – als Ausgangspunkt. Hier trafen wir auch Bill, einen Amerikaner, der die Vorhut einer amerikanischen Expedition bildete. Unser Pilot flog zurück nach Watson Lake. Nun waren wir auf uns selbst angewiesen. Im Hintergrund der Lichtung stellten wir im Schatten einiger Rotfichten auf weichem Nadelboden unser Zelt auf. Es war erst 13 Uhr, deshalb wollten wir uns noch ein wenig Bewegung verschaffen und stiegen auf den nächstliegenden Berg.

Als wir zum Lager zurückkamen, hatte wieder ein Flugzeug am Steg festgemacht. Der Pilot teilte Bill mit, daß seine Expedition im hüfthohen Schnee der Ragged Range gescheitert sei und er ihn nach Tungsten zurückfliegen werde. Dann erkundigte er sich auch nach unserem Plan. Als er von unserem Vorhaben erfuhr, sagte er uns, er habe vor 14 Monaten einen Engländer an einem See abgesetzt. Da sich dieser See in der Nähe unserer Route befand, versprachen wir ihm, diesen Engländer zu besuchen.

Am nächsten Morgen folgten wir einem Pfad, der von der Landestelle talaufwärts führte. Umgestürzte Baumriesen, sumpfige Bachrinnen und riesige Felsblöcke behinderten unser Vorwärtkommen. Am Rande einer Sumpfwiese überraschten wir eine äsende Elchkuh. In weiten Sätzen flüchtete sie in das Erlelendickicht auf der gegenüberliegenden Seite. Der Pfad verlor sich im offenen Gelände der Geröllfelder. Wir stiegen jetzt steil empor über ausgetrocknete Schmelzwasserrinnen. Eine zyklische Schotterhalde diente uns als urweltliche Treppe. Einzelne Büsche standen zwischen mannshohen Steinen. Hermann, unser Jäger, sah die Schneeziegen als erster. Sie standen regungslos auf einem etwa 3 m hohen Felskopf. Als wir bis auf 50 m an sie herangekommen waren, sprangen sie federnd und elegant von einem Block zum anderen nach oben. Wir beneideten die Ziegen um ihre Behendigkeit. Sie zeigten uns, wie man sich in diesem Gelände zu bewegen hat. Aus sicherem Abstand beobachteten sie unseren weiteren Aufstieg. Für uns war es eine wahre Plage, obwohl wir heute nur leichtes Gepäck trugen. Nach einem etwa vierstündigen Marsch traten die Schotterbänke zurück. Wir hatten den äußeren Rand eines

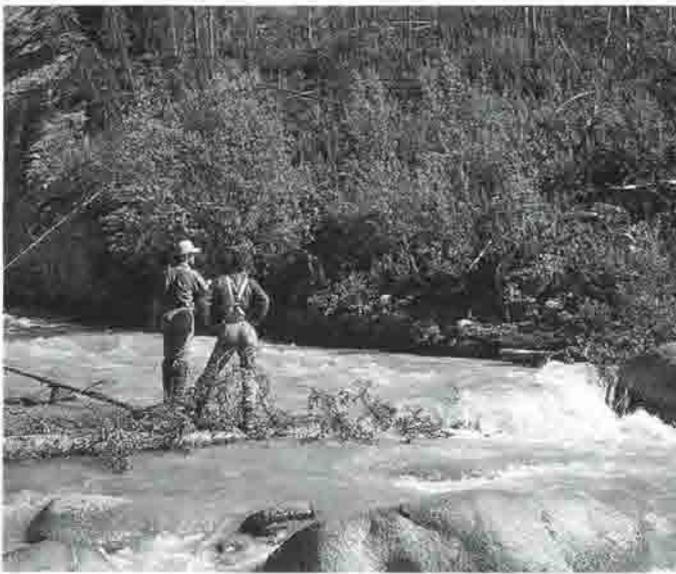
riesigen Almkessels erreicht. Leicht ansteigende Grashänge, kleine Bäche und Murmeltiere säumten unseren Weg. Eingeraht wurde der Almboden von einer bizarren Arena aus Granittürmen, allen voran der Lotus Flower Tower.

Wir hatten vor, den Mount MacBrien zu besteigen. Er ist der höchste Gipfel der Mackenzie-Mountains und knapp 3000 m hoch. Je näher jedoch wir dem schönen Berg kamen, desto klarer wurde uns die Erkenntnis, daß man steile Eisrinnen, glatte Granitwände und ausgesetzte Grate nicht mit einem Seil und drei Karabinern bezwingen kann. Die Karten im Maßstab 1 : 250 000 hatten uns bei der Planung keine realen Eindrücke vermitteln können. Niemand von uns hatte geahnt, daß die Gipfel so respekt einflößend schön und so furchterregend schwierig sein würden. Diese Berge erobert man nicht im Vorbeigehen. Es lohnt sich, für diese titanische Skulpturenlandschaft eine eigene Kletterfahrt zu organisieren. Ich tröstete mich mit einem Vorgipfel des Mount MacBrien und mit dem Gedanken an eine spätere Expedition in die Ragged Range.

Nach der Rückkehr an den See entdeckten Wolfgang und ich einige Blasen an unseren Füßen. Morgen wollten wir aufbrechen, wir ahnten einen unfreiwilligen Bübermarsch. Am Abend nahm ich die Papierrolle aus dem Rucksack und suchte ein stilles Plätzchen hinter einem Busch. Während der asiatischen Hocke im Busch vernahm ich im Unterholz ein kräftiges Rascheln. Ein braunes kugeliges Lebewesen tauchte aus dem Gehölz auf. Mein Gedächtnis signalisierte mir alle bösen Bären Geschichten dieser Welt. Vielleicht dachte ich an meine negativen Erfahrungen auf Spitzbergen. Ein junger Bär? – dann kann die besorgte Mama nicht weit sein! Ich brüllte: ein Bär, ein Bär, paßt auf. So schnell war ich noch nie auf der Toilette gewesen. Mit offener Hose und wehendem Hemd stürmte ich zum Zelt zurück. Hermann hatte bereits das Gewehr im Anschlag und Wolfgang hatte die Axt genommen. Das Rascheln und Knacken kam immer näher. Kurz darauf sahen wir das Tier im Halbdunkel unter den Fichten. Es hatte eine lange Lunte und bewegte sich erstaunlich plump. Als wir uns vorsichtig anpirschten, stellte es die langen Rückenhaare auf. Die dicken Haare waren mit weißen Spitzen versehen. Wir lachten schallend. Erleichtert stellten wir fest, daß es ein Stachelschwein war.

Verzweiflung beim Start

Heute wollten wir mit unserem Fußmarsch beginnen. Die 32 kg schweren Lasten drückten von der ersten Minute an auf Hüften, Schultern und Fersen. Das Gewicht preßte den ganzen Körper zusammen. Ein heißer Tag kündigte sich an, bereits nach wenigen Minuten floß der Schweiß in Strömen. Kreuz und quer liegende, umgestürzte Baumstämme – wir nannten sie das kanadische Mikado – erschwerten unser Vorwärtkommen. Wenn ich mich fluchend durch einen Baumhaufen gequält hatte, geriet ich bestimmt nachher in ein knietiefes Morastloch. Langsam stolperten wir vorwärts. Immer wieder stürzten wir, rappelten uns wieder auf. Jeder suchte den für ihn am besten scheinenden Weg. Dieser Südhang am Rande



des Clacier Lake war so dicht bewachsen, daß wir keinen geraden Kurs einhalten konnten. Wir orientierten uns nach der Neigung des Hanges. Die Hitze wurde unerträglich. Endlich vernahmen wir ein vielversprechendes Geräusch, das leise Murmeln eines Baches. Mit unseren sperrigen Lasten kämpften wir uns bis zum Rinnsal, ließen uns erschöpft sinken und tranken das schmutzige, aber kühle Wasser. Der grausame nordische Urwald zerrte alle romantischen Illusionen in den schweißnassen Dreck der Realität. Wir waren verzweifelt. In den ersten beiden Tagen schafften wir gerade 12 km. Wenn es möglich gewesen wäre, hätten wir umgedreht, aber das Flugzeug hatte uns so weit hineingeflogen, daß auch an einen Rückmarsch nicht zu denken war.

Wir hatten es aufgegeben, unsere Tagesetappen nach vorgeplanten Strecken einzuteilen. Wir wollten etwa bis 17 Uhr marschieren und dann nach einem schönen Zeltplatz Ausschau halten. Wie die vielgeschmähten Maurer ließen wir um Punkt 17 Uhr unsere Rucksäcke ins weiche Moos fallen. Um das Zelt aufbauen zu können, mußten wir erst morsche Äste beiseite räumen oder junge Fichten abschneiden bzw. den Boden einebnen. Die ungewohnte Anstrengung spürte ich in allen Gelenken. Die Fußsohlen brannten, Schultern und Hüften waren blau von den Druckstellen des Rucksackes. Eine kräftige Nudelsuppe und ein Stapel Käsepannkuchen versetzte uns aber bald in eine bessere Stimmung. Todmüde krochen wir ins Zelt, ein Mückennetz schützte uns vor den lästigen Plagegeistern. Wir schliefen mindestens zehn Stunden.

Das tägliche Problem: Bäche

Wir hatten Glück, denn am dritten Tag erreichten wir den Rand eines riesigen verbrannten Waldgebietes. Soweit das Auge reichte schwarze Stangen, dazwischen grüne Büsche und blühendes Fireweed. Jetzt konnten wir jederzeit die Berge ringsum sehen und unseren Standpunkt bestimmen. Außerdem hatten wir zum ersten Mal Ausblick auf den *Nahanni River*. Von Tag zu Tag wuchs das Vertrauen in die Idee der Expedition. Zuversicht und Selbstbewußtsein kehrten allmählich zurück. Ein tägliches Problem war das Durchqueren der Schmelzwasserbäche. Wir hatten sie in verschiedene Kategorien eingeteilt. Kategorie I – Übersteigen, Kategorie II – Überspringen, Kategorie III – von Stein zu Stein steigend ans an-

dere Ufer, Kategorie IV – natürliche Brücke (Baumstamm), Kategorie V – künstliche Brücke (gefällter Baum), Kategorie VI – Schuhe aus und Durchwaten, Kategorie VII – Hose aus und Durchwaten, Kategorie VIII – ohne Kleidung Durchwaten – Kategorie IX – Durchschwimmen, die Rucksäcke wurden mittels Seilbrücke ans andere Ufer geschafft, Kategorie X – Gepäcksfloß, welches wir schwimmend vor uns herschoben.

Heute müssen wir einen größeren Bach durchqueren. Wir steigen eine steile Schlucht hinab und versuchen, am Ufer des Wildbaches eine riesige Fichte zu fällen. Die Fallrichtung stimmt exakt, doch die Fichte ist zu kurz, es fehlen 3 m zum anderen Ufer.

Gerade dort, wo der Baum zu Ende ist, ist die Hauptströmungsrinne des Wildbaches. Wir versuchen, einen zweiten, kürzeren, Baum heranzuziehen, um den bereits gefällten damit zu verlängern. Doch die starke Strömung verhindert unser Vorhaben. Mühsam steigen wir mit unserem schweren Gepäck aus der Schlucht auf. 6 km marschieren wir stromab bis zu einer flacheren Stelle, wo sich der Wildbach in mehrere Arme auffächert. Das Hauptgerinne ist aber trotzdem so tief, daß es schwimmend gequert werden muß. Ich seile mich am 40 m Seil an, um den Bauch binde ich mir eine 80 m lange Reepschnur. Weit treibt mich die Strömung ab, nur mühsam kann ich auf der anderen Seite an Land klettern, weil die Strömung das Seil und die Reepschnur kräftig stromab zerrt. Wir gehen nun parallel an beiden Ufern so weit, bis wir eine geeignete Stelle zum Spannen des Seiles finden. An der doppelt so langen Reepschnur und einer Seilrolle hole ich die Rucksäcke an mein Ufer. Zuletzt sichere ich meine Kameraden am Seil bzw. an der Reepschnur durch das tosende Bachbett.

Fast 70 km sind wir in den Überresten des verbrannten Waldes marschiert. Dabei läßt es sich nicht vermeiden, daß man sich an den verkohlten Stämmen festhält, dann wischt man sich den Schweiß aus dem Gesicht, und bald sieht man aus wie ein Rußkehrer. Nach etwa 8 Tagen erreichen wir den Nahanni River. Der Nahanni ist an dieser Stelle etwa 100 m breit. Wir müssen ihn überqueren, um zur Wasserscheide der Mackenzie Mountains zu gelangen. Um uns die Überquerung zu ermöglichen, müssen wir ein Gepäcksfloß bauen. Ein 4 m langer trockener Treibholzstamm soll den Hauptauftriebskörper bilden. Als Ausleger fällen wir eine am Ufer stehende Birke. Unsere Kleider verstauen wir im Rucksack und schützen die Ruck-

säcke mit unseren Regenschutzsäcken. Als wir das Gepäckfloß in den Fluß schieben, taucht die Birke unter und aus dem Ausleger wird ein Kiel. Wir müssen das Floß wieder an Land ziehen, alle Verbindungsstellen öffnen, und nach einem dünnen Baum Ausschau halten. Noch einmal wird das Floß zusammengebaut, beladen und in den Fluß hinausgeschoben. Jetzt erweist es sich als schwimmfähig.

Bald verlieren wir den Boden unter den Füßen, mit aller Kraft stoßen wir das Gefährt vor uns her. Eine Hand klammert sich am Floß fest, die andere unterstützt die Beinarbeit.

Wir befinden uns jetzt in der Mitte des Flusses, als ich merke, daß im kalten Wasser meine Beine immer langsamer werden. Die Kälte legt sich an meine Brust. Die Schenkel fühlen sich an wie Eis. Das Wasser dürfte etwa 7 Grad gehabt haben. Eine Gegenströmung treibt uns noch einmal kurz vom gegenüberliegenden Ufer ab. Doch mit letzter Kraft gelingt es uns, das Floß zwischen den Blöcken am Ufer zu verkeilen. Wir entladen das Floß und errichten ein Lager am Nahanni River . . .

Wolfsgeheul?

Später überquerten wir eine Hochebene und steigen in das Tal des *Broken Skull* ab. Wir stellten unser Zelt in der Nähe des Flusses auf und genossen den Abendfrieden. Hermann war noch auf der Pirsch, als plötzlich ein gräßlicher Schrei die abendliche Stille störte. Ich meinte, es sei Wolfsgeheul, Wolfgang hatte Angst, daß Hermann etwas zugestoßen sei. Aber auch Hermann stürzte aus dem Gebüsch, auch er hatte den Schrei gehört und blickte uns verstört an. Plötzlich erschallte der Schrei ein zweites Mal. Er kam von der anderen Seite des Flusses. Im Dämmerlicht konnten wir weiter flußaufwärts eine dunkle Gestalt erkennen. Es war jener Engländer, von dem uns der Pilot am Clacier Lake erzählt hatte. Durch Schreien und Deuten machten wir für den nächsten Tag einen Treffpunkt aus.

Am Morgen durchschwamm Hermann den Broken Skull und fuhr mit dem Kanadier des Engländers zu unserem Zelt zurück. Zu dritt fuhren wir mit dem Boot wieder auf die andere Seite. Nach etwa drei Stunden Fußmarsch hatten wir das Haus des Engländers gefunden. Chris Larkin, so hieß der Einsiedler, wohnte seit 14 Monaten in seinem selbsterbauten Blockhaus. Er erzählte uns, daß er Tiere fotografiert und malt. In einer verschmutzten Pfanne bereitete er uns noch ein Essen aus Weizenkörnern, getrocknetem Rentierfleisch und Honig. Dazu tranken wir Wasser. Am Abend brachte er uns mit seinem Boot wieder zu unserem Zelt.

Am nächsten Morgen setzten wir unseren Marsch entlang des Broken Skull zur Wasserscheide der Mackenzie Mountains fort. Das Wetter hatte sich jetzt geändert. Es hatte geregnet, ein scharfer Wind blies von den Bergen. Die anfängliche Hitzeperiode von fast 30 Grad war zu Ende. Nach einem weiteren Tag mußten wir das Tal des Broken Skull verlassen. Ein steiler Canyon machte ein Weiterkommen unmöglich. Wir wählten ein

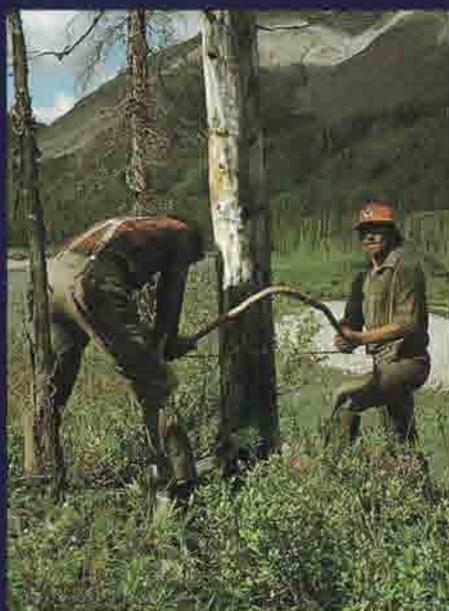
Seitental, das von einem namenlosen Fluß entwässert wird. In der Nähe des Baches talaufwärts führende Wildwechsel erleichterten unser Vorwärtskommen. Leider wichen diese manchmal von unserer Richtung ab, so daß wir wieder gezwungen wurden, uns durch das dichte Ufergebüsch zu quälen. Gegen 17 Uhr suchten wir uns einen Lagerplatz. Wir mußten lange suchen, bis wir einen ebenen trockenen Platz für das Zelt fanden. Schließlich begnügten wir uns mit einer, von zwei Seiten vom Wasser des Baches umspülten, sandigen Landzunge.

Als ich den letzten Hering des Zelttes in den Boden drückte, sah ich einen Grizzly auf der anderen Seite des Baches ins Wasser springen. Mit wenigen Sprüngen durchquerte er den Bach. Auf dem äußeren Ende unserer Landzunge schüttelte er sein Fell und drehte seinen Kopf zu uns herüber. Hermann versuchte noch, das im Rucksack verpackte Gewehr herauszunehmen, ich ergriff einen brennenden Ast und Wolfgang die Axt. Der Bär war etwa 10 m von uns entfernt. Es ging alles sehr schnell. Der Bär interessierte sich nicht für das Zelt und die bunten Gestalten, sondern erschrak genauso wie wir und verschwand im dichten Waldgestrüpp.

Am nächsten Morgen erreichten wir jenen einleitend beschriebenen mannshohen, verfilzten Weiden-, Erlen- und Birkenbusch, der sich uns zwei Tage lang in den Weg stellte. Mühsam erreichten wir die Wasserscheide der *Mackenzie Mountains*. Es war eine baumfreie Hochebene, die von allen Seiten von grauen spitzen Gipfeln gesäumt war. In sanften Wellen stieg das Gelände zum Zentrum hin an. Vom höchsten Punkt aus hatten wir eine herrliche Aussicht. Kleine Seen lagen verstreut zwischen den flachen Hügeln. In ein unbekanntes Tal, das nach Norden führte, wollten wir jetzt so lange absteigen, bis die Flüsse groß genug sein würden, daß man sie mit einem Floß befahren konnte.

Während unseres Fußmarsches mußten wir immer wieder Zeit zum Jagen und Fischen aufbringen. Den Eiweißbedarf deckten wir durch Wild und Fisch. Der mitgetragene Proviant bestand fast ausschließlich aus Kohlehydraten. Das Fischen bereitete kaum Schwierigkeiten. Wir fischten mit Blinker und Fliegen. Die erbeuteten Fische waren fast ausnahmslos Äschen. Schwieriger war das Jagen, da die Wilddichte äußerst gering ist. Haselhühner, Schneehühner, Wildenten und hauptsächlich Stachelschweine bildeten unsere Jagdbeute. Ein Schwarm Haselhühner war stets eine leichte Beute für unseren ausgezeichneten Jäger. Die Haselhühner blickten Hermann aus geringer Entfernung beim Zusammensetzen der Jagdwaffe zu. Nach dem ersten Schuß flogen sie kurz auf, um bald darauf wieder neugierig unser Treiben zu beobachten. Hermann war ein aufrechter Jäger, so daß ihm das Schießen der Haselhühner vom Boden als unweidmännisch erschien. So schickte er Wolfgang und mich immer vor, die Hühner aufzuscheuchen, um sie dann im Fliegen zu schießen. Die Hauptnahrung bildeten allerdings die Stachelschweine, weil wir diese, um Munition zu sparen, mit der Axt töten konnten.

In der Wildnis überleben



*Oben: Am Rand des
verbrannten Waldes
Links: Alle
Nahrungssorgen los
Ganz links:
Floßbau am Natla*

Fotos: Karl Mahrer



Links: „Das Floß sollte etwa 5 x 3 m groß werden.“

Foto: Karl Mahrer

Grizzly am Karibou Creek

In jenem Tal, in dem wir Richtung Norden abstiegen, lagerten wir am Fuße eines markanten Berges. Das Zelt stand in der Nähe eines schmalen Seitenarmes des *Karibou Creek*.

Obwohl es erst 16 Uhr ist, haben wir beschlossen, das Lager zu errichten, weil Wolfgang heute Brot backen möchte. Am Morgen werden wir durch rhythmisches Pochen, welches immer stärker wird, geweckt. Im windstillen Morgen sind die Tritte klar zu hören. Anscheinend nähert sich dem Lager ein größeres Tier – ist es ein Elch oder ist es ein Karibou. Hermann blickt als erster aus dem Zelt und erkennt den Grizzly, der gerade versucht, unsere Proviantstämme von einer kleinen Fichte zu zeren. Hermann zielt auf den 15 m entfernten Bären. Der erste Schuß zeigte keine Wirkung. Der zweite Schuß trifft den Bären in den Hinterkopf, er sinkt zu Boden, steht wieder auf und humpelt davon. Nach einigen Sätzen bleibt er kurz stehen und wischt sich mit der Vorderpranke über den Schädel. Zu dritt verfolgen wir den Bären, nur mit Unterhosen bekleidet. Immer wieder hält der Bär in seinem schwerfälligen Galopp inne. Als plötzlich ein zweiter Bär auftaucht, brechen wir die Verfolgung ab und kehren zu unserem Zelt zurück. In Zukunft vertrauen wir unseren Proviant immer auf einem vor dem Zelt errichteten 4 m hohen Dreibein. An die Proviantstämme banden wir dann unsere Aluminiumtöpfe.

Beim weiteren Abstieg entlang des Karibou Creeks stießen wir auf eine 80 m tiefe Schlucht, durch die sich der Fluß gegraben hatte. Diese Schlucht war auf unserer Karte nicht eingezeichnet. Wir hatten Angst, bei unserer Floßfahrt in eine solche nicht eingezeichnete Schlucht zu kommen.

Floßbau am Natla River

Während eines Gewitters erreichten wir den nächstgrößeren Fluß, den *Natla River*. Natla heißt auf indianisch „schnelles Wasser“. In knapp 20 Tagen hatten wir über 200 km zu Fuß zurückgelegt. Hier am Natla wollen wir nun unser Floß bauen. Der Fluß führt reichlich Wasser. Soweit wir ihn bis jetzt überblicken konnten, waren keine furchterregenden Felsen im Flußbett. Aber wie sieht er im Unterlauf aus, dort, wo er in den Keel River mündet?

Bald fanden wir einen idealen Platz zum Floßbauen. Ein toter Seitenarm mit stehendem Wasser war die Werft für unser Floß. 400 m weiter, stromab auf einem Hügel, standen verbrannte Bäume, die genügend dick und trocken waren, um daraus ein Floß bauen zu können.

Je näher wir dem Natla gekommen waren, desto mehr hatten wir uns in den Gesprächen am Lagerfeuer mit dem Floßbau beschäftigt. Das Floß sollte etwa 5 x 3 m groß werden. Das Werkzeug für den Floßbau hatten wir in unseren Rucksäcken mitgetragen. Es bestand aus zwei Sägeblättern, zwei Bohrern mit 30 und 10 mm Durchmesser, einer Axt und einer kleinen Handsäge.

Am nächsten Morgen begannen wir auf dem Hochplateau mit dem Fällen der Bäume. Um leichter arbeiten zu können, schnitten wir die Bäume in Bauchhöhe ab. Mit einer 5 m langen Reepschnur als Maßband wurden alle Stämme auf die gleiche Länge abgeschnitten. Nun mußten die Stämme zum Rand der Böschung transportiert werden. Diese Arbeit war sehr anstrengend und zeitraubend. Unter dem dicken Ende des Stammes montierten wir einen 1½ m langen Tragebalken. Diesen Tragebalken legten wir dann in die Beuge zwischen Ober- und Unterarm, und mit aller Kraft zogen und rissen wir die Stämme weiter bis zur Geländekante. Dort versuchten wir, die Stämme in einer Art Holzriesen zum Fluß hinunterzulassen. Immer wieder passierte es, daß sich ein Stamm nach sausender Fahrt mit der Spitze in die Erde bohrte, sich querlegte oder an den anderen Fichtenbäumen hängenblieb. Nun mußten die Stämme am Fluß ca. 400 m stromauf bis in unsere Werft befördert werden. Wolfgang hatte diese Uferstrecke bereits vom Weidengestrüpp befreit, so daß wir die Stämme stromauf treideln konnten. Zwei Mann zogen den Stamm mit Reepschnüren, der dritte versuchte ihn mit einer gegabelten Stange vom Ufer fernzuhalten.

Als das gesamte Material für den Bau des Flosses in der Werft war, begannen wir am dritten Tag mit dem Zusammenbau der Plattform. Zuerst mußte bei jedem Stamm die stabile Schwimmlage gefunden werden, diese wurde dann markiert, der Stamm wieder auf das Ufer gezogen und an beiden Enden auf der Unterseite eingekerbt. In diese Kerbe sollte später das Kletterseil eingelegt werden, welches Längs- und Querstämme verbinden sollte. Die Kerbe diente dazu, daß das Seil nicht verrutschte und beim Auflaufen des Flosses auf eine Schotterbank nicht verletzt wird. Dann wurden alle Stämme ins Wasser gebracht und so geordnet, daß der Abstand zwischen den einzelnen Stämmen ein Minimum wurde. Außerdem sollten die aneinandergelagerten Stämme etwa ein Rechteck ergeben. Nach dem Auflegen der Querstämme wurden die Längsstämme mit dem Kletterseil zusammengebunden. Nun wurden zusätzlich noch alle Längsstämme mit den Querstämmen verbohrt. Mit einem Holznagel aus grünem Fichtenholz wurden die Stämme untereinander verbunden. Dann erfolgte der Einbau von Diagonalstreben, welche dem Floß die nötige Steifheit verleihen sollten. In der Mitte über den Diagonalen wurde ein Gepäckpodest angebracht. Auf den Querstämmen am Bug und Heck

Foto: Karl Mahrer

wurden zwei Auflager aus Holznägeln für die Ruder angebracht. Die Ruder fertigten wir aus etwa 70 cm langen Stammabschnitten der Fichten. Zum Spalten verwendeten wir die Axt, die wir mit einem Stein in das Holz hineintrrieben. Leider sind die arktischen Fichten alle gedreht gewachsen, so daß die Ruderblätter erst parallel gehackt werden mußten. Diese etwa 5 cm dicken Bretter wurden mit Holzdübeln auf langen Fichtenstangen befestigt.

Alle Nahrungsmittelsorgen los

Noch während dieser Bauarbeiten am Floß überstürzten sich plötzlich die Ereignisse. Wolfgang sah als erster, wie ein riesiger Kariboubulle versuchte, den Natla River etwa 200 m unterhalb unserer Werft zu queren. Wir stellten sofort unsere Arbeiten ein, um keinen Lärm zu erzeugen. Hermann schlich zum Zelt und holte das Gewehr. Wolfgang und ich blieben am Floß. Bange Minuten verstrichen, bis zwei Schüsse fielen. Wolfgang und ich rannten in die Richtung, aus der wir die Schüsse vernahmen. Hermann kam uns bereits entgegen. Mit einem Schlag waren wir aller Nahrungsmittelprobleme enthoben. Gerade in dem Moment, als Hermann das Karibou erlegt hatte, kamen zwei knallgelbe Kajaks mit vier Paddlern in unserer Werft an. Es waren Deutsche, die sich von einem Flugzeug am O-Grady Lake absetzen ließen. Der O-Grady Lake ist der Quellsee des Natla River. Diese Paddler teilten uns auch mit, daß der Natla in seinem Unterlauf in einen wilden Canyon mündet. Wir hatten nun Angst, diesen Canyon nicht mit unserem Floß passieren zu können.

Wir zeigten den vier Deutschen, zwei Männer mit ihren Frauen, unser erlegtes Karibou und boten ihnen Fleisch davon an. Doch als sie es sahen, wurden sie unruhig und drängten zur Weiterfahrt. Sie erzählten uns, daß sie kaum 200 m von unserem Lagerplatz entfernt eine Bäarin mit ihren zwei Jungen gesehen hätten. Die Bäarin hätte sicher das Blut gewittert und würde uns bald im Lager besuchen. Sie liefen wieder zu ihren Booten zurück und fuhren weiter. Wir wären auch gerne weggefahren, aber es war das Floß noch nicht fertig, andererseits mußten wir auch das Fleisch des Karibous haben.

Wir begannen nun das Karibou zu zerlegen. Wir brachen das Tier auf und schnitten die schönsten Fleischstücke heraus. Diese Fleischstücke zerschnitten wir auf Elchschaufeln, die wir gefunden hatten, in dünne Streifen. Aus zwei Dreibeinen und einer darübergelegten selbst gefertigten Leiter errichteten wir eine Trockenanlage. Auf diese Leiter hängten wir die Fleischstreifen und darunter entfachten wir ein schmales längliches Feuer. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte das Trocknen des Kariboufleisches. Alle zwei Stunden lösten wir uns bei der Wache ab. Die Wache sollte unerwünschte Gäste fernhalten. Wacholderzweige auf der Glut sollten dem Fleisch einige Würze verleihen. Nach der Trockenzeit sahen die Fleischstreifen wie Kabernossi aus. Im Floßcamp haben wir jetzt drei Tage lang nur Fleisch gegessen, von Steak bis Beuschel und gerösteter Leber.

Keiner hatte je vorher ein Floß gesteuert

Dann war es soweit. Nach einer Woche Bauzeit war das Floß fertig. Die Rucksäcke wurden darauf festgebunden, Reserveruder und Stangen an Bord verstaut. Langsam schoben wir das Floß mit unseren Stangen in die Strömung hinaus. Keiner von uns hat je vorher ein Floß gesteuert. Wir wußten nicht, ob wir das zwei Tonnen schwere Gefährt jemals wieder ans Ufer bringen würden. Doch die Strömung hatte uns erfaßt, und im Nu waren wir in der Hauptströmung des Natla River . . .

Mit den beiden Rudern an Bug und Heck versuchen wir das Floß in der Strömungsrichtung zu halten. Die ersten Hindernisse sind die sanften Kurven im Oberlauf des Natla. Das kurvenäußere Ufer ist ausgekolkt, Fichten, die dort gestanden sind, hängen nun mit ihren Wipfeln in den Fluß. Immer wieder werden wir unter diesen Bäumen durchgetrieben. Wie riesige Besen versuchen sie uns vom Floß zu fegen. Wir legen uns dann hin und halten uns an den Seilen fest. Doch die Floßfahrt bereitete bis jetzt keine besonderen Schwierigkeiten. Vor dem Canyon wollten wir noch eine gezielte Landung durchführen. Auch sie gelingt zur vollsten Zufriedenheit. Wir beschließen nun, soweit in den Canyon einzufahren, bis es schwierig wird. Dort wollen wir dann das Floß vertäuen und zu Fuß den Canyon hinabgehen. Sollte er befahrbar sein, wollen wir ohne Gepäck abfahren, sollte er zu schwierig sein, wird einer von uns zurückgehen und das Floß losmachen, daß es allein den Canyon hinabtreibt.

Im Canyon

Doch der Canyon ist dann plötzlich da. Wir sehen, daß eine Landung nicht mehr möglich ist, da die Strömung zu stark ist und die Felsen zu steil sind. Der wilde Tanz beginnt mit Felsblöcken im Fahrwasser, doch sie sind noch so weit voneinander entfernt, daß wir rechtzeitig ausweichen können. Die Uferfelsen rücken immer näher, die Geschwindigkeit der Strömung nimmt immer mehr zu. Die ersten Felswände tauchen auf. Der Fluß tobt in der Enge. Bei einem Ausweichmanöver zerbricht ein Ruder. Während wir das Reserveruder einsetzen, dreht sich das Floß in den Wirbeln des Flusses. Kaum haben wir die Fahrt stabilisiert, hören wir die Brecher einer 50 m langen Engstelle. Über zwei Steilstufen von etwa 2 m Höhe schießt das Floß hinaus. Der Bug taucht vollkommen ins Wasser ein und mit ihm Hermann. Als das Floß wieder auftaucht, sind unsere Goretexhosen mit Wasser gefüllt. Das Donnern der Brecher verstärkt sich. Plötzlich baut sich vor uns eine hohe Felswand auf. Um 90 Grad ändert hier der Fluß seine Richtung. Wir rudern wie verrückt, um das Floß um die Kurve zu bringen, doch es ist sinnlos. In rasender Fahrt geht es auf den Felsen zu. Instinktiv halten wir uns an den Seilen fest. Mit voller Wucht knallt die vordere linke Kante in den Felsen. Ein lautes Krachen und Splittern, der vordere, 25 cm dicke Querbaum zerbricht. Das Floß bäumt sich auf, das Heck wird von der Wucht des





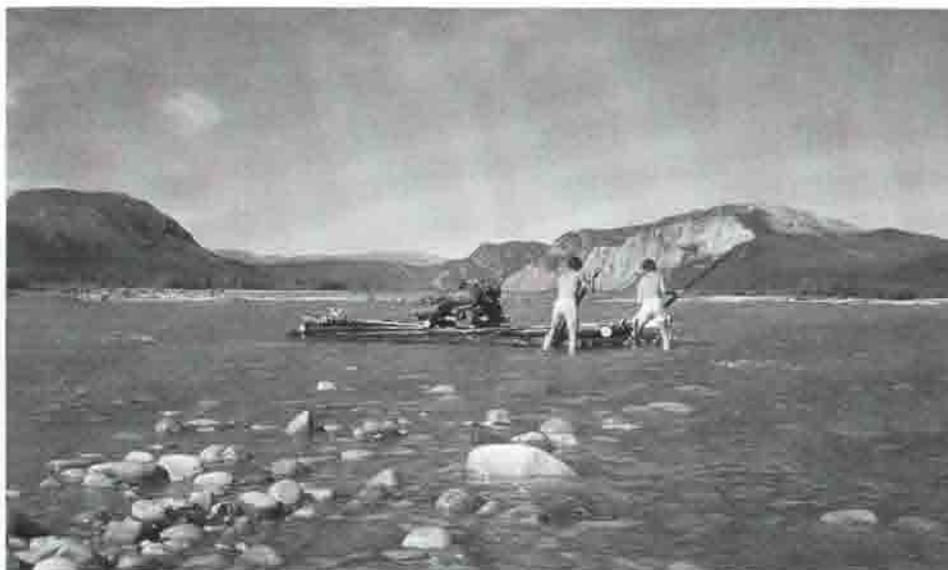


Foto: Karl Mahrer

Wassers nach unten gedrückt. Im Augenblick hat es den Anschein, als würde sich die große Holzplattform auf diesen senkrechten Felsen hinaufschieben. Doch sie plumpst wieder zurück ins Wasser und rotierend gleiten wir weiter stromab. Holznägel ragen heraus, die Querbalken sind gespalten, die äußeren Bäume hängen nur mehr lose mit den übrigen zusammen. Schnell gleiten nun die Felswände vorbei. Wir können es kaum fassen, daß wir immer noch unterwegs sind. In unserem Taumel übersehen wir einen großen Felsen in der Mitte des Flusses. Er ist nur wenig vom Wasser überspült. Wir können den Zusammenstoß nicht verhindern. Ächzend schiebt sich das Floß auf den Felsen, dreht sich um 180 Grad und bleibt hängen.

Wir sitzen fest

Wir versuchen es durch Gewichtsverlagerung mit unseren Rucksäcken, wir versuchen es durch Schaukeln, wir versuchen es mit den langen Stangen, aber wir bekommen das Floß nicht vom Stein.

Schließlich wollen wir das Floß mit der Axt in zwei Teile teilen und versuchen, mit einem Teil das Ufer zu erreichen. Doch als wir die Axt einsetzen, erkennen wir, daß wir diese zwischen den Stämmen durchschieben und so Zentimeter um Zentimeter das Floß vom Stein schieben können. Nach einer Dreiviertelstunde treiben wir wieder in der Strömung. In rascher Fahrt geht es weiter. Wir nähern uns dem Keel River. Schotterbänke zeigen bereits die Mündungsebene an.

Die deutschen Paddler hatten uns erzählt, daß sich in der Nähe der Mündung des Natla in den Keel River die Hütte eines Jagdaufsehers befindet. Bald sehen wir auch das Flugzeug am rechten Flußufer. Wir rudern so besessen auf diese Landestelle zu, daß wir beinahe mit unserem Floß dem Flugzeug einen Schwimmer abgerissen hätten. Im selben Moment erscheint auch der Jagdaufseher am Ufer. Wir werfen ihm ein Seil zu, und er ist uns beim Anlegen behilflich.

Mr. Nelsen, so hieß der Jagdaufseher, erzählte uns, daß die Deutschen ihn von unserem Vorhaben informiert hatten. Den ganzen Tag war er am Fluß gesessen, um nach vorbeitreibenden Schlafsäcken, Rucksäcken oder Baumstämmen Ausschau zu halten.

Freundlich wurden wir im Jagdcamp aufgenommen, und mit Mr. Nelsen feierten wir die Erstbefahrung des Natla River mit einem Holzfloß. Den nächsten Tag verbrachten wir mit der Reparatur des Flosses. Am frühen Nachmittag war wieder an eine Weiterfahrt zu denken. Mit Kuchen von Frau Nelsen versorgt, traten wir die Weiterfahrt an. Die psychische Spannung hatte am Natla den absoluten Höhepunkt erreicht. Die nun folgenden 300 km auf dem Keel River waren beinahe Erholung für uns. Bevor der Keel die Mackenzie-Mountains verläßt, bestiegen wir noch einen unbenannten Gipfel, dessen Höhe mit 3980 Fuß angegeben ist. Er überragt alle angrenzenden Berge, und wir konnten von ihm noch einmal weit in die Mackenzie-Mountains blicken. Von ihm aus erkannten wir aber auch die neuen Gefahren im Unterlauf des Keel River. Hier fächerete sich der Fluß oft in sehr viele Arme auf, und ein Aufsitzen in diesen seichten Flußarmen war unvermeidlich. Mehrmals täglich mußten wir, nackt im Wasser stehend, mit Stangen das Floß in die Hauptströmung zurückhebeln.

Nordlicht über dem Mackenzie

Eines Abends erreichten wir den Mackenzie River. In machtvoller Stille nahm uns der Vater aller Gewässer des Nordens auf. Sturmartiger Westwind zwang uns, am Tag unser Lager aufzustellen. Es war unmöglich, das Floß gegen den Wind im Strom zu halten. In der Nacht legten wir dann ohne einen Ruderschlag in 14 Stunden 80 km zurück. Wir lagen im Schlafsack auf dem Floß, beobachteten die Sterne, staunten über die Sternschnuppen und bewunderten die flackernden Kaskaden des Nordlichts. Nach fünf Wochen erreichten wir den ursprünglichen Zielpunkt der Expedition. In dieser Zeit hatten wir mehr als 700 km zurückgelegt. Eine Gruppe junger Indianer gab uns einen zünftigen Empfang. Sie schleppten das Floß mit ihrem Motorboot in den Hafen von Norman Wells. Das Öl im Tal des Mackenzie und die Bodenschätze am Großen Bärensee sind die Gründe für den Bestand dieser Arbeitersiedlung. Mit Wehmut verließen wir unser Floß. Uns hielt es nicht lange in Norman Wells. Mit der nächsten Maschine nach Yellow Knife, der Hauptstadt der Northwest-Territories, rückten wir der großen Welt wieder etwas näher. Die Rückkehr ins zivilisierte Leben war angenehm und abschreckend zugleich.

Zwei Bergfahrten in der Provinz Sinkiang

Von Marcus Schmuck

Die geographische Lage und die spärliche Literatur waren Ursache, meine bergsteigerischen Gedanken diesen Gebieten zuzuwenden. Die chinesischen Behörden gestatten seit 1979 ausländischen Bergsteigergruppen, auch entlegenste Berggebiete zu besuchen. Nach mehr als einem Jahr Schriftverkehr konnten die Verträge jeweils mit dem Chinesischen Bergsteigerverband abgeschlossen werden.

Tien Schan Ostregion – Bogda-Gruppe

Der zentrale Teil dieses Bergmassivs hat eine Länge von ca. 1200 Kilometern. Der Gebirgsaufbau beginnt im Westen, in der Kirgisischen SSR. Die höchsten Erhebungen, Khan Tengri, 6995 Meter, und Pik Pobedy, 7439 Meter, liegen im Grenzgebiet zwischen der UdSSR und China. Diese Berge sind für uns gegenwärtig noch nicht zugänglich. Die kalten und stürmischen Wetterlagen im Tien Schan sind aus der Literatur bekannt. Die östlichen, parallelen Bergketten im chinesischen Tien Schan schließen tief eingeschnittene Becken ein. Die Senke von Turfan liegt 154 Meter unter dem Meeresspiegel. Unmittelbar nördlich dieser Niederung, mit seiner über viertausendjährigen Kultur, erhebt sich im östlichen Tien Schan die Bogda-Gruppe.

Wüsten und Steppen umgeben das Gebiet. Die Dsungarei, Gobi und Takla Makan schließen das Berggebiet von drei Seiten ein. Die höchste Erhebung ist der Bogda mit 5445 Metern. Der Berg war zu dieser Zeit noch nicht erstiegen, er war unser Ziel.

Die Hauptstadt der autonomen Republik Sinkiang ist Urumchi. Die Stadt liegt in einer Oase in 920 Meter Höhe und ist von einer Gras- und Wermutsteppe umgeben. Der größte Bevölkerungsteil sind Uiguren. In wenigen Flugstunden erreichen die vierstrahligen Jets von Peking aus die Stadt. Die beste Beschreibung von dieser Gegend fand ich im Expeditionsbericht von Merzbacher aus 1908! Wir fuhren mit einem Bus auf einer Asphaltstraße bis zur Stadt Foukan. Darauf folgte eine Sandstraße bis zum 1900 Meter hoch gelegenen Himmelssee. Zu beschreiben, was wir auf der halbtägigen Fahrt von Urumchi zum Himmelssee sahen und erleben durften, würde einen eigenen Reisebericht ergeben. In der Dsungarei leben Nomaden, man trifft auf Kamele, auf Eisen- und Ziegelwerke, auf Erdölbohrtürme, auf eine Raffinerie modernster Bauart. Im nördli-

chen Vorgebirge sind Yurten der Kasachen keine Seltenheit. Große Schafherden und Pferde weiden auf den ausgedehnten Grünflächen. Am Himmelssee wohnten wir zu unserer Überraschung in Bungalows. Der ca. acht Quadratkilometer große Gebirgssee wird seinem Namen gerecht. Ein tiefgrüner Bergsee, umgeben von einer unberührten Almlandschaft und Nadelwäldern. Die Schönheit der großen Drachenfichten ist beeindruckend. Im Hintergrund sind die vergletscherten vier- und fünftausend Meter hohen Berge der Bogda-Gruppe zu sehen. Tausende Schafe wurden am dreizehnten September wegen Schneefall von den Kasachen-Almen zu Tal getrieben.

Wir setzten mit einem Motorboot über den See. Auf der anderen Seite erwarteten uns die bestellten Kasachenpferde und ihre Betreuer. Der kontinentale Temperatur- und Wettersturz hielt an. Unsere Tragpferde und Kasachenbegleiter kehrten am zweiten Anmarschtag auf 2650 Meter Höhe endgültig um. Verschneites Blockwerk gefährdete die Tragtiere. Nach zwei Zwischenlagern und mehreren Lastenschleppereien erreichten wir am achtzehnten September über den ca. 3700 Meter hohen Yikenquidapo-Paß unseren Basislagerplatz in dreitausendfünfhundert Meter Höhe. An den folgenden Tagen war das Wetter schön. Die Berge glitzerten im Neuschnee. Die Luft war trocken und kalt. Wir befanden uns in 44 Grad nördlicher Breite und 88 Grad östlicher Länge. Es dürfte das wohl das vom Meer am weitesten entfernte Berggebiet sein!

Die Form der Bogda-Gruppe könnte man mit der Nordseite der Grand Jorasses vergleichen. Die Ausmaße sind sicher doppelt so groß. Unsere sieben Bergsteiger zählende Gruppe ging zunächst auf einige umliegende Viertausender los. Wir mußten uns orientieren und vor allem einen Anstieg auf den Bogda-Hauptgipfel ausfindig machen. Der chinesische Begleitoffizier und ein Dolmetscher hüteten das Lager. Obwohl die riesigen Schneefahnen über den Grat Schneebretter in den Flanken des Bogda verrieten, wagten wir einen Versuch. Wir mühten uns durch den tiefen, halb verpreßten Schnee in Richtung Bogda-Scharte aufwärts. Aus Gründen der Schneebretter hielten wir großen Abstand. Der Wind trieb uns den Flugschnee entgegen. In 4700 Meter Höhe, knapp unterhalb der Bogda-Scharte, welche zwischen Bogda-Zahn und dem Hauptgipfel im Ostteil der Gruppe eingelagert ist, stellten wir unser Zelt auf. Von einem Eisabbruch versprachen wir uns mehr Schutz vor dem Wind. Die ganze Nacht rieselte der Schnee auf unser

Tien Schan und Kun Lun – auf den Spuren von Merzbacher und Sven Hedin



*Oben: Mustagh Ata (7546 m),
der „Vater der Eisberge“
erhebt sich unmittelbar
aus der Jambulak-Steppe
Rechts: Die Bogda-Gruppe
im Tien Schan. Links im
Bild der Hauptgipfel (5445 m)*



Fotos: Marcus Schmuck

Skizze: Marcus Schmuck

Zelt herab. Die Temperatur sank auf minus 20 Grad ab. Windstöße ließen die Nacht lang, unruhig und kalt werden. Der Flugschnee drang schließlich noch in das Zelt.

Das Wetter war schön. Der Wind ließ auch am Morgen nicht nach. Ein Anstieg erschien uns von der Scharte aus möglich. Die Schwierigkeit schätzten wir bei den Verhältnissen auf Grad zwei. Unser Versuch blieb knapp über dem Lager stecken. Die etwa einhundert Meter hohe, immer steiler werdende Schneeflanke bis zu den Felsen drohte wegzubrechen. Wir gaben auf, es war uns zu gefährlich.

Ein Jahr später gelang Japanern der Anstieg über diese Route. Für extreme Bergsteiger gibt es in diesem Gebiet viele Neutouren. Speziell die viel steilere Südflanke wird Felsklettern ein Ziel für Jahre sein.

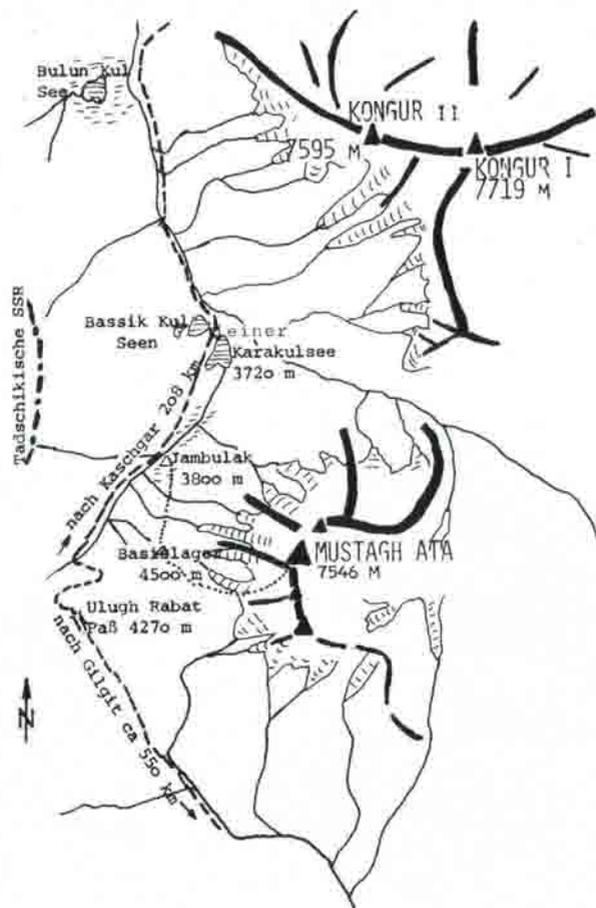
Wir mußten uns der Lawinengefahr wegen mit ungefährlicheren Viertausender-Anstiegen befassen. An den Sonnenseiten schmolz der Neuschnee rasch, und wir konnten die Schönheit der Schneelotospflanzen, der weißen Nelken und kleinen Tulpen in der letzten Blüte genießen. Wir fanden ein großes Gehörn von einem Sinkiang-Steinbock sowie Skelette und Spuren von Bären. Murmeltiere gab es bis zu den Gletscherzungen, welche bis 3200 Meter reichten.

Aus Temperaturgründen empfehle ich für dieses Gebiet keine Bergfahrten nach dem Monat August vorzunehmen, es ist einfach um diese Zeit schon zu kalt. Man muß mit stark schwankenden und tiefen Temperaturen, unter Umständen mit Schneefällen rechnen. Nicht umsonst wird das Klima in Sinkiang folgendermaßen charakterisiert: „Pelze am Morgen und Seide zur Mittagszeit.“ Wie diese Weisheit in viertausend Meter Höhe im Spätsommer zu verstehen ist, haben wir verspürt.

Mustagh Ata (7546 Meter) im Kun Lun

Dieser Berg im Westen von China könnte noch dem Pamir zugeordnet werden. Für die chinesischen Behörden liegt der Gipfel wie auch das höhere Kongurmassiv im Kun Lun. Kongur und Mustagh Ata sind die Eckpfeiler und der westliche Beginn des mehrere tausend Kilometer langen Kun Lun. Seit 1957 ist mir dieser Berg näher in das Gedächtnis gerückt. Auf unseren Gipfelaufnahmen vom 8047 Meter hohen Brad Peak glaubte ich in nordnordwestlicher Richtung einen Teil des Mustagh Ata zu sehen. Heute weiß ich, daß der dazwischen liegende 8611 Meter hohe K2 und die westlich anschließende Savoja-Gruppe auch keine Teilansicht ermöglichen.

Sven Hedin hat den Mustagh Ata, diesen entlegenen Berg in Ostturkestan, der heutigen Provinz Sinkiang, im Jahre 1894 mehrmals zu ersteigen versucht. Seine Aufstiegsmethode war, möglichst hoch hinauf auf Jaks zu reiten, um Kraft für den letzten Gipfelanstieg zu sparen. Auf diesen Tieren erreichte Sven Hedin die 6000-Meter-Grenze. In dieser Höhe wurde noch eine Kirgisenjurte aufgestellt. Die Kraft zum weiteren Aufstieg fehlte ihm und seiner Mannschaft. Mit der damaligen Akklimatisations-, Trainings- und Aufstiegsauffassung würden Expeditionsbergsteiger von heute, 90 Jahre später, auch kaum Gipfel-



chancen haben. Die erste Besteigung des Mustagh Ata wurde 1956 von einer chinesisch-russischen Gruppe ausgeführt.

Die Lage des Mustagh Ata, die historische Handelsstadt Kaschgar, die Stein- und Sandwüste Takla Makan, der Kleine Karakulsee und die dort lebenden Kirgisen, haben bei der Wahl dieses Bergzieles eine Rolle gespielt. Da war noch ein exotischer Umstand: Unsere Lasten konnten durch Kamele in das Basislager transportiert werden. Ich hatte für den Anmarsch zum Hauptlager schon Träger, Jeeps, Lastwagen, Hubschrauber, Boote, Esel, Pferde, Jaks, Schafe und Ziegen im Einsatz, nie jedoch Kamele.

Nach zweijährigem Bemühen, gemeinsam mit der österreichischen Botschaft in Peking, hatte ich ein acht Seiten umfassendes Dokument aus Peking erhalten. Alle Besteigungsbedingungen waren darin geregelt. Die hier abgedruckte Überschrift ist der Beginn des Schriftstückes und besagt sinngemäß: Protokoll für den Österreichischen Alpenverein Salzburg.

关于
奥地利阿尔卑斯萨尔斯堡
慕士塔格山登山队
议定书



Oben: Wumingfeng (4613 m), einer der vielen formschönen Gipfel im Tien Shan

Foto: Marcus Schmuck

Es vergingen 25 Jahre zwischen dem ersten Wunsch und der Wirklichkeit, den Vater der Eisberge, den Mustagh Ata, besteigen zu können. Ich erachte es als ein besonderes Glück, in einer Zeit zu leben, in der das Erreichen dieser fernen Berge möglich geworden ist. Vor dreißig Jahren war ein Westalpenaufenthalt das mögliche Maximum für einen Urlaub. Heute kann man in vier bis acht Wochen einen Sieben- oder niedrigen Achttausender ersteigen.

Unsere Bergfahrt wurde zwischen 27. Juni und 3. August 1982 durchgeführt. Für mich gab es ein Wiedersehen mit Urumchi. Mit einem kleineren Flugzeug erreichten wir über Aksu schließlich Kaschgar. Einmal, wenn auch aus der Luft, das Tarimbekken und die Takla Makan zu sehen, und nun war ein Traum Wirklichkeit geworden.

Unsere Lebensmittel wurden in Kaschgar ergänzt. Mit einem Lastwagen und Jeep verließen wir Kaschgar auf der Karakorum Highway, einer vier bis sechs Meter breiten Sandpiste in Richtung Süden. Die Highway ist etwa die Trasse der alten Seidenstraße von Kaschgar nach Afghanistan und Pakistan. Durch eine Schlucht zwischen King Ata Tagh und dem Kongurmassiv erreichten wir das Bulun-Kul-Becken. Von hier aus sahen wir das erstemal den Mustagh Ata. Nach einer Rast in der Gegend der Basik-Kul-Seen und des Kleinen Karakul-Sees erreichten wir nach 208 Fahrkilometern von Kaschgar aus am 4. Juli Jambulak. Jambulak ist ein Weideplatz und eine Kirgisensiedlung in 3800 Meter Höhe. Für zwei Tage standen hier unsere Zelte in einer Wermutsteppe. Zum Flußlauf hin gab es Blumen – violette Primeln, Vergißmeinnicht, Asters usw., in der Steppe waren Edelweiß und Mauerpfeffer häufig zu finden. Vom Kleinen Karakul-See, 3720 Meter, bis zum Ulugh-Rabat-Paß, 4270 Meter, führt die Straße bis auf acht Kilometer an die Tadschikische-SSR-Grenze heran. Wir waren angewiesen, uns westlich der Straße nicht aufzuhalten.

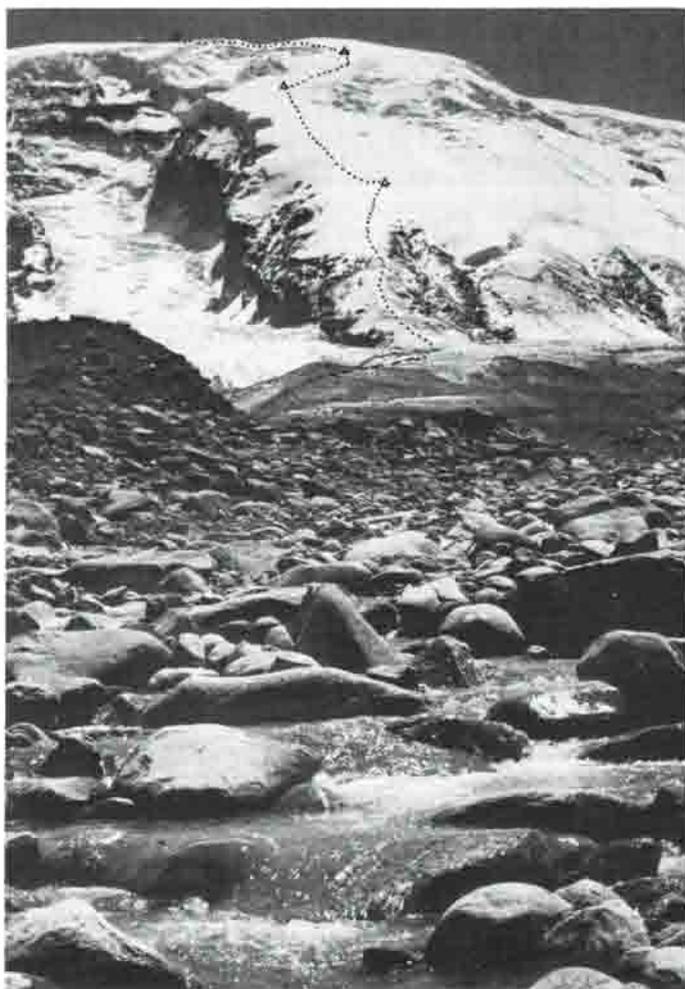
Wir befanden uns nun an der Westseite des Mustagh Ata. Vom Anstieg waren uns keine Einzelheiten bekannt. Im Sinne der Genehmigung durften wir nicht den bekannten Anstieg zwischen Jambulak- und Tschal-Tumak-Gletscher benutzen. Wir sollten eine neue Route zwischen Tschal- und Tergen-Bulak-Gletscher an der WSW-Seite des Berges begehen. Fünf Kameltruppen trugen unsere Lasten von Jambulak bis auf ca. 4500 Meter. Unterhalb des Tschal-Tumak-Gletschers errichteten wir am 6. Juli das Ausgangslager. Der Gletscherabfluß sorgte für ausreichendes Wasser. Ringsherum belebten Murmeltiere den geschützten Lagerplatz. Unsere Besteigung wurde im Alpenstil ausgeführt und erfolgte ohne Hilfe von Hochträgern, ohne Verwendung von Sauerstoffgeräten und ohne Funkverbindungen. Die Hochlager wurden in 5200, 6100 und 6700 Meter Höhe aufgestellt. Die Schneegrenze lag bei 5000 Metern, das Gletscherzungenende des Tschal-Tumak-Gletschers endete nur knapp 100 Meter über unserem Hauptlagerplatz. Es ist zu erwähnen, daß wir mit den Angaben der Höhen nicht zurechtkamen, obwohl wir in Kaschgar unsere Höhenmesser einstellten. Die Höhendifferenzen betrugen bis zu 300 Meter. Es gab wenig Tage ohne Schneefall am Nachmittag. Die Niederschlagsmenge war jedoch gering, sie reichte aber aus, um mit dem



Wind die Auf- und Abstiegsspuren und unsere Zelte einzuwehen. Die Schwierigkeiten des Anstieges lagen besonders in den Spuren, dem Ausschaufeln der Zeltplätze, der Bewältigung der Höhe und dem Wind. Abgesehen von einigen Spalten ist der Anstieg unschwierig. Orientierungsprobleme kann es allerdings bei schlechter Sicht geben. Die Temperatur ist kaum unter minus 20 Grad Celsius abgesunken. Die Wirkungen des kalten feinen Schnees verspürten wir an unseren Füßen. Es bedurfte einiger Standfestigkeit, um nicht der Kälte und dem Wind nachzugeben. Mehrmals trugen wir Lasten in die verschiedenen Hochlager.

Bei wolkenlosem Himmel verließen wir das Lager drei. Im Süden erhob sich die Gipfelpyramide des K 2. Am 17. Juli standen wir um halb drei Uhr Nachmittags am Gipfel. Sechseinhalb Stunden lang wechselten wir uns im Spuren ab. Nach den üblichen Aufnahmen stiegen wir zum Lager drei ab, welches wir gegen sieben Uhr abends erreichten. In der Nacht schneite es. Die ausgedehnten Flächen der Gipfelkuppe des Mustagh Ata brachten uns beim Abstieg im Nebel oberhalb des Lagers 2 in Orientierungsschwierigkeiten. Wir stiegen an diesem Tag bis zum Basislager ab. Unterhalb von 6000 Metern war der Schnee firnig geworden. Streckenweise konnten wir deshalb rutschen und kamen so mit weniger Anstrengung und schneller zu Tal. Im Auslaufbereich von Lawinenbahnen fanden wir großes Gehörn von Marko-Polo-Schafen. Am späten Nachmittag des 18. Juli hatten wir 2000 Höhenmeter Abstieg hinter uns. Müde kamen wir im Basislager an.

Wir haben die fünfte Besteigung des Mustagh Ata ausgeführt. Nach Ansicht des chinesischen Bergsteigerverbandes ist unser Anstieg eine neue Route. Die bisherigen Ersteigungen wurden im Bereich zwischen Jambulak- und Tschal-Tumak-Gletscher genehmigt und ausgeführt. Wir trafen jedoch bei unserem Aufstieg zum Lager 1 im unteren, aperen Bereich auf Markierungsspuren, vereinzelt waren Holzstäbchen und kleine Steinmänner wahrzunehmen. In einer Korrespondenz mit Adams Carter vom American Alpine Club meinte dieser, daß unsere Route von der Gruppe aus USA-Kanada begangen wurde, welche 1981 die Besteigung des Mustagh Ata ausgeführt hat. So gesehen gab es also eine genehmigte und eine nicht genehmigte Begehung dieser Anstiegsroute, oder waren es zwei legale Besteigungen?



Oben: Mustagh Ata: Die Anstiegsroute der Gruppe Schmuck südlich des Tschal Tumak Gletschers.

Oben links: Auf dem Gipfel des Mustagh Ata. Im Hintergrund die unerstiegenen Südgipfel (ca. 7200 m)



*Oben: Julie Tullis und Kurt Diemberger vor ihrem
Aufbruch in den Karakorum bei Toni Hiebeler*

Foto: Archiv Diemberger

Handstreich am Broad Peak – 8047 m

Von Kurt Diemberger

27 Jahre nach der Erstbesteigung mit dem legendären Hermann Buhl steht sein letzter Seilgefährte wieder auf dem Gipfel – mit Englands „höchster Frau“, Julie Tullis.

Hermann Buhls letzter Gipfel wurde für die beiden zu einem Abenteuer, das ihnen fast das Leben kostete – die Besteigung eines Achttausenders nur zu zweit (und sie sind vermutlich das älteste Bergsteigerpaar im Himalaja), ohne große Expedition, ohne Hochträger, ohne Sauerstoff, allein auf sich gestellt ...

Die Lawine

Irgendwo draußen war da ein Rauschen wie von stürzendem Schnee ...

Sonderbar – denn als wir in der Nacht hereingekrochen sind in unser Biwakzelt in 7600 m Höhe, nach den vielen Stunden des schwierigen Abstiegs vom Gipfel des Achttausenders, angeklammert an die Felsen des scharfen Grates über einem Abgrund von dreitausend Metern Tiefe – wo man die Gletscher Chinas nur noch schemenhaft erahnen konnte –, da standen die Sterne am Himmel, hatte das zweifelhafte Wetter sich zum Guten gewendet! Was war das für ein Suchen, Meter für Meter, oft zweifelnd über das „Wie weiter?“ zwischen Klippen und Schneeschneiden, im schwachen Licht unserer Stirnlampe, der einzigen, die wir hatten ...

Der Abstieg vom Gipfel eines Achttausenders ist immer eine Flucht, hinunter, zurück zum Leben, zu den Menschen – obwohl man gerade erst das Leben gesucht hat, dort oben, wo die Gipfel den Himmel berühren.

Und es für unvergeßliche Augenblicke fand.

Die steile Schnee- und Eiswand unter der Scharte in 7800 m Höhe hat uns beiden das Letzte abverlangt, Seillänge für Seillänge sichernd hinab, auf ein in der Finsternis unsichtbares Biwakzelt zu, das da irgendwo stand, an die Steilwand angeschmiegt, am unteren Rand einer Spalte. Es war nur zweihundert Meter tiefer als die Scharte, aber wir waren müde, und in der Nacht schien es eine halbe Ewigkeit entfernt zu sein. Dann fanden wir es, tauchte es als länglicher schwarzer Fleck aus der Dunkelheit, rettende Insel in der Steiflanke ... Zehn Uhr nachts, Ende des Kampfes ums Überleben ...

So dachten wir.

Doch ein Achttausender gehört dir erst, wenn du wieder ganz unten bist – vorher gehörst du ihm.

Als Julie und ich in unserem Biwakzelt in einen todesähnlichen Tiefschlaf sanken, ahnten wir nicht, was der Morgen für uns bereithielt.

Irgendwo draußen war da gerade ein Rauschen, wie von stürzendem Schnee ... eine Lawine?

Da ist es wieder, dieses Rauschen! Dämmerlicht, der Morgen – 5.30 Uhr. Es kann doch keine Lawinen geben, jetzt. Es sei denn – wie elektrisiert reißt es mich hoch, denn in diesem Augenblick trommelt es auf den Zelteingang, rauscht über ihn hinweg, vorbei in die Tiefe, trommelt und trommelt, ich halte verzweifelt die Plane fest, drücke mich an den Berg – „Julie!!“ Aber sie hört mich nicht, steckt tief im Schlafsack; Gott, daß wir in der Nacht noch das Zelt mit dem Seil an den Pickeln verankert haben, sonst wären wir jetzt weg – das Trommeln wird schwächer, ich kann kaum atmen, vor Aufregung, das Zelt hat gehalten. Mit zitternden Fingern öffne ich den Reißverschluß, hastig, so schnell als nur möglich: ein Wall von Schnee vor dem Eingang, Tiefschnee überall, es schneit lautlos ... ein Wettersturz in der Nacht! Er hat uns im Schlaf überrascht. Wir haben ihn nicht bemerkt. Die Situation ist so fürchterlich, die Gefahr so immens – zweihundert Meter Schnee im Hang über uns, die jeden Augenblick kommen können –, daß ich für Augenblicke keine Worte finde, als wären meine Gedanken eingefroren, erstarrt in der Erkenntnis der Hoffnungslosigkeit, im Bewußtsein, dem Tod auf der Schaufel zu sitzen, ohne Ausweg. Vielleicht trennen uns nur noch Minuten vom Ende. Ich habe Angst, das Julie zu sagen, Angst, meiner Gefährtin das einzugestehen, aber es ist die Wahrheit: „Julie – Lawinen überall! Wir müssen sofort weg! In ein paar Minuten müssen wir hier fort sein! Vielleicht ist es schon zu spät, aber vielleicht gibt es noch einen Ausweg, wenn wir ganz schnell sind!“ Ich sehe in ihren Augen, daß sie verstanden hat, aber wie sie sich aufrichtet, kommt schon der nächste Schwall, wie ein Wasserfall von oben. Ich bin hochgeschneilt, und keuchend, mit rasend schnellen Armbewegungen, gelingt es mir, die sich auftürmende und gegen das Zelt drückende Flut zu teilen – sie zur Hälfte den Hang hinab und zur anderen Hälfte in die tiefe Spalte gleich neben dem Zelt zu befördern. Für Minuten ist sie unsere Rettung, denn der weiße Schwall trifft zwar unser pral-

Unten: Über diese Seracmauer in 7500 m wurden Julie und Kurt von der Lawine hinabgerissen

Foto: Kurt Diemberger



les, festverankertes Perlongehäuse voll, aber das mit Metallbögen verstärkte Minischlauchzelt, eigentlich nur für eine Person bestimmt, bietet so wenig Angriffsfläche, und der Schnee gleitet sofort in die Spalte daneben hinab – zum guten Teil noch ehe er auf das Zelt drückt – daß wir auch diese Lawine überstehen.

Am Eingang freilich, wo die Spalte fehlt, ist es eine Katastrophe! Trotz meiner Bemühungen ist ein Teil des Schnees ins Zelt eingedrungen, wo Julie in aller Hast versucht, das Notwendigste zusammenzuraffen oder, ich weiß nicht, zuerst in die Bergschuhe hineinzukommen – es ist ein Chaos, etliches ist im Schnee verschwunden, wir graben fieberhaft nach dem lebenswichtigen Kocher, rufen uns in einer Art Countdown alles zu, was wir unbedingt haben müssen, um lebend von diesem Berg hinunterzukommen, für den Fall, daß wir nicht in einer Lawine enden. Weiß der Himmel! Da kommt der nächste Schwall! Ich habe erst einen Schuh an – werfe mich gegen die Schneemassen, rudere wie ein Verrückter gegen den Strom, der auf das Zelt eindringt, „Julie, gib acht, daß unsere Schuhe nicht verschwinden, ohne Schuhe, das ist das Ende!“ Nichts wie fort von hier, das überleben wir nicht mehr lange, hier! Vorbei – es ist wieder vorbei mit dem Wasserfall aus Schnee. Ich ringe nach Luft. Wo ist der Schuh? Der zweite Schuh! In der Tiefe verschwunden? Das Zelt ist halb voll Schnee. Julie befreit sich keuchend, sie hat jetzt die Bergschuhe an – ich sehe es mit Erleichterung. Dann erfaßt mich die Panik: „Julie, wo ist mein zweiter Schuh, ich kann ihn nirgends finden!“ – „Er war gerade noch hier – nein, hier!“ Sie durchwühlt den Schnee im Inneren des Zeltales, ich grabe am Eingang. Ohne Schuh – das ist an einem Achttausender der Tod. Für Minuten verblaßt der Schrecken der Lawinengefahr. „Kurt – ich habe ihn!“

Dieser Aufbruch in 7600 m Höhe in einer fast hoffnungslosen Situation ließ das Finden eines simplen Bergschuhs wie ein Wunder erscheinen.

Er ließ uns auch begreifen, ebenso wie die folgenden Tage,

daß wir entweder den Abstieg gemeinsam schafften oder beide oben untergegangen wären.

Das Zelt blieb zurück, die Schlafsäcke und alles Notwendige hatten wir mit uns. Zum Glück verbanden wir uns mit dem Seil. Zwanzig Minuten nach dem ersten Schneerutsch waren wir bereits unterwegs, tastend im steilen Schnee über den blauen Serac-Mauern des Broad Peak in 7500 m Höhe. Wir kamen nicht weit. Etwa um 6.15 Uhr löste sich eine große Lawine genau über uns in einem Couloir in den Felswänden des Grates ...

... alles dreht sich, unten ist oben, oben ist unten, furchtbare Gewalten, gegen die Widerstand zwecklos ist, schleudern dich, tragen dich fort, drehen dich, wollen dir den Atem nehmen ... der Mund ist voll Schnee, du spuckst ihn aus, bekommst in einem kurzen Moment etwas Luft, gleichzeitig den Mund voll Schnee ... da ist wieder etwas Luft ... dann bist du wieder drin ... jetzt geht es den Broad Peak hinab ... das wird es wahrscheinlich sein, das Ende ... aber noch nicht ... Luft – nicht aufgeben – da war ein Augenblick Stillstand! ... Ich spüre das Seil ... weiter, im wahnsinnigen Wirbel ... o Julie, du auch ... auch irgendwo machtlos im Wirbel gefangen, der kein Ende nimmt ... nicht aufgeben ... wir dürfen nicht aufgeben, auch wenn es das Ende ist ... Luft ... furchtbare Drehungen ... Überschläge ... Schläge ... Luft ... niemand kann ihn enden, den Wirbel ... nur er selbst ... ich will nicht ... muß um Stillstand kämpfen ... und Luft ... ein Schlag ... das Seil zieht ... nein, ich lasse es nicht zu ... festhalten ... Stillstand! ... Stillstand! ...

Stillstand. Ich bin zwischen Eisblöcken verklemmt. Die Lawine ist verschwunden.

Der Himmel da oben, blau. Ich kann mich bewegen, richte mich auf: Eisblöcke, das Seil geht straff nach unten ... Wo ist Julie? ... die Gestalt, regungslos auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet, den Kopf nach unten, bergab, im Hang unter mir; das Gesicht kann ich nicht sehen ...

Es ist Julie.

Großer Gott, laß sie nicht tot sein ...

„Are you hurt – bist du verletzt?“ rufe ich.

Sekunden der Ewigkeit ... Gib Antwort!

„I am alright – but I cannot move – please help me to get up!“

Ihre Stimme.

Sie lebt.

Bald hab' ich sie aus ihrer Lage befreit – die Lawine hat sie, als ich zwischen den Eisblöcken zum Stillstand kam, kopfüber hinausgeschleudert in den Hang, in welcher Stellung sie dann auf dem Rücken liegenblieb. Wir können es kaum begreifen, daß wir beide unverletzt sind: Wenn wir emporblicken, sehen wir eine haushohe senkrechte Eiswand, über die wir mit der Lawine herabkamen, ehe wir in dem steilen Trümmerfeld aus Eisbrocken landeten. Die Schneeflut hat uns etwa 150 Meter über die Seracs gerissen. Wir haben unglaubliches Glück gehabt.

Im Schutz eines riesigen Eisturms hocken wir uns in den Schnee. In unsere Gesichter sind noch die letzten Minuten geschrieben – wir sind seelisch durchgerüttelt, auch wenn uns nichts passiert ist. Wir kochen Tee und werden langsam ruhiger. Julie spürt die Folgen eines Schlages am Oberschenkel, und ich habe einen schwarzen Punkt überm Auge. Kleinigkeiten, ich habe meine Schneebrille verloren, und die Lawine hat Julie die Handschuhe ausgezogen ... wir finden Ersatz im Rucksack, außer für die Schneebrille – aber das alles kümmert uns derzeit wenig. Immer wieder blicken wir uns an: daß wir beide hier sind! Ohne Seil wäre jetzt jeder von uns irgendwo, allein, ohne Hilfe oder Möglichkeit zu helfen, ohne zu wissen, ob der andere überhaupt noch am Leben war – wir hätten uns vielleicht nie mehr gefunden.

So verlor ich 1957 Hermann Buhl an der Chogolisa.

Ja, wir sind dem Schicksal unendlich dankbar dafür, noch nebeneinander im Schnee zu sitzen. Auch wenn wir nicht wissen, wie es weitergehen wird.

Ein Haken spricht von Hermann Buhl

Was hat mich denn wieder auf den Broad Peak steigen lassen – nach einem halben Menschenleben? – Wollte ich die Erinnerung meines ersten Gipfelerlebnisses im Himalaja in die Gegenwart zurückrufen? Wollte ich einfach die Plätze, wo ich mit meinem Seilgefährten war, wieder vor mir sehen – den Grat, die Flanke mit den Seracs, die Scharte mit dem Tiefblick nach China, den Gipfel mit seiner Wächte – und schauen, ob sie noch so waren wie einst, oder ob der Broad Peak sich über die Jahre verändert hatte? Wollte ich wissen, ob ich als 52jähriger meinen Achttausender noch so packen würde wie damals mit 25 ...?

Oder war es eine völlig neue Herausforderung: mit Julie als Team den Berg zu zweit im Handstreich nehmen – ihn aufs neue erobern, in anderer Weise.

Es war wohl das alles gemeinsam.

Während ich unter dem riesigen Eisturm in 7500 m Höhe mit meiner Seilgefährtin langsam den Tee schlürfte, und wir so nach und nach das durch das Lawinenabenteuer erschütterte Gleichgewicht wiederfinden, mischen sich in meinen Gedanken die Bilder des Aufstiegs von 1957 mit denen der Gegenwart. Als Julie und ich vor vierzehn Tagen bei einem ersten Vorstoß bis 7000 m kamen, fand ich plötzlich etwas ...

Dieser verkrümmte, rostige Haken ... das ist ein Haken, den ich kenne! Ein schwerer Ringhaken aus solidem Eisen, einer, der für Fels und Eis gleichermaßen gut war, in den fünfziger Jahren, und wie ihn heute keiner mehr verwendet. Ich weiß noch, wie ihn der Hermann hier in den Fels geschlagen hat, damals vor 27 Jahren, um unser Zelt für das Lager 3 dran zu verankern. Er hat geflucht, weil die Haken nicht haben halten wollen in dem brüchigen, bröseligen Kalkgestein dieser kleinen Felsinsel auf 7000 m Höhe, die wir den „Adlerhorst“ nannten.

Aber dann, am Abend des 28. Mai 1957, stand schließlich unser Sturmlager, bereit für den Gipfelangriff! Bereit für das tollkühne Unternehmen Broad Peak, den „ersten Achttausender im Westalpenstil“ – ohne Hochträger, ohne Sauerstoffgeräte. Nur vier Bergsteiger waren wir: Hermann Buhl, Marcus Schmuck, Fritz Wintersteller und ich, der Benjamin der Expedition. Meine erste Himalajafahrt – ein Traum! Mit dem großen Hermann Buhl, Idol einer ganzen Bergsteigergeneration – ja, nicht nur: Deutschland, Österreich, die Welt bewundert diesen Mann, der den Eisriesen Nanga Parbat im Alleingang bezwungen hat – den 8125 m hohen „Nackten Berg“, der schon an die vierzig Todesopfer gefordert hat. Nach dem Erreichen des Gipfels hat er beim Abstieg eine Nacht lang in der Wand gestanden, an den Fels gelehnt, auf einem kleinen Absatz in etwa 8000 m Höhe, ein Biwak, das kein anderer überdauert hätte – er war zurückgekehrt.

Sein Antlitz war um Jahrzehnte gealtert ... ein Bild, das die Welt bewegt hat. Später, nach dem Gipfel des Broad Peak, habe ich dieses Gesicht wiedergesehen ... in ihm standen all die Strapazen von tausend Meter Abstieg durch die Steiflanke bei Nacht und sein eiserner Wille, durchzuhalten, zum Leben zurückzukehren, wie am Nanga Parbat. Das unvergeßliche Gesicht Hermann Buhls.

Niemand ahnte, daß er knapp drei Wochen später an der Chogolisa sterben würde – wo er auf dem Grat an einer unschwierigen Stelle einfach aus der Welt hinausging ...

Doch zurück zum Westsporn des Broad Peak: Was geschah, nachdem wir das „Sturmlager“ in 7000 m Höhe eingerichtet hatten? Schon am nächsten Tag, dem 29. Mai 1957, stießen wir zum Gipfel vor – ein Handstreich, der zum Scheitern verurteilt war. Wegen des großen Höhenunterschiedes (über tausend Meter) brachen wir schon in der Nacht vom Sturmlager auf ... und gerieten in die fürchterliche Kälte der Westflanke, minus 30 Grad C, die dort noch stundenlang anhält, wenn rundum die anderen Berge, wie etwa der K 2, schon von den Strahlen der Morgensonne erwärmt werden. Es gab noch keine Doppelschuhe damals, und Hermann Buhl und Marcus Schmuck erfroren sich die Zehen (ich habe sie dann später im Basislager behandelt! Hermann Buhl hatte mich einen Monat vor der Expedition zum „Arzt“ ernannt – ich hatte einen Schnellsiedekurs absolviert und 27 kg Medikamente mit mir, samt eingehender Gebrauchsanweisung). Trotzdem erreichten wir den nördlichen Eckpunkt der langegezogenen Gipfelschneide des Berges, eine Art Vorgipfel, ca. 8030 m hoch. Dort entdeckten wir, daß der südliche Eckpunkt, wohl eine Stunde entfernt, etwa zwanzig Meter höher war ... dort, unerreichbar, weil es zu spät war, ragte der wahre Gipfel des Broad Peak! Enttäuscht, zerknirscht gaben wir auf, stiegen ab bis ins Basislager, um uns für einen neuen Angriff zu erholen.

Wegen zwanzig Höhenmetern haben wir den 8047 m hohen Broad Peak dann, man möchte fast sagen „ein zweites Mal“, bestiegen – am 9. Juni 1957. Das war die Erstbesteigung, denn erst da standen wir wirklich auf dem höchsten Punkt des Berges.

Es war etwa 19 Uhr, als ich mit Hermann Buhl den Gipfel betrat, und die Sonne stand ganz tief . . .

„Alles wird jetzt wahr. Die Stille des Raumes umfängt uns. Wir schweigen. Es ist die Erfüllung; Zitternd neigt sich die Sonne dem Horizont zu. Unten ist Nacht, dort liegt die Welt; nur noch bei uns ist das Licht. Zauberhaft schimmern die nahen Gasherbrumgipfel, glänzt das Himmelsdach der Chogolisa. Direkt vor uns im Gegenlicht ragt die dunkle Masse des K 2.

Tieforange färbt sich der Schnee, seltsam azurblau der Himmel. Ich wende den Blick: Eine riesige dunkle Pyramide wächst hinaus in die endlose Weite Tibets. Sie verliert sich im Dunst der Ferne. Der Schatten des Broad Peak!

. . . ein Lichtstrahl greift über die Dunkelheit herüber zu uns, trifft gerade noch die letzten Meter des Gipfels. Staunend blicken wir auf den Schnee zu unseren Füßen. Er scheint zu glühen. Dann erlischt das Licht . . .“

Es war der große Sonnenuntergang für Hermann Buhl. Sein letzter auf einem Gipfel. Doch auch ich habe nichts Ähnliches mehr auf einem Achttausender erlebt. Die unwirklichen Farben, die meine Kamera festhielt, waren die Wirklichkeit, die glühenden Gipfel rund um Hermann Buhl und mich waren tatsächlich so.

Als wir wieder unten waren, teilte sich die Mannschaft; Marcus Schmuck und Fritz Wintersteller starteten zu einem Handstreich im leichtgewichtigen Westalpenstil auf einen Siebentausender in der nahen Savoia-Gruppe, Hermann Buhl und ich wollten mit nur einem Zelt, das wir Tag für Tag höher tragen und wieder aufstellen wollten, das herrliche „Himmelsdach“ der 7654 m hohen Chogolisa zum Ziel nehmen.

Alles schien gutzugehen – unser „wanderndes Hochlager“ funktionierte. In 6700 m Höhe ließen wir dann das Zelt auf dem Grat zurück und gingen gipfelwärts. Es war der 27. Juni 1957. Hermann Buhl war in großer Form und überglücklich: In nur drei Tagen einen so hohen Berg zu bewältigen, nicht in drei Wochen – das war sogar für ihn wie ein Traum!

Aber es sollte anders kommen . . .

„Eine kleine Wolke zieht über die Flanke herauf, wird größer. Sie hüllt uns ein, verhüllt den Berg. Plötzlich bricht die Hölle los. Graue Fetzen wischen über den Grat . . . Durch Wolken von Schneestaub kämpfen wir uns höher. Gebückt stemmen wir uns gegen den Sturm . . .“

Ein Wettersturz – es erscheint uns unfaßbar, nach dem herrlichen Morgen, mit dem dieser Tag begonnen hat. Aber folgen wir weiter meinem Tagebuch . . .

. . . „Wir müssen sofort umkehren! Der Sturm verbläst uns die Spur, und dann laufen wir noch auf die Wächten hinaus“, sagt Hermann, und er hat recht. Seine letzten Worte, in 7300 m Höhe auf dem Chogolisagrät – denn wenig später geschieht es.

. . . „Whumm! – es durchzuckt mich wie ein Schlag, alles bebt, die Schneefläche scheint einen Augenblick zu sinken. Entsetzt springe ich nach rechts hinaus . . .“

Es war die Wächte, die unter Hermann Buhl brach. Aber das wußte ich erst später, als ich ihn nicht mehr sah, deshalb auf ihn wartete, und er nicht mehr kam. Es muß knapp hinter mir passiert sein – er hatte bei einer Biegung die Spur verlassen und war auf den Wächtenrand hinausgegangen . . .

Hätte ich ihn gehalten, wenn wir das Seil gehabt hätten? Oder hätte er mich mit in die Tiefe gerissen?

Ich weiß es heute noch nicht – und ich habe viel darüber nachgedacht.

Hermann stürzte tief in die Nordwand der Chogolisa ab, vielleicht 500 Meter weit – wegen einer nachfolgenden Lawine war nichts mehr von ihm zu sehen. Eine spätere Suchaktion verlief erfolglos. Daß ich alleine von dort oben noch herunterkam, verdanke ich wohl einem guten Stern. Und mir selbst – weil ich niemals auf gebe.

Ich halte einen Haken in der Hand, auf 7000 m am Broad Peak. Er hat mir von Hermann Buhl erzählt . . .

Das Bild verschwimmt: Über mir ist der riesige Eisturm, der Himmel ist noch blau, aber schon schließen sich die Wolken wieder. Ich halte den Blechtopf mit Tee in der Hand und weiß, daß nun wir beide den guten Stern nötig haben werden, um dorthin zu gelangen, wo ich den alten Haken fand. Wenigstens vierhundert Meter Abstieg durch Lawinhänge . . .

Julie lächelt wieder, der Schrecken ist aus ihrem Gesicht gewichen, die dunklen Augen unter dem Steinschlaghelm blicken mich an, und ich sehe es, daß sie die Konzentration wiedergefunden hat, die wir jetzt brauchen werden.

Auch sie gehört zu denen, die niemals aufgeben. Sonst wären wir nicht hier.

Werden wir hinunterkommen?

Fünfhundert Meter unter der Seraczone, in die uns das Schicksal verschlagen hat, endet der Hängegletscher des Broad Peak in einem senkrechten Abbruch. Zweitausend Meter geht es dort hinunter zum Godwin-Austen-Gletscher. Es wäre völlig sinnlos, von dem Platz, wo wir gelandet sind, gerade hinunterzusteigen . . .

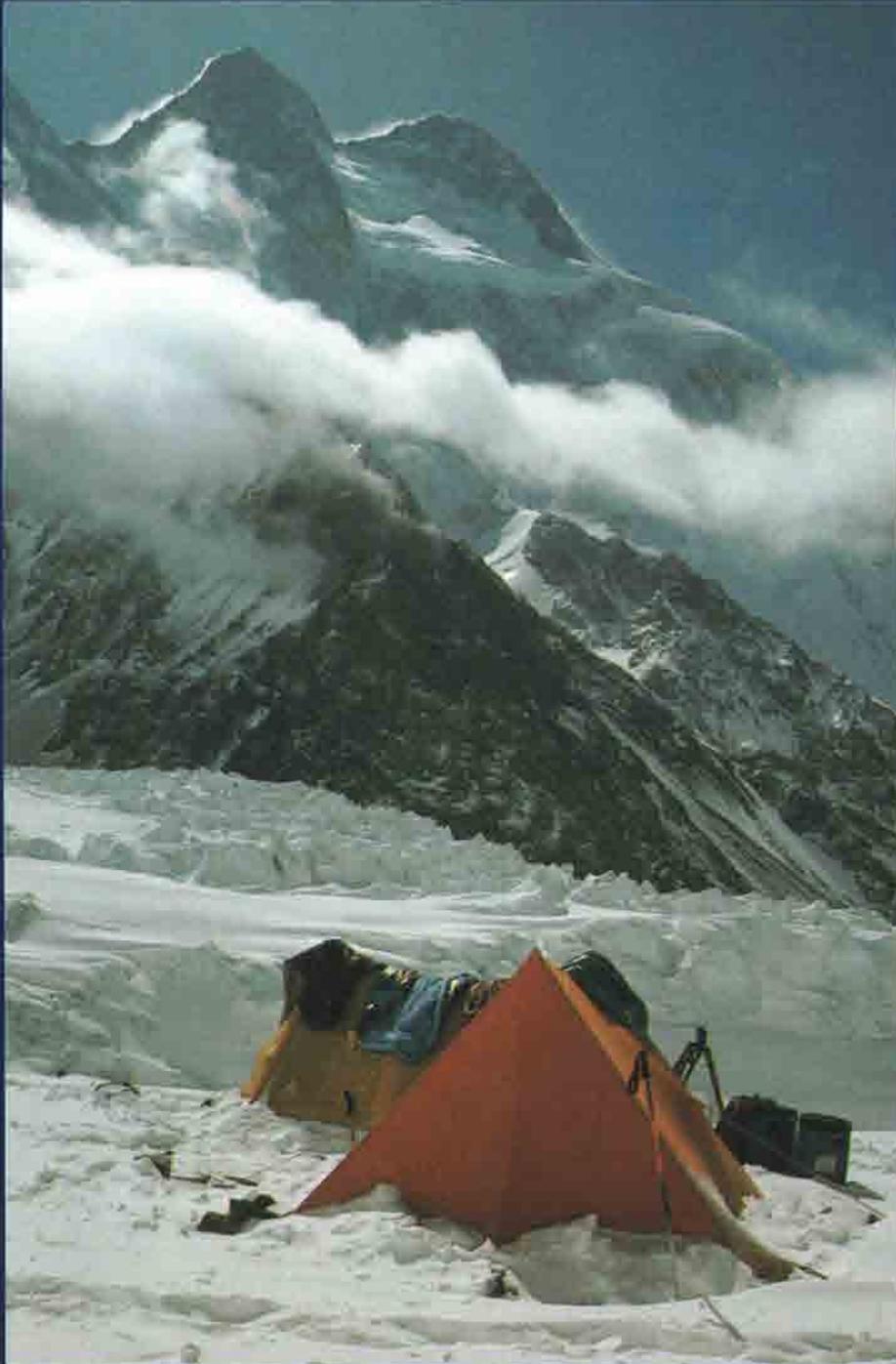
Wir müssen traversieren, schräg abwärts, zum oberen Ende des Westsporns hin, der einzigen Abstiegsmöglichkeit zum Gletscherboden am Fuß des Berges. Über diese Fels- und Eisrippe sind wir ja heraufgestiegen, in eineinhalb Tagen – erster Teil unseres Handstreichs am Broad Peak. Zwei Tage später erreichten wir den Gipfel. Jetzt ist es der fünfte Tag, den wir am Berg sind.

Kurz nach acht Uhr verlassen wir unseren Platz unter dem Eisturm.

. . . Milchiges Licht, ziehende Nebel über uns; düsteres Blau auf den Schneehängen in der Tiefe, dann wieder blendende Helligkeit . . .

Langsam, vorsichtig, Schritt vor Schritt tasten wir uns bergab. Schräg unter uns durchreißt ein mattes Band die schimmernde Fläche als Diagonale – die Bahn einer Lawine, irgendwo werden wir sie queren müssen, wollen wir zum Westsporn hinab.

Handstreich am Broad Peak



*Links: Broad Peak vom
Basislager am K2
Oben: Am Westsporn des
Broad Peak*

Fotos: Kurt Diemberger

Es ist still, unglaublich still, keine Schneerutsche mehr – als wäre der Broad Peak in einen Zauberschlaf versunken.

Aber in unseren Herzen ist keine Ruhe: Die Drohung hängt über uns in der Gipfelwand wie ein Ungeheuer, das jeden Augenblick erwachen kann. Und es ist mir, als fühle ich die Spannung in den blauen Hängen . . . weiß, daß ein falscher Schritt das Gleichgewicht zerstören kann. Es ist alles abschüssiger Neuschnee!

Ich folge zunächst dem Rand der Seraczone, es erscheint mir sicherer. Als wäre er das Ufer eines unsichtbaren Flusses, den wir queren müssen – Julie ist hinter mir am Seil – und wunderbarerweise haben wir beim Sturz in der Lawine unsere Eispikkel nicht verloren. Das erleichtert die Mühe des Abstiegs und gibt eine kleine Hoffnung, den anderen bei einem Rutsch zu halten. Allerdings, bei diesen Verhältnissen . . .

„Wir müssen es spüren, im Schnee, wo wir gehen können, abwärts ist das Risiko, daß alles in Bewegung gerät, geringer als beim Queren – aber es hilft uns nichts, wir müssen ja schräg hinüber und dürfen deshalb nicht zu viel Höhe verlieren!“ Ein Dilemma. Ich muß den Rand der Seraczone verlassen, hinein in die Hänge!

Zwei Stunden mögen mittlerweile vergangen sein. Wir bewegen uns in Zeitlupe, jeder Schritt ist ein Tasten; tiefer, weicher Grund, manchmal scheint er bodenlos zu sein. Nein, das ist kein unsichtbarer Fluß, es ist ein schräger, erstarrter Ozean ohne Ende . . .

In seinen Wogen bleibt es der Intuition überlassen, in welchem Winkel der Hang noch gequert werden kann, und nur der Instinkt sagt dir, wo. Als wärst du ein Segler in Zeitlupe über den Ozean aus Schnee, und der Preis, um den es geht, ist das Leben . . .

Wieder ein Schritt.

Ja, Julie, wir sind auf dem Boot, in 7400 m Höhe am Broad Peak. Alles ist unter dem Gesetz der Schwerkraft, nur die Träume nicht. Das Leben ist beides.

Wieder ein Schritt. Viele Stunden. Der tiefe Schnee, der jedesmal nachgibt, in dem du zu versinken glaubst. Erschöpfung. Wir gehen weiter, um alles, was das Leben ausmacht, zu retten. Auch die Träume. Sie haben uns hier heraufsteigen lassen. Gibt es einen sechsten Sinn?

Wenn ja – man braucht ihn in Lawinenhängen.

Es ist mir gelungen, eine Linie durch die Flanke zu legen, die uns wieder zur Aufstiegsroute zurückgeführt hat. Bei einer großen Spalte haben wir sie erreicht – aber nun schmerzen meine Augen vor Anstrengung, und die fortwährende Konzentration auf den Weg, der tiefe Schnee haben immer mehr Kraft von mir gefordert. Immer härter wird es, dem Bedürfnis nach Entscheidungslosigkeit nicht zu folgen, einem gewissen Wurstigkeitsgefühl nicht nachzugeben.

Hinter der großen Spalte hocke ich mich in den Schnee. Julie, bleib stehen . . . „Kurt, willst du nicht meine Schneibrille nehmen, du riskierst sonst, schneeblind zu werden!“ Meine Brille hat die Lawine fortgerissen, und die Ersatzgläser haben wir im Rucksack nicht gefunden – die werden oben im mittlerweile verschütteten Biwaklager geblieben sein.

„Nein – ich will nur etwas rasten. Es kann nicht mehr weit zum Lager 3 sein, dort werde ich mir etwas für die Augen basteln.“

Sieben Stunden lang sind wir nun unterwegs, ohne Unterbrechung. Eigentlich sollte ich ihre Brille nehmen, aber dann hat sie keine; außerdem – das Wurstigkeitsgefühl hat gesiegt. Ich bleibe lieber sitzen.

Graue Schwaden steigen aus der Tiefe auf, Nebel kriecht über die Hänge, rundherum sieht man gar nichts, weder Gipfel noch Gletscher, nur Watte der Wolken, das Wetter ist miserabel. Wird es wieder schneien? Es reißt mich hoch: Wir müssen das Lager 3 in 7100 m Höhe finden, ehe es zu spät ist!

„Julie, vorwärts, der Nebel . . .!“ Ich habe es eher zu mir gesagt. Tiefer und tiefer geht es. Verdammte, ist das noch weit! Wenn wir es nur finden, das Zelt. Sonst können wir uns nur mit den Schlafsäcken in eine Spalte oder in den Schnee setzen – ein miserables Biwak. Eine Höhle graben . . . aber wer von uns beiden hätte wohl noch so viel Kraft. Ich bin müde, und vielleicht eile ich deshalb so bergab: Wir müssen dieses Lager finden!

Julie geht es jetzt besser als mir. Seit bei der großen Spalte die Lawinengefahr zu Ende war, hat meine Spannung abrupt nachgelassen. „Ich will mich noch einmal einen Augenblick hinsetzen . . .“

Acht Stunden, nachdem wir den Platz unter dem großen Eisturm in der Seraczone verlassen haben, klettern wir über eine Firnmauer im Nebel hinab; darunter erkennen wir die vagen Umrisse eines Zeltes. Lager 3. Wir sind gerettet.

Haben wir eigentlich Angst gehabt?

Bestimmt in manchen Augenblicken, vor allem am Anfang, bei den ersten Schritten in die grundlosen Hänge hinein, als wir mitten in der Lawinenbahn waren, wo der Schnee bei jeder Bewegung des Körpers langsam ein Stück bergab glitt . . . dann wieder ganz plötzlich, ohne sichtbaren oder spürbaren Grund, wenn einem die ganze ungeheure Gefahr und die eigene Machtlosigkeit dem Berg gegenüber zum Bewußtsein kam. Aber schließlich gerätst du in einen Zustand, der keine Angst erlaubt, wo du einfach reagieren mußt, wie der Segler auf die nächste Welle, die anrollt oder auf die heranrasende Sturmbö, die das Boot trifft . . . und du glaubst an eine Art Bestimmung. Du kennst sie nicht, und doch folgst du ihr – denn sie ist dein Weg. Und du weißt: Wenn du nicht alles wahrnimmst und alles tust, um ihr zu folgen, wirst du ihn niemals finden. Du darfst das Boot nicht verlassen.

Eingeschneit, gefangen im Zelt

Es ist, als wollte der Berg uns nicht mehr freigeben. Es stürmt und stürmt. Ganze Wolken von Eiskristallen prasseln von oben über die Kante der Firnwand aufs Zelt. Wir sind heilfroh, es bis hieher geschafft zu haben, fühlen uns geborgen.

Julie hat einen gehäuft vollen Topf mit Schnee auf den Kocher gestellt, sie hat den Helm abgenommen, und das glatte Haar über den dunklen Augen umrahmt ihr schmales, scharfgeschnittenes Gesicht mit den feingeschwungenen Brauen und der geraden Nase. Sie ist Spanierin, man kann es sehen – aber auch Deutschland und Frankreich liegen in ihrem Blut. Letztes Jahr haben wir zu zweit unser Zelt am Nordsporn des K 2 bis 8000 m getragen und waren bereit für den Gipfelgang, als ein Wettersturz unseren großen Traum vom „Berg der Berge“ zunichte machte. Vor zwei Jahren haben wir am Nanga Parbat gefilmt und heuer wieder am K 2, am Abruzzisporn, bis 7300 m ... dann, als es klar war, daß niemand den Gipfel erreichen würde, ist die internationale Schweizer Expedition, zu der wir gehörten, nach Hause gegangen. Julie und ich haben beschlossen, zurückzubleiben, und unser Glück hier am Broad Peak zu versuchen. Das war vor knapp einer Woche ... Und wenn wir wieder unten sind, werden wir am K 2, nicht nur wegen der Kameras, die wir herunterholen müssen, so weit hinaufsteigen, als es möglich ist ...

Gibt es eine Heimat in den Wolken? Seit zwei Jahren ist der K 2 „unser Berg“ – auch wenn wir seinen Gipfel nicht erreicht haben. Wir werden sicherlich zu ihm zurückkehren, ein anderes Jahr. Ob er uns dann gelingt? Und wenn nicht – der Gipfel ist nicht alles. Man darf bloß nicht im vorhinein „Nein“ sagen. „Where I go, anything is possible“ – wo ich hingehere, kann alles sein – ist der Wahlspruch meiner Gefährtin, die übrigens in England geboren und dort verheiratet ist. Und weil auch ich so denke, sind wir ein Team, das höchste Filmteam der Welt – und ziehen jedes Jahr einmal zu den Eisriesen des Himalaja, zu einer Heimat in den Wolken.

„Tea is ready!“ sagt Julie – und dann kippt der Topf vom Kocher ins Zelt, zum Glück in eine abschüssige Ecke. So etwas passiert in Hochlagern häufig, man kann rasch mit saugendem Neuschnee die Bescherung beseitigen und wieder von vorne anfangen. Jedenfalls: anything is possible – es gibt immer eine Lösung. Am Nanga Parbat hat sie mir die zu langen Hosenbeine mangels Nadel und Zwirn mit Aufklebern der Pakistan Airlines gekürzt ...

Aber sie hat auch die ganze Ausrüstung für unsere Film-Expedition beschafft. Die leichteste und beste. Wir machen neuen Tee ... Meine Augen schmerzen. Das wird doch noch eine Schneeblindheit geben. Julie macht mir einen Umschlag aus den eben verwendeten Teebeutel.

Es stürmt und schneit weiter. Das fahle Licht, das durch die gelben Zeltwände dringt, wird schwächer, die Schneemenge draußen wächst unaufhaltsam, Fingerbreite um Fingerbreite, ein dunkler Rand, der sich höherschleibt. Von der Bergseite drückt die schwere Masse drohend herein ...

Hinaus! Freischaufeln! Für eine Weile ist es besser. Dann wächst die Dunkelheit mit ihrem Rand da außen wieder hoch, Fingerbreite um Fingerbreite.

In der Nacht überfallen mich schreckliche Schmerzen in den Augen. Schneeblindheit. Ironie des Schicksals: Bei der Suche nach Augentropfen im Rucksack, die wir nicht finden, entdecken wir die Reservebrille – sie ist doch nicht, wie wir glaubten, im Biwaklager geblieben. Mit meiner Schneeblindheit können wir von hier nicht fort. Und von Stunde zu Stunde wird draußen eine Flucht nach unten immer unmöglicher.

Wir sind beide schweigsam. Langsam macht sich das Gefühl Platz, daß wir keinen Rückweg mehr haben. Julie pflegt mich, wir warten. Noch nie war das Wetter so fürchterlich, hat der Berg mit solcher Entschiedenheit die Tür zugeschlagen. Ein ganzer Tag vergeht. Und wieder eine Nacht. Wir sind in der Gewalt des Achttausenders. Wir gehören ihm.

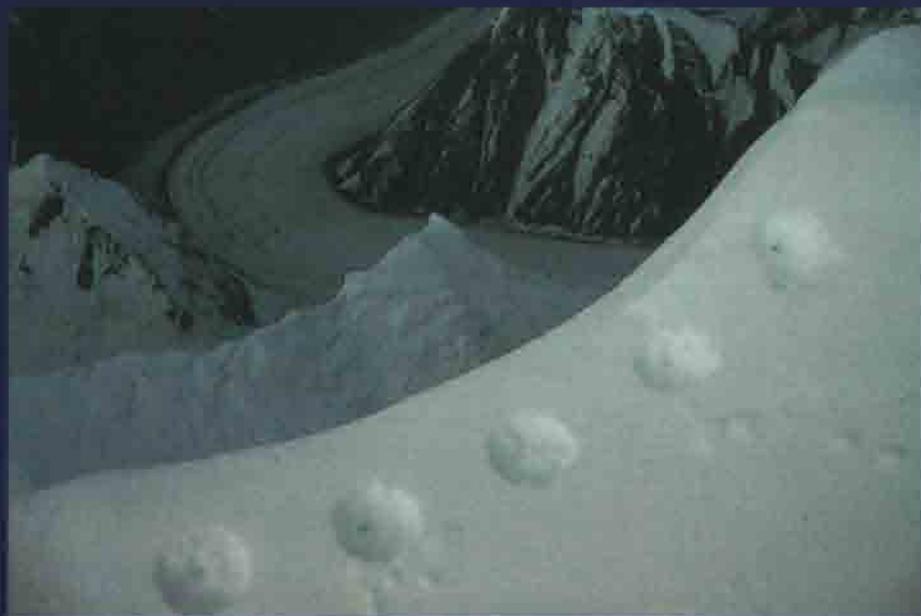
Ich denke an den Tag des Gipfels. Als wir in der Scharte auf 7800 m waren und ober uns die höchste Schneide des Broad Peak aus jagenden Wolken auftauchte und wieder verschwand. Es war Mittag, und wir warteten zwei Stunden, daß es besser würde. Es wurde nicht. So wollten wir wenigstens ein bißchen höher gehen, um aus dem Sturm zu kommen, der durch die Scharte tobte ...

Die Nacht zuvor war schrecklich gewesen, kein Platz, kein Schlaf im viel zu engen Biwakzelt – aber vielleicht waren wir auch einfach nervös: Denn es war sicher besser, von einem so hohen Biwak aus zu starten und nicht vom Sturmlager 3 in 7000 m Höhe wie 1957, eine Tatsache, die Hermann Buhl nach dem nächtlichen Abstieg erkannte – aber sollte das Wetter umschlagen, dann war man dort oben natürlich fürchtbar hoch! ... der Sturm läßt nach! Phantastische Wolkentürme auf der pakistanischen Seite, klarer Tiefblick hinab nach China, Julie und ich werden zum Gipfel weitergehen! Wie sich der Grat verändert hat, seit ich mit Hermann hier war ... wo wir 1957 mit zwei Skistöcken gingen, heißt es jetzt in ausgesetzter Kletterei eine scharfe Felsschneide entlangturnen! Überall ist das Eis weniger geworden oder gar verschwunden – der Grat ist viel schwieriger als einst! Und kaum wiederzuerkennen. Siebenundzwanzig Jahre sind doch auch für einen Berg voll Veränderungen. Draußen, beim Lager 1 ist zum Beispiel die natürliche Plattform beim Felszahn verschwunden, auf die Hermann Buhl und ich das Zelt stellten – es gibt jetzt eine andere. Das Auf und Ab der Gratzacken, Einsattelungen, Aufschwünge unterhalb des Vorgipfels und danach hat sich über die Jahre unglaublich verstärkt!

Der Tag des Gipfels

*Rechts: der K2 von der
langen Gipfelschneide
des Broad Peak*

*Unten: Der höchste Schneerand
des Broad Peak mit dem Tiefblick
nach China auf den
Godwin Austen Gletscher*



*Links:
Auf der
Gipfelwächte*

*Fotos:
Diemberger*





Links: „Zweitausend Meter Abstieg über den Westsporn.“ Platz des Lagers 1 am Broad Peak

Foto: Kurt Diemberger

hinab, Ihre Augen leuchten . . . Warum können wir jetzt nicht dort unten weitererkunden! Dieses namenlose Land, menschenleer. Doch der Blick dort hinab ist bereits ein Geschenk.

„Julie, wir sind auf dem Vorgipfel – dort drüben ist der Gipfel!“ Ihr Gesicht strahlt. Mir schlägt das Herz bis zum Hals vor Freude. Es geht uns beiden gut. Dort drüben ist das schimmernde Dreieck des Broad-Peak-Gipfels, so wie ich es kenne; wie ich es gesehen habe!

Ein ungeahntes Glücksgefühl erfaßt uns. Der Weg über die Dachfläche der ungeheuren Schneide des Broad Peak wird ein Gehen über der Tiefe, für das es kaum Worte gibt. Wolkenfürme ziehen in langsamer Bewegung an uns vorbei, ein zartes Flimmern in der Luft von Millionen blinkender Eiskristalle, die Sonne . . .

Es ist der Zauber des Gipfels. Ein anderer als damals mit Hermann Buhl . . . doch er ist da, ich spüre ihn.

Da ist die Wächte! Ganz nahe, über den letzten Blöcken des Grates ist die schimmernde Gipffläche aus Schnee aufgetaucht. Ich bin überrascht? Von der Scharte bis hierher waren wir nur gut dreieinhalb Stunden unterwegs.

Nicht, daß wir etwa die dünne Luft nicht an uns verspürt hätten! Zuletzt saß jeweils einer von uns auf einem Block, schaute in das Flimmern der Kristalle, das langsame Treiben der Wolken . . . und atmete tief, während der andere das Seil zu Ende ging. Es war ein Schauen und Atmen, Gehen und Schauen . . . mit Millionen blitzender Sekunden aus Eis um dich.

Um 17.45 Uhr betreten wir den Gipfel.

Julie – unser Broad Peak.

Schräges Licht. Das Glück. Die Schneefläche. Hermann Buhl. Die Gasherbrumgipfel . . .

Einst und jetzt.

Vergangenheit und Gegenwart, die sich im Wirbel der Kristalle jenseits der Zeit umarmen. Der Zauber des Gipfels.

„Laß uns zum Wächtenrand emporsteigen und nach China hinunterblicken, erst du, dann ich – wir sichern mit dem Seil!“

Der Tiefblick ist atemberaubend. Das gewundene Band des Gasherbrumgletschers, die Shaksgamfurche, die tausend und abertausend Gipfel Sinkiangs . . . Dort unten haben wir letztes Jahr erkundet. „Ich kann den Platz sehen, bis zu dem die Kamele gingen, jedenfalls ungefähr – unter den dolomitenartigen leuchtenden Wänden. Und was wir nicht mehr erreichen konnten, die mächtige Biegung des Gletschers, hier, direkt unter uns . . . der verläuft anders, als wir uns das vorgestellt haben, der zieht zwischen Broad Peak und dem zweigipfeligen Kamelhöckerberg hinein!“ Julie, über mir am Wächtenrand, deutet

Wenn wir zurückschauen, wo wir hergekommen sind, sehen wir, hoch über der Gipfelschneide unseres Berges, hoch über den ziehenden Wolken jenseits von ihr die gewaltige Pyramide des K 2 in den Himmel ragen. Unser Berg – wann? Doch gehört er uns nicht bereits? Viele Stunden, zwei Jahre; bei mir sind es drei. Wir kennen ihn bis in seine höchsten Höhen, er ist unser, auch wenn wir den Gipfel nie betreten sollten; Berg der Berge – du hast uns. Berg der Berge, wie bist du schön. Ewige Versuchung.

Rückweg über den Wolken, die Sonne ist schon ganz tief; ich treibe zur Eile, der Abstieg bei Nacht wird keine Kleinigkeit werden! Müdigkeit, Durst. Auf der Gipfelschneide in der Nähe des Vorgipfels hole ich den Kocher heraus und mache einen Becher voll Ovo für Julie. Wir sitzen ein paar Minuten, während das Licht der Sonne vergeht, und die Dämmerung hereinbricht. Dann geht es hinunter in die Nacht . . .

Die Schmerzen in den Augen sind besser geworden; wir werden den Durchbruch nach unten versuchen, sowie uns das Wetter eine Chance gibt. Von unten kann niemand herauf, es ist zu viel Schnee, der Berg ist zweifellos menschenleer, obwohl an seinem Fuß drei Expeditionen warten. Julie hat an meiner Schneebrille das eine Glas mit Heftpflaster verklebt – für das schlechtere Auge. Aber am Morgen bemerke ich, daß es nicht mehr nötig ist.

Wir können zum letzten Akt unserer Broad-Peak-Odyssee starten, die zweitausend Meter Abstieg über den Westsporn.

Sie haben uns noch einige Probleme aufgegeben – keine unüberwindlichen. Eine Woche nach unserem Aufbruch vom Fuß des Berges stehen wir wieder zwischen den Eistürmen des Godwin-Austen-Gletschers. Ehe wir unser Mini-Basislager unter dem K 2 aufsuchen, das wir nach dem Abmarsch unserer Expedition nur mit zwei Trägern teilen, wollen wir unsere Freunde und Bekannten in den Basislagern unter dem Broad Peak aufsuchen. Wir blieben dort zwei Tage.

Warum?

Das Abenteuer hat keine Jahreszahl und es hat kein Alter. Zweimal derselbe Berg?

Ich denke an den Sonnenuntergang mit Hermann Buhl auf dem Gipfel und an die Odyssee des Abstiegs mit Julie. Aber nicht nur.

Warum? – Weil es dem Menschen Erkenntnisse und Dimensionen bringt, die er sich sonst niemals auch nur erträumen könnte.

Julie sagt es einfacher: Wo ich hingehge – kann alles sein, Ich sage: Wo alles sein kann, da gehe ich hin.

Kilimandscharo – ein bißchen anders

Von Edl Koblmüller

Ein paar Minuten nach der Mweka-Hut schlägt der Urwald über uns zusammen. Der schmale Weg schlängelt sich durch den Busch, und wenn ich ein paar Schritte vorauslaufe, ist nichts mehr von meinem Begleiter Stanley zu sehen. Es ist schwül geworden, der Dschungel dampft, denn erst vor einer halben Stunde hat der Regen aufgehört. Längst habe ich die warmen Sachen ausgezogen und in den Rucksack gestopft. Allein der Gedanke an die Kälte der Gipfelregion des Kilimandscharo erscheint mir jetzt absurd. Aber heute früh waren wir noch 4500 m hoch, als wir von der Barafu-Hütte zu unserem Abstieg aufgebrochen sind. Und jetzt der Regenwaldgürtel an den Abhängen des Kilimandscharo, die Wärme und die triefnassen Bäume.

Zum Glück hatte uns der Regenguß in der Nähe der Mweka-Hütten überrascht. Stanley hatte sich gleich in einen Winkel der einfachen Blechhütte zurückgezogen, es sich bequem gemacht und raucht gerade eine unserer letzten Zigaretten. Ich setze mich nahe an den Eingang der Hütte und schaue hinaus auf das grüngraue Meer des Urwaldes unter uns. Vielleicht ist es der rinnende Regen draußen, sein trommelndes Geräusch auf dem Blechdach, das herabtropfende und den Zweigen entlanglaufende Wasser, das mich ein bißchen melancholisch macht, das in mir ein wenig Abschiedsstimmung erzeugt. Eine ganze Woche Ostafrika liegt noch vor uns, die Serengeti, die Wildparks Tanzanias, aber doch habe ich das Gefühl, als sei das Entscheidende dieser Reise zu Ende.

Acht Tage waren wir am Kilimandscharo unterwegs gewesen, hatten den Regenwaldgürtel und die Heidekrautvegetation, die Geröllfelder und die Gletscher der Gipfelregion erlebt. Es war schön. Ich hatte vielleicht nicht das Triumphgefühl eines Himalayagipfels erlebt, aber dafür die Freude, einer Gruppe von Menschen zu ihrem ganz persönlichen Kilimandscharoerlebnis verholfen zu haben, Leuten, von denen mir einige bei Antritt der Reise noch fremd gewesen waren, den Kilimandscharo von seiner schönsten Seite gezeigt zu haben und ein wenig mitgeholfen zu haben, daß sie den Gipfel erreichen konnten. Vielleicht gibt mir diese Art von Mithelfen genausoviel wie ein „eigener“ Sieben- oder Achttausender im Himalaya, vielleicht sogar mehr?

Kilimandscharo – ein bißchen anders. Nicht am überlaufenen Normalweg, sondern auf den einsamen, landschaftlich viel

schöneren Routen abseits des großen Massenbetriebs: Machameroute, Heimgletscher, Umbweroute, Südtraverse. Die anderen sind jetzt mit den Trägern auf der Südtraverse unterwegs zurück zur Barranco-Hut. Sie werden morgen die Umbweroute absteigen, die landschaftlich schönste und wildeste Route durch den Bergurwald des Kilimandscharo. Ich selbst, nur begleitet von unserem schwarzen Führer Stanley, bin unterwegs über die Mwekaroute hinunter nach Moshi. Es ist auch schön, einmal für ein paar Stunden, für einen Tag allein zu sein und meinen Gedanken nachhängen zu können. Sich für nichts und niemanden im Augenblick verantwortlich zu fühlen, für nichts sorgen zu müssen, einfach hier im Türrahmen der Blechhütte zu sitzen und in den rauschenden Regen zu schauen.

Ein wenig später hört dann der Regen auf, und wemgleich der dichte Dschungel und bald auch wir beide tropfnaß sind, gehen wir weiter. Der steilabschüssige und verwachsene, jetzt durch den Regen auch glitschige Pfad kostet uns einige Mühe, aber in wenigen Stunden werden wir nochmals 1000 Höhenmeter tiefer sein, die Plantagenregion erreichen und dann bald in Moshi das erste Bier nach den acht Tagen Kilimandscharo genießen. Mit heiteren Gedanken an die Zukunft und mit durchaus befriedigenden Erinnerungen an die unmittelbare Vergangenheit stolpere ich abwärts. Ich bin sicher, daß es Stanley ähnlich geht.

Morgen in Moshi werde ich alles für die Serengeti vorbereiten und unsere Gruppe dann in Umbwe mit einer Kiste Bier und einem Lkw abholen. Sie werden mir dann erzählen, wie schön die Umbweroute gewesen ist, und daß es gestern auf der Südtraverse gar nicht geregnet hat.

Ziel und Plan

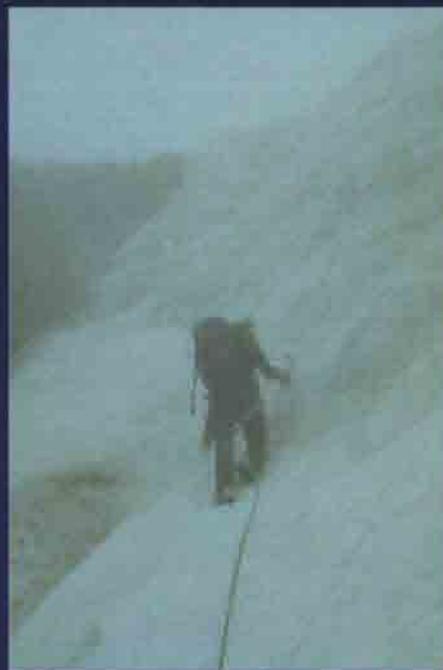
Am 5. Jänner 1985 fliegen wir von Wien nach Ostafrika, Tanzania, um hier als Hauptziel den Kilimandscharo über eine der nicht üblichen Routen zu besteigen. Wir – das ist ein bunt zusammengewürfelter Haufen von 15 Leuten im Alter zwischen 18 und 66, angesiedelt zwischen Traiskirchen und Hamburg. Einen Teil der Gruppe kenne ich nur vom Sehen und ein paar Gesprächen, weiß aber immerhin, daß neben uns zwei Bergführern (Reinhard und mir) vom schlichten Bergwanderer bis zum (zur) sehr guten Bergsteiger(in) alles vertreten ist. Mein

Kibo anders

Rechts:
Urweltliche Landschaft

Unten:
„Wie Kochlöffel in den Teig.“
Seracabbruch am Heimgletscher

Alle Fotos: Edi Koblmüller



Rechts:
Biwak am
Heimgletscher
Ganz rechts:
„Am Ufer eines
unendlichen,
wildbewegten
Nebelmeeres.“
In 5100 m Höhe
am Kibo



Gefühl beim Gedanken ans Gelingen schwankt infolge dessen häufig zwischen Zuversichtlich (weil sich ja immer alles ausgeht) und Mulmig. Um es vorwegzunehmen – beide Gefühls-pole waren berechtigt. Die ersten beiden Tage verliefen, charmant ausgedrückt, in geordnetem Chaos – bei der Akklimatisations-tour auf den Mt. Meru (4500 m) ging's ein bißchen drunter und drüber – aber letztlich ist sich tatsächlich für alle (fast) alles ausgegangen. Wir haben uns gut verstanden, alle waren nachsichtig gegenüber der „Reiseleitung“, und der Kill-mandscharo war nachsichtig zu uns allen. Sogar die hektisch verlaufene und auch etwas pechverfolgte Mt.-Meru-Bestei-gung hatte ihre positiven Seiten. Erstens stellte sich schlagartig heraus, daß es sich hier um kein Reisebüro-Unternehmen handeln würde, und zweitens wurde der eigentliche Zweck der Höhenanpassung, wenn auch für einige ohne Gipfel, voll erfüllt: Jedem gelang es, über 4000 m hoch zu kommen und damit ein Mindestmaß an Erstakklimatisierung zu erreichen, was sich Tage später am Kilimandscharo sehr positiv auswirken sollte.

Unserem Plan gemäß wollten wir alle zusammen über die Machameroute bis zur Barranco-Hut am Fuß der Breach-Wall des Kilimandscharo aufsteigen. Dort wollten wir uns trennen: Die bergsteigerisch gemäßigteren unserer Gruppe wollten versuchen, die Machameroute zu vollenden und über die Arrow-Hut den Kibo-Gipfel (Uhuru-Peak) erreichen. Die „Extremgruppe“ würde sich die Heimgletscherroute zum Uhuru-Peak vornehmen. Am Gipfel wollten wir uns treffen, um dann gemeinsam den oberen Teil der Mwekaroute zur Barafu-Hütte abzusteigen. Die Südtraverse zurück zur Barranco-Hütte und der gemeinsame Abstieg über die Umbweroute würden die letzten Teile des Planes sein.

Kilimandscharo – mit Phantasie

Der Kilimandscharo hat in „besseren“ Bergsteigerkreisen gelegentlich den Ruf eines uninteressanten Vulkankegels und wird von vielen nur wegen seiner Höhe als lohnendes Ziel empfunden. Immerhin ist er 5895 m hoch, fast ein Sechstausender, der höchste Berg von Afrika. Die Geringschätzung dieses Berges – besser wäre der Ausdruck Gebirge – mit seinen vielen verschiedenen landschaftlichen und alpinistischen Gesichtern kann aber nur in der Phantasielosigkeit vieler Bergsteiger liegen, die nicht über die Normalroute hinausdenken. Der Normalweg (Maranguroute) über Mandara-, Horombo- und Kibo-Hut, also über den Sattel zwischen Mawenzi und Kibo, führt zwar auch zum Gipfel, aber du wirst hier nur das Alltagsgesicht des Killmandscharo erleben und zudem alle Nachteile des typischen Massenbetriebs auf überlaufenen Trekkingrouten. Dabei brauchst du nur etwas Phantasie, Engagement und ein paar Informationen, um das andere Gesicht des Killmandscharo zu erleben, das ursprünglichere und schönere und wildere. Auf alpinistisch nicht viel anspruchsvolleren oder, wenn du willst, auch auf schwierigeren, jedenfalls aber auf unvergleichlich schöneren Routen wirst du vielleicht das finden, was Reisebüroprospekte als „Abenteuer am Kilimandscharo“ anpreisen. Einsam-

keit und Abenteuer sind am Normalweg selten zu finden, aber vielleicht findet man ein bißchen davon auf der Machameroute, auf der Umbweroute oder am schwierigen Heimgletscher.

Machameroute

Die Machameroute – nach ihrem Ausgangsort benannt – ist die schönste unter den leichten Aufstiegsrouten am Kilimandscharo. Hier hast du das Kilimandscharo-Erlebnis schlechthin, die schmalen Urwaldpfade durch die Dschungelstufe, den Wechsel der ganz verschiedenen Vegetations- und Landschaftszonen auf diesem riesigen Vulkangebirge, und du wirst mit deiner Gruppe und den Trägern meist allein sein. Es gibt hier wie auf allen anderen Kilimandscharo-Routen (abgesehen vom Normalweg) keine bewirtschafteten Hütten, sondern nur einfache, runde Blechhütten als Unterstände, die ohne jede Einrichtung ca. 8 bis 12 Personen Platz bieten. Diese Blechhütten, meistens eine, manchmal zwei, geben auch die Tagesetappen vor. Die Machameroute ist zwar körperlich etwas anstrengender als der Normalweg, dafür unvergleichlich schöner. Die bergsteigerischen Schwierigkeiten sind nur unwesentlich höher, keine Kletterstellen, nur die letzte Etappe von der Arrow-Hütte hinauf zum Gipfelplateau kann manchmal etwas Schwierigkeiten bereiten, wenn die langen und steilen Schneefelder hartgefroren sind und Steigeisen notwendig machen.

Zur ersten Etappe hinauf zur Machame-Hütte konnten wir erst um drei Uhr nachmittags von Machame aus aufbrechen, am 9. Jänner, unserem vierten Tag in Afrika. Am Vortag hatten wir beim Marangu-Gate, dem offiziellen Eingang zum Kilimandscharo-Nationalpark, alle notwendigen Formalitäten erledigt, die obligatorischen einheimischen Führer und Träger zugeteilt erhalten, die Parkeintrittsgebühren bezahlt, usw. Heute früh waren die beiden Kleinbusse natürlich nicht wie vereinbart um sieben erschienen, sondern irgendwann am Vormittag. Nach den Lebensmitteleinkäufen in der Stadt Moshi war es dann eigentlich schon zu spät für den Aufbruch, aber jetzt versuchten unsere Fahrer, die verlorene Zeit wiedergutzumachen. Rücksichtslos quälten sie die Autos die „jeepable road“ so hoch als möglich hinauf, um uns den Marsch durch die Plantagenregion am Fuß des Berges zu ersparen. Wir ließen den Fahrern ihre sportliche bzw. unsportliche Einstellung den Autos gegenüber, denn wenn wir uns jetzt beeilten, würden wir vielleicht doch noch vor Einbruch der Dunkelheit die Machame-Hut erreichen. Am Ende der Straße luden wir unsere Zwanzigkilolasten von den Autos auf die Köpfe der Träger und auf unsere Schultern, und dann begann die „Expedition“ (zumindest was die Trägeranzahl betraf, waren wir fast eine „Expedition“: 15 schwarze Träger, 2 einheimische Führer und 15 Euro-päer!).

Wer fürchtet sich vor wilden Tieren?

1200 Höhenmeter Dschungel lagen vor uns. Der fußbreite Pfad schlängelte sich durch das Dickicht, führte zuerst gemächlich,

Foto: Edi Koblmüller

später dann steiler werdend, durch den Urwald hinauf. Schräges Nachmittagslicht fiel gedämpft durch das Dickicht, ab und zu fanden auch ein paar Sonnenstrahlen den Weg bis zum Boden. Manchmal aber schloß sich das Blätterdach so dicht, daß die Nacht anzubrechen schien, obwohl es erst später Nachmittag war. Bald war unsere Kolonne in einige Gruppen aufgeteilt, jeder konnte allein für sich steigen oder auch bei einer der Gruppen bleiben.

Die meisten erreichten die beiden Machame-Hütten, die in etwa 3000 m Höhe am Übergang vom dichten Urwald zur niedriger und spärlicher werdenden Vegetationszone liegt, noch vor Einbruch der Nacht. Innerhalb weniger Minuten war es völlig dunkel geworden. Eine größere Gruppe von Trägern war etwas zurückgeblieben, und so stieg ich im Licht einer Stirnlampe allein den schmalen Dschungelpfad wieder ab. Obwohl mir der Verstand sagte, daß bei so vielen Menschen in der Nähe keine Gefahr von Tieren drohen könne, kamen mir die zahlreichen Geräusche und Vogelstimmen in der Tropennacht plötzlich sehr eigenartig und nahe vor, und ich war froh, nach einer halben Stunde endlich unsere Nachhut zu erreichen. Vielleicht hätten die Schwarzen mit ihren Katzenaugen die Lampe gar nicht gebraucht, aber offensichtlich freuten sie sich trotzdem.

Nach dem rasch zubereiteten Abendessen saßen wir noch lange am Lagerfeuer, genossen die Kühle des Abends und den sternklaren Himmel.

Daß meine sehr unwillkürlichen Gedanken an Großtiere vorhin nicht ganz unbegründet gewesen waren, konnte ich mit einem kleinen Erlebnis vor drei Jahren belegen. Wir waren damals nur zu sechst gewesen und hatten uns soeben in eine der Hütten zum Schlafen zurückgezogen. Einer von uns war noch rasch ein paar Schritte in den Busch hineingegangen, aber nach wenigen Augenblicken noch rascher wieder zurückgekommen und hatte etwas von zwei großen, gelben Augen erzählt, die er im Licht der Stirnlampe gesehen hätte. Neugierig und mutig hatten wir dann vom sicheren Eingang der Hütte aus in den Wald hineingeleuchtet – und tatsächlich auch die gelben, weit auseinander stehenden Flecken sich langsam bewegen sehen. Einen Augenblick später hatten wir den Leoparden deutlich genug im Kegel unserer Taschenlampen gehabt, 10 oder 15 Meter entfernt.

Damals hatte keiner den Vorschlag gemacht, im Freien zu schlafen. Jetzt aber, bei der Anwesenheit vieler Menschen, bei zwei flackernden und später rauchenden Lagerfeuern würde sicherlich keine Gefahr drohen. Die Schwarzen hatten eine der Hütten ohnehin schon in Beschlag genommen, der Großteil von uns belegte die zweite Hütte, einige stellten ein Zelt auf, der Rest schlief im Freien.

Urweltliche Landschaft

Drei Tage später, 12. Jänner, Rasttag bei der Barranco-Hütte, 3900 Meter: Wir sitzen bei der landschaftlich vielleicht am schönsten gelegenen Hütte, um uns die letzten Reste der zurückweichenden Vegetation, direkt uns gegenüber das Gipfel-

massiv des Kilimandscharo, die in steilen Wandabbrüchen abstürzende Breach-Wall mit senkrechten Felswänden und großen Hängegletschern. In den vergangenen Tagen waren wir zum Shira-Plateau und zur gleichnamigen Blechhütte aufgestiegen (3900 m), bei ziemlich schlechtem Wetter, Nebel und zeitweisem Regen. Wir waren durch eine urweltlich anmutende Landschaft gegangen, oft nebelverhangen, in der manchmal bizzare Felsformen und die ersten Senecien wie große Gespenster aus dem Nebel aufgetaucht waren.

Am Abend dieses Tages hatte sich der Nebelvorhang gehoben, und wir konnten zum ersten Mal den Kibo aus größerer Nähe sehen. Mit einem farbigen Feuerwerk aus Licht und Wolken hatte der Abend geendet. Weit draußen der flache Kegel des Mt. Meru, um uns das Shira-Plateau. Eine große, karge Landschaft, über weite Strecken völlig eben, fast kahl, nur mehr Grasbüschel.

Gestern waren wir dann bis 4600 m in Richtung Arrow-Hütte weitergegangen, bei dünnem Regen, der später in leichten Schneefall übergegangen war, und der Nebel hatte nur hin und wieder den Blick auf eine tote, graugrüne Lavalandschaft freigegeben.

Wir waren aber nicht weiter zur Arrow-Hütte aufgestiegen, sondern nach Süden und hinunter zur Barranco-Hütte abgelenkt. Ich wollte vor der entscheidenden Etappe hinauf zum Kibo-Gipfel möglichst viel Zeit für die Höhenanpassung gewinnen. Auch dieser Abstieg zur Barranco-Hütte war eindrucksvoll gewesen, als wir Schritt für Schritt den ersten Anzeichen von Vegetation wieder näher gekommen waren, als wir dann schließlich die Blechhütte in der Nähe eines großen Senecienwaldes erreicht hatten. Diese riesigen, bis zu vier Meter hohen, urweltlich anmutenden Pflanzen paßten gut in die weite, archaische Landschaft.

Heimgletscher

Am Rasttag hatten wir endlich wieder Glück mit dem Wetter. Strahlend blauer Morgenhimmel, klare Sicht hinüber zum Heim-Hängegletscher, über den wir in Gedanken bereits eine detaillierte Route zogen: zuerst die flache, allmählich steiler werdende Gletscherzunge, dann die Steilzone mit einigen Seracaufschwüngen, die sicherlich das entscheidende Stück des Anstiegs bilden würde. Und schließlich der unendlich lang aussehende, spaltendurchzogene Gletscherhang hinauf zur Gipfelkuppe. Trotz der klaren Sicht blieben noch einige Fragezeichen.

Für die nächsten beiden Tage teilten wir uns in zwei Gruppen. Neun wollten mit Reinhard als „Häuptling“ zur Arrow-Hütte aufsteigen und übermorgen über die Machameroute den Uhuru-Peak erreichen, und wir, zu sechst, blickten ohnehin schon die ganze Zeit mit dem Fernglas hinüber zur Heimgletscherroute. Ein Teil der Träger sollte hier auf uns warten, ein Teil mit Reinhard's Gruppe zur Arrow-Hütte aufsteigen und wieder hierher zurückkommen, und ein dritter Teil müßte uns zur Barafu-Hütte vor allem mit Wasser entgegengehen. Denn dort gibt's



kein Wasser – und das nach dem Gipfel. Ein schöner Plan, zu dem die Stimmung, Zuversicht und das Wetter des heutigen Rasttages paßten.

Der Tag verging mit Zusammenpacken, Kochen und Essen und Nichtstun, bei dem wir aber die jetzt im Sonnenschein wunderschöne und gar nicht bedrohliche Landschaft genießen konnten.

Am 13. Jänner erreichten wir am hellen Vormittag den Rand des Gletschers, seilten uns zusammen und legten die Steigeisen an. Ich freute mich, daß jetzt auch bergsteigerische Schwierigkeiten zu bewältigen sein würden. Wir hatten in der Morgendämmerung die Zelte und die Barranco-Hütte verlassen, das Heraufsteigen über die Felsen und den Lavaschutt zum Gletscher war langwierig und mühsam gewesen. Das erste Stück sah harmlos aus, aber dann folgte das Fragezeichen, ein sehr steiler Gletscheraufschwung, den wir im Zickzack an seiner schwächsten Stelle überwinden wollten.

Einige Stunden später – alles hatte viel kürzer ausgesehen und wir begannen, die zunehmende Höhe und das Gewicht der schweren Rucksäcke zu spüren – und nach etlichen steileren Seillängen standen wir vor einem fast senkrecht aufragenden Seracabbruch – und steckten im dichten Nebel. Ich mußte versuchen, die zehn Meter hohe, senkrechte Seracwand direkt zu erklettern. Ich dachte ans Wasserfallklettern zu Hause und stellte mir das Problem ziemlich klein vor. Und tatsächlich – die ersten Meter im harten Blankeis lagen bald unter mir, nur der schwere Rucksack war offenbar noch schwerer geworden.

Aber dann gab es plötzlich kein vertrauenerweckendes Eis mehr, sondern eine trügerische Mischung aus Schnee und bläsigem Eis, in die meine beiden Pickel wie Kochlöffel in den Teig eintauchten und auch ebenso schlecht hielten. Die letzten Meter hinaus, immer noch fast senkrecht, waren ein adrenalin-treibendes Gleichgewichtsspiel, dessen einziger Fixpunkt in der Titaneisschraube fünf Meter tiefer bestand. Mühsam und schwitzend schob ich mich hinauf, und das Problem kam mir jetzt durchaus nicht mehr klein vor.

Es war schon Nachmittag, als wir endlich weitersteigen konnten. Im dichten Grau des Nebels waren wir mehr auf Gefühl als auf Wissen angewiesen, die richtige Route zwischen den Spalten und vereinzelt Seracaufschwüngen zu finden. Der Gletscherhang schien steiler zu sein als vermutet, aber im Nebel ließ sich auch die unmittelbare Umgebung nur schwer einschätzen.

18 Uhr, 5100 Meter: Im langsamen Aufwärtstapfen die Ahnung von zunehmendem Licht. Wenige Minuten später plötzlich freie Sicht. Gleichzeitig war starker Wind aufgekommen, hatte den Nebelvorhang zur Seite gerissen, und wir standen am Ufer eines unendlichen, wildbewegten Nebelmeeres. Der Sturm ließ das Meer unter uns brodeln, riß für Sekunden tiefe Löcher, schob Wolkentürme übereinander und gegen den Berg, so daß sie uns hin und wieder für Augenblicke verschluckten. Die Sonne tief am Horizont, über uns ein wolkenloser tiefblauer Himmel. 1200 Höhenmeter lagen hinter uns, und wir begannen die Höhe zu spüren.

Unten:
Die letzte Etappe
zum Gipfel

Foto:
Edi Koblmüller



Biwak

Weit und breit kein Biwakplatz! Wir hatten aus Gewichtsgründen keine Zelte mitgenommen und mußten jetzt bei dem Sturm zumindest eine windgeschützte Stelle finden. Auf 5200 m, etwa eine halbe Stunde vor Einbruch der Dunkelheit, begannen wir nach links zu queren. Auf dem steilen Gletscher würden wir keinen Schutz finden, vielleicht aber in der Randzone des Gletschers. Die Sonne berührte den Horizont und warf ein phantastisches Farbenspiel auf die Wolkendecke unter uns, das von tiefem Schwarz bis zu hellem Orange wechselte. Ein unvergeßliches Bild aus grellen, klaren Farben, hoch über den Wolken, im gelben, letzten Licht der Sonne. Als wir den Gletscherrand erreichten, verschwand die Sonne, und die Wolken schienen zunehmend ins Nichts zu zerflattern. Was blieb, war der Wind, war die Kälte, unsere Müdigkeit und die zunehmende Dämmerung. Während wir schon lustlos begannen, ein paar Liegeplätze im steilen Schuttgelände vorzubereiten, entdeckten wir plötzlich den winzigen Eingang zu einer Eishöhle unmittelbar am Gletscherrand. Wenig später waren wir in Sicherheit. Die Eishöhle war groß genug für uns alle. Wir saßen zwar unbequem, hörten hin und wieder das knackende, etwas unheimliche Geräusch des arbeitenden Gletschers, aber in dieser einen Nacht würde die Höhle schon nicht zusammenbrechen. Endlich waren wir vor dem beißenden Wind geschützt, kramten die Kocher heraus und krochen in die Schlafsäcke.

Uhuru-Peak

Um acht Uhr begann die letzte Etappe zum Gipfel. Etwas steif waren wir aus der Eishöhle geklettert, das Biwak war nicht gerade bequem, das Frühstück aber gut gewesen. Und vor allem hatten wir gestern abend noch in Ruhe genügend Flüssigkeit schmelzen können, hatten wenig gegessen, aber viel getrunken und fühlten uns jetzt einigermaßen erholt. Das Wetter war schön, und jeder Schritt brachte uns dem Gipfel näher. Endlos lange, steile Gletscherhänge, aber erfreulich griffiger Schnee, in dem das Gehen mit den Steigeisen fast mühelos gewesen wäre, wären da nicht die immer noch schweren Rucksäcke und die Höhe gewesen.

Nach drei Stunden erreichten wir den Fuß der auffallenden Gipfelkalotte des Kibo, jene eigenartig in Fels und Schotter aufliegende, riesige Eiskappe mit senkrechten Wandabstürzen. Noch einmal mühsam Geröllfelder entlang dieser blauen Eiswände, dann wieder Schnee. Eine letzte Rast auf 5800 m, das Gelände war flach geworden, fast schien es, als ob es nur mehr einiger Schritte bedurfte hätte. Die Sonne stand jetzt genau im Zenit, kurze Schatten begleiteten jede unserer Bewegungen. Weit der Blick hinaus über Ostafrika, drüben der Mt. Meru, jetzt tief unter uns, dazwischen die ersten kleinen Schäfchenwolken. Eine Landschaft wie gemalt.

Wenig später standen wir am Uhuru-Peak, 5895 m hoch. Freude bei allen. Erstmals der freie Blick nach Norden, hinüber zur Krateröffnung, hinüber zum berühmtem Stufengletscher.

Rendezvous am Kilimandscharo

Auf der weiten Hochfläche zwischen Reußkrater und Uhuru entdeckte ich bald die andere Gruppe – acht winzige Punkte auf der weißen Fläche, weit auseinandergezogen, einige von ihnen schienen müde zu sein. Um ein Uhr mittags erhielt ich über unser kleines Funkgerät von Reinhard die erfreuliche Gewißheit, daß auch bei ihnen alles in Ordnung sei.

Es wurde kälter, der Wind hatte zwar nicht mehr die Schärfe von gestern, begann uns aber trotzdem langsam auszukühlen. Wir stiegen ab. Eine Viertelstunde später trafen wir in der Scharte zwischen Hans-Meyer- und Stella-point die ersten der Machame-Gruppe – unser Plan hatte vorbildlich geklappt. Alle hatten es geschafft, nur unser Ältester hatte bei der Arrow-Hütte Schwierigkeiten mit der Höhe bekommen und vernünftigerweise auf einen Gipfelversuch verzichtet. Obwohl einige sehr erschöpft schienen und offensichtlich sehr mit der Höhe kämpften, gingen alle gemeinsam zum Gipfel. Einige sehr langsam und Schritt für Schritt mühsam, aber immerhin. Ich bin mit ihnen nochmals hinaufgestiegen, während „meine“ Gruppe mit Stanley vorausging, um die Barafu-Hütte rechtzeitig vor der Dunkelheit zu erreichen.

Eine Stunde später ein zweites Mal Uhuru-Peak.

Wieder die Freude, diesmal nicht für mich, sondern für alle. Einige war zu müde, um jetzt noch Freude zu empfinden, aber ich wußte, die Freude würde später kommen.

ALPINISMUS INTERNATIONAL

Bedeutende Unternehmungen 1984

Chronik von Dieter Elsner
mit einer Einleitung von Klaus Oberhuber

Der tragische Unfalltod von Toni Hiebeler hat in der deutschsprachigen Alpin-Publizistik allgemein und im Jahrbuch-Team im besonderen eine schwer zu schließende Lücke hinterlassen. Diese Expeditionschronik ist sein Werk, und er hat sie in wenigen Jahren zu einer unverzichtbaren Informationsquelle gemacht. Dieter Elsner hat es übernommen, für eine Weiterführung dieser aufwendigen Arbeit zu sorgen, und Klaus Oberhuber hat sich bereit erklärt, ihn dabei zu unterstützen. Sicher ist diese Chronik nicht das einzige Denkmal, das sich der Bergsteiger und Bergschreiber Toni Hiebeler gesetzt hat; doch ist sie eine jener Erinnerungen, für deren Bestand die Alpenvereine sorgen können (d. Red.)

Einleitung

Das Jahr 1984 brachte einige bedeutende Unternehmungen im Himalayabergsteigen:

- Die erste Überschreitung von Nord-, Mittel- und Hauptgipfel des Broad Peak durch die Polen J. Kukuczka und W. Kurtyka.
- Erste Überschreitung von Süd-, Mittel- und Hauptgipfel des Kangchenjunga durch die Japaner (S. Wada und T. Mitani).
- Erste Überschreitung von Gasherbrum I und II durch Reinhold Messner und Hans Kammerlander.
- Erste Überschreitung von Ost-, Mittel- und Hauptgipfel der Annapurna I und Abstieg über die Nordwand (Normalweg) durch die Schweizer (Erhard Loretan und Norbert Joos).
- Begehung einer neuen Route über den fast senkrechten, 750 m hohen Nordwestpfeller des Bangirathi III durch Spanier.
- Der eintägige Auf- und Abstieg am Broad Peak durch K. Wielicki.
- Erstbegehung der Südwand des Lhotse Shar durch Tschechen.
- Besteigung des Dhaulagiri I über die Westwand, ebenfalls durch eine tschechische Expedition.
- Erstbegehung des Südpfeilers am Dhaulagiri I durch die Franzosen Pierre Beghin und Jean Noël Roche.

Von besonderer Bedeutung war auch die massive Erhöhung der Gipfelgebühren, sowie die Erhöhung der Trägerlöhne und der Versicherungsgebühren im Juli 1984. Das alte Regle-

ment war allerdings schon im Jahr 1979 erstellt worden! Auf Grund dieser Mehrkosten wurden zahlreiche Expeditionen für Herbst abgeblasen.

Weiters wurden von der Regierung zahlreiche Höhenkoten geändert, sowie einige Berge mit neuen Namen versehen, z. B. statt Jannu jetzt Khumbhakarna, statt Glacier Dome – Tarke Kang.

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirge und Gruppen wiederum geographisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1984. Aus Platzgründen sind nur erfolgreiche Unternehmungen berücksichtigt.

Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, so gingen z. B. nach Redaktionsschluß noch Meldungen über Expeditionserfolge bei uns ein.

Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir vielen Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten. Ganz besonderer Dank gilt H. Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal; Mike J. Cheney, Sherpa Cooperative Kathmandu; Józef Nyka, „Taternik“-Redakteur, Warschau, und dem Alpine Club of Pakistan.

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
AM	Alpin-Magazin
Bgst.	Der Bergsteiger
CL	Climbing
CMF	Chinese Mountaineering Foundation
M	Mountain
La M.	La Montagne
PYR	Pyrenaica

AMERIKA (Nord)

Im AAJ 1985 sind zahlreiche Unternehmungen (Sportklettern, große kombinierte Touren, Winterbegehungen usw.) in den verschiedensten Gebieten des nordamerikanischen Kontinents (Cascade Mountains, Sierra Nevada, Yosemite, Rockies, Baffin Island usw.) aufgeführt.

Foto: E. Gatt

Auch die Aufnahme nur eines Teiles dieser – sicher sehr interessanten – Unternehmungen würde den Umfang dieser Chronik sprengen.

Speziell für Alaska-Interessierte sei wieder auf die umfangreiche Chronik im AAJ 1985 hingewiesen, in der genaue Angaben über die Besteigungen im Jahr 1984 zu finden sind.

Alaska

Mount St. Elias, 5489 m

Im Mai durchstiegen W. Gove und A. Politz die Südwand.

A. Carter

Mt. Foraker, 5303 m

Die Kanadier D. Vachon, J. Dery, J. Francois und G. Sanders eröffneten in 8 Tagen eine neue Route in der Ostwand. Der Anstieg verläuft überwiegend im Eis (50–70°) und endet auf dem Südostgrat.

CL 86/1984, S. 5

Mount Hunter, 4440 m

Vom 24. bis zum 27. Juni begingen die Franzosen B. Grison und Y. Tedeschi in der Nordwand eine neue Route.

AAJ/1985, S. 177; La M. 4/1984, S. 547

Mount Huntington, 3731 m

Erste Begehung einer Route im linken Teil der Westwand durch die Kanadier R. Rohn und J. Haberl.

AAJ/1985, S. 177

Mount McKinley, 6193 m

Die Tschechen Blazej Adam, Anton Krizo und Karl Frantisek begingen vom 13. bis zum 23. Mai eine neue Route auf der Südseite, rechts vom Cassin-Pfeiler (Fels IV–V+, Eis 60–90°).

AAJ/1985, S. 174

Mount McKinley, 6193 m

Renato Casarotto gelang in 13 Tagen eine Solo-Erstbegehung, wobei er jedoch nicht bis zum Gipfel stieg.

Die Route führt von Südosten auf den Punkt 15 000 (feet) am Südgrat und weist nach Casarotto außergewöhnliche Schwierigkeiten auf.

AAJ/1985, S. 172; CL 86/1984, S. 5

AMERIKA (Süd)

Peru

Cordillera Blanca

Chacaraju Oeste, 6112 m

Den Schweizern X. Bongard, P. A. Romagnoli, dem Franzosen P. E. Beaud und dem Peruaner H. Colonia glückte im Juni eine neue Route durch die 800 m hohe Südwand (im Eis bis 90°).

Philippe Beaud

Huandoy, 6355 m

Im August gelang Joan Quintana die erste Alleinbegehung der Franzosen-Route durch die Nordwand.

AAJ/1985, S. 225

Alex Löwe durchstieg im Juli solo die Ostwand, wobei er 60–70° steiles Eis bewältigen mußte. Allein kletterte er anschließend durch die Süd- wand auf den Ocshapalca.

AAJ/1985, S. 225



Cordillera Huayhuash

Jirishanca Chico, 5427 m

Einer italienischen Mannschaft (E. Rosso, G. Lanza, E. Contini) gelang im August eine neue Route an der 900 m hohen Südostwand.

Ninashanca, 5607 m

Die gleichen Bergsteiger eröffneten eine neue Route im linken Teil der Süd- wand (bis 90° im Eis).

AAJ/1985, S. 229

El Toro

Vermutlich zum ersten Mal über die Ostwand (1100 m) von den Schweizern L. Abbet, P. Delale, J. P. Frossard, P. A. Hiroz und S. Schaffter bestiegen, die am 20. Juni den Gipfel erreichten.

AAJ/1985, S. 229

Cordillera Vilcanota

Die Nürnberger Andenexpedition 1984 unter der Leitung von Werner Scharl führte im August 15 Gipfelerstbesteigungen durch, wobei insgesamt 28 neue Routen begangen wurden. Alle Besteigungen wurden in der Colque-Cruz-Gruppe durchgeführt.

W. Scharl

Bolivien

Cordillera Real

Illampu, 6367 m

Die Jugoslawen J. Zupanz und A. Rotar durchstiegen die Nordwest- wand auf einer neuen Route, die im rechten Teil der Wand verläuft (50–60° im Eis, kurz 75°).

AAJ/1985, S. 234



Das Arbeitsgebiet der Nürnberger Andenexpedition 1984: Colque-Cruz-Gruppe/Cordillera Vilcanota

Foto: Jürgen Winkler

Argentinien

Zentral-Anden

Aconcagua, 6959 m

Erste Damenbegehung der Südwestwand über die Franzosen-Route (mit Messner-Ausstieg) durch Titoune Bouchard mit ihrem Mann John. Die Besteigung glückte im Januar in fünf Tagen.

Ebenfalls 1984 (im Dezember) war die zweite Damenbegehung der Südwestwand zu verzeichnen. Sharon Wood war mit Carlos Buhler auf derselben Route erfolgreich. AAJ/1985, S. 238

Chile

Zentral-Anden

Tupungato, 6550 m

Der in Chile lebende Spanier F. Garrido bestieg den Berg erstmals im Winter; am 16. Oktober stand er auf dem Gipfel, wobei er große Strecken mit Ski zurücklegte. AAJ/1985, S. 236

Patagonien

Cerro Murallón

C. Ferrari, C. Alde und P. Vitall eröffneten eine neue Route an der Nordostwand (1400 m), am 14. Februar erreichten sie den Gipfel. CL 86/1984, S. 10

Cerro Torre

Die Italiener E. Orlandi und L. Rigotti erreichten über die Maestri-Route am 14. Dezember den Gipfel. AAJ/1985, S. 241

Fitz Roy

In der ersten Februarhälfte erreichten Kletterer aus der Schweiz, den USA und Frankreich über die Amerikaner-Route den Gipfel. AAJ/1985, S. 240; CL 86/1984, S. 10

Fitz Roy

Eine polnische Mannschaft eröffnete im linken Teil der Nordwestwand

vom 6. bis 24. Dezember eine neue Route, die der 1200 m hohen Verschneidung folgt, die den Nordpfeiler vom massigen Körper des Fitz Roy trennt (Schwierigkeit VI, A1).

P. Lutyński, W. Burzyński, M. Dasal, M. Kochańczyk und J. Kozaczkiwicz erreichten am 24. Dezember den Gipfel. Józef Nyka

Fitz Roy

Die beiden Amerikaner Alan Kearney und Robert Knight führten vom 21. bis 24. Dezember die 2. Begehung des Nordpfeilers (Casarotto) durch.

Bemerkenswert ist, daß vom 15. bis 29. Dezember ungewöhnlich ruhiges und schönes Wetter herrschte.

H. Münchenbach, Józef Nyka

Fitz Roy

Die Argentinier E. Brenner, M. Couch, A. Bendinger und P. Friedrich erreichten über eine neue Route zwischen der Franzosen- und der Engländer-Route am 10. März den Gipfel. M 101/1985, S. 10

Fitz Roy

Thierry Volpiatto, Martine Turc und Brigitte Turc kletterten das Supercouloir und erreichten am 22. November den Gipfel.

H. Münchenbach

Mermoz

Die Jugoslawen Jeglic, Karo und Knez eröffneten eine neue Route an der Ostwand, wobei sie das am weitesten links liegende Couloir der Wand benutzten.

Die 2. Begehung der Nordwestwand (22 Seillängen) gelang den Argentinern R. Storino, A. Tarditti und G. Raynie. M 101/1985, S. 10

Hielo Continental

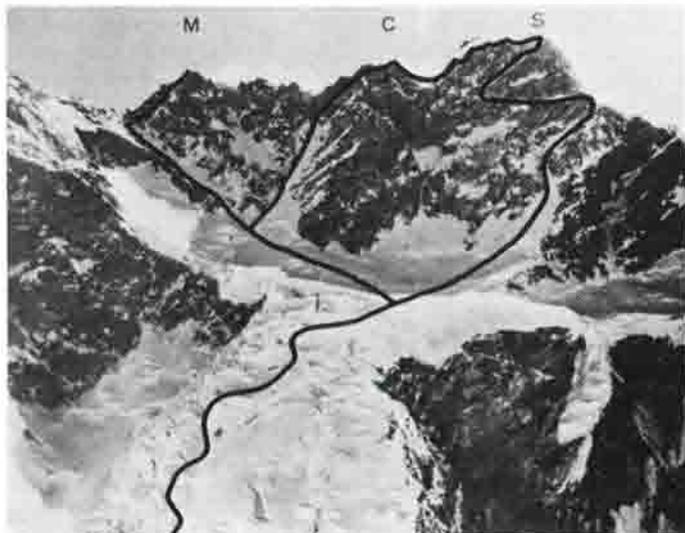
Eine französische Expedition (R. Hemon, J. Hourcadette, B. Doligez, M. Roquefere) durchquerte in 38 Tagen von Süd nach Nord die Eismüste vom Ultima Esperanza Fjord bis zum Cerro Ecrins. Dabei konnten sieben Gipfel erstmals bestiegen werden. M 101/1985, S. 10

Unten:
Die Kangchenjunga-Überschreitung der Japaner.
Haupt- (M), Zentral- (C) und Südgipfel (S).

Seite 169:
Verschwunden am Pumori.
R. Pierce und R. Wilson bezwangen
den Südwestgrat im Winter, kamen aber
vom Gipfel nicht mehr zurück.

Reproduktion: J. Nyka

Foto: Jürgen Winkler



ASIEN

Winter-Expeditionen 1984/85

In der Wintersaison 1984/85 waren wieder zahlreiche Expeditionen unterwegs, jedoch mußten viele Unternehmungen wegen starker Höhenstürme abgebrochen werden. Bemerkenswert ist die Leistung von Jerzy Kukuczka, der in dieser Wintersaison zwei Achttausender (Dhaulagiri I und Cho Oyu) bestieg.

Annapurna I, 8091 m

Die erste Winterbesteigung gelang einer südkoreanischen Expedition unter Leitung von Chang-Yeul An.

Am 7. Dezember erreichten Young-Ja Kim (dritte Frau auf diesem Gipfel), Sirdar Pasang Norbu, Keepa, Dorje und Ang Temba über die Nordwand den Gipfel. Beim Abstieg stürzten Keepa und Pasang Norbu tödlich ab.
M. Cheney

Cho Oyu, 8201 m

Einer polnisch-kanadischen Expedition unter Leitung von Andrzej Zawada gelang die erste Besteigung des Südpfeilers. Am 12. Februar erreichten M. Berbeka, M. Pawlikowski, am 15. Februar Z. Heinrich und J. Kukuczka den Gipfel, womit ihnen die erste Winterbegehung gelang. Kukuczka, der außerdem am 21. Jänner 1985 den Dhaulagiri I bestieg, ist damit der erste Bergsteiger, der zwei Achttausender in einer Wintersaison bestieg, insgesamt stand er schon auf acht 8000 m hohen Bergen.
M. Cheney

Dhaulagiri I, 8167 m

Die zweite Winterbesteigung gelang einem polnischen Team unter Leitung von Adam Bilczewski. J. Kukuczka und A. Czok erreichten am 21. Jänner den Gipfel.
M. Cheney

Kumbharkarna (Jannu), 7710 m

Die erste Winterbesteigung glückte einer koreanischen Expedition. Am 9. Dezember erreichte der Leiter Kim Ki Heyg mit zwei Sherpas über die Südwand und den Südgrat (neue Variante) den Gipfel.
M. Cheney

Pumori, 7161 m

R. Pierce und R. Wilson, Teilnehmer einer amerikanischen Expedition (Leiter: S. Jorgenson) gelangten am 13. Dezember über den Südwestgrat auf den Gipfel, gelten aber seitdem als vermißt.
M. Cheney

HIMALAYA

Bhutan-Himalaya

Namshila, 6595 m

Einer japanischen Expedition von drei Frauen und 13 Männern gelang die Erstbesteigung im August. Alle japanischen Teilnehmer sowie zwei Bhutanesen erreichten am 18., 10. und 20. August den höchsten Punkt. Der Aufstieg dauerte 16 Tage. Der Höhenmesser zeigte am Gipfel allerdings nur 5710 m!:

Sikkim-Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kangchenjunga, 8586 m

Eine japanische Großexpedition unter Leitung von Katsuhiko Kano (27 japanische und 4 nepalische Bergsteiger) wollte alle vier Gipfel des Kangchenjunga überschreiten.

Seishi Wada und Toichiro Mitani fehlte zu der Gesamtüberschreitung nur der Westgipfel (Yalung Kang), dessen Aufstiegsroute ihnen zu gefährlich erschien.

Die Etappen der Überschreitung:

Südgipfel am 18. Mai durch Tsuneo Shigehiro, Seishi Wada, Toichiro Mitani und Nima Temba.

Zentralgipfel am 18. Mai durch Tsuneo Shigehiro, Seishi Wada und Toichiro Mitani.

Hauptgipfel am 20. Mai durch Seishi Wada und Toichiro Mitani.

Außerdem Zentralgipfel am 17. Mai durch Gouta Isono, Ryo Otani und Yonden Nawang. Hauptgipfel am 19. 5. durch Takashi Ozaki und Ang Tsering.
Bgst. 5/1985, S. 76

Am 18. Oktober erreichte Roger Marshall, Leiter einer kanadisch-amerikanischen Expedition, auf dem Normalweg (Südwestwand) den Gipfel.
Bgst. 3/1985, S. 78

Kumbharkarna (Jannu), 7710 m

Am 25. und 27. Oktober standen D. Anker, B. Rankwiler, M. Fischer (Leiter), Ch. v. Allmen, A. Leibundgut, Teilnehmer einer Schweizer Expedition, auf dem Gipfel. Sie durchstiegen den Südgrat (Franzosenroute von 1962) im alpinen Stil ohne Zwischenlager.
Bgst. 3/1985, S. 77

Yalung Kang, 8505 m

Einer zehnköpfigen polnisch-spanischen Expedition unter Leitung von Tadeusz Karolczak glückte die erste Besteigung des zentralen Südpfeilers. Diese neue Route weist eine ideale Routenführung mit hohen Schwierigkeiten auf. Anfangs leitet die neue Führe links des Zentralpfeilers (Eis bis 50°) hinauf, um in ca. 7200 m Höhe auf die Pfeilerkante zu queren, deren Neigung über 70° beträgt. Am 7. Oktober erreichten Wroz und Karolczak, am 10. Oktober Cichy und Piasecki ohne künstlichen Sauerstoff den Gipfel. Der Abstieg erfolgte über die deutsch-österreichische Route von 1975.
Bgst. 5/1985, S. 75

Eine französische Expedition war im Herbst erfolgreich, vom 8. bis 10. Oktober erreichten einzeln Jean Coudray, Gerard Bretin und Anselme Baud den höchsten Punkt. Am 20. Oktober glückte der Gipfel noch Bernard Müller (Leiter) zusammen mit Laurence de la Ferriere, der ersten Frau auf diesem Berg.
J. Nyka

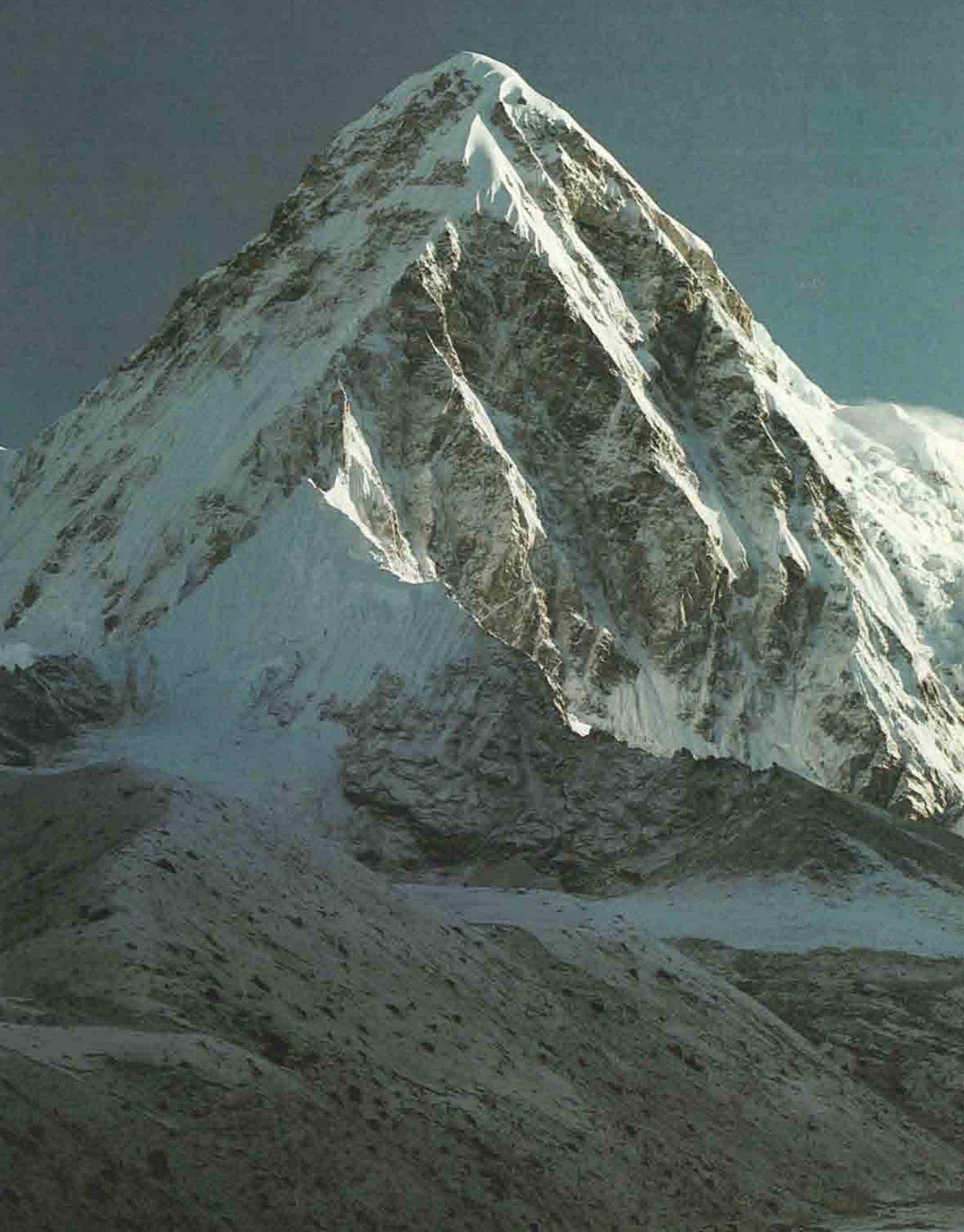


Foto: Jürgen Winkler

Nepal-Himalaya

Barun Himal

Ama Dablam, 6856 m

Naoe Sakashita führte am 3. Mai erfolgreich eine Alleinbegehung des Südgrates durch. M 99/1984, S. 9

Baruntse, 7220 m

Unter der Leitung von Günther Härter erreichten sieben Deutsche und vier Österreicher mit drei Sherpas über den Normalweg (Südostgrat) zwischen dem 27. und 29. Oktober den Gipfel. G. Härter

Makalu, 8481 m

Der Leiter der Schweizer Expedition, Romolo Nottaris, erreichte am 29. September über die Westwand und den Nordwestgrat (Polen-Route, 1981) allein den Gipfel. Der Alleingang begann auf 6400 m; Abstieg über Normalweg und untere Westwand. Bgst. 3/1985, S. 78

Im Mai gelang einer baskischen Expedition die 13. Besteigung des fünfthöchsten Berges der Erde. Am 16. Mai erreichten Enrique Julien de Pablos und Mari Abrego (Leiter) den Gipfel. AAJ/1985, S. 254

Khumbu Himal

Cholaste, 6440 m

Alle vier Teilnehmer einer amerikanischen Expedition unter der Leitung von Todd Bibler erreichten nach sieben Tagen Kletterei über eine neue Route, durch die Nordwand, am 5. November den Gipfel. Zuvor eröffneten Todd Bibler zusammen mit Catherine Freer am Lobuje East (6119 m) in vier Tagen eine neue Route über den Ostgrat, während Renny Jackson und Sandy Stewart den gleichen Gipfel auf der Route der Erstbegeher erreichten. M. Cheney, A. Carter

Cho Oyu, 8201 m

Die Tschechin Margita Štěrbová und die Amerikanerin Věra Komárková wiederholten zusammen mit den Sherpas Ang Rita und Nurbu die Messner-Route von 1983. Insgesamt wurden fünf Lager errichtet und 500 m Fixseile angebracht. Am 13. Mai stand das kleine Team auf dem Gipfel; ein großer Erfolg. Józef Nyka

Cho Oyu, 8201 m

Über die Südwestwand (Messner-Route, 1983) erreichten die Spanier A. Llasera und C. Valles mit Shambu Tamang und Ang Karma am 20. September den Gipfel. Am 21. September folgten J. Pons und J. Clemenson (Frankreich). Leiter der spanisch-nepalischen Expedition war Lluís Belvis. M. Cheney

Mount Everest, Qomolungma, 8848 m

Im Frühjahr 1984 gelang einer bulgarischen Expedition unter der Leitung von Awram Awramow die zweite Durchsteigung des Westgrates (Jugoslawen-Route von 1979).

Christo Pradanow erreichte am 20. April von Lager V (8120 m) um 18.10 Uhr allein den Gipfel. Beim Abstieg mußte er zwischen 8500 m und 8400 m biwakieren und starb an Erschöpfung. Trotzdem wurde das Unternehmen fortgesetzt. Am 8. Mai erreichten Metodi Samarow und Iwan Wyltschew mit künstlichem Sauerstoff den Gipfel, einen Tag später standen Nikolai Petkow und Kiril Doskow auf dem höchsten Punkt. Beide Seilschaften stiegen über die Normalroute ab. Bgst. 1/1985, S. 76

Eine australische Expedition war an der 2500 m hohen Nordwand erfolgreich. Die neue Route führt in direkter Linie zur Großen Schlucht (Great Couloir, Norton Couloir), die durchstiegen wurde, und weiter zum Gipfel.

Bis ca. 7500 m wurde die Wand mit Fixseilen versichert. Greg Mortimer und Macartney-Snape erreichten am 3. Oktober um 20 Uhr den Gipfel (ohne künstlichen Sauerstoff). Damit existieren am Everest neun selbständige Routen. Józef Nyka

Einer tschechischen Expedition unter der Leitung von Frantisek Kele gelang ohne künstlichen Sauerstoff der Gipfelerfolg über den Südfelder (Polen-Route von 1980). Sherpa Ang Rita, Zoltan Demjan und Josef Psoška erreichten am 15. Oktober den Gipfel und stiegen über den Normalweg ab. Die großartige Überschreitung wurde durch den Tod von J. Psoška überschattet, der beim Abstieg in der Lhotse-Flanke abstürzte. Bgst. 3/1985, S. 77; AAJ/1985, S. 262

Phil Ershler erreichte im Rahmen einer amerikanischen Expedition unter Leitung von Lou W. Whittaker von der chinesischen Seite über den Nordsattel allein den Gipfel (20. Oktober). M 102/1985, S. 12

Ang Dorje, der wohl bekannteste Sherpa aus Nepal, ist Ende Oktober tödlich verunglückt. Im Rahmen der sehr umstrittenen „Säuberungsexpedition“ stürzte er zusammen mit dem Leiter Y. Thapa im Bereich des Hillarystep ab. AAJ/1985, S. 261 u. 262

Eine amerikanische Expedition unter der Leitung von Louis Whittaker (sein Bruder Jim bestieg 1963 als erster Amerikaner den Everest) versuchte den Berg über die britische Route aus der Vorkriegszeit. John Roskelly und Phil Ershler verließen am 28. Oktober Camp VI auf 8100 m. Ershler erreichte, nachdem Roskelly in ca. 8500 m umgedreht war, allein den Gipfel. Noch am gleichen Abend kam er ins Camp VI zurück. CMF

Anfangs August erstellte eine fünf Mann starke australische Gruppe, unter der Leitung von J. Macartney Snape, ihr Basislager am Rongbuk-Gletscher. Sie benutzten die North Col-Route über den Nordostgrat sowie die Nordwand. Das letzte Lager für den Gipfelangriff stand auf 8100 m Höhe. Von dort aus erreichten G. Mortimer und der Expeditionsleiter den Gipfel bei äußerst kaltem Wetter. CMF

Kangtega, 6779 m

Am 15. Mai erreichten fünf katalanische Bergsteigerinnen und zwei Sherpas über die Nordostwand den Gipfel. Sie waren die ersten Spanier und zugleich die ersten Frauen auf diesem Gipfel (Leiterin: Emerita Puig). M 99/1984, S. 9

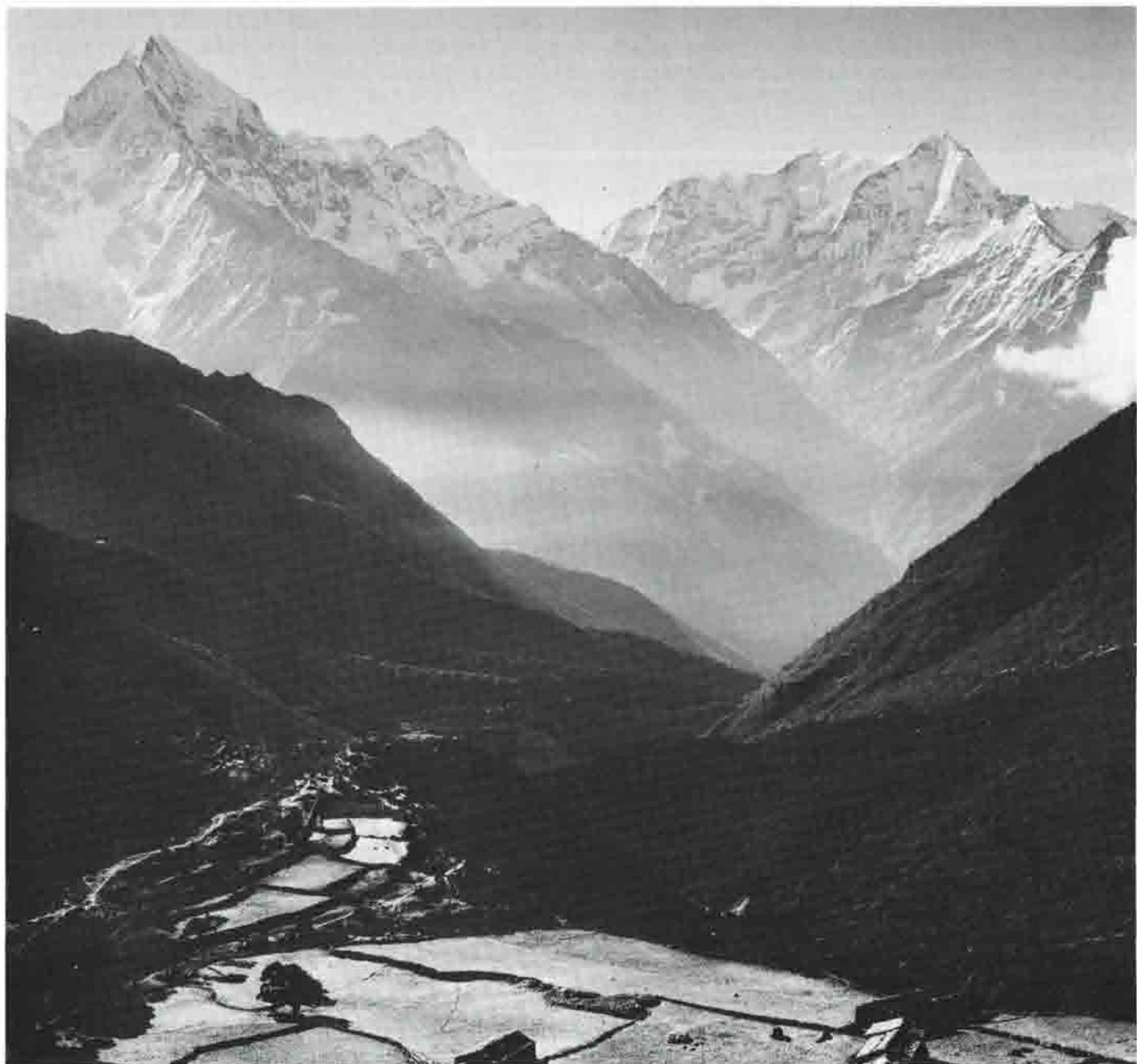
Lhotse Shar, 8398 m

Einer tschechoslowakischen Expedition gelang die erste Besteigung der gut 3000 m hohen Südwand. Unter der Leitung von Ivan Gálffy wurden vom 31. März (Basislager) bis 18. Mai 6 Lager errichtet, am 20. Mai erreichte Zoltán Demján allein den Gipfel, am 21. Mai folgten Jarýk Stejskal, Josef Raconcaj und Peter Božik.

In der Wand wechselten reine Felspassagen (bis V+) mit steilem Eis (60°) und schwierigem kombiniertem Gelände. Sicher einer der größten Erfolge im Himalaya-Jahr 1984. Bgst. 5/1985, S. 35

Lobuje East, 6119 m

Laurence Nielson (USA) und Sherpa Ang Gyalzen führten am 25. April die erste Besteigung über die Südostwand auf den Gipfel durch. M 99/1984, S. 9



Die erste nepalische Frauenexpedition unter der Leitung von Frau Basundhara Lama war erfolgreich. Am 11. September erreichten B. Lama und Shanti Basnet den Gipfel. M 102/1985, S. 16

Fünf Teilnehmer der französisch-schweizerischen Expedition (Leiter: D. Hembise) erreichten am 5. November über den Südostgrat den Gipfel. Die geplante Überschreitung zum Westgipfel scheiterte am Zeitmangel. Bgst. 3/1985, S. 78

Lobuje West, 6145 m

Die Erstbesteigung der Ostwand gelang Y. Kamakura und Y. Taguski, die am 28. September den Gipfel erreichten. Leiter der japanischen Expedition war T. Ohniski. Bgst. 3/1985, S. 78

Nuptse, 7879 m

Am 15., 19., 20. und 21. Oktober erreichten acht Franzosen und sechs Sherpas (Leiter: R. Renaud) über den Nordwestgrat (neue Route) den

7720 m hohen Nordwestgipfel. Der Hauptgipfel konnte wegen schlechten Wetters nicht bestiegen werden. Bgst. 3/1985, S. 78

Pumori, 7161 m

Alle sieben Mitglieder einer australisch-amerikanischen Expedition und ein Nepali (Narayan Shrestha) erreichten über die Ostwand und Nordostkante am 5. und 6. Mai den Gipfel. M 99/1984, S. 9

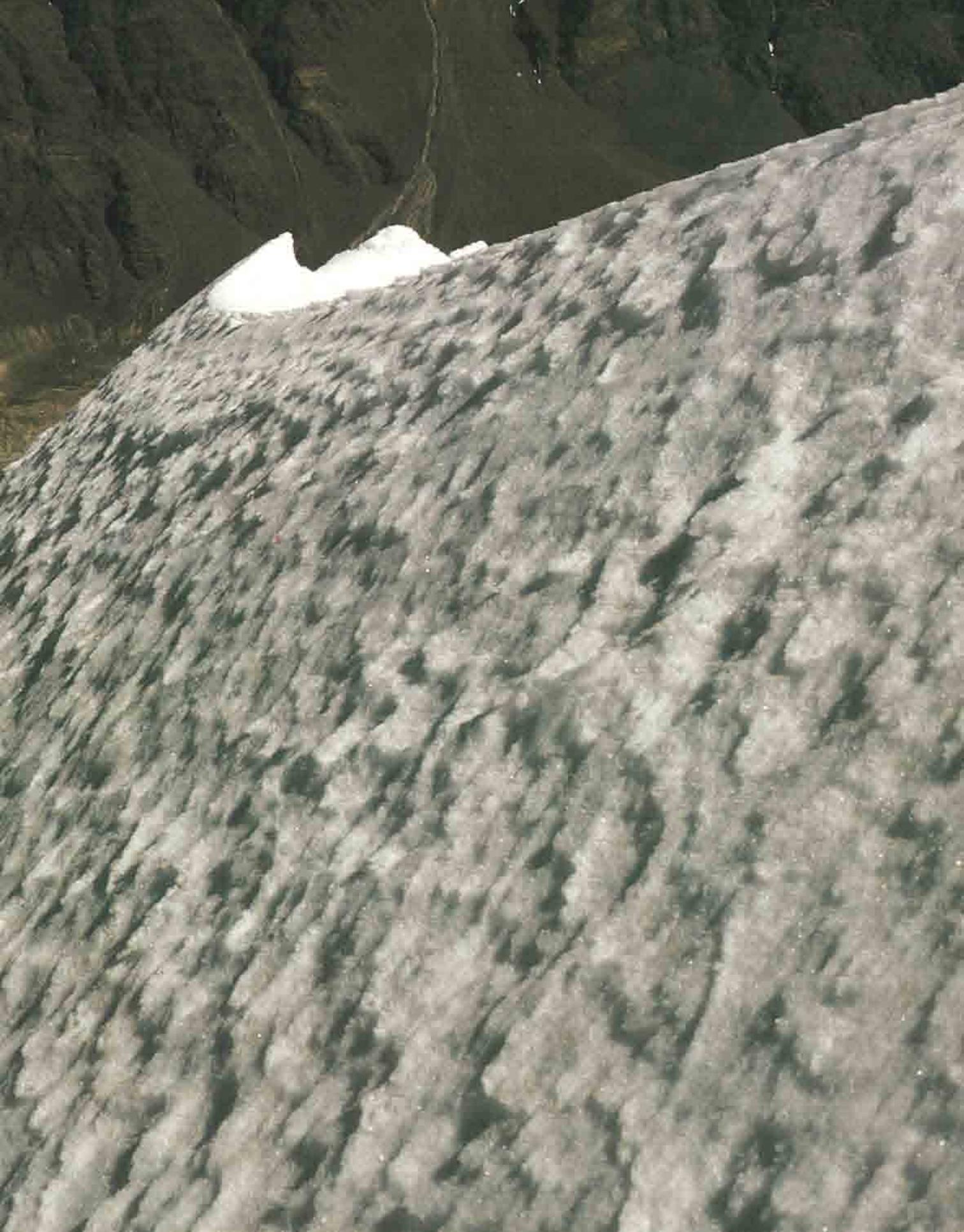
Shartse, 7459 m

Eine südkoreanische Expedition unter der Leitung von Lee Young Ho war am Shartse erfolgreich. Am 8. Mai standen Yoon Due Pyo, Kwag Hyo Gyan und Sherpa Nima Wonchu auf dem Gipfel. Bgst. 2/1985, S. 72

Tramserku, 6808 m

Über die neue Route der Ostwand und des Südgrates erreichten am 27. September Chang Jae Shin, Jong Baek Ro, Ang Dorje und Ang Temba den Gipfel. Leiter der südkoreanischen Expedition war Yong Tae Shin. Bgst. 3/1985, S. 78







Manaslu vom Pungen-Gletscher – polnische Route
mit Camp II (Δ, 6750 m) und Biwak (○).

Foto: John Cleave

Rolwaling Himal

Gaurishankar, 7145 m

Eine japanische Expedition unter Leitung von Michio Yuasa eröffnete über den Südostgrat eine neue Route auf den Südgipfel, den A. Furu-hata, K. Suzuki, Y. Saito, K. Yomamoto, Nima Dawa Tamang und Ang Dawa Tamang erreichten. Bgst. 3/1985, S. 77

Dem Amerikaner Wyman Culbreth gelang zusammen mit dem Sherpa Ang Kaml die zweite Besteigung des Gaurishankar über die Westwand. Bis ca. 6300 m folgten sie der Route der Erstbegeher (J. Roskelly, M. Dorje, 1979), oberhalb fanden sie eine neue Route und erreichten am 16. April den Hauptgipfel. Bgst. 9/1984, S. 78

Kwangde, 6187 m

Den beiden Spaniern L. Munoz und A. Lorenzo glückte eine neue Route an der Nordwand (Fels VI, Eis bis 90°). Am 1. November erreichten sie den Gipfel. AAJ/1985, S. 275

Langtang Himal

Shisha Pangma/Xixabangma, 8046 m (nach der neuen chinesischen Karte 8027 m)

Eine amerikanische Expedition unter Leitung von J. E. Murphy erreichte über die Chinesen-Route von 1964 den Gipfel (10. Besteigung). 6 der 8 Teilnehmer standen am 6. bzw. 8. Mai auf dem höchsten Punkt. CMF, AAJ/1985, S. 339

Ganesh Himal

Ganesh II, 7132 m

Die schwierige Südwestwand durchstiegen erstmals die beiden Briten Rick Allen und Nick Kekus. Die 2500 m hohe Wand, die extrem steile Eispassagen aufweist, wurde in neun Tagen im alpinen Stil (ohne Fixseile und Hochträger) bezwungen. Am 15. Oktober erreichten die beiden Bergsteiger den Gipfel. Der Abstieg erfolgte vom Westgrat über die Südwestwand durch Abseilen.

Es handelt sich um die zweite Besteigung des Berges, der erstmals 1979 von einem japanisch-nepalischen Team erstiegen wurde.

J. Nyka

Gurkha Himal

Himalchull, 7893 m

Zwei Teilnehmer einer amerikanischen Expedition, M. Yager (Leiter) und P. Jackson, und die Sherpas Pema Dorje und Dan Langmade erreichten über eine neue Route, den Südwestgrat, am 22. Oktober den Gipfel (erste Nachmonsunbesteigung). Bgst. 3/1985, S. 77

Manaslu, 8156 m

Die beiden Schweizer M. Rüedi und E. Loretan erreichten am 30. April über die Nordostwand (Normalweg) den Gipfel. Norbert Joos schloß sich einer deutschen Expedition an und erreichte am 11. 5. den Gipfel. AAJ/1985, S. 279

Am 7. Mai erreichten M. Dacher und F. Zintl von der Expedition der DAV-Berg- und Skischule über die Normalroute den Gipfel. Vier Tage später standen G. Sturm (Leiter), W. Schaffert, R. Schaidler und die beiden Sherpas Ang Choppal und Wong Yel bei besten Wetterverhältnissen auf dem Gipfel. Bgst. 8/1984, S. 74

Einer achtköpfigen polnischen Mannschaft gelang im Herbst die erste Begehung des sehr schwierigen Südgrates, der bereits vorher viermal erfolglos versucht wurde.

Eine 1100 m hohe Steilrinne, über die der Grat auf 6750 m erreicht wurde, stellte das Hauptproblem dar. Im obersten sehr steilen (bis 90°) Teil dieser Rinne mußten einige Seillängen in technischer Kletterei bewältigt werden (A1).

Am 20. Oktober erreichten A. Lwow und K. Wielicki den Gipfel. Ein großartiger Erfolg im Himalaya-Jahr 1984. Bgst. 4/1985, S. 80

Die 4. Begehung der Südwand (Tiroler Route, 1972) gelang einer jugoslawischen Expedition unter Leitung von A. Kunaver. Am 4. Mai standen Božič und Gröselj auf dem Gipfel. AAJ/1985, S. 279

Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m

Nachdem am Hauptgipfel seit Frühjahr 1982 keine Besteigung mehr glückte, war eine Schweizer Expedition über den noch unerstiegenen Ostgrat erfolgreich.

Der ungewöhnlich lange (über 7 km) und hochgelegene (immer über 7200 m) Grat wurde von Norbert Joos und Erhard Loretan im alpinen Stil bewältigt.

Wegen schlechtem Wetter mußten die beiden Schweizer über die Normalroute absteigen, womit ihnen eine großartige Überschreitung der Annapurna gelang. Alpin 2/1985, S. 13

Die beiden Spanier Nil Bohigas und Enric Lucas konnten in der Nachmonsunperiode einen großartigen Erfolg verbuchen. Im alpinen Stil, ohne Hochträger, Fixseile oder Zwischenlager, glückte ihnen eine neue Route durch die 2½ km hohe Südwand.

Am 27. September stiegen sie in die Wand ein, folgten zunächst der Linie des Versuchs von Ghilini und McIntyre von 1982, danach herrschte bis auf eine Höhe von ca. 7650 m kombiniertes Gelände vor, dann zwang ein Felsriegel die beiden Kletterer zu einer Linksquerung, wo sie auf die Polenroute von 1981 trafen. Am 3. Oktober erreichten sie den Gipfel. Der Abstieg erfolgte zuerst durch die Polen-Route, später durch Abseilen rechts des Pfeilers. Bgst. 5/1985, S. 75

Foto: R. Mayr

Annapurna Dakshin (Annapurna Süd), 7219 m

Alle fünf Teilnehmer der amerikanischen Expedition (Leiter: Mark Udall) konnten am 25. Oktober über die Südostwand und den Ostgrat den Gipfel erreichen. Nach Udall ist diese Route zum Teil mit der „Hong-Kong“-Route von 1976 identisch. AAJ/1985, S. 290

Tarke Kang (Glacier Dome), 7193 m

Vier Mitglieder einer österreichischen Expedition und zwei Sherpas erreichten über den Normalweg am 22. Oktober den Gipfel: Josef Oberauer (Leiter), Klaus Solbach (BRD), Herta Kantner, Werner Masik, Ang Nima und Gyalgen M. Cheney

Der Leiter der südkoreanischen Expedition, Gae-Sung Um, und die Sherpas Pasang Norbu und Lhakpa Tshering erreichten am 27. Oktober über die Nordwand den Gipfel.

M. Cheney

Manang Himal

Kang Guru, 6981 m

Hee Dong Park und Yong Duk Yang, Teilnehmer einer südkoreanischen Expedition, durchstiegen die Westwand und erreichten am 19. September den Gipfel. Bgst. 3/1985, S. 77

Dhaulagiri Himal

Dhaulagiri I, 8167 m

Einer tschechoslowakischen Expedition (Leiter: Jiří Novák) gelang die erste Durchsteigung der ca. 4500 m hohen Dhaulagiri-Westwand.

Vom 3. September bis zum 6. Oktober wurden 5 Lager errichtet. Zwischen Lager 2 und Lager 3 war der schwierigste Teil des Aufstiegs zu überwinden (Fels IV, Eis 80°). Das ganze Unternehmen war durch sehr schlechte Wetterbedingungen erschwert.

Am 23. Oktober erreichten Jan Šimon, Karel Jakeš und Jaromír Stejskal den Gipfel.

Der großartige Erfolg der Tschechen wurde durch den Tod von Jan Šimon, der im Abstieg abstürzte, überschattet. Bgst. 2/1985, S. 71

Die beiden Franzosen Pierre Beghin und Jean-Noel Roche durchstiegen im alpinen Stil den Südpfeiler auf der Japaner-Route von 1978. Nach drei Biwaks erreichten sie am 4. Oktober den Gipfel.

Bgst. 2/1985, S. 72

Dhaulagiri VII (Putha Hlunchuli), 7246 m

Am 1. April erreichten die Teilnehmer einer koreanischen Expedition, Jung Sang Kun und Kang Young Ki, mit den Sherpas Ang Dorje und Ang Phurba den Gipfel. Bgst. 6/1985, S. 82

Garhwal-Himalaya

Nanda-Devi-Gruppe

Chandra Parbat, 6278 m

Vier indischen Bergsteigern gelang am 31. März der Nordwestgrat. Die 12-Mann-Expedition leitete Pulak Kumar Majumdar.

M 100/1984, S. 14

Sundarsan Peak, 6507 m

Amulya Sen leitete eine aus 14 Teilnehmern bestehende indische Expedition. Am 2. Juni standen Sibü, Krishna, Gora und ein Hochträger auf dem Gipfel. M 100/1984, S. 14



Oben:
Dhaulagiri.
Der Weg der Tschechen

Foto: Jiří Novák

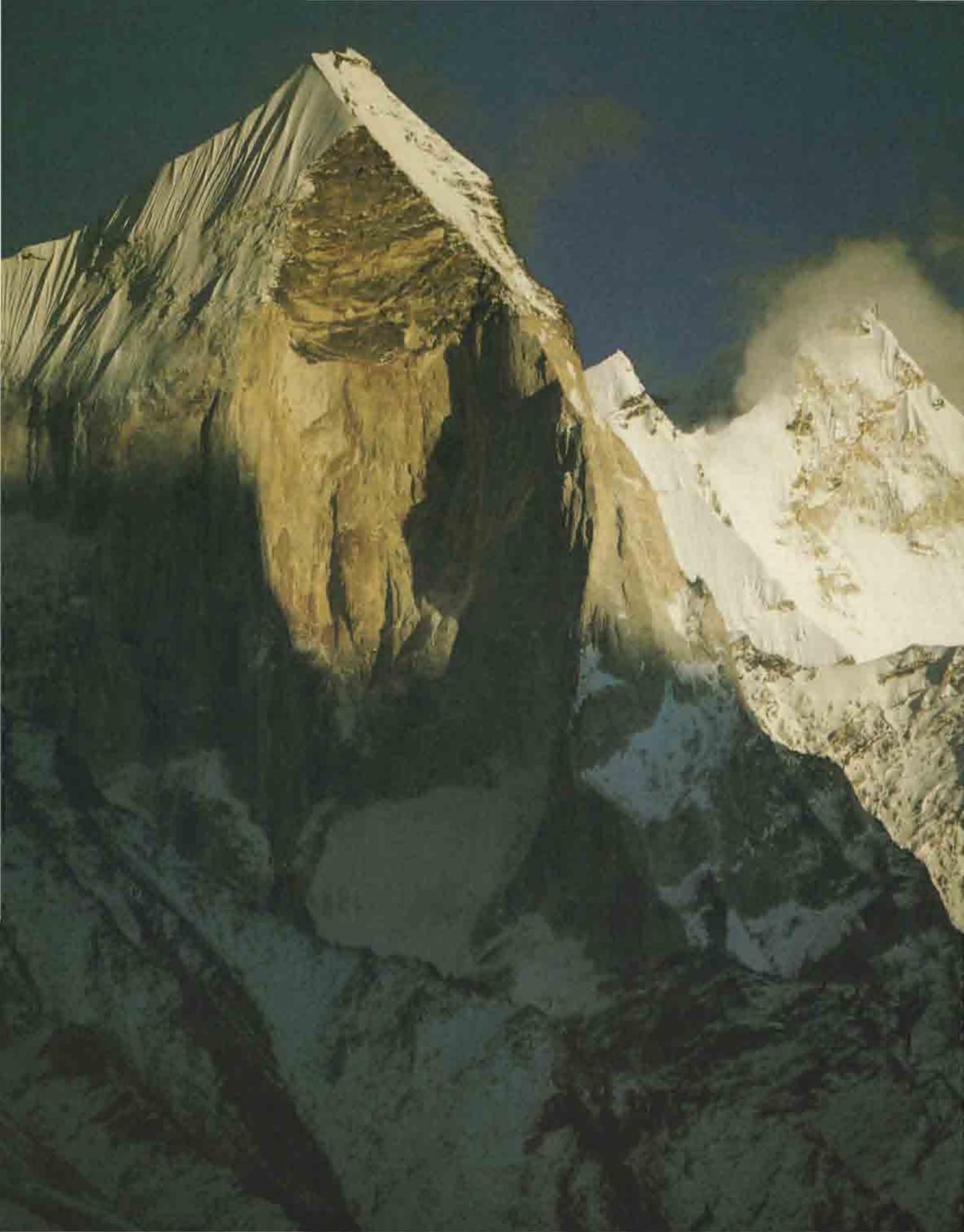


Foto: Rudi Lindner

Einem japanischen Team gelang eine neue Route über den Südwestgrat (Leiter: Tetsuyasu Kudo). Der Gipfel wurde am 21. und 22. Oktober erreicht. AAJ/1985, S. 302

Kamet-Gruppe

Gangotri 2 und 3, 6599 m und 6576 m

Am 16. und 17. Juni konnten beide Gipfel von Teilnehmern einer indischen Expedition bestiegen werden. M 100/1984, S. 14

Jogin I, 6465 m

Am 30. September und 3. Oktober erreichten die Teilnehmer einer japanischen Expedition (Leiter: K. Aoyagi) über den Nordgrat den Gipfel. AAJ/1985, S. 301

Satopanth, 7075 m

Am 12. Mai erreichten die Österreicher G. Mayr und D. Blümel (Leiter), am 16. Mai K. Kirchner über den Nordostgrat den Gipfel. AAJ/1985, S. 296

Fünf Teilnehmer der Expedition der DAV-Berg- und Skischule erreichten über den Nordostgrat den Gipfel. Am 14. Juni standen H. Streibel (Leiter), V. Stangassinger und J. Grohall auf dem höchsten Punkt, zwei Tage später Sherpa Dorjee und E. Lukes. Alpin 8/1984, S. 9

Gangotri-Gruppe

Bhagirathi II, 6512 m

Unter der Leitung von R. Moro konnte eine italienische Mannschaft durch die Westwand eine neue Route erschließen, die zu Beginn hohe Schwierigkeiten aufweist (VI, A3). Vom 6. bis 9. Oktober kletterten A. Sarchi, V. Raveschietto und E. Bonapace zum Gipfel. AAJ/1985, S. 297

Alle 5 Teilnehmer einer japanischen Expedition unter Leitung von Mineo Kawal erreichten über die Ostwand den Gipfel. AAJ/1985, S. 297

Bhagirathi III, 6454 m

Den vier Spaniern J. C. Aldeguer, S. Martinez, J. L. Moreno und J. Tomas glückte im Frühjahr die Durchsteigung der 1300 m hohen Westwand.

Vom 16. bis zum 26. Mai waren die Spanier in der Wand, nachdem sie vorher 350 m Fixseile angebracht hatten. Bis ca. 6000 m herrschte fester Granit vor (V, VI, A3), danach brüchiges, kombiniertes Gelände. Der Abstieg erfolgte über den Südostgrat. Alpin 1/1985, S. 8

Dave Lane und Scott Flavelle aus Kanada wiederholten die Spanier-Route von 1984. 8½ Tage (vom 24. September bis 1. Oktober) kletterten sie im alpinen Stil und erreichten am 1. Oktober den Gipfel. M 102/1985, S. 17

Kedarnath Dome, 6830 m

Eine italienische Expedition erreichte im August den Gipfel: R. Moro (Leiter), F. Zurloni, P. Cappanetti, J. Summer und H. Bizot. AAJ/1985, S. 297



Der Satopanth war auch 1984 wieder ein beliebtes Ziel österreichischer und deutscher Expeditionsgruppen. Im Bild die Route über den Nordost-Grat

Foto: G. Mayr

Shivling, 6543 m

Vom 1. bis 5. Juni eröffneten die Spanier L. Fernandez, P. Davila, A. Posada und C. Tamayo eine Route über den Südpfeiler. Der Abstieg erfolgte über den Normalweg nach Norden. PYR 136/1984, S. 135

Die Holländer H. Lanters und J. Pielage erreichten in 4 Tagen über den Westgrat am 27. September den Gipfel. AAJ/1985, S. 300

Einer japanischen Expedition unter Leitung von Koichi Minami erreichte den Gipfel über den Nordgrat. Am 9. und 10. Oktober standen alle sechs Teilnehmer auf dem höchsten Punkt. Beim Abstieg wurde Takeuchi tödlich verletzt. AAJ/1985, S. 300

Sri Kailas, 6932 m

Im Herbst war eine zwölköpfige indische Expedition im Gangotri-Tal unterwegs, wobei Amit Bhattacharya am 10. September den Gipfel des Sri Kailas erreichte. Sein Partner A. C. Ghosh starb, nachdem er kurz vor dem Gipfel umgekehrt war. Józef Nyka

Thalay Sagar, 6919 m

Mike Kennedy und Andy Trover aus den USA wiederholten die Polen-Norweger-Route von 1983 (Nordost-Rippe) und erreichten am 13. September den Gipfel. M 100/1984, S. 14

Panjab-Himalaya

Spiti-Lahul-Kulu-Gruppe

Dharamasura (White Sail Peak), 6446 m

Die erste Erstbesteigung der Südwestkante gelang einer britischen Expedition unter Leitung von Captain Andrew Edlington. M 100/1984, S. 14

Nun-Kun-Gruppe

Pinnacle Peak, 6930 m

Im August bestieg eine französische Expedition die Ost- und Westkante. Robert Gvery, Philippe Freyburger erreichten den Gipfel über die Westkante, Arnold, J. Pierre Fritz, Andre Kleinnecht, J. Claude Requin und Bernard Gillet über die Ostkante. M 100/1984, S. 14

Kaschmir-Himalaya

Nanga-Parbat-Gruppe

Nanga Parbat, 8125 m

Liliane und Maurice Barrard aus Frankreich erreichten am 27. Juni über die Kinshofer-Route den Gipfel. Im Mittelteil eröffneten sie eine neue Variante, die durch ein 400 m hohes Eiscouloir führt (erste Frauenbesteigung). M 99/1984, S. 10

Der Schweizer Marcel Ruedi bestieg am 3. Juni alleine den Gipfel. Zuvor stand er auf dem Dhaulagiri. M 99/1984, S. 10

Einer spanischen Expedition (Leiter: Jordi Magrina) glückte eine Variante zur Shell-Route. O. Cadlach und J. Magrina erreichten am 7. August im alpinen Stil den Gipfel. AAJ/1985, S. 333

KARAKORUM

Rimo Mustagh

Mamostong I, 7516 m

Zwischen der Rimo und der Saser Gruppe befinden sich die Kumdang-Gipfel, von denen der Mamostong I der höchste ist. Einer gemischten Expedition von acht Indern und fünf Japanern gelang die erste Besteigung über den Tanmang-Gletscher und den Nordostgrat. Elf Mitglieder erreichten in drei Gruppen am 13., 15. und 16. September den Gipfel. M 100/1984, S. 14

Baltoro Mustagh

Broad Peak, 8047 m

Etlche Expeditionen aus verschiedenen Ländern waren erfolgreich. Deutsche, italienische, französische, österreichische, polnische und Schweizer Mannschaften erreichten über den Normalweg den Gipfel. AAJ/1985, S. 312 f.

Den beiden Polen Jurek Kukuczka und Wojciech Kurtyka glückte vom 13. bis 17. Juli die erste Begehung des langen Nordwestgrates. Die neue Route wurde im Alpenstil, ohne vorbereitete Hochlager und ohne Fixseile, begangen. Die beiden überschritten dabei den Nordgipfel (7600 m) und den Mittelgipfel (8013 m), ehe sie am fünften Tag (17. Juli) auf dem Hauptgipfel standen. Bgst. 2/1985, S. 73

Einer französischen Expedition gelang die Besteigung der Westwand. Am 5. August standen Bernard Moreau, Denis Chatrefou, Jean Jacques und Martine Roland (erste Frau auf diesem Gipfel) auf dem höchsten Punkt. M 100/1984, S. 13

Am 14. Juli bewältigte der Pole K. Wielicki alleine an einem Tag den Auf- und Abstieg (22 Stunden für Auf- und Abstieg). M 100/1984, S. 13

Chogolisa, 7654 m

Die deutschen Bergsteiger L. Deuber, R. Franzl, H. Nave, Alice und Hans Zebrowski erreichten am 10. Juni über die Nordwestseite den Gipfel. Alice Zebrowski war die erste Frau auf diesem Gipfel. Außerdem erreichten L. Deuber und R. Franzl am 26. Juni, H. Zebrowski am 13. Juli den Gipfel des Broad Peak (Normalweg). AAJ/1985, S. 308

Einer französischen Expedition (Leiter Ch. Blot) gelang die vierte Besteigung. Die Franzosen vervollständigten eine neue Route an der Südwestwand. Am 25. Juli erreichten Brigitte Aucher, P. Dubois, J.-M. Gamiche und E. Mollier den Gipfel. Beim Abstieg wurden Aucher und Dubois von einer Lawine getötet. La M. 4/1984, S. 546

Gasherbrum I, 8068 m, und Gasherbrum II, 8035 m

Hans Kammerlander und Reinhold Messner gelang vom 23. bis zum 30. Juni die Überschreitung von Gasherbrum II und I, wobei weder feste Hochlager eingerichtet noch Hochträger eingesetzt wurden. Zuerst wurde der Gipfel des Gasherbrum II über die Moravec-Route erreicht. Der Abstieg erfolgte auf einer neuen Route zwischen Polen- und Franzosen-Führe, der erneute Aufstieg durch die Nordwand (teils auf neuer Route) auf den Gasherbrum I. Abgestiegen sind die beiden auch auf einer neuen Route über den Südwestgrat bis ins untere Gasherbrum-Tal. Bgst. 1/1985, S. 79

Gasherbrum II, 8035 m

Eine französische Skiexpedition (Leiter: D. Croisot) war erfolgreich. Am 6. August erreichten Bournat und Pasquier über die Normalroute den Gipfel. Der gesamte Abstieg wurde mit Ski befahren.

Die französische Expedition unter Leitung von J. Demarolle konnte die Skibefahrung nicht durchführen. J. Demarolle, F. Maurel, P. Glaizes und P. Guedu erreichten am 31. Juli den Gipfel und fuhren bis auf 7500 m mit Ski ab. La M. 4/1984, S. 546

Kondus, 6758 m

R. Forin und L. Stocco, Teilnehmer einer französischen Expedition, erreichten über die Nordflanke am 16. Juli den Gipfel und stiegen am gleichen Tag bis ins Basislager ab. AAJ/1985, S. 310

Mustagh Tower, 7230 m

Eine britisch-amerikanische Expedition unter Leitung von Mal Duff wiederholte die Engländer-Route von 1956. Mal Duff, Tony Brindle, Sandy Allen und Jon Tinker erreichten am 29. Juli den Gipfel. M 100/1984, S. 13

Panmah Mustagh

Trango Tower, 6257 m

Den Norwegern Hans Christian Doseth und Finn Doehli gelang zum erstenmal die Besteigung der 1500 m hohen Südostwand. Es handelt sich um eine überaus schwierige Route in gutem Fels. Nach 21 Tagen Kletterei standen Doseth und Doehli am 5. August auf dem Gipfel. Sie verunglückten tödlich beim Abstieg. M 100/1984, S. 13

Trango Tower, 6257 m

Andy Selters und Scott Woolums durchstiegen die sehr schwierige Nordwand in vier Tagen und erreichten am 19. August den Gipfel. A. Carter

Hispar Mustagh

Yukshin-garden Peak, 7530 m

Einer österreichisch-pakistanischen Expedition gelang die Erstbesteigung dieses Berges vom Yazghil Glacier aus. Der Gipfel wurde am 26. Juni erreicht, Leiter der Expedition war R. Wurzer.

Einen Monat später wurde der Berg über dieselbe Route von zwei weiteren Expeditionen bestiegen. M 99/1984, S. 11; AAJ/1985, S. 322 und 324

Batura Mustagh

Peak 6872 m (Seiri Porkush)

Den englischen Bergsteigern Steve Roberts und Steve Pymm gelang die Erstbesteigung. AAJ/1985, S. 329

Sangemar Mar, 6950 m

Einer japanischen Expedition (Leiter: Takashi Matsuo) gelang erstmals die Besteigung über den Südwestgrat. Am 11. Juli erreichten sechs, am 13. Juli vier Teilnehmer den Gipfel. AAJ/1985, S. 330

Masherbrum Mustagh

K 7, 6934 m

Einer japanischen Expedition unter Leitung von Toichiro Nagata gelang erstmals der Gipfel. Am 8. und 9. August erreichten A. Kamizawa, E. Mitani, K. Takenata, Nagata, M. Matsuda und A. Chiba über den Südwestgrat den Gipfel. AAJ/1985, S. 310



Sangemar Mar/Batura Mustagh mit der Japanerroute (Δ Camp 3)

Rakaposhi-Kette

Rakaposhi, 7788 m

Einer kanadischen Expedition unter Leitung von David Cheesmond gelang der zweite Aufstieg durch die Nordwand über die Japaner-Route von 1979. In sechs Tagen bewältigten Blanchard, Doyle und Cheesmond den Aufstieg im alpinen Stil (fünfte Begehung insgesamt). M 99/1984, S. 10

Spantik, 7027 m

Die 4. Besteigung gelang einer holländischen Expedition unter Leitung von Jan Bongenaar. Sie folgten der Route der Erstbegeher über den Südostgrat. Am 22. und 25. Juli erreichten die Teilnehmer den Gipfel. AAJ/1985, S. 326

Ghujerab-Gruppe

Karun Koh, 7350 m

Einer österreichischen Expedition gelang die Erstbegehung über die Ostseite vom Karun Koh Glacier aus. Am 31. Juli erreichte die Mannschaft den Gipfel (im Eis bis 60°). Teilnehmer waren O. Bubbnik, W. Krampf, H. Zimmermann und H. Grün (Leiter). AAJ/1985, S. 329

Lupghar-Gruppe

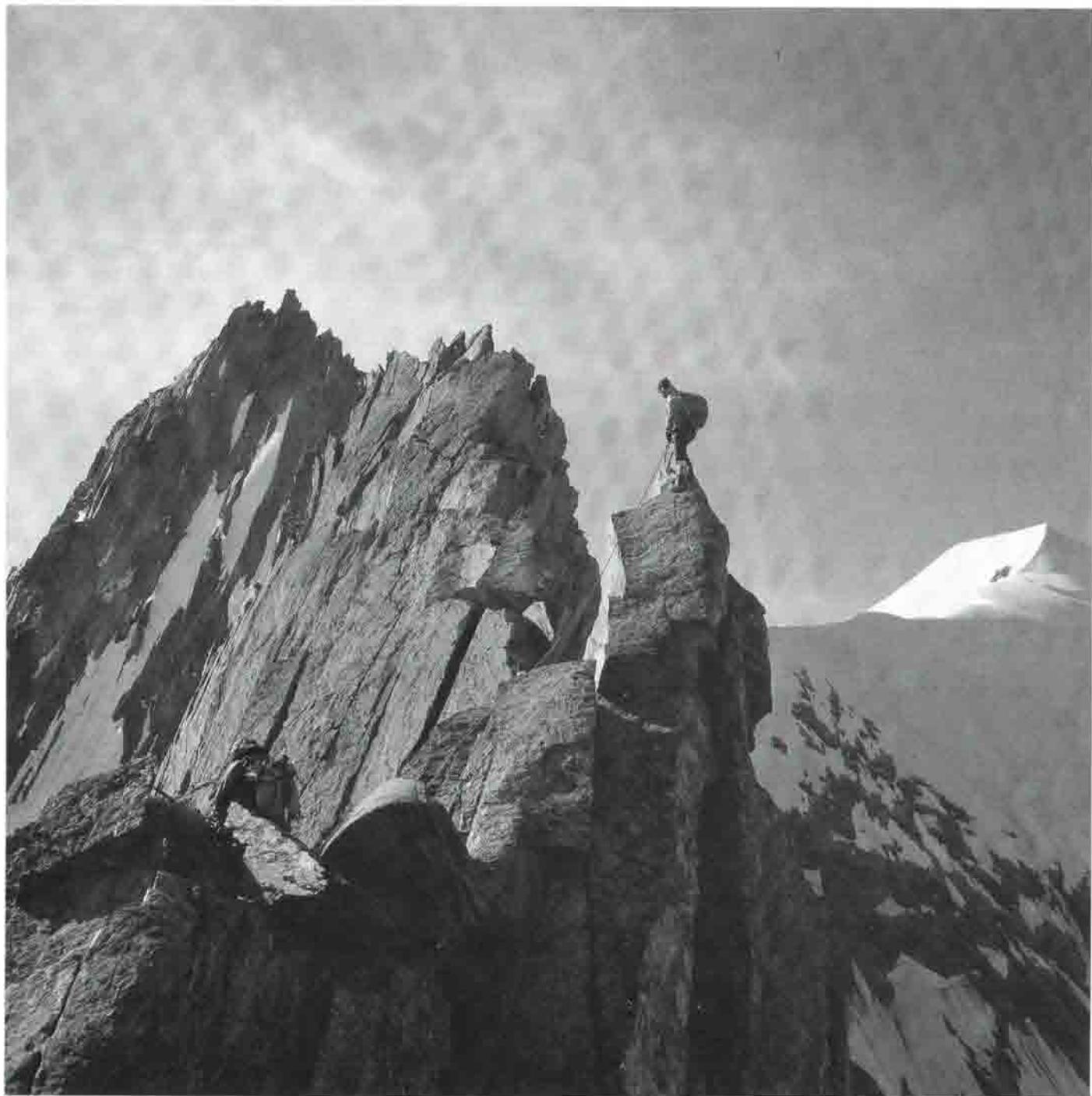
Lukpilla Brakk (Lukpe Lawo Brakk), 6593 m

Rob Milne, Galen Rowell, Jack Tackle und Graham Thompson aus den USA eröffneten Anfang Juni eine neue Route durch die Südwestwand. Diese ca. 1000 m hohe Granitwand wurde in drei Tagen in freier Kletterei bezwungen und kann als eine der schwierigsten Kletterrouten (5.10) im Karakorum bezeichnet werden. M 99/1984, S. 11

HINDUKUSH

Bindu Gul Zom III, 6212 m

Einer italienischen Expedition glückte eine neue Route über den Nordgrat. Am 3. August standen L. Castiglia, U. Manera, C. Sant'Unione und F. Ribetti (Leiter) auf dem Gipfel. Der Abstieg erfolgte über die unbekannte Ostwand durch Abseilen. AAJ/1985, S. 334



*Oben: Bergsteiger steigen auf Berge
Weißmies-Nordgrat (zum folgenden Beitrag
von Dieter Lenhardt)*

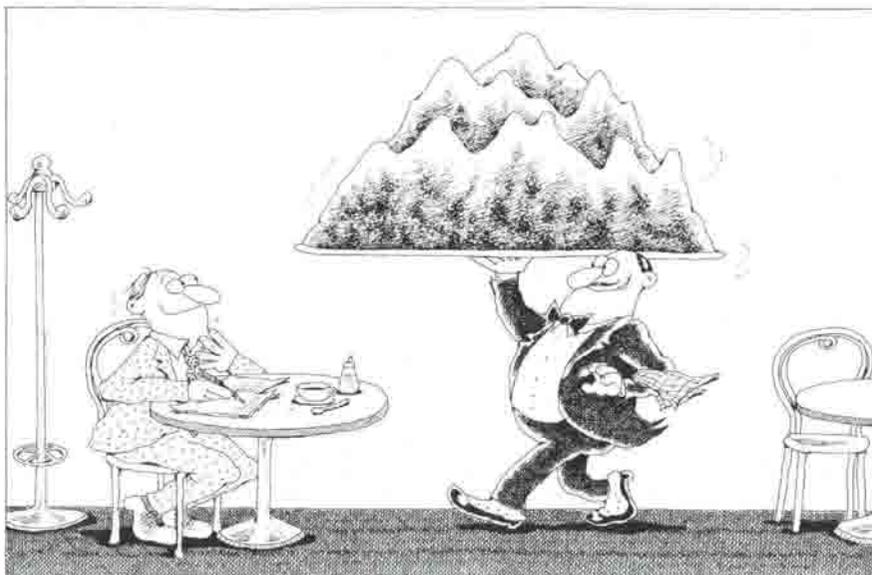
Foto: Rudi Lindner

Das alpine Feuilleton

Von Dieter Lenhardt

*Rechts: Im Café.
Eine dem Bergsteiger von jeher
feindliche Umgebung, oder:
Nicht zu Hause und doch nicht
an der frischen Luft*

*Zeichnung:
Gerald A. Mayerhofer*



„Das Feuilleton“, sagte Naz Obermüller, Hüter und Kenner der größten Alpinbibliothek Wiens, „das Feuilleton ist das, wie man früher geschrieben hat.“ Dieses Urteil kam, obwohl in anfechtbarem Deutsch, wie aus der Pistole geschossen und verblüffte mich, den Frager. Wie oft schon hatte die Erkundigung nach dem Wesen des Feuilletons bei gelehrten Herren verlegenes Lächeln und viele Ähs und Mhms hervorgerufen, gefolgt von ebenso kunstvollen wie unbrauchbaren Umschreibungen. Natürlich half mir auch die Naz-Definition nicht über die Hürden, bei all ihrer erfrischenden Unmittelbarkeit. Zwar begriff ich sehr wohl, daß er dem landläufigen Geschreibe von heute die frühere Gepflegtheit des Stils entgegenhalten und unter „Feuilleton“ zunächst einmal „schöne Sprache“ verstehen wollte.

Aber...

Aber wie sollte ich, bloß auf der Spur der schönen Sprache, was immer das sein mochte, dem alpinistischen oder Bergfeuilleton auf die Schliche kommen? Denn zu jener Zeit, da ich im „Alpenklub“ zu Wien vor aufgetürmten Zeitschriftenbänden der guten alten Art saß und allmählich vom Verzweifeln zum Zweifeln fortschritt, war mir erst dumpf bewußt, daß es dieses Bergfeuilleton, genaugenommen, nicht gab.

Jedermann kann im Konversationslexikon unter dem bewußten Stichwort nachschlagen und wird eine literaturgeschichtlich exakte Begriffsbestimmung des Feuilletons finden. Es umspannt, so wird man belehrt, den Kulturteil einer Zeitung, im speziellen unterhaltende und populärwissenschaftliche Beiträge, Kritiken, Auszüge aus literarischen Werken, auch den Fortsetzungsroman.

Geboren in Frankreich, zu seiner Hochblüte gebracht vom Deutschen Heinrich Heine, ausgespottet von Hermann Hesse in seinem berühmten Einleitungskapitel zum „Glasperlenspiel“, inzwischen verstorben: Vergessen wir ruhig den klassischen Inhalt des Wortes Feuilleton, das formal wirklich all das war, was in Zeitungen von vorgestern, fern der Tagesaktualität, „unter dem Strich“ zu lesen stand.

Allerdings begab sich eine Wiedergeburt, eine wunderbare Renaissance des Feuilletons. Fern vom Hochgebirge (wir Bergfreunde sind gebeten, noch zwei oder drei Leseminuten Geduld zu üben) entstand im Wien der letzten Jahrhundertwende und dann gedeihlich blühend bis in die hohen dreißiger Jahre ein seltsam hochgezüchtetes literarisches Gebilde, schwebend zwischen Edeljournalismus und Dichtung, geprägt von hoher Sprachkunst im kleinen, getragen von unbeschreiblich feinem Fingerspitzengefühl und ebensolchem Geschmack. Die biedere Literaturwissenschaft steht bis heute diesem Phänomen ein wenig hilflos und verloren gegenüber, nennt es „Kleinprosa“ und will nicht abrücken vom althergebrachten, inzwischen nur noch als Kennwort über dem Kulturteil bundesdeutscher Zeitungen künstlich fortlebenden historischen Feuilletonbegriff.

So findet sich unter dem Namen des größten Meisters aller „kleinprosaischen“ Hervorbringung, also unter „Polgar, Alfred“, in den Lexika verlegene Hochachtung, nicht aber das Wort Feuilleton.

Dennoch und trotzdem: Unter Umgehung der Wissenschaft mißt die Kulturwelt der deutschsprachigen Länder heute jedes Angebot von Feuilletonartigem in Gedanken und Erinnerung an Alfred Polgar, Peter Altenberg, Egon Friedell, am zuletzt wiederentdeckten Anton Kuh. Diesen gemeinsam ist das Wiener Café, eine leider dem begeisterten Bergsteiger von jeher feindliche Umgebung. „Nicht zu Hause und doch nicht an der frischen Luft“ lautet die einleuchtende Begründung, die fanatische Café-Hocker für ihren Lieblingsaufenthalt geben.

Hier haben wir den ersten der schmerzlichen Widersprüche zwischen Feuilleton und Alpinismus: Feuilletonisten sitzen im Kaffeehaus. Bergsteiger steigen auf Berge. Beide treffen einander so gut wie nie.

Noch immer aber haben wir den Feuilleton-Begriff, den unbegreiflichen, nicht im Griff. Am besten gefällt mir ein Vorschlag

N. O. Scarpis (eigentlich Fritz Bondy): Während etwa der Essay **über** etwas geschrieben werde, verfasse man ein Feuilleton **anläßlich** von etwas. Und dann erklärt sich Scarpi, ganz unbewußt unser Thema „Bergfeuilleton“ ins Mark treffend, näher: *„Es ist eine Lebensbedingung des Feuilletonisten, daß er nicht in ein Ressort gedrängt wird, sondern daß man ihm die ganze Umwelt ausliefert, Würdenträger, Verbandssekretäre, die Literatur, die Politik, die Straßenreinigung, die Wissenschaft.“* Und schließlich: *„Ich sage nicht, daß ihm nichts heilig sein soll, aber den Grad der Heiligkeit muß er allein bestimmen, ungeschoren von Fachleuten.“*

Anläßlich also. Nicht in ein Ressort gedrängt. Keine vorgegebene Heiligkeit. Ungeschoren von Fachleuten.

Natürlich bedeutet dies alles zunächst nichts anderes als den unbedingten Freiheitsanspruch des Feuilletonisten. Er will jederlei Gedankenverbindungen spinnen dürfen von Gegenstand zu Gegenstand, möchte sich jede originelle Abschweifung vom Thema herausnehmen, das Wolkige eindicken und das Kompakte zerfasern, wie's ihm gefällt. Nur ist es dann, wenn das Ergebnis sonst niemandem zusagt, vielleicht noch immer ein Feuilleton, aber sicherlich ein mißglücktes.

Bei meinen Tauchversuchen nach dem Feuilleton in der Alpinliteratur habe ich dieses freie Pendeln, Schweifen und Reflektieren zwischen Berg und übrigen Leben in seiner typischen Art nirgends gefunden. Ich durchstudierte, Sachberichte überblättern, Anekdotisches, Humoristisches, Erzählendes, Steigphilosophisches, Sinnhinterfragendes. Ob dies oder jenes, ob Prof. Dr. Eugen Guido Lammer in der Allgemeinen Bergsteiger-Zeitung 1927 unter dem schönen Titel „Empor!“ oder Thomas Bubendorfer im „Alleingänger“ 1984 – ganz unverwechselbar und bezeichnend bleibt die Fixiertheit auf das Hauptthema. Sie wollen alle, in beachtlicher Bandbreite, über den Inhalt ihres Lebens schreiben, über das Bergsteigen also. Sie sind Fachleute. Meist und obendrein auch noch Sendungsbewußte, pädagogisch bis in die Fingerspitzen und Haarwurzeln. Reinhold Messner liest sich vorzüglich, ich knie überhaupt in unserer Welt der immer bedrohlicheren Gleichförmigkeit vor dem Schrulli, dem Sonderling im guten Sinn, Karl Lukan (freilich ein Wiener!) verfügt über natürlichen Stil voll Geschmack und Treffsicherheit, wie ein alter, weiser und noch nicht ausgebluteter Journalist ...

Aber keiner von ihnen und den anderen paar Dutzend guten Alpinschreibern scheint, sei's hinab oder hinauf, in die Nähe des Feuilletonismus zu gelangen, geradezu ex definitione ihrer bergsteigerischen Persönlichkeit. Sie sind Besessene. Nicht Besessene des Feuilletons, sondern des Bergs.

Ehe ich mich dem skurrilen Kern meiner Erwägungen nähere, muß ich den Leser mit Autobiographischem behelligen. Die Jugendjahre ungerechnet, verfüge ich heute über die Erinnerung an knapp dreißig Bergjahre, also über einen gewissen Schatz

bewußter Ablagerung nicht nur von Bildern und Situationen, sondern auch von Freude und Angst, von Allein- und Zuseinsein, von alpiner Gruppendynamik, liebevoll (und mit Recht) Bergkameradschaft genannt. Am Grund des Grundes dieses mir so lieben Erinnerungsgerölls aber ruht ein seltsames Erfahrungswissen: Wenn ich heuer wieder und im kommenden Jahr und so lange mir noch Leben und Gesundheit geschenkt sind – wenn ich also nächstens abermals aus der Großstadt und meinem Beruf auf ein paar Wochen ins Hochgebirge ziehe, baut sich in mir irgend etwas grundlegend um; und baut sich allmählich wieder zurück, wenn die schöne Zeit vorbei ist.

Es handelt sich um eine Erscheinung, die ich weniger bei Wochenendtouren als vielmehr im längeren Sommerurlaub, weniger als Erfahrung der Jugend als, in wachsendem Ausmaß, nunmehr in meinen Vierzigern beobachte. Wesentlich an der Merkwürdigkeit ist der Wechsel vom schnelleren zum langsameren Denken und wieder zurück.

In meinem intellektuellen Beruf kommt es auf Beweglichkeit, schnelles Begreifen, Bewerten und Verwerten, auf Breitbandbildung, gewandte Gedankenverbindung und treffsichere Sprache an. Kaum bin ich „auf dem Berg“, dreht sich all dies leer durch wie ein Antriebsrad unter Vollgas auf eisiger Straße. Worauf ich zuweilen selbstgefällig stolz war, erweist sich als etwas, das eigentlich besser in der Stadt zurückgeblieben wäre, erweist sich somit als von recht relativem Wert. In der Übergangszeit, es ist wohl oft der berüchtigte dritte Urlaubstag, erfüllt mich mitunter die depressive Leere des Nichtmehr und des Nochnicht: Abgeschüttelt und ausgeronnen die zweifelhafte Fähigkeit des kecken Auf- und Anspringens auf alles und jedes, der vermeintlich souveränen Zusammenschau und Etikettierung; noch nicht aus instinktnäheren Tiefen aufgetaucht das im Gebirge so dienliche Wittern der sonst städtisch verschrumpelten Sinne, vor allem des Gehörs und des Geruchs; noch nicht vorhanden das langsamere, geduldigere Beurteilen von Weg und Wetter, die Fähigkeit, sich der Blume, dem Tier, dem Gestein zuzuwenden, das Vermögen, in sich selbst hineinzuhorchen und dort das Echo der Natur statt des gewohnten Lärms zu hören. Das schnelle Denken ist fort, das langsame noch nicht da – beides übrigens, wie der Leser schon bemerkt haben wird, Hilfwendungen für einen Qualitätssprung, der sich schlecht in Worte zusammenraffen läßt.

Recht schmerzlich, das nur nebenbei, fällt einem dann am Arbeitsplatz die Rückgewöhnung. Bäurisch-bedächtige Gründlichkeit ist plötzlich nur noch in dritter Linie gefragt, die Meldungen der inneren Stimme, es handle sich beim nunmehr wieder notwendigen Tun, Lassen, Denken, Wirbeln und Formulieren eher um Windbeutelerei, sind überaus lästig. Mehr der Umgebung zuliebe, die bei mir auf den gewohnten Ausstoß von angeblich Nützlichem pocht und wartet, als dem Gefühl gehorchend, rücke und knete ich mich in acht bis zwölf Tagen wieder einigermaßen zum Intellektuellen zurecht, insgeheim auf goldene Herbstwochenenden in der Vertikalen hoffend.

Rechts: „Es muß, sagt mir meine Erfahrung, eine Art Unverträglichkeit zwischen dem Kunsthandwerk des Feuilletonwebens und dem Lebensgefühl des Bergsteigens obwalten.“



Zeichnung:
Gerald A. Mayerhofer

Vielleicht hat auch dieser Rhythmus seinen biologischen Sinn. Nur wird niemanden mein Geständnis überraschen, daß mir in der langsamen Phase meines saisonalen Berglebens kein flotter Satz, keine feuilletonistische Gedankenverknüpfung gelänge. Auch die Lektüre des trefflichsten Aufsatzes über Politik etwa würde mich anöden. „Der Berg“, und da entdeckt man das Wahre im Pathos unserer literarischen und sonstigen Alpinväter, will mich ganz, er bannt mich. Andererseits ist, zurück ins Tal gestiegen, diese Magie im großstädtischen Alltag, in der Redaktion oder im „Café Plüsch“, nur noch eine ferne, teils liebe, teils ernste Erinnerung. Und die ist mir dann nicht Stoff von jenem oder für jenen Stoff, aus dem Feuilletons gewirkt werden können.

Es muß, sagt mir meine Erfahrung, eine Art Unverträglichkeit zwischen dem Kunsthandwerk des Feuilletonwebens und dem Lebensgefühl des Bergsteigens obwalten.

Aber ich habe doch durchaus, wendet hier mein journalistischer Stolz ein, schon freundlich aufgenommene Feuilletons verfaßt, in denen Bergerlebnisse eine maßgebliche Rolle spielten? Eines, das mir die lobende Zuschrift eines unserer berühmtesten Wunderbergsteiger eintrug, und ein anderes, das unversehens im Radio gesendet wurde, ein drittes schließlich, über das bis in mir unbekannte Kreise hinein herzlich gelacht wurde?

Ich prüfe nach, und da stellt sich heraus: Das Alpinistische hatte in allen Fällen durchaus dienende, nämlich als Beispiel dienende Funktion. Im ersten Fall hatte ich mich über einen Bergfilm mokiert sowie über die dabei vernachlässigten Sicherheitsprobleme – eigentlich aber, wenn ich ehrlich sein soll, nahm ich dies nur zum Vorwand für eine gehässige Attacke aufs Fernsehzeitalter mit seiner Tendenz, Gedanken und Gespräche in die einförmigsten Bahnen zu lenken. Bei Nummer zwei machte ich mich über die zivilisatorische Verdorbenheit unseres Geruchssinns lustig, der einerseits stumpf bis zur Unbrauchbarkeit und andererseits überempfindlich bis zur Selbstterrorisierung geworden ist. Die Duftstoffe eines ungelüfteten

Hüttenlagers, die Problematik des bergsteigerischen Ungewahsenseins nebst der Verschwitztheit eines Hemds nach einem sonnigen Zweitausend-Meter-Aufstieg boten mir Gelegenheit, eine Gratwanderung mit Absturzgefahr in die geschriebene Unappetitlichkeit zu wagen. Der dritte Artikel befaßte sich zwar vordergründig mit einer Solowanderung durchs Karwendel, aber eigentlich wurde er nur verfaßt, um die doch beachtliche Reserviertheit der dort Heimischen wie der dort mehrheitlich keuchenden Bayern gegenüber jeder Italianità zu beklagen. Ich trug nämlich, ohne dessen als Farbenblinder so recht gewahr zu werden, ein Stirnband in den italienischen Nationalfarben.

Frage: Macht die Einbeziehung alpiner Dinge, alpinistischer Taten, anekdotischen Bergbeiwerts schon ein „Bergfeuilleton“? Antwort: Mitnichten. Wir haben doch eine feine Nase für alles, was Bergliteratur ist, vom „Lexikon des Alpinismus“ über die „Fidele Kletterzunft“ und den „Höhenrausch“ bis zum „Grenzbezirk Todeszone“. Und diese feine Nase sagt uns: Deine Artikel, lieber Freund, figurieren nicht darunter, so anheimelnd es sein mag, daß du nicht im Abstrakten und im Flachland verharrst.

Nicht das Feuilleton braucht, um ein solches zu sein, den steinharten Kern, der bisher, aus welchen Gründen immer, das Bergsteigertum in seinen unendlich vielen Spielarten sicher nicht gewesen ist. Im Gegenteil. Die Alpinistik als Besessen- oder, besser, Verstiegenheit ergibt sich so ungern dem Feuilleton. Ein Bergmensch, der schreiben kann, tändelt und plaudert, wenn er schreibt, möglicherweise mit allem und über alles mögliche, nur nicht über das Hauptthema Berg. Alpinistisches wird nicht „anläßlich von etwas“ behandelt, zum Beispiel nicht anläßlich eines Bergerlebnisses oder anläßlich der zentralen Frage, warum jeder achte oder zwölfte Europäer sich mit offensichtlichem Lustgewinn über die Berge müht. Zum Zwecke der Klärung solcher Fragen wird äußerst seriös „über etwas“ geschrieben.

Andersherum gesagt: Im Feuilleton regiert die Demokratie der Themen und Gedanken, sie kommen wechselweis' und gleichberechtigt zum Zug. Im Alpinismus und dementsprechend in der Alpinliteratur herrscht ein Tyrann, einmal abweisend, einmal lockend, einmal glatt, einmal gestuft; einst pathetisch („Unnahbar brüsten sich die dräuenden Wände“, A.B.-Z. 1930), heute nüchtern. Aber im Grunde ist's immer derselbe Autokrat namens Berg.

Und so ist denn auch die fundierte Breite, die sich der brauchbare Feuilletonist zu geben hat – nun, diese Gattung stirbt ohnehin aus, gleitet ins Dilettantische, Nebenberufliche ab –, diese Breite also steht doch schon rein äußerlich und sprachbildlich im Gegensatz zur aufgetürmten Höhe eines Gebirgsstocks, im Widerspruch zu Spitzen, Zinnen, Hörnern und Kofeln.

Wir wollen ja bei dieser Gelegenheit nicht allzu psychologisch werden. Aber wo fände sich, von der bereits strapazierten Unvereinbarkeit des Kaffeehausbewohners und des hauptberuflichen Alpinisten ganz abgesehen, jener Doppeltypus des gedankenbleichen Intellektuellen, der in manischer Weise dem Schreiben und gleichzeitig, als biderber Alpenfreund, dem Bergsteigen verfallen wäre? Ein Widerspruch in sich. Ein wandelnder Zwiespalt. Wobei ich bitte, das Umstandswörtlein „gleichzeitig“ zwar nicht wortwörtlich zu nehmen, aber doch zu beachten. Denn einige vermögen wohl, wie ich, aus einer Haut in die andere zu schlüpfen, wenn damit auch über die wahrscheinlich eher schwächliche Qualität der beiden Häute wenig gesagt ist. Doch mit dem Schlupfvermögen ist wenig gewonnen: Vor dem Schlüpfen ist man der eine, nachher der andere.

Nunmehr gestatte ich mir, um eine vielseitige Untersuchung meines undankbaren Themas bemüht, einen kleinen Ausflug in die Ironie. Rücksichtlich des mir eingeräumten knappen Platzes sollen jegliche Definitionen, Analysen, Beschreibungen der Spielarten besagter Ironie unterbleiben. Doch bitte ich eines nachzuprüfen, was mir bei meinen vergleichenden Forschungen sehr bald auffiel: Das Feuilleton kommt ohne Ironie nicht aus. Die Alpinliteratur hingegen ist, von winzigen Einsprengseln abgesehen, bis zur Keimfreiheit ironielos.

Darf ich ein Beispielchen, einen Bissen Alfred Polgar aus „Orchester von oben“ anbieten? „In der Loge nebenan gab es eine wunderschöne, ganz lichte Frau. Sie aß, einen dumm-entrückten Ausdruck im Gesicht, Pflaumen mit verzuckerten Nußkernen. Vielleicht ist sie schon tot; oder hat einen Hängebauch; oder grast, sinnvoll inkarniert, als weiße Eselin.“ Und, zum Drüberstreu'n, ein Häppchen Thomas Mann, der selbstredend der größte aller Feuilletonisten gewesen wäre, hätte er's nicht weit darüber hinaus gebracht. Im „Doktor Faustus“ tritt der Stotterer Wendell Kretzschmar, ein fundierter Musiker, als

Vortragender auf und schließt ein Referat so: „Klavierunterricht sollte nicht Unterricht in einer speziellen Fertigkeit sein, sondern Unterricht in der –“ (Absatz.) „Musik!“, rief eine Stimme aus dem winzigen Publikum, denn der Redner konnte mit diesem letzten und vorher so oft gebrauchten Wort durchaus nicht fertig werden, sondern blieb mummelnd an seinem Eröffnungslaute hängen. „Allerdings“, sagte er befreit, trank einen Schluck Wasser und ging.“

Nun würde ich es dem von einem einzigen starken Gefühl beherrschten Menschen, also etwa einem wahren und wirklichen Bergnarren, gar nicht verdenken, schüttelte er nach Verkostung dieser Proben verständnislos den Kopf. Dabei haben wir vorerst nur den ästhetischen Gesichtspunkt solch ironischer Meisterstücke im Auge gehabt. Unbedingte Alpinisten aber sind recht gern auch unbedingte Moralisten, ein Genre, das in der heutigen europäischen Gesellschaft an sich auf starke Nachfrage stoßen müßte. Ihrerseits aber haben sie, die Unbedingten, es nicht mit der Ironie, nein, sie stehen dieser sogar mit allen Zeichen der Abscheu gegenüber.

Muß ich noch langmächtig begründen, warum Ironie in der Bergliteratur derart kaum vertreten ist, oder darf ich an dieser Schlüsselstelle den lieben Leser vorausklettern lassen?

Da uns der überaus heikle Begriff der „Vertretung“ nun einmal unterlaufen ist, bleiben wir dabei. (Man sieht, wenn Mut benötigt wird, begeben sich sofort hilflos in die Mehrzahl.) Ist uns Bergsteigern eigentlich so recht klar, in welcher Hand sich die Alpinliteratur befindet? Ist uns bewußt, daß das sogenannte schwache Geschlecht – ganz im Gegensatz zur zeitgenössischen Belletristik in Deutschland und Österreich – unter den Bergbuchautoren, welcher Unterabteilung immer, rettungslos unterrepräsentiert ist?

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen, empfahl schon Friedrich Schiller. Wir wollen daher gern einräumen, daß eine Helma Schimke oder Liselotte Buchenauer, um allein in Österreich zu bleiben, mehr als zwei männliche Schreibkollegen aufwiegen. Aber was hilft's, wenn dem maskulinen Überhang nicht von oben, von autoritativer Seite sozusagen, gegengesteuert wird? Es gibt da, dem Leser vielleicht nicht unbekannt, eine Publikation namens „Alpenvereinsjahrbuch“. Seine Herausgeber hätten es wohl in der Hand, schreibmächtige Damen aufzuspüren und als Beiträgerinnen einzuladen. Sie haben bisher auf diese Möglichkeit verzichtet; und nun müssen wir doch zählen und vorzählen, und zwar in sehr vorwurfsvollem Ton: Im Jahrbuch 1981 weist das Inhaltsverzeichnis 19 Autoren auf, 19 Autoren, 19 Männer, keine Frau. Im Jahr darauf eine kleine Besserung, da unter den 21 Beiträgen wenigstens einer weiblichen Ursprungs ist. Das letzte Jahrbuch freilich zeigt keinen Fortschritt, das Verhältnis ist 21 zu 1. Die Gesamtrelation der drei letzten Bände in summa: 61 zu 2.

Das erinnert an die Zustände in einem klassischen männerbündlerischen Symphonieorchester – man hat eine Harfenistin, weil der letzte Harfner schon bei Goethe erblindet ist, und eine Alibi-Geigerin an einem hinteren Pult. Im übrigen aber bleiben wir unter uns, gelt?

Ähnlich und zugleich doch ganz anders liegen die Dinge im Feuilleton. Ich begeben mich jetzt wieder in die erste Person des Singulars, übernehme die volle Verantwortung, senke meine Stimme bis zum Brustton der Überzeugung. Obwohl es vereinzelt vorzügliche Feuilletonistinnen gibt (wo? natürlich in Wien, wo sonst?), die starken Ausnahmefrauen die Regelmänner also bestätigen, halte ich dafür, daß das Feuilleton dem verbogenen Er-Sinn leichter entquillt als dem doch warmerzigeren weiblichen Wesen. Ironie ist Mannessache. Das ist eine ungeheure Behauptung, ich weiß. Man darf ja heut nicht mehr vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen immer schon gewußt haben: Mann und Frau sind natürlich gleichwertig, aber nicht gleichgeartet. (Hier das Beispiel für die Narrenfreiheit des Feuilletons, worin geschrieben werden darf, was woanders zu Prügelein oder zur Entlassung führt.)

Das nun war die exemplarische Abschweifung. Dabei wollte ich, nach so vielen harten Antithesen, nur eine Parallele zwischen Bergliteratur und Feuilleton aufzeigen, nämlich den jeweils krassen Mangel an weiblichen Autoren. Aber selbst diese sorgfältig gesuchte Parallele schneidet sich weniger im Unendlichen als ins eigene Fleisch, und könnten Parallelen hinken, diese hier täten's.

Entsinnen Sie sich des gedankenbleichen Intellektuellen, der vorhin unseren Weg kreuzte? Der im Café sitzt, diskutiert, vielleicht politisiert, sicher über die miese Literaturproduktion mault und mit noch größerer Sicherheit ein passant Material sammelt fürs nächste Feuilleton? Wer wirklich glaubt, diese scherzlose Figur sei der schattenseitige Mr. Hyde des Dr. Jekyll, für nichts gut als zur Ausschwitzung des Bösen der Gesellschaft, der irrt doch ein wenig. Ich sage nur ein einziges Wort: Umweltschutz.

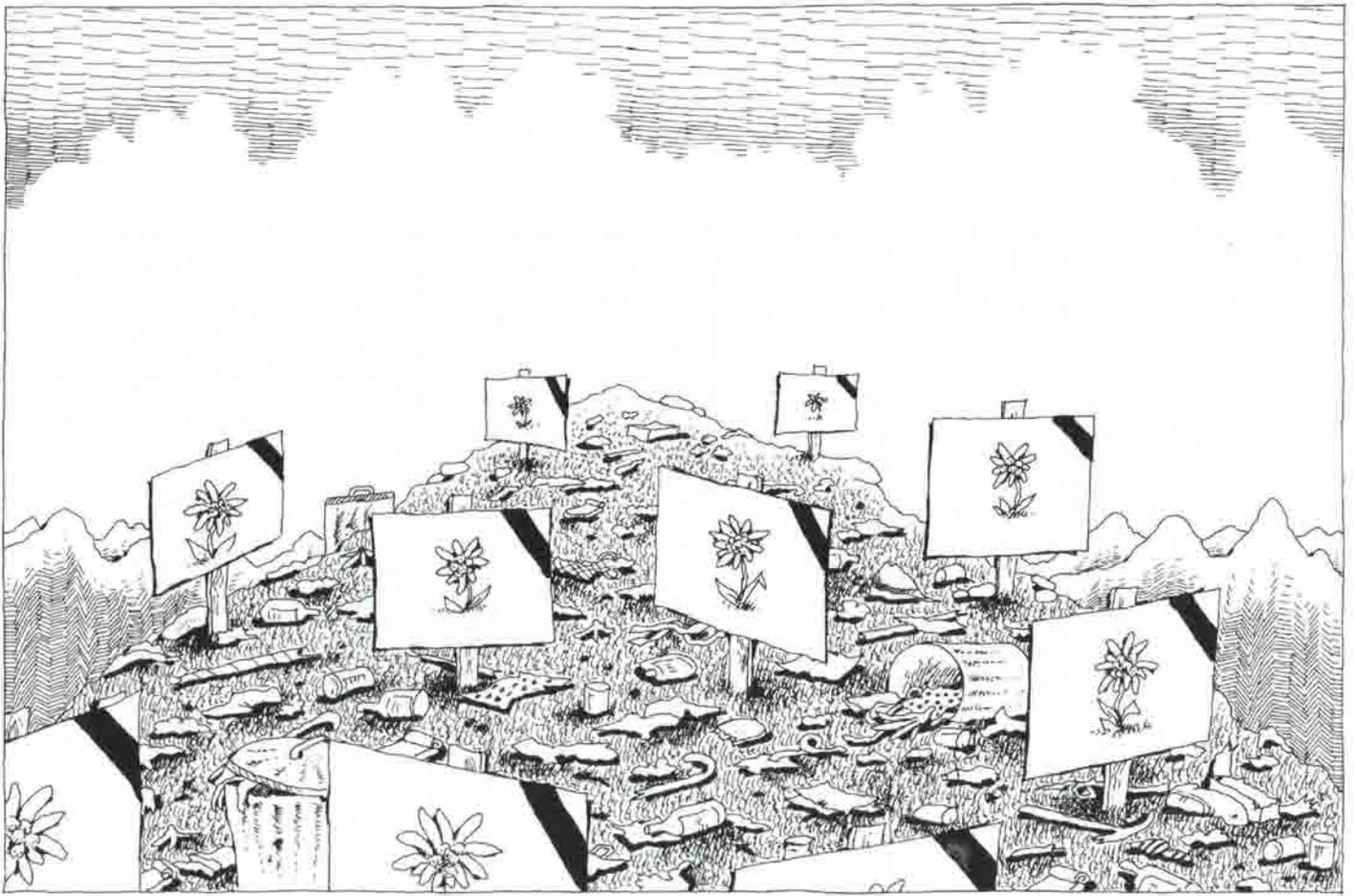
Die Intellektuellen, und ich spreche jetzt nicht nur von Österreich, haben „anläßlich von etwas“, nämlich anläßlich der sich zunächst nur schemenhaft abzeichnenden ökologischen Krise, mit ihrem Wort sehr viel in Bewegung gesetzt. Das war, noch ehe die alpinen Vereine aus ihrem angestammten Getto des Naturschutzes ins grüne Rampenlicht der allgemeinen Umweltschutzdiskussion traten und dort nach und nach in maßvoller Bedachtsamkeit eine gute und wirkungsvolle Figur machten. Dabei wurden und werden sie vom Gros ihrer Mitglieder zumindest ideell unterstützt. (Wenn allerdings eine Alpenvereins-Umfrage eine 78prozentige Mitgliederbejahung für ökologische Vereinstätigkeiten ergab, sollte man ob dieser massiven

Zustimmung nicht gerade aus dem Häuschen geraten. Inzwischen betrachtet nämlich, wie Untersuchungen zeigen, ein ähnlich hoher Prozentsatz der Gesamtbevölkerung den Natur- und Umweltschutz als hochrangige gesellschaftliche Aufgabe.) An dieser Stelle möchte ich ebenso abrupt wie ein wenig unbeholfen fragen, ob nicht das Thema Umweltschutz mit seinen unzähligen Facetten Anlaßfall und Betätigungsfeld für jene wäre, die es bisher ganz offenbar noch nicht gibt, die alpinistischen Feuilletonisten also?

Erinnern wir uns der bisher festgestellten Unverträglichkeiten: Feuilletonist und Bergsteiger trafen einander so gut wie nie. Ersterer sei ein Schreibbesessener besonderer Art, dem die Bergwelt fremd, letzterer ein Bergbesessener, dem das Schreiben nur Mittel zum Zweck der alpinistischen (Selbst-) Darstellung sei. Ist ein Mensch beides, dann kann beobachtet werden, wie er eher aus einer Haut in die andere schlüpft, als eine kreative Verschmelzung versucht. Die Ironie gar, offenbar mehr als eine Zutat, nämlich ein Wesensmerkmal des Feuilletons, scheint wiederum dem klassischen Alpinschriftsteller fremd.

Bei Betrachtung des Hauptthemas unserer Generation, das ohne Zweifel Umweltschutz heißt, fällt eine gewisse untypische Verträglichkeit des sonst so Unverträglichen auf. Die ökologischen Probleme gehen in einem Maß unter die Haut, daß sie als Existenzfragen auch von hartgesottenen Einzelgängern und Fanatikern angenommen werden, also auch von schreibenden Bergbesessenen. Als zusätzlicher „Punkt der Unausweichlichkeit“ ergibt sich die innige Verwandtschaft, ja fast Identität von Gebirge und Natur sowie von Natur und heiler Umwelt. Und wer bei der mittelbaren Gleichsetzung von Gebirge und heiler Umwelt verächtlich schnaubt und meint, das sei ein längst vergangener Soll-, aber kein Ist-Zustand mehr, unsere Gebirge wären heute eigentlich, in der zeitlichen Vergleichung zwischen früher und jetzt, umweltverschmutzter als Stadt, Tal und Seeufer zusammen – der hat bereits drei wichtige Bausteine für die literarische Anwendung von Ironie zur Hand: das Spannungsgefühl zwischen Ideal und Wirklichkeit, die starke Empfindung von Widersprüchen und quälenden Paradoxa des täglichen Lebens, und die Erkenntnis schließlich, daß eine grundsätzlich relative Betrachtungsweise mehr Aufschlüsse verspricht als jene, die von unverrückbaren Gegebenheiten (quasi Glaubenswahrheiten) auszugehen oder darauf hinzuführen sucht.

Was enthält mehr bittere Ironie als ein von Sommerskifahrern konsumierter Gletscher, als der Zustand des Vajolettals nach Ferragosto, als die Versauung der Märchenwiese durch den Abfall hunderter Nanga-Parbat-Expeditionen, als die Ausschilderung „Naturpark“ für die Hohe Wand bei Wien, auf der offenbar allen Häusel- und Straßenbauern Freibriefe ausgestellt sind?



Das ist Material, aus dem Feuilletons sein können, und zwar solche, die mit „alpinistisch“ wenig zu tun haben, aber auch andere, die ausdrücklich und unverkennbar bergsteigerisch geprägt sind. Vermieden werden müßte dabei der verlockende Direktbeschuß, der dem attackierenden Artikel im Massenblatt oder dem Beitrag in einer Fachzeitschrift oder der ätzenden Glosse vorbehalten bleibe (und der oft wirkungslos abprallt). Nein, die Aufgabe läge darin, „anläßlich von etwas“ Reflexionen anzustellen und auf gediegener stilistischer Ebene die beobachteten, recherchierten Mißstände dem Leser einzuträufeln. Dies wäre dann, auch so könnte man's einordnen, der Schritt von der bloßen Kritik zur Zeitkritik.

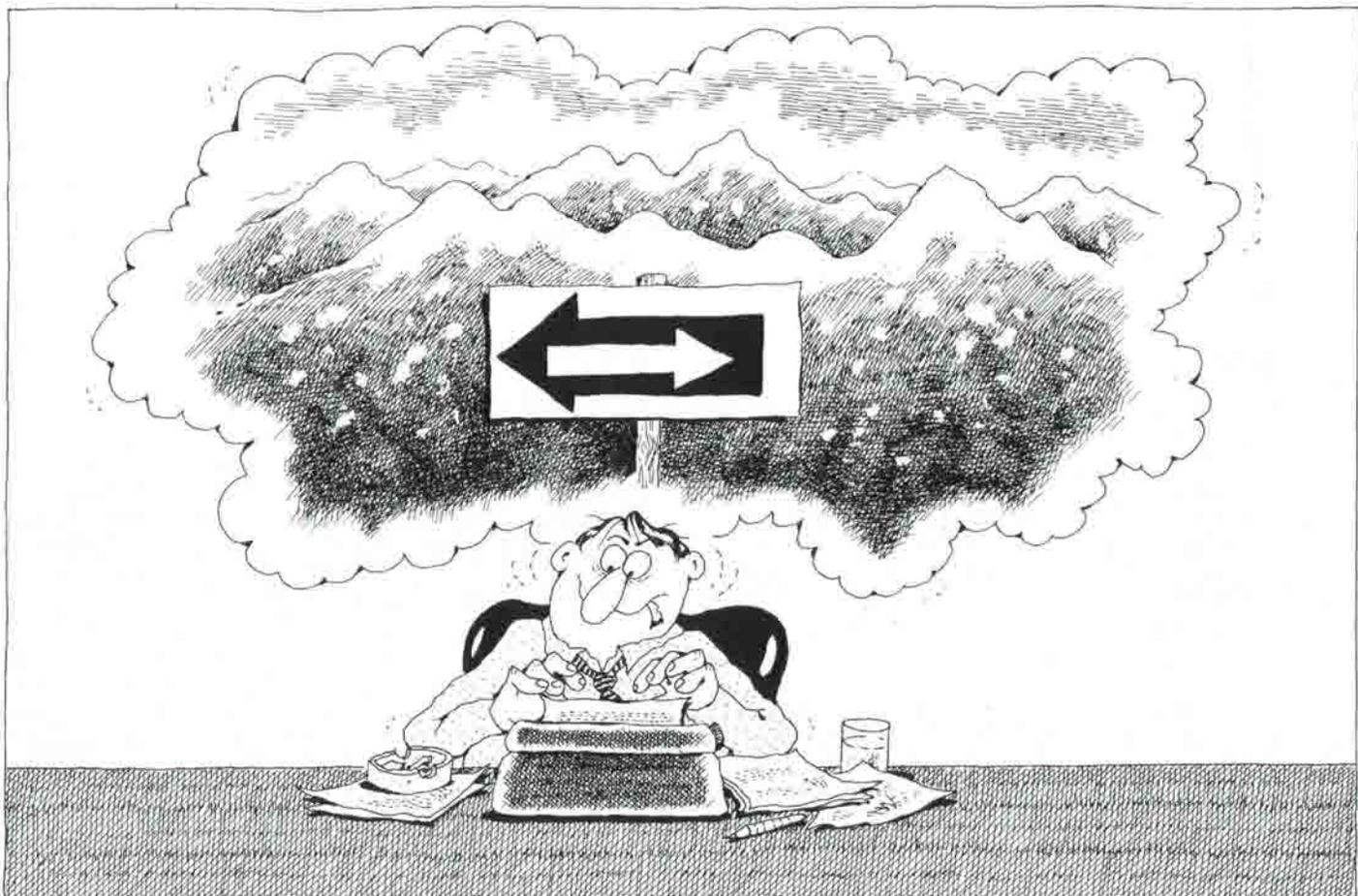
Nicht alles soll zum Feuilleton werden, aber Feuilletongewordenes ist zuweilen ungeheuer wirksam. Am schönsten und höchsten entwickelt sich diese Kunst dann, wenn der erhobene Zeigefinger des Pädagogen aus dem Geschriebenen nicht mehr hervorragt. Seine Länge (des Geschriebenen, nicht des Zeigefingers) ist einerlei. Anton Kuh brauchte eineinhalb Zeilen, um in seinem boshaften „Wörterbuch des Fremdenverkehrs“ aus dem Stichwort „Kompetent“ ein ideen- und assoziationsstrotzendes Feuilletonerl zu machen: „Klingt wie ‚Kombattant‘. Das, was einer, für das, worum man ihn angeht, nicht ist.“ Hinwiederum schrieb Egon Friedell anläßlich von etwas, nämlich anläßlich seiner ureigen-versponnenen Sicht der Historie, ein herrliches Feuilleton von rund 1500 Seiten und nannte es dann eher aus Verlegenheit „Kulturgeschichte der Neuzeit“.

Soweit der Rückfall in Bergferne, um dem potentiellen Bergfeuilletonisten jede Vorausangst, die Form betreffend, abzu-

kaufen. Er muß „g'scheit sein und schreiben können“, wie ein alter, abgeklärter Chefredakteur einmal sagte, „sonst nix“.

Widersprüche, Widersprüche, Widersprüche. Sehenden Auges habe ich mich darein verwickelt. Der Leser kann mir Passagen vorhalten, die von alleräußerster Skepsis gegen die Machbarkeit des alpinistischen Feuilletons getränkt sind, und wieder andere, die auf ein „Nichts leichter als das“ hinauszulaufen scheinen. Ich aber bin zuversichtlich, gerade am Beispiel Umweltschutz gezeigt zu haben, wie das Widerspruchsvollste die literarische Fruchtbarkeit am sichersten herausfordern kann: Wenn der Name Naturpark der Wirklichkeit hohnspricht, wenn der Name Märchenwiese sich selbst parodiert; aber auch, um alpenvereinerliche Selbstkritik anzuregen, wenn in den ÖAV-Mitteilungen 2/85 eine Stellungnahme nicht nur zum umstrittenen Donaukraftwerksprojekt Hainburg, sondern gleich auch, in nasser Einseitigkeit, zu Ursachen und Folgen der noch viel umstritteneren Aubesetzung vom Dezember 1984 abgegeben und abgedruckt wird. Ich habe mit den unterzeichneten Sektionsvorsitzenden, darunter mit dem meiner eigenen Sektion, in diesem Fall wenig Freude, da sie einseitig erfundene (und inzwischen längst als absurd erkannte) Phrasen nachbeten und, weil sie offensichtlich selbst an der Alpenvereiner-Legitimation für die Hervorbringung zweifeln, hinzufügen, man wolle mit den „Forderungen“ vor allem „ähnlichen Entwicklungen in den Alpen“ vorbeugen.

Zeichnungen: Gerald A. Mayerhofer



Die Herren hätten lieber ein Fünfminutentelephonat mit einem Meinungsforscher führen sollen. Der hätte ihnen schon zu Jahresbeginn 1985 erklärt, daß die nun sozusagen AV-offiziell geforderte Volksabstimmung über das genannte Kraftwerksprojekt (und offenbar auch über solche „in den Alpen“, etwa über den Speicher in Osttirol??) zwangsläufig in die Hosen gehen, das heißt mit einer satten Mehrheit für die entsprechenden Bauvorhaben enden würde.

Natürlich soll dieser fast unmotivierte Einschub bloß zeigen, wie sehr man sich auch in umweltschützerischen Belangen der Polemik bedienen kann und soll. Das aggressive Aufzeigen von Widersprüchen gilt gemeinhin als besonders wirksam und könnte, im bewußten Fall der Hainburg-Resolution, auch nach einer anderen Seite gedreht werden: Im Alpenverein kann wenigstens ein Komitee gegründet werden, dem es freisteht, neben Sinn auch Unsinn zu formulieren. Beim Touristenverein „Die Naturfreunde“ war selbst das unmöglich. Denn ihr Präsident ist zugleich Bundesminister und stellvertretender Vorsitzender jener Partei, die den Hainburger Kraftwerksbau am eifrigsten verfochten hat.

Dieser Beitrag hat eine gewisse Lizenz, ihm ist ein Stück Extrafreiheit eingeräumt und zugesichert. Seitenhiebe oder geflüsterte Stichleien zu Lasten eines anderen Sammelklubs von Bergsteigern sind ja dem Alpenverein ungemäß und gelten zu Recht als unter seiner Würde. Ein Feuilletonist aber muß stets ausscheren und ausschlagen dürfen, die kleine Provokation ist die Würze des Erzeugnisses.

Als gefährlichere Zutat gilt die Parodie. Ihr Vorteil wiederum scheint zu sein, daß sie in vielerlei Gestalt auftreten kann, sogar in ihrem begrifflichen Wesen schwimmt und schillert, das eine Mal als literarische Form dem Feuilleton über-, dann wieder ihm untergeordnet ist. Es kann sich weiters um formalsprachliche Parodie handeln, aber auch um eine inhaltlich-gegenständliche.

Kurzum: Vor mir liegt ein knapp 250 Seiten starkes Buch, eigentlich ein Bergbuch, das ich als eindeutig feuilletonistisches Wesen, jedoch beherrscht vom zuletzt genannten paro-



Zeichnung: Gerald A. Mayerhofer

„Man weiß ja nie mit Sicherheit, warum man etwas tut“, erklärt Gehmacher und ist gerade von der Jamnig-Alm zur Hagener Hütte auf dem Mallnitzer Tauern unterwegs. Er hat sich seiner Schuhe entledigt. „Zuerst froh es mich schon nach zehn bis fünfzehn Schritten im Schnee jämmerlich in den Füßen. Die Kälte biß ordentlich zu . . . Natürlich waren mir literarische Reminiszenzen an Berichten über tibetanische Mönche, Sherpa-Träger und Eskimos aufgestiegen . . . In der Religion der Faktizität erzogen, hatte ich auch keinen Anflug von Zweifel, daß diese Leute das konnten. Nur ich eben nicht . . .“

distischen Charakter, erkenne. Sein Titel heißt „Zu Fuß durch Österreich“, sein Autor ist untrennbar mit dem Untertitel verwoben: „Skizzen einer Wanderung nebst einer romantisch-pittoresken Darstellung mehrerer Gebirgsgegenden und Eisglättscher, unternommen im Jahre 1825 von Joseph Kyselak, nachgegangen und nachgedacht von Ernst Gehmacher“.

Kyselak: Das war jener Wanderer und Buchautor, der vor gut 150 Jahren seinen Namenszug in ungezählte Höhlen und schwer zugängliche Stellen der Berge Tirols, Steiermarks, Salzburgs sowie der Karpaten verewigte – was, die historische Bleibdauer anlangend, ein wenig übertrieben sein mag. Aber angeblich findet sich „Kyselak“ auch heute noch da und dort. Welche Wette solchem Tun zugrunde lag, ist hier zu erklären nicht der Platz. Jedenfalls beschrieb dieser Kyselak, ein Registratur-Assistent und somit Beamter, in nicht unbeachtlicher Weise eine zum schöneren Teil ziemlich alpinistische Wanderung im Herbst 1825, die ihn von Wien nach Innsbruck führte. Ach ja, fast hätte ich's vergessen: Natürlich war Joseph Kyselak nicht nur ein Sonderling, sondern auch ein Wiener, wie entsprechenden einem Werk Herzmanovsky-Orlandos.

Die auf uns gekommene Beschreibung ist voll jener Komik, die vermutlich auch unsere Nachgeborenen in manchen durchaus ernst gemeinten heutigen Erlebnisschilderungen finden werden. „Nächst dem balsamischen Kräutergrün und Alpengebüschen, ringen höher und stolzer um den Preis, pyramidige Lärchen und Tannen“, heißt es bei Kyselak fast rhapsodisch anlässlich seiner Überschreitung des Steinernen Meeres. Oder: „Lange durften wir auf dem länglichen Schneerücken nicht zögern, es war 8 Uhr; emsiger berührte der Sonnengott mit seiner Gluthfackel die Zinnen der Polarhöhen.“ Das war zwischen Ötztal und Stubai, denn Joseph leistete sich einen kleinen Südtiroler Abstecher.

Nun aber nimmt sich Ernst Gehmacher, Soziologe und hochgeachteter Fachmann der Meinungsforschung, dieses (mehrfachen) Originals an, publiziert es gekürzt und gestrafft; und sprengt nun, wie im Untertitel angekündigt, seine eigenen Gedanken aus heutiger Wandersicht „auf den Spuren Joseph Kyselaks“ zwischen die Kapitel aus 1825 ein. Sagte ich schon, daß Ernst Gehmacher, wie denn anders, Wiener ist? Freilich nicht hier, sondern, wie auch der Schreiber dieser Zeilen, in Salzburg geboren, später erst in den Sog der Bundeshauptstadt geraten und „zugezogen“.

Zunächst nicht. Dann lernte es der Ernst doch tatsächlich und konnte daher prophezeien: „Barfußgehen wird sicher zum Sport werden.“ Und so weiter und so fort, auch in der Bespiegelung seines Vorgängers Kyselak alles ein wenig und nichts wirklich total parodierend: „Tatsächlich war unser lieber Joseph nicht ein Gerufener, sondern ein Getriebener. Der Leistungsmythos der Aufklärung peitschte ihn, der hoffnungslos in der Natur die eigene Natur suchte . . . Er sah sich zugleich als auserwählt und selbstgemacht: ein pathetischer Mensch. In Wahrheit fügte sich eine Verkettung von Zufällen zu einer zeittypischen Handlungsweise.“

Schade. Wie so oft gelingt es nicht, durch Auszug und Zitat ein Opus recht zu würdigen. Mir scheint aber Gehmachers Kyselak-Buch ein überaus gelungenes, parodistisch-gescheites Schreibewerk eines fanatischen Wanderers und Bergsteigers zu sein, das dem unernst-ernsten, verspielt-strengen, blödelnd-gescheiterten Ton jenes „Alpinfeuilletons“ nahekommt, das exakt zu definieren ich mich weiterhin standhaft weigere. Man sollte dabei nie ganz genau wissen, was Vorwand und Hauptsache, Anlaß und Ziel, Unter- und Überbau ist. Deshalb auch das Exemplarische an Gehmacher: Geht er, wie Kyselak, um zu gehen? Steigt er über Berge, um zu sinnieren? Plagt er sich hinaufhinunter, um intensiver zu (er)leben? Erklettert er Felsen, überquert er (barfuß) Schneefelder, um zu schreiben? Oder um sich ein wenig über sich, über uns, über Kyselak und über seinen Verleger lustig zu machen?

Wahrscheinlich von allem etwas. Das Ergebnis ist amüsant auf hohem, vielleicht ein wenig skurrilem Niveau. Und ich behaupte weiters, daß derartiges kaum zu planen ist, sondern lediglich unbeabsichtigtes Resultat sein kann.

Und jetzt habe ich noch immer nicht gestanden, daß Gehmacher (der oben so leichthin angestichelte Minister-Präsident hat es mir höchsteroselbst bestätigt) Mitglied der „Naturfreunde“ ist.

O Freunde im Alpenverein, die Ihr des Schreibens mächtig seid, wandelt auf seinen oder ähnlichen Spuren, geht dem Vorgänger Kyselak nach oder macht es so wie dessen Nachgeher! Tutto nel mondo burla, und wenn schon nicht die ganze Welt Spaß ist, dann doch ihr Gutteil – auch wenn's uns nicht immer so vorkommt. Und da es, genaugenommen, das Bergfeuilleton nicht gibt, so wollen wir es eben künftig damit nicht mehr allzu genau nehmen.

Die Geschichte der Menschheit ist zugleich die Geschichte des Sports

Zum Tod von Erwin Mehl

Von Hans Fuchs

*„The greatest living authority of the early history of ski-ing.“
Sir Arnold Lunn über Erwin Mehl*

*Univ.-Prof. Dr. Erwin Mehl (28. 3. 1890–28. 12. 1984)
war nicht nur auf dem Gebiet der
„early history of ski-ing“ eine
Autorität, wie dieser Beitrag
nachweist.*

*Im Bild: Der 72jährige bei einer
Besteigung des Stubacher Sonnblicks.*

Foto: Archiv Mehl

Erwin Mehl war nicht nur Sportwissenschaftler und begeisterter Bergsteiger und Skifahrer; er war auch ein kenntnisreicher und eigenwilliger Philologe – und unser Autor ist auch darin sein Schüler. Soviel als Vorbemerkung dazu, daß die Schreibweise dieses Beitrages nicht über den Jahrbuch-Leisten geschlagen worden ist. Als geradezu fanatische Österreicher sind wir, was die Schreibweisen „Schi“ und „Ski“ anlangt, natürlich Anhänger des „Österreichischen Wörterbuches“. Als Büchermacher freilich wissen wir, daß sich gegen den machtvollen Wind des Duden ohne Nachteil nicht spucken läßt (d. Red.)



Schon 1952 – vor mehr als dreißig Jahren – nannte ein Brite *Erwin Mehl* „die größte lebende Autorität der Frühgeschichte des Schilaufs.“

Das war *Sir Arnold Lunn* (1888 – 1974), der schon vor dem Ersten Weltkrieg in die Berge gegangen, den alpinen Schillauf betrieb und 1912 das Buch „Ski-ing“ geschrieben hatte.

Weltbekannt geworden ist Arnold Lunn durch die Einführung der alpinen Schibewerbe 1922 in Müren in der Schweiz. Wie der Brite dorthin kam? Sein Vater besaß ein Reiseunternehmen und veranstaltete auch



*Oben: Matthias Zdarskys
„Lilienfelder Schitechnik“ mit
dem Einstock, die – bis heute –
sicherste Schitechnik der Welt
Unten: Das älteste Bild eines
Torlaufes (1906)*



*Fotos aus:
Zdarsky-Festschrift 1936*

Bildreihe Seite 191: Zdarsky (mit selbst entwickeltem Sturmhut), als 70jähriger in seiner Schmiede, abends auf seinem kleinen Bauerngüt/ in Habernreith/Niederösterreich

Fotos aus: Zdarsky-Festschrift 1936

Schifahrten für Engländer in der Schweiz. Arnold Lunn erfand – unabhängig von Mathias Zdarsky (erster Riesentorlauf auf dem Muckenkogel bei Lilienfeld 1905) – den Slalom, den er mit diesem norwegischen Wort bezeichnete. Zur Pflege der „alpinen Bewerbe“ (Abfahrts- und Torlauf), die damals noch gegen die nordischen Formen zu kämpfen hatten, gründete Lunn 1924 den „Kandahar-Ski-Club“ und richtete 1928 das Arlberg-Kandahar-Rennen ein, das dann Jahrzehnte durchgeführt wurde. Lunn war 1930 Mitbegründer der FIS und 1934 bis 1949 Mitglied dieser Organisation. Heute weiß kaum jemand, wie Kandahar zum Arlberg kam. Das ist nämlich die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Afghanistans, das im Nordwesten von Indien liegt und im vorigen Jahrhundert zum britischen Weltreich gehörte. 1880 schloß ein afghanischer Khan einen englischen General und seine Soldaten in Kandahar ein. General Roberts lag in der 500 km entfernten Hauptstadt Afghanistans, in Kabul, die in den letzten Jahren durch die Weltpolitik in aller Munde kam. Mit 10 000 Mann legte General Roberts im August 1880 den Weg durch die tropisch heiße Wüste in einem Gewaltmarsch von 20 Tagen zurück und befreite die eingeschlossenen Kameraden. Dafür erhielt er den Titel Sir Roberts of Kandahar und hat Jahrzehnte später den Kandahar-Pokal gespendet! Afghanistan lag schon damals im Spannungsfeld der Großmächte. Zurück zu Lunn, der nicht nur ein hervorragender Organisator war, sondern auch eine „Autorität“ als Schi-Historiker: 1928 erschien seine große „History of Ski-ing“ (510 Seiten, 140 Bilder), die 1952 noch einmal unter dem Titel „The Story of Ski-ing“ (235 Seiten, keine Bilder) aufgelegt wurde.

Diese Würdigung Sir Arnold Lunn's sollte zeigen, daß dessen am Beginn des Beitrages zitierter Ausspruch über Erwin Mehl Gewicht hat.

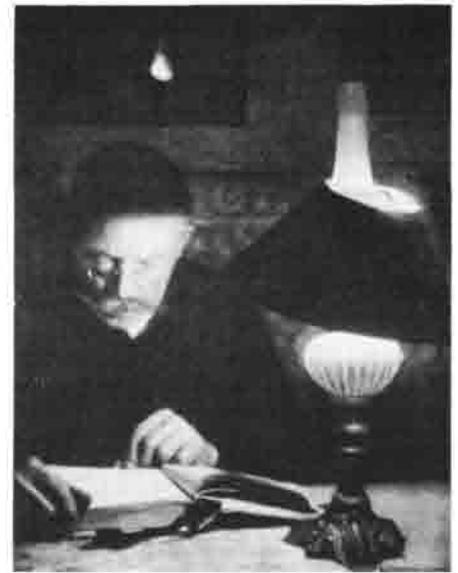
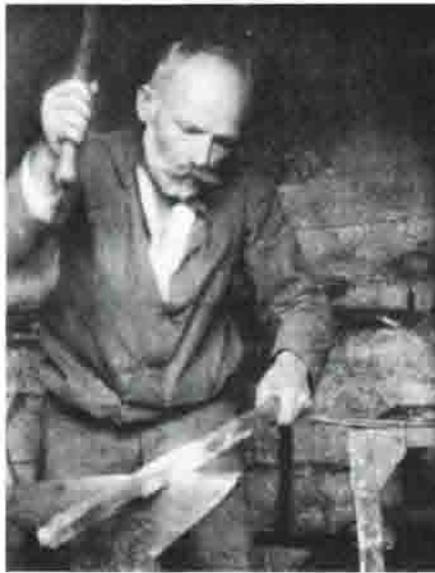
Erwin Mehl als Schi-Historiker

Über vier Jahrzehnte hat sich Mehl mit der Schigeschichte befaßt: Seine Beiträge, die an Umfang und Gediegenheit einmalig sind, können hier nicht aufgezählt werden. Sie reichen bis ins Jahr 1925 zurück: Schneelauf in Krain 1689, bei den Nordvölkern und Lappen.

Schon 1929 würdigt Mehl *Mathias Zdarsky* (1856 – 1940) als „Pionier des Schneelaufes“, dem bald weitere Beiträge gewidmet sind. 1931 besucht Mehl den Pionier zum ersten Mal auf dessen Berggut Habernreith bei Lilienfeld (Niederösterreich). In 87 Besuchen, der letzte nur vier Tage vor Zdarskys Tod im Juni 1940 in St. Pölten, entwickelt sich eine Freundschaft zwischen Mehl und dem vielseitig gebildeten Zdarsky.

Aus der deutschen Sprachinsel Iglau in Südmähren stammend, verliert Zdarsky als Zehnjähriger durch eine Verletzung mit einer Sprengkapsel weitgehend das Licht des linken Auges. Vorbei war der Traum vom Gymnasium. Er besucht schließlich die Lehrerbildungsanstalt für Volksschullehrer, später die Kunstakademie in München und das Polytechnikum in Zürich. In Turnvereinen Münchens, Zürichs und Wiens wird er Kunstgeräteturner. Er macht weite Reisen am Balkan und im Hohen Atlas. Mit 33 Jahren kauft er 1889 das Berggut Habernreith und lebt dort bis 1939.

Zum Achtziger seines Freundes gibt Mehl 1936 die „**Zdarsky-Festschrift**“ heraus, in der er schreibt:



„Zdarsky ist mehr als der größte unserer Schneelaufpioniere. Er ist auch weitaus die stärkste Persönlichkeit unter ihnen, ein vielseitig begabter Künstler und Techniker, ein Mann mit einem Wissen von fast unerreichbarem Umfange, ein Volkserzieher von großem Formate und schließlich über das alles hinaus ein Mensch von einer in der heutigen Zeit wohl nur selten zu findenden Selbstlosigkeit.“

Erwin Mehl gelang es, dreiundzwanzig Persönlichkeiten zu gewinnen, die ihre Erinnerungen niedergeschrieben und Zdarskys Werk gewürdigt haben: Freunde und Bekannte, Schikurssteilnehmer (die Zahl der Schüler in Österreich, Böhmen, Mähren, Deutschland und in der Schweiz betrug rund 20 000) und Schifachleute, Ärzte und Offiziere (auch Tausende Soldaten hat er ausgebildet).

So berichtet der berühmte Wiener Chirurg *Dr. Anton Eiselsberg* (1860–1939), selbst ein Schischüler Zdarskys, über die Gestaltung eines Rettungskoffers für die Eisenbahn. Der bekannte Kaukasus- und Pamirforscher *Dr. Wilhelm Rickmers* (1873–1965) dankt dem Freund Zdarsky, daß er ihn und seiner Frau das Schifahren gelehrt hat; er nennt ihn den „Newton der Skigesetze“. Univ.-Prof. (für Bodenkultur) *Dr. Wilhelm Olbrich* (1880 – 1945) rühmt die gesunde Lebensweise (kein Alkohol und Nikotin) und die Leibesübungen, die Zdarsky – außer schwerer körperlicher Arbeit und Schifahren – betrieb: Schwimmen und Wasserspringen (im selbstgebauten Becken auf seinem Gut) sowie Geräteturnen (z. B. am Reck in seinem Haus). Und wir finden Schilehrer und -fachleute, die Zdarskys Verdienste um die Entwicklung des Schifahrens darstellen: den Schilehrer *Siegfried Amannshäuser*; den Schöpfer der „Natürlichen Lehrweise“ (1933) und des „Natürlichen Schwungfahrens“ (1936) *Dr. med. und phil. Fritz Hoschek* (1904–1942); und *Prof. Gottfried Wolfgang* (1908–1984), den oftmaligen akademischen Schimeister, Olympiatrainer, Organisator der Weltmeisterschaften 1958 in Badgastein und Olympischen Winterspiele 1964 in Innsbruck.

Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, welcher heftigen Kampf es zwischen den „Norwegern“ (Länge der Schi 2,30 bis 2,90 m, Riemenbindung, Telemark und Kristiania) und den „Lilienfeldern“ (Schilänge 1,90 m, starre Metallbindung, Stemmbo- gen, geordnete Lehrweise) gegeben hat. Schon 1896 hat

Zdarsky seine „Lilienfelder Skilauftechnik“ herausgegeben, später „Alpine (Lilienfelder) Skifahrtechnik“ genannt. Seit 1908 enthielt das Buch auch eine Lehrweise, und es erlebte 17 Auflagen (die letzte 1925).

Erwin Mehls Festschrift ist es zu verdanken, daß Zdarskys Verdienste als Begründer der alpinen Fahrweise, als Schöpfer des Torlaufs (1905), als Erfinder der ersten wirklich alpinen Schibindung und des Zdarskyszeltes sowie als Lehrer vieler Tausender Schischüler erforscht, belegt und anerkannt wurden. Mehl schuf damit die wissenschaftliche Ehrenrettung des oft verkannten Schipioniers Zdarsky und bewirkte dessen Anerkennung in aller Welt. Zum Zeugnis dessen hat Arnold Lunn für die Festschrift einen englisch geschriebenen Gruß verfaßt, der betitelt ist „Zdarsky als Pionier des Alpenskilaufes“ und eine halbe Seite umfaßt; und der Norweger *Ing. Hassa Horn* (ein Führer und Wettkämpfer der nordischen Fahrweise) hat einen zwei Seiten langen „Gruß aus Norwegen“ geschickt, in dem er – als ehemaliger Schüler Zdarskys – dessen gesamte Verdienste um die alpine Fahrweise anerkennt.

Erwin Mehl hat seine Freundschaft mit Mathias Zdarsky mit der Anregung und Errichtung des Zdarsky-Denkmales in Lilienfeld im Jahre 1965 gekrönt.

Nach dieser ausführlichen Besprechung der Zdarsky-Festschrift führen wir kurz weitere Beiträge Mehls (nach 1936) zur Schigeschichte an: über den Torlauf, die Lehrweise (Methodik), über weitere österreichische Schipioniere (vor allem *Georg Bilgeri*, 1873–1934, dem zweiten großen Pionier des Schifahrens, mit dem Mehl ebenfalls befreundet war), über die Geschichte des Schneeschuhs (Moorfunde, Felszeichnungen), über das Schifahren in Amerika (Goldsucher als Schiläufer).

Weltgeschichte des Schifahrens

1957 faßt Erwin Mehl die Ergebnisse der Forschungen zur Schigeschichte in den letzten dreißig Jahren im „Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins“ zusammen. In dem Beitrag **„Ein neues Bild der Weltgeschichte des Schifahrens“**, geformt von Bodenfunden, Felszeichnungen, literarischen und geschichtlichen Quellen, zeigt Mehl, daß der Schi als Gerät der

Rechts: Das älteste Bild einer Schifahrerin.
Lappen auf der Jagd. Illustration zu
Olaus Magnus: *De gentibus septentrionalibus* (1555)

Aus: Mehl: *Weltgeschichte des Schifahrens*



Oben:
„Weltverbreitung gewann der
Schneeschuah erst durch seine
alpine Verwendung. Erst die
Berge und nur diese haben ihn
um die ganze Welt getragen.“



Jäger bis in die Steinzeit (2500 v. d. Ztw.) nachzuweisen ist. Es folgt die altnordische Frühblüte (950–1250), die in der isländischen Dichtung belegt ist und beweist, daß die Brauchkunst der Jäger zum Körperspiel, zum Sport geworden war. Um 1250 verstummen die Nachrichten aus ungeklärten Gründen; das Schifahren dient wieder der Notdurft des Lebens: Es wird von Bauern, vom Heer und von Postboten zur Fortbewegung im Winter verwendet. Die Zeit von 1250 bis 1865 nennt Mehl das „finstere Mittelalter“ der Schigeschichte.

Der Kampf gegen die Verstädterung führt seit 1860 die Menschen in die Natur und zu Leibesübungen: Bergsteigen, Rudern, Turnen, Leichtathletik, Rasenspiele erfassen immer größere Massen. In Skandinavien und Finnland wird das Schifahren aus einer Bauernübung zum städtischen Sport: Die nordischen Formen (Springen und Langlauf) gewinnen rasch immer mehr Anhänger. Die erste Erschließung der Gebirge erfolgte durch einzelne Alpinisten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts (1786 Erstbesteigung des Montblanc) und durch Bergsteiger, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Vereinen zusammenschlossen. Dieser ersten Erschließung der Berge – während einiger Sommermonate! – folgt seit 1890 eine zweite durch das alpine Schifahren im langen Winter, in dem die Berge wegen des Schnees bis dahin unzugänglich waren. Die Pracht des winterlichen Gebirges und die Freude an der Abfahrt lockte immer mehr Menschen. Da aber viele Jahrzehnte jeder Meter Abfahrt durch Aufstieg erkämpft werden mußte, entstand die neue Form des Winterbergsteigens.

„Weltverbreitung gewann der Schneeschuah erst durch seine alpine Verwendung. Erst die Berge und nur diese haben ihn über die ganze Welt getragen“, betont Mehl. Die Geschichte des Schifahrens ist damit zu einem Teil der Geschichte des Bergsteigens geworden.

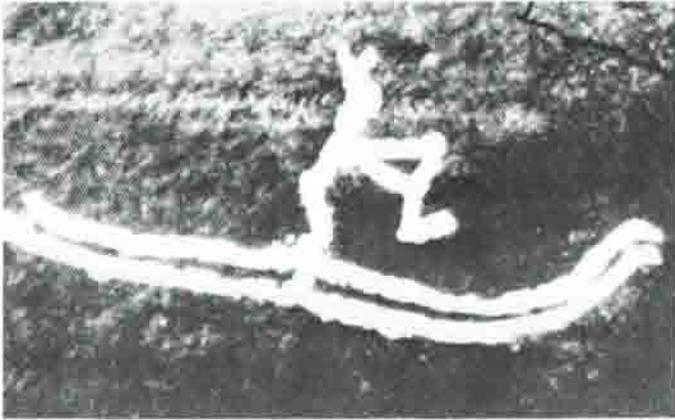
1957, als Mehls Beitrag erschien, war die weitere Entwicklung des Schifahrens im Umbruch. Drei Grundzüge erwähnt Mehl kurz:

Die **Aufstiegshilfen** und das **Üben auf hartem (präpariertem) Schnee** haben das Erlernen stark beschleunigt.

Das Fahren auf Pisten ist wesentlich leichter und führt zur **Massenbewegung**.

Aus dem „Alpenfreund“ (1924)

Links: „Schihaserl“ (Schifahrer mit Hasenmaske und Wurfholz). Felszeichnung auf der Insel Rödöy, 2500 v. Chr.



Seilbahnen und Lifte nehmen dem weitaus größten Teil der Schifahrer den Aufstieg ab; damit sind sie **nur noch Schifahrer und keine Bergsteiger**.

Diese Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat zu einer Verarmung des Erlebens geführt. Die Rückkehr vieler zu Schitouren ist nun schon viele Jahre festzustellen und führt wieder zum Schibergsteigen.

1964 schließt Erwin Mehl sein Lebenswerk zur Schigeschichte ab: „**Grundriß der Weltgeschichte des Schifahrens**“ (Von der Steinzeit bis zum Beginn der schigeschichtlichen Neuzeit, 1860; 162 Seiten, 68 Abbildungen). Das Buch ist eine Fundgrube für die Geschichte des Schis vom steinzeitlichen Jagdgerät zum modernen Sportgerät und auch für die Entwicklung des Schifahrens. Quellen und Schrifttum sind sorgfältig vermerkt. Ein Verzeichnis der Namen, Orte und Sachen mit Seitenangabe läßt gesuchte Stellen sofort finden. Das Buch ist noch lieferbar (Verlag Karl Hofmann, Schorndorf bei Stuttgart 1964).

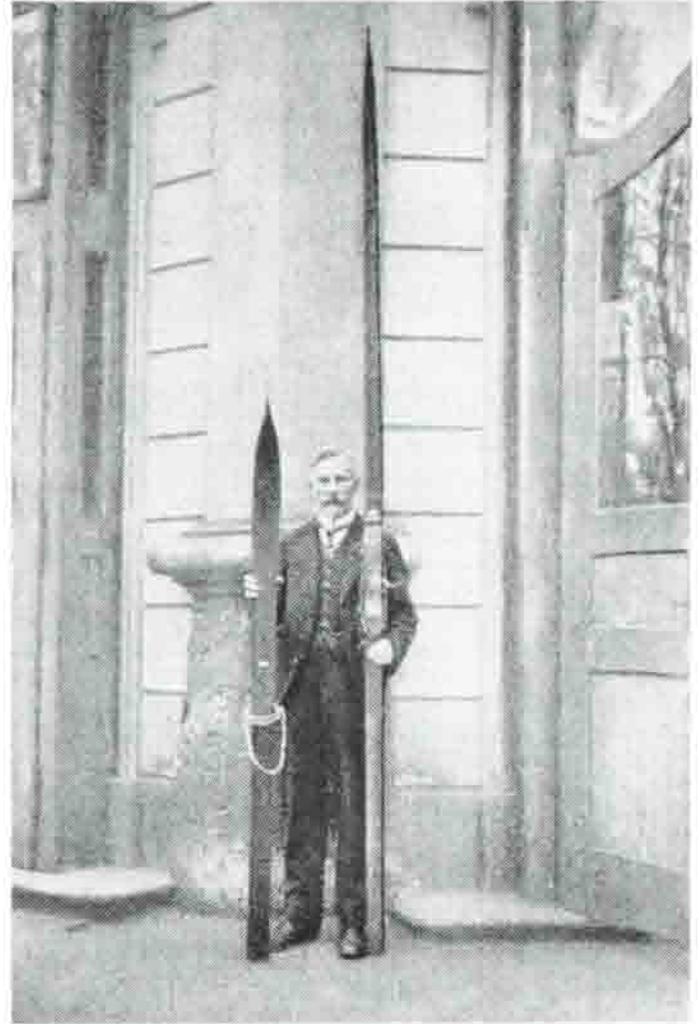
In diesem Buch befindet sich ein **sprachlicher Anhang**: „Auch die sprachlichen Fragen der weißen Kunst bedürfen einer wissenschaftlichen Klärung“, schreibt Mehl einleitend. Einen solchen (umfangreicheren) Beitrag über die Schisprache hatte Mehl, der sich als Philologe schon immer mit den Fachsprachen der Leibesübungen befaßt hatte, 1958 im „Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins“ veröffentlicht.

Schi oder Ski?

Das Schwanken zwischen der norwegischen Schreibung *Ski* und der deutschen *Schi* – gesprochen wurde immer Schi – hat geschichtliche Hintergründe: nämlich die Bewunderung des norwegischen Vorbildes, als das neue Sportgerät aus dem Norden nach Mitteleuropa gekommen war. Mit dem Gerät hat man auch den Namen übernommen.

Schon im 17. Jahrhundert versuchten Übersetzer das Wort *Ski* durch ein deutsches Wort wiederzugeben: Schneeschuh (gebildet wie Schlittschuh oder Eisschuh). Diese Neubildung hielt sich bis *Fridtjof Nansen* (1861–1930, berühmter norwegischer Polarforscher), dessen Bericht der Grönlanddurchquerung

Aus: Mehl: Weltgeschichte des Schifahrens



Oben:
Landesgerichtsrat K. Müller, der ehemalige Leiter des Alpinen Museums in München, hält in der linken Hand einen „Osterdaler Schneeschuh“ (3,10 m lang), in der rechten einen Telemarkschi. Beide Bindungen gehen durch Stemmlöcher

Aus: Mehl: Weltgeschichte des Schifahrens

„Auf Schneeschuhen durch Grönland“ (1888, das Buch erschien 1890, deutsch 1891) hieß und große Begeisterung hervorrief. Es entstanden Schneeschuhvereine und eine Zeitschrift „Der Schneeschuh“. *Arnold Fanck* und *Hannes Schneider* nannten nach 1925 ihr Buch „Wunder des Schneeschuhs“. *C. J. Luther* (1882–1968), den Mehl den „unbestritten ersten Schischriftsteller und deutschen Schigeschichtler“ nennt, hielt lange an dem Ausdruck Schneeschuh fest. Er verfaßte eine „Schneelaufausbildung“ (1921 bis 1927), eine „Schule des Schneelaufs“ (1924 bis 1930) und noch 1942 ein kostbares „Bilderbuch der alten Schneeläufer“.

Mit dem Gerät wurde auch der Name und dessen norwegische Schreibung *Ski* ins Deutsche übernommen. Schon 1908 hat *Henry Hoek* in seinem Buch „Der Schi und seine sportliche Benützung“ die Schreibung *Schi* empfohlen. Der *Duden* hat schon 1928 die Schreibung *Schi* an erster Stelle angeführt und *Ski* ausdrücklich als norwegische Schreibweise bezeichnet. Im *Rechtschreib-Duden 1948* steht in der Anmerkung zu *Schi*: „Diese eindeutschende Schreibung von ‚Ski‘ wird allgemein bevorzugt.“ Und 1954 wird überhaupt nur noch *Schi* erwähnt. Auch der *Duden 1967* (16. Auflage) schreibt wieder: „Schi, aus dem Norwegischen (Schneeschuh)“ usw. und verweist bei *Ski* auf *Schi*.

Leider hat sich die *Duden*-Redaktion in der 18. Auflage der „*Duden-Rechtschreibung*“ (1980, ebenso im „Großen Wörterbuch der deutschen Sprache“, 6 Bände, und im „Universalwörterbuch“) den Journalisten und Zeitungen gebeugt, die seit Jahrzehnten die Schreibung *Schi* des *Duden* nicht beachtet haben: *Ski* steht nun halbfett gedruckt als Hauptstichwort und *Schi* nur als zweite Form. Diese Schreibung widerspricht dem seit zweitausend Jahren zur Regel gewordenen Brauch, Lehnwörter (die aus einer fremden Sprache übernommen werden) in Aussprache und Schreibung einzudeutschen.

Niemand schreibt mehr *Marche* (franz.) statt *Marsch*, *Strike* (engl.) statt *Streik*, *Cheque* (amerik.-engl.) statt *Scheck*, *Crawl* (engl.) statt *Kraul*. Nur weil das Wort „*Schi*“ vor bald hundert Jahren aus dem Norwegischen übernommen wurde, soll es noch immer anders geschrieben als gesprochen werden und sich nicht an eine jahrhundertalte Regel halten?

Das *Österreichische Wörterbuch* (nach dem Zweiten Weltkrieg erstmals in dieser Form herausgegeben) verlangt – auf Anregung Dr. Mehls und Sprachwissenschaftlern der Universität Wien – die Schreibung *Schi* – so wie damals der *Duden*! Auch die neueste Ausgabe (1979) ist bei der Schreibung *Schi* geblieben und führt *Ski* nur an zweiter Stelle an. Weiter stehen *Schier* (Mehrzahl), *Schi fahren*, *laufen*, auf *Schiern* wandern? *Schibob*, *Schifahrer*, *Schifliegen*, *Schিপiste* usw.

Wir schreiben hier bewußt *Schi* und nicht *Ski*, wie es die meisten österreichischen Journalisten und Zeitungen noch immer tun, und leider auch manche Alpinschriftsteller. Es ist erfreulich, daß die „Mitteilungen“ des ÖAV sich an diese fortschrittliche Schreibung *Schi* halten.

Die „Mitteilungen“ des DAV halten sich noch immer an die norwegische Form, und leider auch das „Alpenvereinsjahrbuch“.

Schlaufen oder Schifahren?

Mehl hat in seinem „sprachlichen Anhang“ das Grimmsche Wörterbuch (kürzlich im Neudruck erschienen) zu Rate gezogen. *Fahren* ist die allgemeine Bezeichnung für jede Fortbewegung, wogegen das *Laufen* nur einen sehr beschränkten Teil bezeichnet. Kurz: Schifahren kann man überall, in der Ebene, auf Hügeln, im Gebirge usw.; *Laufen* kann man vor allem in der Ebene, bergauf steigt man, bergab fährt man. Es heißt *Abfahrt* und nicht *Ablauf*. Bücher heißen „Schifahrten in den Ostalpen“ usw. *Zdarsky* änderte schon 1908 seine „Alpine Skilauftechnik“ in „Alpine Skifahrtechnik“.

„Im Grunde könnte man die ganze Umstellung der norwegischen Kunst auf eine alpine auf die einfache Formel bringen: Umwandlung des Laufens (in der Ebene und im Hügellande) in das Fahren (im Gebirge)“, schreibt Mehl treffend.

Eigentlich ist auch Sprunglauf und Abfahrtslauf eine „Sprachdummheit“, wenn man genauer nachdenkt: Sprunglauf (ein aus Sprüngen zusammengesetzter Lauf?), Abfahrtslauf (doppelte Bezeichnung der Bewegung!).

Torlauf – Slalom

Wir haben schon erwähnt, daß *Arnold Lunn* – unabhängig von *Zdarsky* – 1922 in *Mürren* den *Torlauf* bei den *Schiwettkämpfen* eingeführt hat. Er nannte ihn unter dem Einfluß der *Norweger* verehrung „*Slalom*“, obwohl dieses Wort im *Norwegischen* mit *Toren* nichts zu tun hat. Dort ist es aus „*slad*“ (= gleichmäßig geneigt) und „*lom*“ (= Spur von etwas, das gezogen wird) zusammengesetzt. Der *Slalom* war im 19. Jahrhundert in *Telemark* (Gebiet in *Südnorwegen*) eine *Abfahrt* über einen steilen (für damalige Verhältnisse!), gleichmäßig geneigten Hang, wobei auf schöne Haltung und Sicherheit geachtet wurde. Das deutsche Wort *Torlauf* wurde von dem *Wiener Bergsteiger Dr. Karl Prusik* (Erfinder des lebensrettenden *Prusik-Knotens*) im Jahre 1933 während eines Gesprächs mit seinem Freund *Mehl* über das Wort *Slalom* geboren. Als *Lunn* das Wort *Torlauf* kennenlernte, bedauerte er es, diese „exzellente Bezeichnung nicht gekannt zu haben“. Wie so oft verdeckt ein Fremdwort (dessen Bedeutung kaum jemand kennt und das daher leerer Schall ist) die richtige, klare Bezeichnung einer Sache; hier *Lauf zwischen Toren*. Noch besser wäre *Torfahrt*, wie oben (nach *Mehl* und *Grimm*) der Unterschied zwischen *fahren* und *laufen* kurz erklärt wurde.

Mehl behandelt in seinem Beitrag für das *AV-Jahrbuch 1958* (S. 147 ff.) und in seinem „Grundriß der Weltgeschichte des Schifahrens“ (1964, S. 144 ff.) viele weitere Ausdrücke der *Schisprache*, die eine geschichtliche Vergangenheit haben: *Telemark* und *Kristiania*, *Bogen* und *Schwünge*, *Piste*, *Föhn*, *Firn*, *Harsch*, *aper*, *Stern* usw.

Erwin Mehl als Schifahrer

Es wäre verfehlt, Mehl nur als Schigeschichts-„Schreiber“ zu betrachten. Er war ebenso Praktiker und Lehrer: Er hat ja fast die gesamte europäische Entwicklung des alpinen Schifahrens sowie der Fahr- und Lehrweise am eigenen Leib erfahren und sich mit ihr auseinandergesetzt. Schon 1906 – in der Frühzeit des mitteleuropäischen Schifahrens, das sich erst um die Jahrhundertwende ausgebreitet hat – erlernte Mehl als Sechzehnjähriger diese neue Leibesübung, und zwar auf 2,30 m langen, backenlosen Bretteln, mit einem Schistock. Und schon 1907 schenkte ihm sein Vater das Buch von Mathias Zdarsky „Alpine Skilauf-Technik“ (erstmalig 1896) und ein Paar „Lilienfelder“ Ski mit Stahlsohlenbindung, mit denen Mehl lange fuhr. Seit 1922 wirkte Mehl viele Jahrzehnte bei den Ski-Lehrgängen der österreichischen Turnlehrer mit, die seit 1924 auf dem legendären Arlberg stattfanden. Dort sah und erlebte er, wie sich das Schifahren vom Stembogen Zdarskys mit einem Stock über den Stembogen Bilgeris mit Doppelstock, weiters über die Arlbergschule Hannes Schneiders bis zur natürlichen Lehrweise *Friedrich Hoscheks* und zur österreichischen Schischule *Stefan Kruckenhausers* nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt hat.

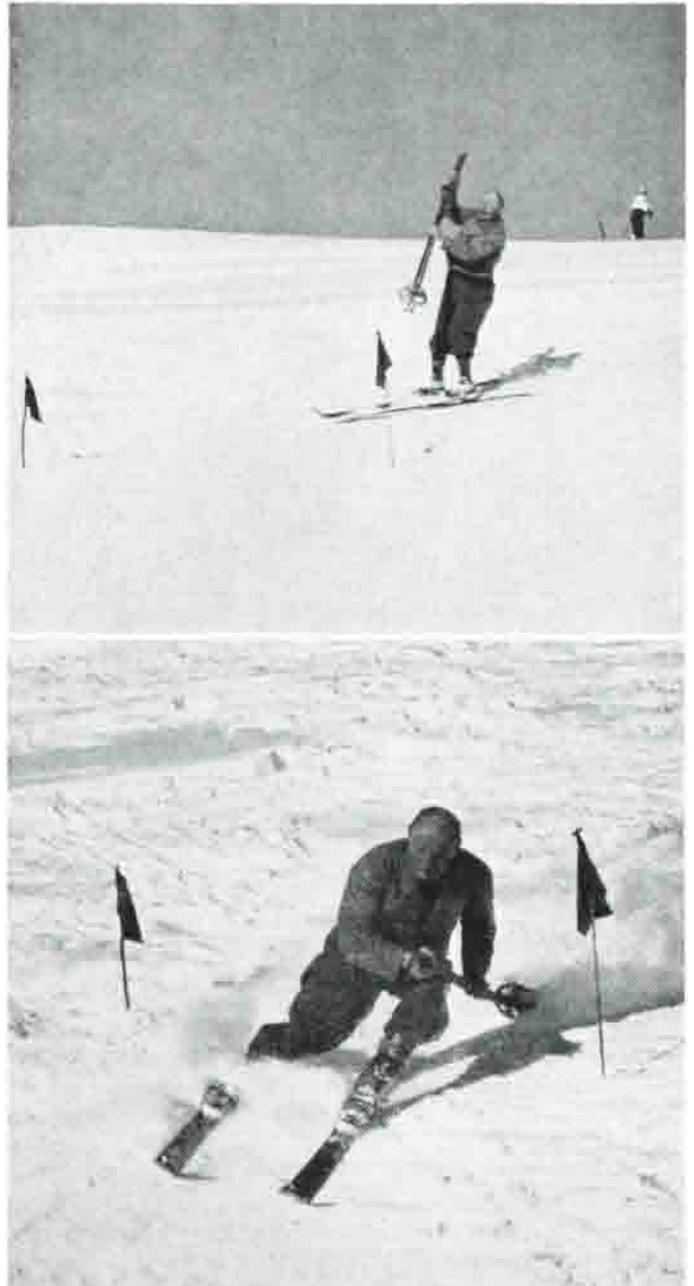
Seine Kenntnisse und Erfahrungen zur Lehrweise (Methodik) hat Erwin Mehl in einem Beitrag zur „Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins“ (Jahrbuch, Jg. 1940) zusammengefaßt: „Die Entwicklung des Abfahrts-Unterrichtes – bergsteigerisch und militärisch gesehen.“

Erwin Mehl hat das Schifahren bis ins hohe Alter (85 Jahre) in Österreich und der Schweiz ausgeübt.

Mehls Beitrag zur Geschichte des Bergsteigens

„Machen wir einen Sprung . . . nach Norden, in das Reich der Normannen, zu Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends. Da stoßen wir auf König Olaf I. Tryggvason von Norwegen. Als Wikingerfürst wird er 994 in England getauft, 995 zum König von Norwegen gekrönt und fällt fünf Jahre später in der Schlacht von Svolder. Was uns an diesem König Olaf I. besonders auffällt, ist die Tatsache, daß er ein großer Kletterer vor dem Herrn war. Universitätsprofessor Dr. Erwin Mehl aus Wien, der unermüdete Chronist und Lehrer der Geschichte der Leibesübungen, hat in Kopenhagen die ‚Fornmannasögur‘ ausgegraben, in der der Skalde Hallfred die Klettertaten König Olafs I. besingt.“

Das schreibt *Kurt Maix* (1907–1969), der hervorragende Alpinist und kenntnisreiche Schriftsteller, der nicht nur das noch immer lesenswerte Buch „Im Banne der Dachstein-Südwand“ verfaßt hat, sondern auch die spannende und dichterische Geschichte des Bergsteigens: „Berge – ewiges Abenteuer.“



Oben: Prof. Mehl demonstriert mit zwei Tellerstöcken die Einstocktechnik

Aus: Alpenvereins-Jahrbuch 1940



Über Einladung Erwin Mehls führte Dr. Karl Prusik Kletterlehrgänge für die Sektion Klosterneuburg des Österreichischen Touristenklubs durch, wobei sich Mehl „beispielgebend an den Übungen beteiligte.“

Bild oben:
Hangelleiste an der Mizzi-Langer-Wand
im Wienerwald

Aus: Dr. Karl Prusik,
Ein Wiener Kletterlehrer (1929)

Dieser König Olaf I. (968–1000) war zum Christentum übergetreten und begann mit der gewaltsamen Bekehrung Norwegens. Mit 32 Jahren fiel er in der Seeschlacht gegen die Könige von Dänemark und Schweden an der pommerschen Küste. Sein Denkmal steht – auf hochragender Säule weithin sichtbar – in dem von ihm 997 gegründeten Drontheim.

Erwin Mehl hat bis dahin „übersehene“ Quellen im altnordischen Schrifttum entdeckt und in einem Beitrag **„Altgermanisches Bergsteigertum“** in den „Mitteilungen des DuÖAV“ (Jahrgang 1937) veröffentlicht. Aus der Reihe der bergsteigerischen Leistungen erwähnen wir hier zwei Taten, die der Skalde (altnordischer Dichter und Sänger) Halfred überliefert hat.

Olaf I. bestieg u. a. das Smalsarhorn, einen steilen Felsberg auf der Insel Bramangar (an der Westküste Norwegens zwischen Bergen und Drontheim), zum ersten Mal und hinterließ auf dem Gipfel, der als unersteiglich galt, seinen Schild. Auch eine Bergrettung hat Olaf I. vollbracht. *„Als Olaf einst (schreibt Mehl) mit seinen Schiffen bei Bergen vor Anker ging, wetteten zwei seiner Mannen, daß sie eine Steilwand durchklettern könnten – nunmehr das erste Zeugnis für die Freude am Klettern um seiner selbst willen. Der eine kam hinauf, der andere blieb ‚hängen‘ und wußte weder vor- noch rückwärts. Der König setzte eine hohe Belohnung für die Rettung aus. Niemand meldete sich. Da stieg der König selbst in die Wand und rettete den Mann nach oben, als ob das Gefelse ebener Boden wäre (jeder Kletterer weiß, warum ‚nach oben‘).“*

Viele Schriftsteller lassen die Geschichte des Bergsteigens aus reiner Freude (nicht aus wirtschaftlichen Gründen, wie Jagd oder Bergbau) mit der Besteigung des Mont Ventoux („Windberg“, 1912 m) bei Avignon durch den Dichter und Humanisten Francesco Petrarca (1304–1374) im Jahre 1336 beginnen. Hermann Buhl hat in einem Gespräch mit Kurt Maix gesagt: *„Dieser Petrarca kann doch nichts Ähnliches empfunden haben wie wir. Ich meine, wir als Bergsteiger. Wo blieb da der Kampf, das Überwinden der Schwierigkeit, der Gefahr? Wo blieb die Genugtuung, die Freude?“*

Erwin Mehl verdanken wir die Erweiterung unseres Wissens vom Bergsteigen aus altnordischen Quellen (d. s. germanische Sprachen Skandinaviens und Islands zwischen dem 8. bis 15. Jahrhundert).

Mehl als Bergsteiger

„Daß Univ.-Prof. Dr. Erwin Mehl auch ein ausgezeichnete Bergsteiger ist, weiß die große Öffentlichkeit kaum. Den Bergsteigern freilich ist es bekannt, daß Prof. Mehl auf Grund seiner bergsteigerischen Leistungen sogar in den Österreichischen Alpenklub aufgenommen wurde“, schrieb der Wiener Dr. Karl Prusik (1896–1961) in der Festschrift zum Siebziger Mehls im Jahre 1960. Dr. Prusik, von Beruf Lehrer am Konservatorium für Musik in Wien, erschloß viele schwierige Kletterwege, besonders im Gesäuse und am Dachstein; noch heute ist er bekannt durch die Erfindung des Prusik-Knotens.

Mehl und Prusik waren auch persönlich befreundet. 1932 lud Mehl Dr. Prusik ein, für die Sektion Klosterneuburg des ÖTK Bergsteigerlehrgänge zu halten, wobei sich Mehl „*beispielgebend – sehr eifrig an den Übungen*“ beteiligte. Diese gemeinsamen Lehrgänge wurden bis 1941 fortgesetzt. Einmal – 1935 – zeigte Prusik Mehl die „Herrlichkeit des Gosaukammes“, wo sie einige schwierige Kletterfahrten machten.

Und ein anderer bekannter Wiener Bergsteiger, *Dr. Robert Hösch*, sagte in seiner Festrede zum Neunziger Mehls im Jahre 1980: *„Mehl ist während seines ganzen Lebens Bergsteiger gewesen. Mit 16 Jahren kannte er schon die Wiener Hausberge, mit 18 (das war 1908!) stand er auf dem Glockner und dem Dachstein, Maturafahrt. Eine stattliche Reihe von schönen Gipfeln findet sich in Mehls Fahrtenbuch: sie reichen von den auch auf schwierigen Steigen besuchten näheren und weiteren Wiener Hausbergen (Rax/Wiener Neustädter, Blechmauernriß, Schneeberg/Stadelwand, Richterweg, Gesäuse/Hochtor-Nordwand, Planspitze-Nordwand, siebenmal) bis zum Montblanc, zum Wilden Kaiser (Totenkirchl, Christa-Turm/SO-Kante), zu den Dolomiten (Große und Kleine Zinne, Vajolettürme), vom Basaltkegelstumpf des Herdhubreidhr („Breitschulter“, 1692 m, des schönsten Berges Islands) bis zum Feuerberg Ätna auf Sizilien.“* Weiters werden aufgezählt: Großglockner (achtmal), Matterhorn, Wildspitze (nach Durchquerung der Ötztaler auf Schi, sechsmal), Venediger, Teilnahme (1934) an der Eröffnung der höchsten Schutzhütte der Welt (jetzt verfallen) auf dem Elbrussattel (5350 m) und Besteigung des Elbrus (5629 m), Mehls höchstem Gipfel.

An diese Besteigung erinnert im Alpenvereins-Museum in Innsbruck ein Relief des Elbrus, das Mehl 1980 dem Österreichischen Alpenverein geschenkt hat. Er hat es aus dem Nachlaß von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Olbrich (Wien), dem damaligen Berggefährten Mehls, erhalten, der im April 1945 gefallen ist.

Dr. Erwin Mehls Lehrtätigkeit an der Universität Wien

1890 in Klosterneuburg bei Wien geboren, trat Mehl schon mit acht Jahren dem Turnverein bei und besuchte nach der Volksschule das Gymnasium in Wien-Währing. Nach der Promotion zum Dr. phil. (klassische Sprachen) und der Lehramtsprüfung (für die Fächer Griechisch, Latein, Deutsch, Leibesübungen, später auch Philosophie) im Jahre 1913 und kurzer Tätigkeit an einem Wiener Gymnasium rückte Mehl 1915 zur Österreichischen Armee ein und rüstete 1918 als Oberleutnant ab. Wieder kurz im Gymnasium lehrend, erhielt er schon 1919 einen Lehrauftrag für Turngeschichte und Leichtathletik an der Universität Wien und wurde 1921 Lektor für Geschichte der Leibesübungen (eine Dozentur oder Professur gab es damals dafür noch nicht). 1922 wurde Mehl zum Direktor der Wiener Universitäts-Turnanstalt (Leibesübungen für Studenten und Professoren) ernannt, die er bis 1945 geleitet hat.

Das Studium der klassischen Sprachen und der Germanistik hatte Mehl die wissenschaftliche Arbeitsmethode vermittelt, die er auf das Studium der Geschichte der Leibesübungen anwenden konnte. Als 1926 die Turnlehrerausbildung (Professoren für Turnen an Gymnasien usw.) auf vier Jahre ausgedehnt und vollwertiges Universitätsfach wurde, übernahm Mehl das turngeschichtliche Seminar und leitete die Studenten zu wissenschaftlicher Arbeit bei über zweihundert Hausarbeiten (Staatsexamensarbeiten) an.

1940 habilitierte sich Mehl und wurde schließlich Honorarprofessor für Pädagogik und Geschichte der Leibesübungen. Damit konnten Studenten im Fach Leibesübungen bis 1945 das Doktorat erwerben.

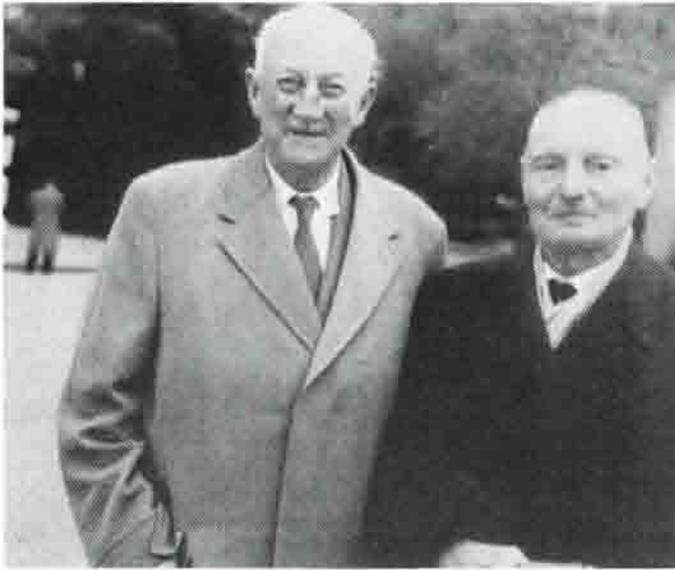
1945 wurde Mehl vom Dienst enthoben und 1948 in den Ruhestand versetzt. Obwohl die philosophische Fakultät schon 1949 die Lehrbefugnis für Mehl beantragte, dauerte es noch Jahre, bis er wieder unterrichten durfte.

Lassen wir an dieser Stelle Univ.-Prof. (für Philosophie) *Dr. Leo Gabriel* (geb. 1902) sprechen, der von 1954 bis 1969 der Vorstand des Institutes für Leibesübungen an der Universität und damit auch unmittelbarer Vorgesetzter Mehls war:

„Als 1959 auf meinen Antrag hin die philosophische Fakultät der Universität Wien die endgültige Form des Doktorates auf dem Gebiete der Leibesübungen in drei wissenschaftlichen Teilgebieten, der Pädagogik, Physiologie und Geschichte der Leibesübungen, beschlossen hatte, wurde auf meinen Vorschlag dem Univ.-Doz. Dr. E. Mehl die Betreuung der Doktorarbeiten in der ‚Geschichte der Leibesübungen‘ in Verbindung mit einem Lehrauftrag anvertraut.“

Somit hat Mehl in Würdigung seiner fachlichen Leistung nach einer längeren Unterbrechung seine Tätigkeit als Lehrer der Turngeschichte am Wiener Institut wiederaufgenommen, um auch diesen Zweig der Ausbildung zeitgemäß zu vertreten. So sind vier Jahrzehnte der Wiener Turnlehrerausbildung mit Mehls Tätigkeit verbunden. Mit seinem Hauptforschungsgebiet, der Turngeschichte, hat er den künftigen Turnprofessoren ein vielseitiges Wissen mitgegeben, seinen Seminarschülern den wissenschaftlichen Sinn und die wissenschaftliche Arbeitsweise. Er hat dazu beigetragen, der Turnlehrerausbildung das öfters bezweifelte wissenschaftliche Gepräge sicherzustellen.“ Diese (gekürzte) Würdigung wurde von Univ.-Prof. Dr. Leo Gabriel zum Siebziger Mehls (1960) geschrieben. Zu ergänzen ist, daß Mehl seine Lehrtätigkeit an der Universität bis 1965 ausgeübt hat.

Mehls Forschungen zur Geschichte und Lehre der Leibesübungen können hier, nachdem seine Beiträge zur Geschichte des Schifahrens und Bergsteigens ausführlicher behandelt wurden, nur kurz erwähnt werden: Leben und Werk des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852), Geschichte des



Links: Im deutschen Sprachbereich gibt es zwei Sporthistoriker von Weltrang: Carl Diem (im Bild links) von der Sporthochschule Köln und Erwin Mehl

Foto aus: *Weltgeschichte der Leibesübungen* Festschrift zu Mehls 70. Geburtstag (1960)

Schwimmens (in dem Buch „Antike Schwimmkunst“, 1927) und dessen Bedeutung für die körperliche Erziehung, Leibesübungen der Hellenen, Olympische Spiele, Leibesübungen der Germanen, Ballspiele und viele Beiträge zu Einzelsparten der Leibesübungen. Ein kleiner Teil und das gesamte Schrifttum ist zusammengefaßt in dem Band: „Zur Weltgeschichte der Leibesübungen, Festgabe für Erwin Mehl zum 70. Geburtstag“ (hg. von Dr. Rudolf Jahn, Frankfurt a. M., 1960, vergriffen).

„Der größte Historiker der Leibesübungen unter den Lebenden“, so hat ihn der bekannte deutsche Turnschriftsteller Dr. Josef Göhler (geb. 1911 im Spessart, ehem. Mitglied der Deutschlandriege bei internationalen Wettkämpfen, Vizepräsident des Deutschen Turnerbundes) genannt.

Die letzte große Ehrung fand im Jahre 1980 zum Neunziger Dr. Mehls in Wien, der Stätte seines Wirkens und Lehrens, statt. Das Institut für Sportwissenschaft verlieh dem Gelehrten in einer akademischen Feier die „Ehrenplakette für hervorragende wissenschaftliche Leistungen“. Die Festrede hielt der Dekan für Grundwissenschaften, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Prokop, der die Verdienste Mehls vor einer großen Zahl von Professoren und Studenten würdigte.

„Die Geschichte der Menschheit ist zugleich eine Geschichte des Sports“, hat Mehl einmal geschrieben. Damit hat er gemeint, daß die Menschen nicht nur „Brauchkünste“ zur Erhaltung und Verteidigung des Lebens betrieben haben, sondern bis in älteste Zeiten auch spielhafte Leibesübungen, zweckfreie Formen der Bewegung, freudvolle Körperübungen, eben das, was man heute meist mit dem Sammelbegriff *Sport* bezeichnet, wobei aber alles, was mit Profis, Beruf oder Wirtschaft zusammenhängt, ausgeschlossen ist.

Er hat weiters gezeigt, daß die Leibesübungen in die menschliche Kultur eingebettet sind. Das beweisen Höhlenzeichnungen aus der Steinzeit in Europa und Asien, kultische Tänze bei vielen Völkern der Erde, die hellenischen Spiele in Olympia, Delphi, Nemea und Korinth, Abbildungen von Schwimmern aus dem alten Ägypten und Nordafrika, Berichte von Kampfspielen und Schifahrern der Germanen, ritterliche Wettkämpfe mit strengen Regeln des Mittelalters, um nur einige zu nennen.

Seit über hundert Jahren haben sich die Leibesübungen (Sport) zu einer Massenbewegung entwickelt: Turnen, Spiele, Sport, Gymnastik, Schwimmen und auch Wandern, Bergsteigen, Klettern und Schifahren. Sie alle zeigen, wie tief und vielseitig diese Formen der Leibesübungen im Leben der Menschen verwurzelt sind und welche Rolle sie in der Freizeit des Menschen spielen.

Wenn man Kultur als die Gesamtheit der Lebensformen von Gruppen oder Völkern mit den sie tragenden Geist und Wertvorstellungen bezeichnet, dann sind auch alle Leibesübungen ein Stück menschlicher Kultur-, Sozial- und Geistesgeschichte.

Ewiger Kampf zwischen Intuition und Akribie

Als Mitbegründer des Vereines „Muttersprache“ (Wien) im Jahre 1949 wandte sich Mehl immer stärker der *Sprachpflege* zu. Durch dreißig Jahre leitete er als Obmann und Ehrenobmann die Geschicke des Vereines und gestaltete die „Wiener Sprachblätter“. In diesem bedeutsamen Alterswerk verfocht Mehl vor allem die Sprachreinheit (gegen unnötige Fremdwörter), die Sprachrichtigkeit (auf Grund wissenschaftlicher Sprachforschung und nicht des falschen Sprachgebrauchs) und eine vereinfachte Großschreibung (durch Beseitigung willkürlicher Kleinschreibungen).

Am Schluß mögen jene Worte stehen, die Mehls Freund *Carl Diem* (1882–1962) – der Altmeister der Turn- und Sportwissenschaft, der Organisator der Olympischen Spiele 1936 in Berlin und Rektor der Sporthochschule Köln (1947 bis 1962) – vor 35 Jahren zum Sechziger Mehls geschrieben hat: „Der kräftige Mann mit der breiten Brust und den vollen Muskeln, mit den willensstarken Backenknochen, der hohen, sich feurig über den Augen wölbenden Stirn und den leuchtenden Augen ist ein ‚Sinner der Turnkunst, die ihm viel verdankt‘ (ein Ausspruch des Turnvaters F. L. Jahn).

Mehl ist ein buchstabengetreuer Philologe und in ewigem fruchtbarem Kampf zwischen Intuition und Akribie – das darf ich nicht stehen lassen, denn Mehl ist zugleich ein strenger Deutscher und hat sich und andere zum guten Deutsch erzogen – also: seine gelehrsame Gewissenhaftigkeit mit allen ihren Zweifelsorgen lag immer im Kampf mit der fruchtbaren Ahnung und Schau.

Wer durch die Fachliteratur streift, wird auf Schritt und Tritt der Mehlschen Forschung begegnen, für die es an Umfang, Vielseitigkeit, Gediegenheit wenig Gegenbeispiele gibt. Gestützt auf seine Sprachkenntnisse, die romanistische, anglistische, wie nordische Sprachen und in jeder die Sprachformen der Vergangenheit umfassen, meistert er die schwierigsten Texte und findet mit dem ihm eigenen, aus dem Herzen gesprossenen Spürsinn die Goldkörner unter dem Geschiebe.“

Als das Bergsteigen noch jung war

Die Gründerzeit des Alpinismus am Beispiel des Berg- und Landschaftsmalers Florian Blaas

Von Herbert Guggenbichler

Vom „Mord am Unmöglichen“ im Alpinismus hat man zu einer Zeit gesprochen, als der unbegrenzte Einsatz technischer Hilfen alle Wände gang- und machbar erscheinen ließ. Das ist Geschichte. In der Bergsteigerei von heute erleben wir den Mord am Dilettantismus. Es ist alles so schrecklich glatt und professionell geworden: die sorgfältige und mediengerechte Planung der „aufsehenerregenden Leistung“, das Training dafür, die Entwicklung der Ausrüstung, die einer übersättigten Informationsgesellschaft angemessene Darbietung bergsteigerischer Erfolge in Multi-Media-Shows, untermalt von Rock-Musik und begleitet von Stargeflüster in den Gazetten. Lange haben sich die Bergsteiger gegen diese Angleichung ihres Sports an die Arbeitswelt – und Leistungssport von heute ist nichts anderes als harte Arbeit – gewehrt. Ein Mathias Rebitsch zum Beispiel erklärte sich stets außerstande, eine auch nur einigermaßen vollständige Tourenliste vorlegen zu können, denn er habe darüber nie Aufzeichnungen geführt, und zumal an den heißen Sommertagen sei ihm baden und schifferfahren stets wichtiger gewesen als klettern. Eine Einstellung, mit der man es zum Ruf eines größten Bergsteigers aller Zeiten natürlich nicht bringen kann. Lange haben sich die Bergsteiger auch dagegen gewehrt, bei der Präsentation ihres Tuns in der Öffentlichkeit die Gesetze des Marktes über Gebühr zu berücksichtigen. Ob man über alpinistische Erfolge in der Tagespresse überhaupt berichten und Geld dafür nehmen dürfe, das war – erinnern wir uns nur der Begleiterscheinungen rund um die 13. Begehung der Eigerwand durch Wolfgang Stefan und Kurt Diemberger – bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts sehr umstritten. Nun ist das alles so anders und professionell geworden, und was in dem Problemkreis der bergsteigerischen Sicherheit als durchaus erfreulich erscheinen mag, veranlaßt uns hinsichtlich der Praxis bergsteigerischen Tuns zu der Frage: Wo bleiben alle jene, die gar keine Profis sein wollen? Die genug haben an ihrem bürgerlichen Beruf und in ihrer Freizeit nichts weiter suchen als die Zerstreung und das Spiel? Herbert Guggenbichler hat mit der Gestalt des berg- und landschaftsmalenden Dilettanten Florian Blaas einen solchen „homo ludens“ des Alpinismus der Vergessenheit entrissen. Blaas, wenn er noch lebte, würde sich wohl als erster dagegen wehren, zu einer Leitfigur der Amateur-Bergsteigerei von heute umgedeutet zu werden. Was uns allerdings nicht hindert zu behaupten, daß er eine solche ist (d. Red.)

*„... Deshalb kann auch der Künstler nichts Besseres tun, als nur wiederzugeben, was die Natur ihm schenkt ohne zu verschweigen oder hinzuzusetzen.“
Richard Hamann⁷*

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert setzte sich die Natur in der Malerei als eigenständiges Kunstobjekt in ungeheurer vehementer Weise durch. Die Ursachen hierfür waren mannigfaltig:

Maßgebend war einmal die Philosophie der Aufklärung mit ihrer intensiven Hinwendung zur Natur und zur Selbstverwirklichung des Menschen².

Die Entdeckungsreisen in das Innere bisher unbekannter Länder führte zu einem gesteigerten Interesse an der Vielfalt der Natur³.

Die großen fortschrittlichen Erfindungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaften seit Beginn des 18. Jahrhunderts weckte die Neugier am bisher Unbekannten⁴.

Die Französische Revolution führte zur Umwertung aller kulturellen Werte und beendete mit einem Paukenschlag auch die Kunst des absolutistischen Zeitalters. Dieser große Aufstand gegen die bisher gültige Ordnung blieb selbst auf die Länder nicht ohne Einfluß, die sich gegen die Änderung des alten Gesellschaftssystems zur Wehr gesetzt hatten⁵.

Wer sich daran erinnert, daß es schon in der Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts Landschafts- und Bergdarstellungen von hohem Rang gegeben hat (man denke nur an Tizian, Lionardo, Dürer, Altdorfer, Huber, Breughel d. Ä. u. a.)⁶, der mag ehrlich überrascht sein, daß es 300 Jahre später sozusagen eines Neuanfanges bedurfte. Tatsächlich, die Erschütterungen Europas im 16. bis 18. Jahrhundert waren nicht dazu angetan, der Landschaft in der Kunst (man sehe von Ausnahmen einmal ab) auch nur einen bescheidenen Platz einzuräumen. Deshalb bedarf es, um das 19. Jahrhundert in seiner Eigenart zu verstehen, einer kurzen Rückbesinnung auf die Geschichte und Kulturgeschichte der späteren Neuzeit und gleichzeitig einer Würdigung der umwälzenden Ereignisse an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Sehr vieles nämlich, nicht nur die Französische Revolution, trug dazu bei, daß es in Europa zu einer vollständigen Umgestaltung des Geistes- und Kulturlebens kam.

Unten:
Florian Blaas
im Alter von ca. 70 Jahren

Foto: Archiv Guggenbichler



In gar manchen Ländern des alten Europa wollte und konnte man die Zeichen der Zeit damals freilich nicht verstehen. Darunter war auch Tirol, das „Land der Gebirge“: Die Ergebnisse der Aufklärung hielt man für sündhaft und suspekt oder – man nahm sie einfach nicht zur Kenntnis; von den großen Erfindungen und Entdeckungen der Zeit hielt man nicht viel, und als der große Aufstand gegen alles bislang Gültige losbrach, griff man eilig zu den Waffen, um das Erbe der Freiheit zu verteidigen, wie man es jedenfalls meinte. Daß anderswo auch die bisher gültigen Kunstrichtungen des Barock und des Rokoko einfach vom Tisch gefegt worden waren, begriff man am allerwenigsten.

Als 1815 der Sturm vorbei war, zog man sich (wenigstens in Tirol) verarmt und unfreier denn je in seine vier Wände zurück und versuchte, so gut es ging, die Wunden verheilen zu lassen. Die Zeiten waren nicht schön. Von Kunst war kaum die Rede. Dafür baute man neue Festungen.

Seite 201 oben: „Blick von Kalditsch gegen Überetsch“ (1882)
In dieser Spätphase seines Schaffens löst der Hobbymaler Blaas auch schon so schwierige Probleme wie die Andeutung des leichten Dunstes über Bozen und dem Etschtal
Sammlung Guggenbichler

Dies war das geistige Umfeld, in welchem der „Hobbymaler“ Florian Blaas aufwuchs. Nach der Revolution von 1848/49 änderte sich auch in Tirol freilich vieles zum Besseren; indes man hinkte – wen nähme es wunder – nicht nur in der Kunst etwas hinten nach. Auch Florian Blaas hinkte, jedoch, man darf es, so meine ich, schon sagen, er hinkte gar nicht schlecht.

Reichs-Gerichtsrath, Bergwanderer und Maler

Florian Blaas kam am 8. April 1828 in Klausen zur Welt. Sein Vater war Jurist und lange Zeit beamteter Bürgermeister von Brixen. Nach Studien in Trient, Graz und Innsbruck schlug Florian 1852 die Laufbahn eines Richters ein. Zweimal wurde er in jungen Jahren zu den Waffen gerufen, 1848/49 und 1859. Beide Male ging es um die Verteidigung der Monarchie an ihrer Südgrenze. Beruflich stieg Blaas zum Oberlandesgerichtsrat auf, wurde später in den Reichs-Gerichtsrat gerufen und erhielt hohe Auszeichnungen. Politisch liberal, gehörte er sowohl dem Innsbrucker Gemeinderat, als auch der Tiroler Landesregierung durch lange Jahre an und war von 1875–77 Reichstagsabgeordneter. Sein besonderes Anliegen in der Politik galt stets den sozialen Belangen sowie den berechtigten Forderungen der Trentiner. Im Reichsrat wandte er sich scharf gegen die Besetzung von Bosnien-Herzegowina durch Österreich, wohl in der weisen Ahnung, daß dies nicht gut ausgehen könne.

Florian Blaas war mit Maria Graßl aus Innsbruck verheiratet und Vater von sieben Kindern. 1894 trat er wegen mancherlei Altersbeschwerden in den Ruhestand als Richter, 1901 zog er sich vollends in das Privatleben zurück. Er starb am 22. Dezember 1906.

Seine Freizeit widmete er teils ausgedehnten Bergwanderungen in Tirol, dem Trentino und anderen österreichischen Berggruppen und gleichzeitig der Landschaftsmalerei. Nebenbei war er auch ein ausgezeichnete Schütze und Weidmann. Als Künstler war er Autodidakt, er hat nie eine Ausbildung als Maler genossen. Er zeichnete seine Bilder nie, da er sie für sich behielt. Nur gelegentlich beschenkte er Freunde und Verwandte, aber auch die Stadt Innsbruck und die Gemeinde Mutters, wo er wohnte. Ausstellungen seiner Werke fanden 1877, 1879, 1882 und 1903 statt. Das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum veranstaltete 1907 eine Gedächtnisausstellung⁷.

Die Nöte der Zeit nicht verdecken

Kunstwerke pflegt man einer Stilrichtung zuzuordnen. Der Stil ist Ausdruck einer besonderen Zeit, einer spezifisch geprägten Umwelt, und nicht zuletzt, Ausdruck der besonderen Verfassung des Künstlers. Der radikale Bruch mit der Vergangenheit, zu dem es letztlich überall im europäischen Geistesleben gekommen war, erfaßte selbstverständlich auch die Maler. Die Abkehr vom Vergangenen war dabei wesentlich, die Richtung



*Links:
Konzentration
auf das
Wesentliche:
„Oberväls“
mit dem
Schlern (1883)*

Unten: „Von Seefeld nach Scharnitz.“
Verbindungsstraßen sind gerade im Zeitalter
des aufkommenden Tourismus wichtig. Daher
immer wieder Straßenmotive: Brennerstraße,
Mittenwald, Fernpaß, Rollepaß

Sammlung Guggenbichler



blieb noch offen. Man suchte nach einer neuen Linie und wandte sich nach Eigenart und Veranlagung etwa dem *Klassizismus* zu (Wiederentdeckung der Antike zur Zeit der Freiheitskämpfe in Griechenland), oder dem *Idealismus* und *Historismus* (von Rom ausgehender romantischer Klassizismus), oder der *Romantik* (v. a. in Deutschland entstanden, unter Besinnung auf vaterländische Werte, die Geschichte und – im Anschluß an die Aufklärung auf eine vergeistigte Natur), oder dem *Realismus* (Rückkehr zur Sachlichkeit) oder (später) dem *Naturalismus* (extrem-exakte Naturdarstellung).

Blaas war während seiner Jugend ganz ohne Zweifel von der deutschen Romantik stark beeindruckt: Liebe zur Heimat, Verehrung der deutschen Kultur, Stolz auf den Wiederaufstieg Deutschlands und – nicht zuletzt, was die Kunst anbelangt, Achtung vor den großen Vorbildern der romantischen Malerei: J. A. Koch⁸, C. D. Friedrich, F. G. Waldmüller, F. Gauermann

und viele andere. Andererseits führte Blaas der Ernst der Biedermeierzeit zu einer zwar gemütvoll-idyllischen, die Nöte der Zeit indes nicht verdecken wollenden Darstellung des Lebens, des „einfachen Lebens“.

So wurde Blaas Realist und blieb es sein Leben lang. Da er Konkurrenzdenken nicht kannte, wirtschaftlich unabhängig war und sich auch der Grenzen seines Schaffens durchaus bewußt war, störten ihn weder die damals in Mode kommenden Alpenmaler und Lithographen, die sich in Massen den aufkommenden Fremdenverkehr zunutze machten, noch später die langsam beginnende Landschaftsfotographie⁹. Auch daß zur selben Zeit, als er seine Bilder schuf (etwa zwischen 1860 und 1890), in Frankreich Claude Monet und Paul Cézanne Landschaften in einem bereits ganz neuen Stil zeigten, nahm er vielleicht bewundernd, jedoch ohne besondere Rührung zur Kenntnis¹. Er wollte ja weder nachahmen, noch der Größe an-

Unten: „Im Stubaital“ (1877).

Ganz unter dem Einfluß der Romantik reichert Florian Blaas seine Landschaftsdarstellungen häufig mit Genreszenen an. Uns heutigen ist freilich seine erstaunlich realistische, ganz und gar und undramatische Bergdarstellung interessanter.

Sammlung Guggenbichler



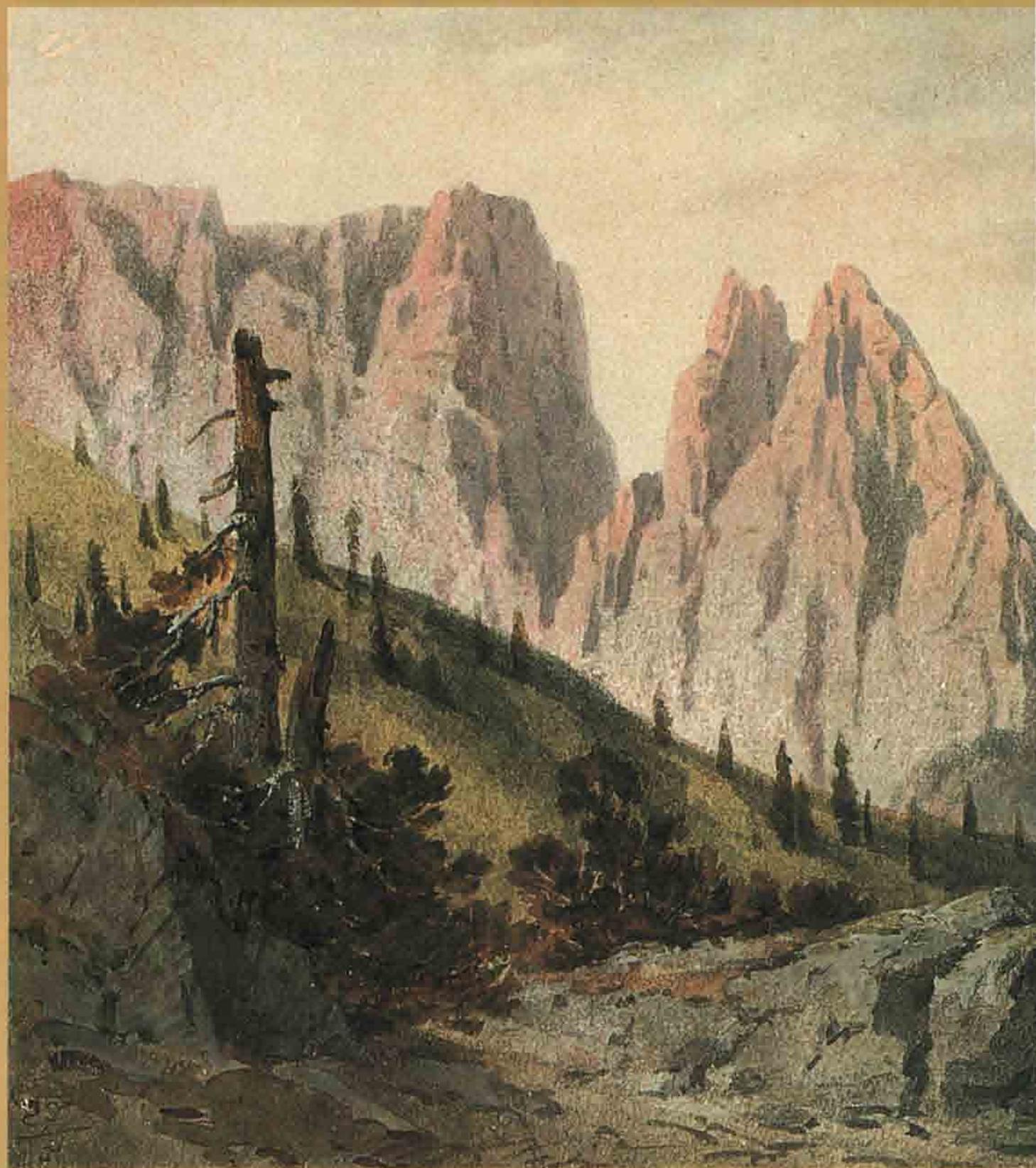
derer nahekommen. Ihm ging es um das Wesen der Landschaft und ihrer Menschen: naturgetreu wollte er darstellen, jedoch nicht aus Prinzip, somit der Einzelheit bisweilen entsagend, sofern diese ihm nicht von Belang erschien. E. W. Bredt¹⁰ schreibt: „... Erst das vereinfachende Vermögen, das uns an Eindrucksfähigkeit gewinnen läßt, machte den Menschen zum Künstler.“ Somit sind die Bilder von Blaas künstlerischer Ausdruck einer subjektiven Geisteshaltung, die ihn als Maler und als Mensch zu einer einprägsamen Persönlichkeit stempelten. Ob bei ihm, wie H. Zebhauser¹¹ ganz allgemein meint, „die Landschaftsmalerei zum Ausdruck eines umfassenden Pantheismus wird“, diese Frage bleibe offen.

Alleingänger

Wir wissen, daß Blaas von Jugend an ein begeisterter Wanderer und Naturfreund war. Wir wissen freilich nicht, ob er auch

Gipfel bestiegen hat. Dies war um 1850/60 herum noch durchaus nicht allgemein üblich. Häufig genug war die Gebirgslandschaft nur soweit sie besiedelt war (also bis zu den Hochalmen) das Thema, nicht die Berggipfel selbst. Berglandschaften zu malen begann Blaas vermutlich sehr früh, soweit wir freilich Unterlagen besitzen, um 1860. Natürlich fehlen unter seinen Bildern Darstellungen „von oben“. Trotzdem, wer die vielen Bilder aus den Stubaiern, vom Wilden Kaiser, vom Karwendel und aus dem Schlerngebiet betrachtet, darf vermuten, daß der Alleingänger Blaas auch zahlreiche dieser schönen und auch nicht sonderlich schweren Gipfel bestiegen hat, wenn auch ohne Pinsel und Palette.

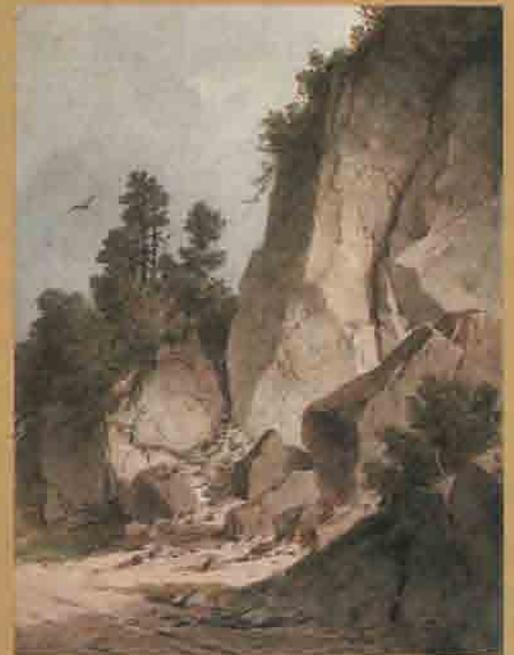
Als Florian Blaas um 1890 vermutlich aus Altersgründen den Pinsel aus der Hand legte, waren bereits andere, bedeutendere Bergmaler an seine Stelle getreten. Der Engländer Edward Theodor Compton (1849–1921) etwa, ein eigenwilliger,



Wirken im Stillen



Unten:
*„Am Weg nach Gerberbach“ (1879).
Stets ging es dem Naturkundler
Blaas auch um die liebevolle und
genaue Naturbeobachtung.*



*Oben: „Der Schlern von der Seiser Alpe aus“ (1882).
Eines der reifen und stillen Spätwerke von Florian Blaas*

*Sammlung
Guggenbichler*

naturalistischer Bergmaler, auch einer der Bedeutenden, „*der als erster das Hochgebirge in alpinistischer Schauweise dargestellt hat*“, wie J. Perfahl¹² schreibt oder der Trentiner Giovanni Segantini (1858–1899), der zum Impressionismus überleitend, „*zum Erfüller des künstlerischen Programms des Jahrhunderts wurde*“, so E. W. Bredt¹⁰. Mit ihnen soll Blaas nicht auf eine Stufe gestellt werden. Er gehörte zu jenem Kreis begabter Dilettanten, deren Bedeutung in der intensiven Kleinarbeit, in der Wirkung im Verborgenen, fern der großen Ziele der darstellenden Künstler liegt; sie wirken, indem sie sammeln, hinweisen und eine Fülle von Anregungen vermitteln. So gesehen, war es ein Glück, daß Blaas sein nicht unbedeutendes künstlerisches Geschick nicht brachliegen ließ. Und eben darum entstand, wie ich zu schildern versuchte, das künstlerische Werk eines begeisterten Wanderers, eines Kenners der wechselvollen Ge-

schichte seines Landes, eines Liebhabers dieses Landes und ebenso eines Liebhabers der Natur.

Ja, im Jahrhundert, in dem Blaas lebte, wurde die Berglandschaft zum künstlerischen Objekt. Die Bilder der Darsteller der Berge hielten (nun endlich) Voralpen und Hochgebirge topographisch fest, interpretierten künstlerisch den Eindruck der Hochtäler und der Felspyramiden und gaben somit einen wesentlichen Anstoß zur alpinistischen Erschließung. „*Dieser Aufschwung in der Malerei setzte sich über den Realismus und den Impressionismus bis in die Gegenwart fort*“¹³. Vor allem den Landschaftsmalern des 19. Jahrhunderts blieb es indes vorbehalten, den „*grandiosen Zauber des Hochgebirges in ausdrucksstarken Bildern festzuhalten*“ (frei nach B. Weber¹⁴). Zu dieser fruchtbaren Entwicklung hat auch der Tiroler Florian Blaas einen beachtlichen Beitrag geliefert.

Literatur

- 1 Hamann, Geschichte der Kunst, 2. Bd., Berlin 1959
- 2 Vergleiche: Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit, Wien Aufl. 1959
- 3 Roberts, Atlas der Entdeckungen, dt. Ausg. München 1976
- 4 Krafft, Geschichte der Naturwissenschaften, Bd. 8, München 1971 ff
- 5 Zierer, Von Korsika nach St. Helena, München 1951
- 6 Bredt, Die Alpen und ihre Maler, Leipzig 1910
- 7 Quellen: Archiv d. Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum
Archiv d. Stadt Innsbruck
Archiv d. Stadt Brixen
Alpenvereinsmuseum Innsbruck
Pfarramt Klausen
Landesbibliothek „Fr. Tessmann“, Bozen
Innsbrucker Nachrichten Dez. 1906
Mündliche Überlieferungen lebender Nachkommen
- 8 Lutterotti, Joseph Anton Koch, Innsbruck 1944
- 9 Egg, Tirol in alten Ansichten, Salzburg 1973
- 10 Bredt, Wie die Künstler die Alpen dargestellt, Jb. DuÖAV 1906–08
- 11 Zebhauser, Fotografie und Malerei im Gegeneinander und Füreinander, AV-Jb. 82/83
- 12 Perfahl, Kleine Chronik des Alpinismus, Rosenheim 1984
- 13 Vergleiche: Wied, AV-Jb. 1981
- 14 Weber (Hg.), Die Alpen in der Malerei

Weitere benützte Werke

- 15 Braun, Formen der Kunst, München 1971
- 16 Christoffel, Formen der Kunst, München 1971
- 17 Lukan, Alpinismus in Bildern, Wien 1967
- 18 Rasmö, Kunst in Südtirol, Bozen 1970
- 19 Südtiroler Kulturinstitut, Die Brennerstraße, Bozen 1961
- 20 Steinitzer, Der Alpinismus in Bildern, München 1924
- 21 Treitmann (Hg.), Lexikon für Bergfreunde, Stuttgart 1978
- 22 Ziak, Der Mensch und die Berge, Salzburg/Stuttgart Aufl. 1965



Links: „*Dresdner Hütte im Stubaital*“ (1877).
Als heroische Kulisse der Stubaiferner

Sammlung
Guggenbichler

Utopie eines Umweltministers

Der Nationalpark Hohe Tauern als Kontrapunkt zur Massengesellschaft

Von Kurt Steyrer

Umweltschutz ist unser aller Anliegen

Der Umweltschutz ist ein sehr ernstes Anliegen, und er ist notwendig. Dazu bekenne ich mich ohne jegliche Einschränkung, und ich weiß mich mit dieser Einsicht einig und verbunden mit der überwältigenden Mehrheit aller Österreicherinnen und Österreicher. Der Umweltschutz – vernünftiger Umweltschutz – wird von der Bevölkerung verstanden und gewollt. Viele Briefe, die mich tagtäglich erreichen, bestätigen mir diese Tatsache.

Der Umweltschutz – die Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen und die Erhaltung der Schönheit unserer Natur, unserer Städte und unserer Dörfer – ist ein sittliches, ein soziales, ein gesundheitspolitisches und nicht zuletzt – und doch zuletzt – auch ein wirtschaftliches Anliegen.

Umweltschutz als ethisches Anliegen

Der Umweltschutz ist ein sittliches Anliegen, da wir nicht zulasten unserer Mitmenschen und zulasten kommender Generationen Raubbau an uns selbst, am Mitmenschen und an der Natur betreiben dürfen. Der Umweltschutz fordert uns auf, vom Denken in der Kategorie des Ich weiterzugehen und auch an die anderen Menschen und an die belebte und unbelebte Natur zu denken, die ebenfalls ein Recht auf Existenz, ein Recht auf Schutz hat. Wir müssen es wieder lernen, in der Kategorie der Solidarität mit den Mitmenschen und der Solidarität mit kommenden Generationen zu denken und zu leben. Auch unsere Kinder und Kindeskindern sollen das erleben, was wir in unserer Jugend erlebt haben, nämlich saubere Luft, sauberes Wasser und die Schönheit weiter naturnaher Landschaften. Es ist unser aller tiefste sittliche Verpflichtung, daß wir den kommenden Generationen – in den Industriestaaten aber auch in den Ländern der dritten Welt – einen gesunden und schönen Lebensraum übergeben!

Umweltschutz als soziales Anliegen

Der Umweltschutz hat aber auch eine starke soziale Komponente. Während Zeitgenossen mit höherem Einkommens- und Bildungsniveau es sich in aller Regel richten können und ansprechende Lebensbedingungen in ihrer Umwelt am Arbeitsplatz und zu Hause haben, sind es gerade die einkommens-

schwächeren Bevölkerungsschichten, die überdurchschnittlich häufig unter Lärm, Schmutz und schlechter Luft leiden. Gesunde Umwelt darf aber nicht zum Luxusgut, zum Privileg der Wohlhabenden werden; gesunde Umwelt ist für uns eine Selbstverständlichkeit, auf die alle Menschen in diesem Land Anspruch haben. Gerade hier müssen und werden wir dafür sorgen, daß es nicht zu einer in Ansätzen schon erkennbaren Umverteilung zuträglicher Umweltbedingungen von unten nach oben kommt. Die Absicherung der immateriellen Lebensbedingungen – saubere Luft, sauberes Wasser – ist gleichberechtigt neben die Absicherung der materiellen Lebensbedingungen getreten. Wenn Milovan Djilas in seinem berühmten Ausspruch meint, der Mensch lebe nicht vom Brot allein, so gehören für mich nicht nur geistige Freiheit, sondern auch eine gesunde Umwelt zu den Grundvoraussetzungen für ein menschenwürdiges Dasein. In diesem Sinn ist der Umweltschutz die Fortsetzung einer fortschrittlichen Sozialpolitik des ausklingenden 20. Jahrhunderts.



Gesunde Umwelt darf nicht zum Luxusgut werden.

Bild oben: Graf Salms Expedition zum Großglockner im Jahre 1799

Bildarchiv der Österr. Nationalbibliothek

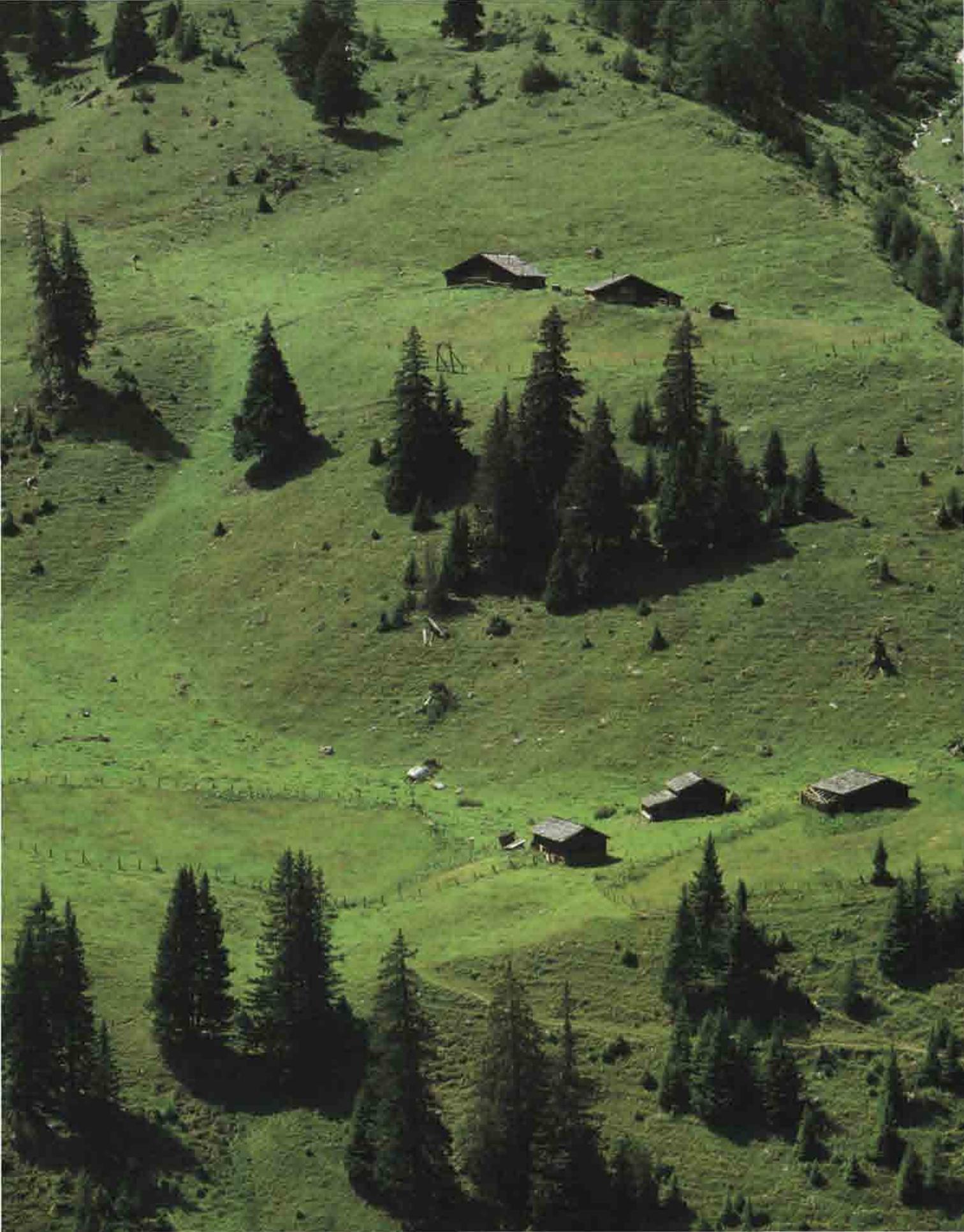


Foto: Wolfgang Retter

Umweltschutz ist vorbeugender Gesundheitsschutz

Die Weltgesundheitsorganisation definiert Gesundheit nicht bloß als Freisein von Krankheit, sondern auch als körperliches und geistiges Wohlbefinden. Hier wird der Stellenwert des Umweltschutzes besonders deutlich, Umweltschutz ist ein weit vorverlegter, präventiver Gesundheitsschutz! Wir werden die Krankheit, wir werden den Tod nie ganz besiegen können. Wir sind aber angetreten in unserem Kampf gegen vermeidbares menschliches Leid und gegen das Sterben vor der Zeit. Gerade der Umweltschutz hat vieles dazu beigetragen und wird noch viel mehr dazu beitragen müssen, um unseren Zivilisationskrankheiten zu begegnen, Erkrankungen der Herzkranzgefäße, Bluthochdruck, Erkrankungen der Atemwege und viele psychosomatische Erkrankungen zeigen uns sehr deutlich, daß wir durch unsere moderne Lebensweise – am Arbeitsplatz aber auch in der Privatsphäre – viel an unserer Gesundheit sündigen. Hier kann der einzelne vieles beitragen, hier muß aber auch die Gesellschaft noch vieles im Interesse unserer aller Gesundheit tun.

Umweltschutz liegt im Interesse der Wirtschaft

Der Umweltschutz ist auch – und ich sage das mit voller Absicht zuletzt – eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Wir geben in Österreich derzeit etwa 1,2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts – das sind etwa 13,7 Milliarden Schilling – für den Umweltschutz aus. Das ist sicher viel Geld. Aber wie sieht die Gegenrechnung aus? Alleine die Waldschäden in Österreich werden von Wissenschaftlern derzeit auf etwa 4 Milliarden Schilling jährlich geschätzt. Dazu kommen die zusätzlichen Kosten unseres Gesundheitswesens, die Kosten der Reinigung und Wiederherstellung von Fassaden und Baudenkmalern und viele andere Schäden, die durch Umweltbelastungen verursacht werden. Das Europaparlament ging in einer jüngst verabschiedeten Resolution davon aus, daß in den westeuropäischen Industriestaaten die Umweltschäden jährlich 3 bis 5 Prozent des Bruttoinlandsproduktes ausmachen. Wenn man auch über die Genauigkeit dieser Zahlenangaben unterschiedlicher Auffassung sein kann, so zeigen sie uns doch sehr deutlich die Größenordnung, um die es dabei geht. Auch unsere Wirtschaft – und das sind wir alle – braucht gesunde Menschen, sauberes Wasser, saubere Luft, gesunde Böden und gesunde Wälder, wenn wir langfristig unsere Lebensgrundlagen, unsere wirtschaftlichen Produktionsfaktoren erhalten sollen.

Umweltschutz und Technik

Eines möchte ich aber auch in aller Deutlichkeit darstellen: Der Umweltschutz ist kein Luxuskonsum einer nostalgischen Wohlstandsgesellschaft, die an ihrem eigenen Reichtum morbid und orientierungslos geworden ist. Der Umweltschutz ist auch keine Maschinenstürmerei und kein Ruf zurück zur romantischen Gartenlaube des Biedermeier. Der Umweltschutz ist keine Technikfeindlichkeit und keine Wissenschaftsfeindlichkeit, der Umweltschutz will vielmehr die modernsten Mittel, die uns Wissenschaft und Technik an die Hand geben, gezielt

einsetzen, um die materiellen und immateriellen Lebensbedingungen des Menschen zu verbessern. In diesem Sinne hat der Umweltschutz überhaupt nichts mit Fortschrittlichkeit zu tun, Umweltschutz ist vielmehr Fortschritt, aber gewußt wohin!

Die geänderte Einstellung zum Umweltschutz

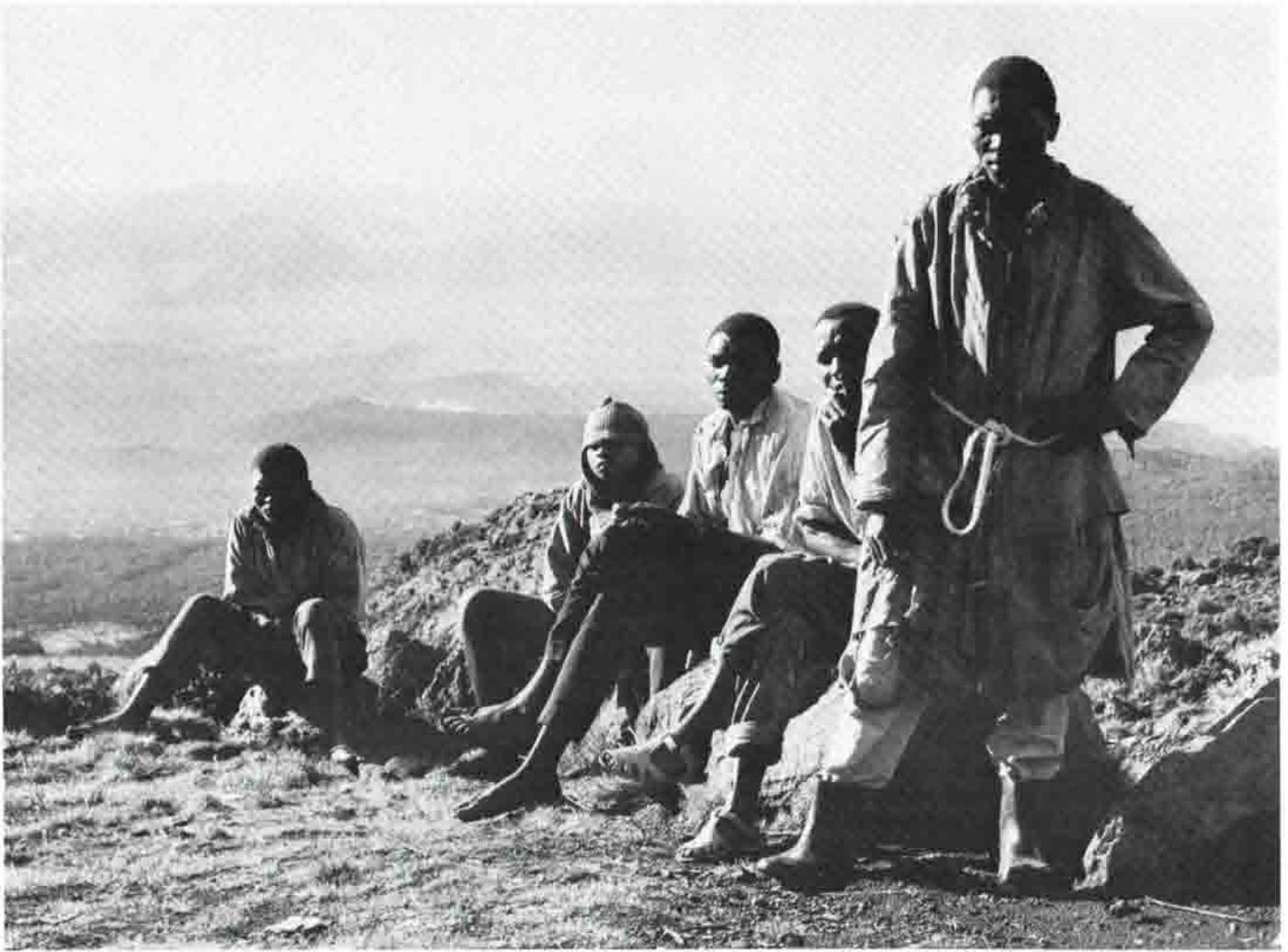
Entwicklung des Umweltschutzes bis 1972

Das Konzept „Umwelt“ und die verschiedenen Aktionen zum Schutz der Umwelt auf nationaler wie auf internationaler Ebene entwickelten sich in den Jahren vor der Konferenz der Vereinten Nationen über die menschliche Umwelt (Stockholm, 1972). Die Internationale Umweltbewegung, die zu dieser Konferenz geführt hat, hatte sich allmählich entwickelt. Zum Teil ist sie eine Folge der vielfältigen Entdeckungen und Forschungen, die den Menschen den Eindruck von der Vielfalt der Landschaften, der Gewässer, der Vegetation, der Fauna und der Kulturen vermittelten. Eine andere Wurzel liegt in der internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit, die in den sechziger und siebziger Jahren intensiviert wurde. So zeigte etwa das Internationale Geophysikalische Jahr (1957/58) den Erfolg und den Wert wissenschaftlicher Kooperation. Dieser Erfolg gab den Anstoß zum Internationalen Biologischen Programm (1964 – 1974), das zu dem zentralen Thema „*biological productivity and human welfare*“ durchgeführt wurde.

Eine andere wesentliche Entwicklung in diesen Jahren war das sich in der Bevölkerung verstärkende Umweltbewußtsein, das in den Industriestaaten bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht. Nationale forstwirtschaftliche und landwirtschaftliche Gesellschaften waren die ersten Repräsentanten dieses Gedanken-gutes, denen eine zweite Gruppe von Naturschutzorganisationen (z. B. in Deutschland, Österreich, Schweiz, den Niederlanden, Frankreich, Schweden) wie etwa auch die Moskauer Gesellschaft der Naturforscher, die National Audubon Society und die Wilderness Society of Sierra Club folgten. Die sich ausbreitende Umweltbewegung brachte in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts drei wichtige Entwicklungen:

- Die wissenschaftlich orientierten und die eher emotional bestimmten Komponenten des Naturschutzes wuchsen unter dem Einfluß professioneller Ökologen zusammen.
- Die Umweltbewegung beschränkte sich nicht mehr auf Europa und Nordamerika.
- Die Umweltbewegung befaßte sich nunmehr nicht nur mit allen Aspekten der natürlichen Umwelt, sondern auch mit den Lebensbedingungen der Menschen und deren Verbindung zur Umwelt.

Diese Entwicklung wurde während der fünfziger und sechziger Jahre durch sehr einprägsame Vorfälle verstärkt, die zeigten, welchen Schaden der Mensch anrichten kann – so etwa die Smog-Katastrophen in London und New York zwischen 1952 und 1966, die Quecksilber-Vergiftungen in Minamata und Niigata zwischen 1953 und 1965, der Tod Tausender Vögel als unerwartete Nebenfolge des Einsatzes von DDT und anderer



Pestizide und die massive Ölverschmutzung des Meeres aus dem Wrack der Torrey Canyon im Jahre 1966. Alle diese Vorfälle bestärkten die Angst vieler Menschen, daß die Menschheit dabei ist, ihre eigene Zukunft durch Verschmutzung des menschlichen Lebensraumes zu gefährden.

Die Stockholm-Konferenz 1972

Die Vertreter der entwickelten industrialisierten Staaten kamen nach Stockholm mit der Absicht, ein weltweites Programm zur Bekämpfung der Umweltverschmutzung und zum weltweiten Schutz der genetischen und natürlichen Ressourcen in die Wege zu leiten. Die Erfahrungen in diesen Ländern hatten gezeigt, daß die Verschlechterung der Umweltbedingungen geeignet ist, die Gesundheit und das Wohlbefinden der Menschen zu gefährden. Der rasch steigende Bedarf der Industriestaaten nach Rohstoffen und Energie und die enorme Zunahme der Weltbevölkerung akzentuierten noch diese Sorgen.

Aber die Entwicklungsländer kamen nach Stockholm mit einer anderen Perspektive: Ihre Probleme waren Armut, Hunger, Seuchen, Mangel an gesundem Trinkwasser, Mangel an Unterkünften. Sie wollten die Verhältnisse in ihren Ländern rapid verbessern, ehrgeizige Entwicklungsprogramme durchführen – und scheiterten oft an fehlenden Geldmitteln und am Mangel an ausgebildeten Arbeitskräften. Wenn sie auch die These, daß

vorbeugender Umweltschutz billiger ist als nachfolgende Umweltsanierung, intellektuell akzeptierten, so lag doch die Versuchung nahe, zuerst auf billigstem Wege zu Lasten der Umwelt zu industrialisieren und irgendwann nachher die Schäden wieder zu sanieren.

Unter dem Eindruck eines vorangegangenen Seminars in Founex (Schweiz, 1971) setzte sich aber dann doch die Überzeugung durch, daß ein untrennbarer Zusammenhang zwischen den Umweltproblemen und den Entwicklungsproblemen besteht (Mangel an Trinkwasser, endemische Krankheiten, Versteppung usw.). Dafür wurde in Founex und Stockholm die Phrase „*the pollution of poverty*“ geprägt. Damit gelang es, eine Brücke zu schlagen im Verständnis der Zusammenhänge zwischen Entwicklung und Umweltschutz. Umweltschutzüberlegungen sollten kein Hindernis für die wirtschaftliche Entwicklung sein, sie sollten vielmehr Teil des Entwicklungsprozesses sein, der im Interesse der betroffenen Menschen insbesondere zur Vermeidung unvorhergesehener und nachteiliger Nebeneffekte umweltverträglich sein muß. Das Schlagwort des „*Ecocodevelopment*“ war geboren.

In Stockholm wurde ein Aktionsplan und eine Deklaration verabschiedet. Unmittelbar darauf schufen die Vereinten Nationen eine Spezialorganisation zur Behandlung weltweiter Umweltprobleme – das Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP).

Foto: Adolf Mokrejs

Entwicklungen seit Stockholm

Der Inhalt und die Konzeption der Umweltschutzmaßnahmen haben sich während der letzten Dekade stark verändert. Die sechziger Jahre waren eine Periode starken wirtschaftlichen Wachstums – zwischen 4 und 5% p. a. in Nordamerika und Europa und etwa 10% p. a. in Japan. Die Änderung ist weniger signifikant in den Entwicklungsländern, in denen das durchschnittliche Wachstum des BNP in den Jahren zwischen 1960 und 1970 etwa 5,6% und in den Jahren zwischen 1975 und 1980 etwa 5% betrug. Wir erlebten einen scharfen Anstieg des Preises von Rohöl, der die Entwicklungsländer letztlich stärker als die Industriestaaten traf. Das Bewußtsein der Endlichkeit der Ressourcen fand starke Verbreitung. Man begann, verstärkt in Systemzusammenhängen zu denken und zu planen. Die formalisierte Umweltverträglichkeitsprüfung (mit oder ohne Simulationsmodell) wurde in vielen Staaten eingeführt. Zusätzlich wurden sozio-ökonomische Faktoren eingeführt und globale Entwicklungsmodelle durchgerechnet. Beispiele dafür sind die von den Vereinten Nationen 1973 initiierte Studie über ökonomische Trends „Projekt 2000“, die „Interfutures Study“ der OECD und der Bericht der Brandt-Kommission über internationale Entwicklungsfragen.

In der Dekade 1970 bis 1980 wurden in vielen Staaten nationale Staatsorgane zum Schutz der Umwelt geschaffen (1970: 10, 1974: 60, 1980: 100). Auch die Zahl der privaten Umweltschutzorganisationen ist enorm gestiegen (soweit erfaßt 1972: 2500, 1981: 15 000). Ebenso ist die Zahl der Umweltschutzgesetze stark gestiegen; die OECD-Staaten verabschiedeten 1956 bis 1960 vier wesentliche Umweltschutzgesetze, 1961 bis 1965 waren es zehn, 1966 bis 1970 waren es 18, 1971 bis 1975 waren es 31 und 1976 bis 1979 waren es 25.

Generell ist festzustellen, daß sich der Umweltschutz als eigene Staatsaufgabe mit eigenen Rechtsvorschriften und eigenen Behörden entwickelt hat, wobei die Zielrichtungen von der Abwehr der Umweltverschmutzung zur umfassenden präventiven Umweltvorsorge geht.

Die internationale Zusammenarbeit im Umweltschutz ist durch intensive wissenschaftliche Kooperation gekennzeichnet. Auf politischer Ebene gibt es – besonders im Bereich der Wasserreinigung – viele wertvolle Ansätze zu einer rechtsverbindlichen bilateralen Zusammenarbeit. Auf multilateraler Ebene bereitet die politische Zusammenarbeit durchaus noch große Probleme. Rechtlich nicht verbindliche Deklarationen, Resolutionen, Empfehlungen usw. gibt es in großer Zahl. Was aber noch weitgehend fehlt, sind rechtlich verbindliche Instrumente auf multilateraler Ebene, um Umweltschutzprobleme zu lösen. Es war daher ein großer Fortschritt, als am 13. November 1979 in Genf die erste Konvention auf gesamteuropäischer Ebene (Übereinkommen über weiträumige grenzüberschreitende Luftverunreinigungen, BGBl. Nr. 158/1983) unterzeichnet wurde. Diese Konvention, die am 16. März 1983 in Kraft getreten ist, ist ein ermutigendes Indiz dafür, daß bei gravierenden Umweltschutzproblemen trotz aller wirtschaftlicher und politischer Interessensgegensätze eine gesamteuropäische Zusam-

menarbeit im Sinne der Schlußakte der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa möglich ist.

Die internationale Zusammenarbeit im Umweltschutz ist aber nicht zuletzt deswegen notwendig, weil Schadstoffe und Umweltbelastungen an nationalen Grenzen nicht haltmachen.

Maßnahmen des Umweltschutzes – auch bei Problemen von internationaler Dimension – können aber nur auf nationaler Ebene gesetzt werden. Und da sind wir untrennbar im Spannungsfeld zwischen nationaler Souveränität und internationaler Verantwortlichkeit verhaftet. Dieses Spannungsverhältnis wird sehr klar im Prinzip 21 der Declaration of Principles ausgedrückt, die bei der UN-Konferenz über die menschliche Umwelt (Stockholm, 1972) angenommen worden ist:

„Principle 21. States have, in accordance with the Charter of the United Nations and the principles of international law, the sovereign right to exploit their own resources pursuant to their own environmental policies, and the responsibility to ensure that activities within their jurisdiction or control do not cause damage to the environment of other States or of areas beyond the limits of national jurisdiction.“

Utopie

Umweltschutz zwischen Utopie und Realität

Utopien waren schon immer auf die gedanklich ideale Gestaltung der Gesellschaft – also des Staates – gerichtet; wir brauchen dazu als Beweis nur das begriffsprägende Werk „Utopia“ von Thomas Morus zur Hand zu nehmen. Mir geht es hier aber nicht darum, einen von den absehbaren Realitäten gelösten Idealzustand zu ersinnen, und mir geht es nicht um die Realisierung eines Sonnenstaates wie weiland in Paraguay so jetzt in Österreich. Solche Idealkonzeptionen haben es durchwegs in sich, entweder von (leider nicht vorhandenen) Idealmenschen auszugehen oder ein als ideal erdachtes Konzept nicht nur autoritär, sondern zumeist auch totalitär durchsetzen zu wollen. Von beiden Ansätzen bin ich meilenweit entfernt. Eine zutiefst humanistische Gesellschaft muß sich dem Menschen mit Achtung und Liebe zuwenden, und dazu gehört auch, daß wir die Menschen – besser den Menschen – mit seinen Stärken und mit seinen Fehlern als Subjekt und nicht bloß als Objekt behandeln. Nicht Platons Politeia, sondern Platons Nomoi und Sir Karl Poppers „adaptive social engineering“ sind die Linien, denen entlang zu entwickeln ich unserem demokratischen Rechtsstaat Österreich wünsche.

Dennoch brauchen wir eine Utopie, einen Traum, vielleicht besser ein von Wertvorstellungen bestimmtes Ziel, für das es sich im Umweltschutz zu leben und zu arbeiten lohnt. Ohne einen solchen Traum, ohne ein solches Ziel kann ich keine vernünftige Umweltpolitik sehen, zumal die Umweltgesinnung langfristig auf die Bewahrung und Wiederherstellung der ökologischen Zusammenhänge hin angelegt ist.

Wir fordern – ich fordere und propagiere – eine neue Sittlichkeit, ein Umweltethos, in dem wir uns nicht mehr als rüde Despoten über unsere Umwelt, sondern als Teil eines ökologischen Ganzen sehen, mit dem und in dem wir und die uns nachfolgenden Generationen in Harmonie und Schönheit leben. Wir stoßen mit unseren Träumen, mit unseren Zielen immer wieder auf Widerstände, auf harte Realitäten, die wir akzeptieren müssen, die wir aber auch verändern können. Die Politik – und die Umweltpolitik wird ein überaus bedeutender Teil der Politik der nächsten Jahrzehnte sein – kann sich nicht im pragmatischen Verwalten des Alltags erschöpfen. Politik ist die bewußte Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse; sie wurde von einem deutschen Politikwissenschaftler als das „Bohren harter Bretter mit Augenmaß und Beharrlichkeit“ beschrieben. Beides – Augenmaß und Beharrlichkeit – ist uns nicht nur (aber auch) im Umweltschutz zu wünschen.

Ein Umweltpolitiker ohne Utopien, ohne Träume, ohne Ziele ist ein Mensch ohne Dimensionen und ein schlechter Politiker. Ein Mensch mit Utopien ohne Realitätsbezug ist zwar ein ethisch wertvoller Mensch, als Politiker ist er aber ein Utopist, der nichts gestalten wird. Wir müssen daher beide Elemente in einen dialektischen Prozeß einbringen; vielleicht kann man diesen dynamischen Prozeß der wechselseitigen Weiterentwicklung zum Wohle des bonum commune *realistische Utopie* nennen?

Wo liegt diese Utopie?

Ich habe im Titel meines Beitrages „Utopie eines Umweltministers“ bewußt das Wort Umweltminister und nicht Umweltschutzminister gewählt. Der Umweltschutz müßte durch eine Sensibilisierung des Umweltbewußtseins und durch das weitestverbreitete Wissen um die Zusammenhänge unseres Naturhaushaltes zu einer emotional und rational verankerten Selbstverständlichkeit werden. Umweltschädigendes Verhalten wird zum Tabu, das sozial geächtet ist!

In einer solchen Phase unserer gesellschaftlichen Weiterentwicklung werden wir uns schon lange vom repressiven oder kurzfristig kurativen Umweltschutz zu einer langfristig präventiven Gestaltung unserer Umwelt fortbewegt haben; das wird dann sicher die Hauptaufgabe des Umweltministers sein. Die Umwelthanliegen werden auch sicher nicht mehr – wie oft heute – der Kontrapunkt zu anderen gesellschaftlichen Anliegen, sondern selbstverständlich von vornherein in alle Planungen und Entscheidungen integriert sein.

Umweltschutz als schiere Selbstverständlichkeit im Wort wie in der Tat – eine realistische Utopie;

Umweltschutz und Bevölkerung

Der Umweltschutz als selbstverständliche Lebenshaltung wird aber auch im Bewußtsein der Öffentlichkeit und damit in der politischen Kultur unseres Landes entsprechend verankert sein.

Die Umweltgesinnung – heute würde man noch von grünem Gedankengut sprechen – wird alle politischen Gruppierungen unseres Landes durchdringen. Umweltschutz wird kein heißes politisches Thema, sondern ein Grundkonsens sein, sowie auch heute die Freiheit der Person, das Briefgeheimnis und die soziale Sicherheit keine kontroversiellen Themen mehr sind. Die Bildung von politischen Gruppierungen, die ausschließlich dem Umweltschutz verpflichtet sind – von sogenannten „one issue parties“ –, wird sich als temporäre Fehlentwicklung abzeichnen, da der Umweltschutz nicht – sich selbst diskriminierend – als singuläres Anliegen einer Minderheit, sondern als Anliegen aller Österreicherinnen und Österreicher am wirkungsvollsten politisch umzusetzen ist. Die politischen Parteien sind in der repräsentativen Demokratie die Kristallisationspunkte für die Vorbereitung des gesamtgesellschaftlichen Interessenausgleichs, und der Umweltschutz wird ein sehr zentrales gesellschaftliches Interesse aller Parteien sein.

Es wird aber auch kaum mehr Bürgerinitiativen mit Umweltschutzanliegen geben, denn für Selbstverständlichkeiten demonstriert man nicht. Statt Konfrontation und Mißtrauen wird es ein vertrauensvolles Miteinander von politischen Entscheidungsträgern und Bevölkerung geben. Politische Unrast und gesellschaftliche Unzufriedenheit werden sich andere Reibebäume suchen müssen; solche werden mit Sicherheit zu finden sein!

Umweltgesinnung und gesellschaftliches Verantwortungsgefühl werden aber auch dafür sorgen, daß im Interesse des Umweltschutzes notwendige Maßnahmen, z. B. Deponien oder Sonderabfallentsorgungsanlagen, von der Bevölkerung auch verstanden und akzeptiert werden. St. Florian als Säulenheiliger des Umweltschutzes – nach dem in Österreich vielzitierten Sinnspruch: Heiliger Florian, verschon unser Haus, zünd dem Nachbarn sein's an – wird ausgedient haben!

Umweltschutz bedeutet aber auch andere Prioritäten und damit Opfer an Geld und an Bequemlichkeiten in anderen Bereichen. Der Umweltschutz wird daher auch dann, wenn er voll akzeptiert ist, Anlaß zu der Auseinandersetzung geben, wer diese Opfer auf sich nehmen muß. Dieser Umverteilungskampf kann nicht unter den Teppich gekehrt werden, und er findet ja zum Teil schon heute – allerdings zumeist als Umverteilung von „unten“ nach „oben“ – statt. Hoffentlich werden wir nach dem Vorbild der seit dem Ende des 2. Weltkriegs bewährten Sozialpartnerschaft eine neue Sozial-Umwelt-Partnerschaft erreichen, um diesen Umverteilungskampf in typisch österreichischer Weise sublimiert und in halbwegs amikaler Weise auszutragen.

Umweltutopie am Beispiel Nationalpark Hohe Tauern

In einigen Jahrzehnten werden sich die Menschen voll Verwunderung fragen, warum es nach der Vereinbarung von Heiligenblut in einem Land zehn Jahre, im anderen Land zwölf Jahre, ja im letzten Land sogar 15 (oder 20 oder ... Jahre) gedauert hat, bis der Nationalpark Hohe Tauern verwirklicht worden ist.



„Wir fordern ein neues Umweltethos, in dem wir uns nicht mehr als rüde Despoten über unsere Umwelt, sondern als Teil eines ökologischen Ganzen sehen.“ – Hier trifft sich der österreichische Umweltminister mit den Perspektiven der Teilnehmer am Brixener Symposium (ganz oben). Heute noch eine Utopie, gewiß. Aber diese Welt wird nur von den Utopien bewegt.

Fotos: Steinbichler, Löbl

Die Frage wird sein, warum die Leute in dieser Region, warum vor allem ihre Politiker nicht früher erkannt haben, daß die ungeschmälerte Erhaltung der wunderschönen Naturlandschaften und der in Jahrhunderten gewachsenen Kulturlandschaft die optimale Chance für ein Wohlergehen der betroffenen – nein, der davon profitierenden – Bevölkerung war und ist. War es der politische Ehrgeiz lokaler Funktionäre oder war es das gebannte Starren auf die vermeintliche wirtschaftliche Wunderdroge Kraftwerk, die den Blick auf alle Vorteile eines Nationalparks verstellt hat? Oder waren es ganz einfach die Schwierigkeiten, die wir alle im Erfassen und Erfühlen von grundsätzlich Neuem haben?

Die Geschichte des Nationalparks Hohe Tauern wird ein von Soziologen und Politologen begehrtes Studienobjekt sein, an dessen Beispiel sie das ebenso interessante wie konfliktreiche Heranwachsen eines neuen Natur- und Umweltschutzverständnisses, einer neuen Energiepolitik und einer neuen Fremdenverkehrspolitik aufzeigen werden.

Sparsamste Nutzung von Energie und anderen natürlichen Ressourcen, weitgehend geschlossene Rohstoffkreisläufe, emissionsarme bodenständige kleine und mittlere Gewerbebetriebe, eine Bevölkerung, die ihre lokale Kultur und ihre Identität bewahrt hat und pflegt, die sorgsamste Nutzung des Naturraumpotentials und nicht zuletzt ein blühender sanfter Fremdenverkehr werden die Kennzeichen und die Schätze dieser Region sein. Viele Menschen werden von nah und fern in das Gebiet des Nationalparks Hohe Tauern kommen, um die glückliche Harmonie zwischen intakter Landschaft, lokaler Kultur und den mit großer Umsicht eingesetzten Errungenschaften einer paraindustriellen Zivilisation ohne Gigantomanie zu erleben. Die Menschen in dieser Region werden mit Stolz und mit einer neuen Selbstsicherheit, die auf einer ungebrochenen Tradition bauend Altes und Neues glücklich vereint, und mit Zufriedenheit und Zuversicht in die Zukunft blicken.

Der Nationalpark Hohe Tauern als erfolgreiche Symbiose von Altem und Neuem, der Nationalpark Hohe Tauern als geglückter Kontrapunkt zur Massengesellschaft weitgehend anonymer und gesichtslos gewordener städtischer Ballungsgebiete des 21. Jahrhunderts – ist das eine realistische Utopie?

Ich wünsche mir, daß diese Utopie Nationalpark Hohe Tauern im Interesse meines Heimatlandes Österreich und im Interesse der in dieser Region lebenden Menschen Realität wird.



Daheim in den Tauern

Was von der Legende einer gemeinsamen Heimat der Bergbewohner und der Bergsteiger geblieben ist.

Von Louis Oberwalder

Ich habe mit der vorliegenden Fragestellung meine liebe Not gehabt: mit mir selbst als Befragter, der vermeint, noch in den Tauern daheim zu sein, der aber für die Leute dort nur einer von den vielen ist, die aus dem Tale stammen; mit der Auswahl meiner Partner, beim Gespräch mit ihnen und schließlich mit der Wiedergabe.

Was nun vorliegt ist keine Analyse, noch weniger ein Heilsrezept. Ich gehe, von den Höhen kommend, durch das bergschöne, dem Sonnenbogen folgende Tal: Erinnerungen tauchen auf, die ich kurz skizziere, es folgen Gespräche mit Leuten im Tal und zwei Wissenschaftlern, die sich mit unseren Problemen befassen. Die gestellten Fragen – wie ist es seinerzeit wirklich gewesen, das Miteinander von Einheimischen und Touristen; was wünschen sich heute die Tauernfreunde aus der urbanisierten Welt und die hier Beheimateten; kann man hier gemeinsam ein Stück Lebensglück, vielleicht ein verlorenes Paradies, wiederfinden – gelten nicht nur für den österreichweit ins Gerede gekommenen Lebensraum Hohe Tauern. Sie sind weltweit zu stellen, für die Trekkings in Nepal ebenso wie in Peru.

Die Antwort steht aus. Der Alpenverein kann, darf sich einer gründlichen Befassung mit dem Problem nicht entschlagen.

Die Legende von der gemeinsamen Bergheimat

Es ist schon ein paar Sommer her. Das Elend mit dem Herd anheizen – „der Niederdruck“ sagen die Einheimischen, wenn ein Herd aus allen Poren raucht – hatte uns den Wettersturz angezeigt. Es roch so ziemlich alles nach Rauchkuchel. Aber später, beim Kerzenlicht, umfing uns doch eine gewisse Gemütlichkeit. Hinter uns lag eine lange Anreise unter föhnlichem Himmel und ein stimmungsvoller Aufstieg durch das Umbaltal zum Philipp-Reuter-Biwak. Vor uns die lang in Aussicht genommene Tour auf die Röthspitze. Für meinen Begleiter, Reinhard Sander, erster Lokalausweis dieses umstrittenen Bergtales im Nationalpark Hohe Tauern, für mich der jeden Sommer wiederkehrende Besuch zum Einmessen des Umbalkeeses.

Da Reinhard ein Kamerad ist, der zuhören kann, hatte ich das Erzählen weithin an mich genommen und überspannte dabei Tal und Leute über ein gutes Menschenalter hinaus. Berg-

bäuerliche Einschicht, die von den Obrigkeiten gesetzte, einer strengen Sozialkontrolle unterworfenen Ordnung, Selbstversorgung mit allem Lebenswichtigen und Nachbarschaftshilfe, wenn Unglück auf einen Hof gefallen war, Sparsamkeit, wenn nicht sogar nackte Armut in allen materiellen Dingen und zugleich die Freude am Feiern, wobei immer Religiöses und Profanes ineinander übergingen, das war der grob ausgelegte Raster, in den ich mit viel zu hellen Farben Gehörtes und Erlebtes hineinmalte.

In diese geschlossene Welt brach der Tourismus ein, nicht als Flut, wie er heute Talschaften überspült, vielmehr auf leisen Bergschuhen. Markante Persönlichkeiten des Alpenvereins prägten die erste Begegnung und die Entwicklung der folgenden Jahrzehnte. In Kals war es Johann Stüdl. Er erschloß die Tiroler Seite des Großglockners, bildete die Kaiser Bauernbur-schen zu Bergführern aus und brachte Touristen und hochran-gige Besucher in das Dorf. Die jungen, großgewachsenen Kaiser Führer hingen Stüdl an wie einem Vater und dankten mit Leistungen, die alpenweit Beachtung fanden. In Matrei förderte der Herr von Thieme den Touristenbesuch, während die Prager den Großvenediger von Osten und Süden erschlossen und Prägraten zum Venediger-Dorf machten mit Bergführern in fast jedem Haus. Prof. Simony und später der Essener Philipp Reuter waren hier wie daheim. Dem alten Reuter bin ich selbst noch öfter als Bub begegnet.

Ich sah in das fragende Lächeln meines Partners, ließ aber nicht ab vom Erzählen, die Legende ist einfach zu schön. „Weißt du, Reinhard, meine erste Begegnung mit dem Alpenverein? Unser Hof liegt auf einem alten Talbodenrest am Fuß des Eselrückens auf 1540 Meter. Die Hofwiesen gehen nahtlos in die Bergmähder über.“

Bis zum Roggenschnitt, um die Augustmitte, mähte mein Vater Mahd um Mahd höherwärts dem Trog der großen Nil zu. Durch unsere Bergwiesen führt der Anstieg zur Bonn-Matreier-Hütte, die 1930 im Bau genommen wurde. Meine Aufgabe war es, den „Wiesenleuten“ die heiße Mittagssuppe und, wenn sie höher oben waren und eigene Herdstellen benützten, frische Butter und Milch nachzubringen. Ich genoß dann den Nachmittag zu allen möglichen Entdeckungen. Eine davon waren die fremden Leute, die mit Rucksack und Pickel von unten kamen oder nach unten gingen. Der Vater legte dann gerne die Sense weg, grüßte nicht so laut wie Einheimische, aber gleich freundlich,



Oben:
„Ihr vom Alpenverein seid schuld.“
Verfallene Alm

und führte liebend gern ein Gespräch. Mit meiner ganzen Neugier suchte ich die Fremden ab und blieb zumeist am Pickel, an den Steigeisen und am großen metallenen Edelweiß auf Janker oder Berghut hängen. Ich wußte schon genau zu unterscheiden zwischen den beliebten Sommerfrischlern auf Talwegen und den „Heagn“ (Herren = Touristen) unterwegs in den Bergen. So hießen auch die markierten AV-Wege „Heagn-Steige“, die Bergführer „Heagn-Führer“. Fast jeden Tag passierte auch der Hüttenträger den sonnenheißen Weg. Ich sah seinen dünnen Beinen skeptisch nach, ging doch die Mär um, er habe den Hüttenherd mit einem Gewicht von 112 Kilogramm von Gruben im Tauerntal auf die Badenerhütte getragen.“

Meine Geschichten und Deutungen jenes Nahverhältnisses zwischen den Talbewohnern und den touristischen Talbesuchern wuchsen in den Abend hinein, und kritische Gegenfragen wußte ich immer mit neuen Anekdoten zu entkräften. Ja, so heil war das Verhältnis gewesen, eine gemeinsame Bergheimat für die, die sich hier um ihre Existenz mühten, und die, die kamen, um Heiles zu erleben.

Einheimische sehen es auch anders

Der nächste Tag mit Schneesturm über den Gipfelgrat und einem langen, nassen Abstieg zur Pewell-Alm gab meinem frohen Erzählen vom Vorabend die korrigierende kalte Dusche. Im ausgewaschenen, gassenförmigen Steilstück des Wasserschaulpfades kam uns ein Bauer aus Hinterbichl entgegen. Ich riß mich aus dem müden Trott, um den gut Bekannten landsmannschaftlich anzureden. Doch dem Sepp muß der Tag Probleme und mein Anblick weiteren Blutdruck gebracht haben. So war seine Antwort auch gleich handfest und kotzengrob: „Ihr vom Alpenverein seid schuld, daß ich über diesen Scheißweg mit der Bundel (Milchkanister) auf dem Buckel täglich mei Milch von der Alm holen muß. Längst hätte ich einen Güterweg, wenn nicht . . . Beim Tal hinausflaschen sollte man dich!“ Und seine Augen meinten, was er sagte. Ich war ruckartig hellwach und versuchte soviel Willkommen mit Humor zu entwaffnen. Erfolglos. Mit „reden wir ein andermal in Ruhe“ schieden sich unsere Wege. Er schritt mächtig aus, aufwärts seiner Alm zu, sicher im Gefühl „heut hab' ich's ihm einmal gesagt!“ Wir gingen einigermaßen betroffen die Isel auswärts, Ströden zu.

Ein Feindbild für den Hausgebrauch

Reinhard hatte nicht jedes Wort, wohl aber den Sinn des kurzen Wortwechsels mitbekommen. Die Frage stand zwischen uns, wie paßt das zusammen, das heile Einst und das harte Jetzt? Ich war zu müde, um lange auszuholen. An meiner kurzen Erklärung zweifelte ich dann selbst, daß der Streit um den Nationalpark, die Verhinderung einer Venediger-Erschließung, das Sakrosankt-machen des Umbaltales uns Alpenvereiner den jähen Absturz aus der gelobten Herznähe der Iseltaler gebracht habe. So nahe waren wir uns wahrscheinlich nie gewesen.

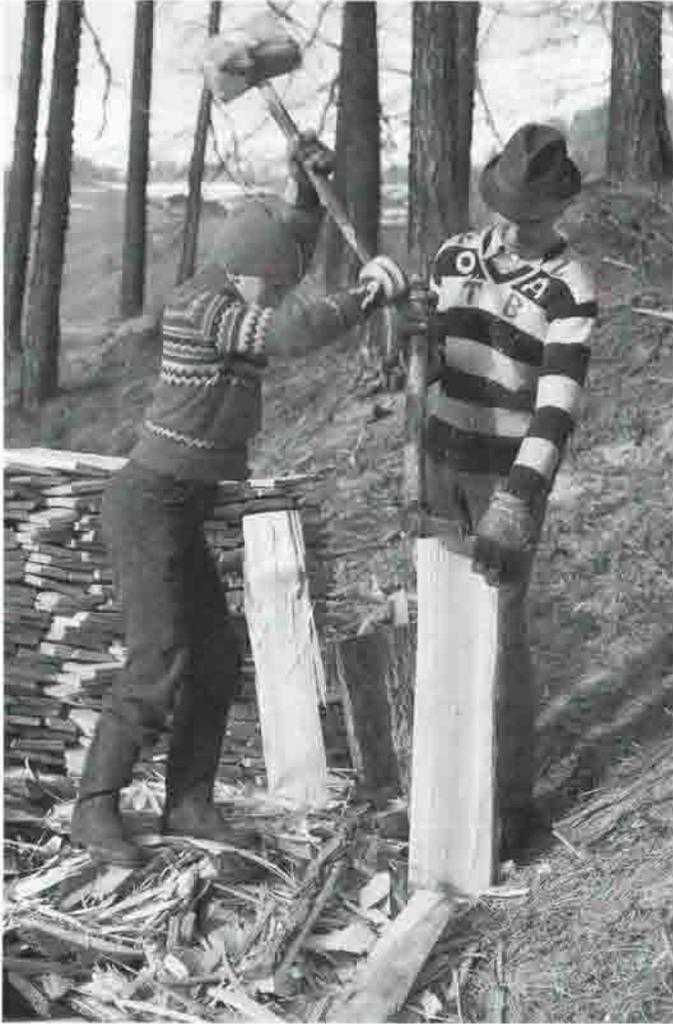
Foto: Adolf Mokrejs

Die Legende von der gemeinsamen Heimat



*Bergheuer (oben) und
Kartoffelernte (links)
in Prägarten.
Ganz links: Jagdhausalm
im Defreggental*

*Fotos:
Wolfgang Retter*



Oben: „Wir sind uns einig, die Einheimischen haben ein Recht darauf, weithin selbst zu entscheiden, wie sie ihren Lebensraum gestalten und entwickeln wollen.“ Apriach, Gemeinde Heiligenblut: Schindelspalten

Im Weitergehen, zwei Blasen schmerzten, der Rucksack drückte, die naße Kluft lag unangenehm am Körper, kamen dann andere Bilder, die ich sonst zu gerne verdrängte, aber jetzt doch meinem Begleiter eröffnete:

Bei einer Gasthausdiskussion in Prägraten, die Schnapsgläser waren gewiß schon zum vierten Mal nachgefüllt, sagte ein bedrter Funktionär auf meinen Hochgesang vom großen Freund Alpenverein, der mit seinen Hütten- und Wegebauten Arbeit und alpine Infrastruktur ins Tal brachte, die Hüttenwirte gut verdienen ließ, im Bergführen einen neuen Beruf schuf . . . „Hör mir auf damit, aus Nächstenliebe habt Ihr das alles nicht getan. Mein Großvater wußte zu erzählen, wie sie Zement auf die Essener Hütte geschunden haben, 10 Schilling fürs Sackl bei fünf Stunden Gehzeit, oder wie er hinter den Herrschaften hergezottelt ist, drei, vier Rucksäcke auf der Kraxn . . . Roßschinder ward's!“ Das böse Wort hat er später zwar zurückgenommen, aber es geistert seither unbewältigt in meinem Geschichtsbild herum. Der Bürgermeister meinte dann begütigend: „Es wär fein gewesen, Lois, wenn der Alpenverein mit uns beim Aufbau einer Wintersaison am Venediger mitgetan hätt'. Wir sehn's ein, daß er sich da schwer tut. Aber ein Stückl Zetalunitz-Kees, das müßten wir Euch wert sein. Wir tauschen's ein gegen ein Stück Grund im Vorfeld.“

Kann sich der AV noch verständlich machen?

In der Unterhaltung mit Reinhard zeige ich mich überfragt, wie im Tal und im Bezirk die Meinungsbildungsprozesse laufen, verweise auf den Einfluß des Leiters des Baubezirksamtes, ein Zugereister, begeisterter Bergsteiger, hochmotiviert, will durch technische Erschließungen den Bezirk an den Nordtiroler Standard heranführen. Ähnlich liegen die Konzepte der Bezirksmandatare: nachholen, was anderswo vermehrten Wohlstand gebracht hat. Wer anderes meint, ist rasch dem „Verein zur Verhinderung des Wohlstandes in den Berggebieten“ zugeordnet.

Wir sind uns einig, die Einheimischen haben ein Recht darauf, weithin selbst zu entscheiden, wie sie ihren Lebensraum entwickeln und gestalten wollen. Schwierig wird die Frage, wo es hier in Hinblick auf überregionale Interessen Grenzen gibt, wer mitbestimmt, wie Förderungsmittel, die von oben kommen, wofür eingesetzt werden. Wir bedauern, zu spät und zu wenig wirksam in die Meinungsbildung mit zukunftssträchtigen Alternativen, z. B. „sanfter Tourismus“, eingestiegen zu sein.

Auf der Brücke über den Maurerbach verharren wir kurz, sehen in das dämmerige, nebelverhangene Tal mit der alten Rostockerhütte, erweitert durch die neue Essenerhütte. Ich muß von Frau Ida Steiner erzählen, die dort oben 62 Jahre Herbergsmutter war, ein „Goldschatz“ für das Tal und die fernen Sektionen. Ein paar Schritte noch, und wir sind auf dem großen Parkplatz. Uns drängt die Zeit nicht mehr, wir sehen zu, wie der Strödner Bauer eine letzte Fuhr Gras einbringt.

Foto: Wolfgang Retter

„Nach der Arbeit sind sie früher oftmals noch in die Hüttkraxn g'schlossen, um bares Geld heimzubringen für notwendige und liebe Dinge, die nur dafür zu haben waren. Auch Unglück am Berg gab's immer wieder. Führer, Träger, Steinsucher vom Blitz erschlagen, im Alleingang in einer Gletscherspalte verschwunden, in der Lawine erstickt, abgestürzt . . . Zum Vergnügen war kaum ein Einheimischer in den Bergen unterwegs, es ging immer um ein Dazuverdienen. Für die Leute tat's wenig, ob's beim Führen oder beim Heuen passierte. Das erste Unglück, an das ich mich erinnere, traf eine Nachbarin von Bobojach hoch in den Wunwiesen. Unsere Wiesenleute haben das Unglück so oft im Detail erzählt, daß ich heut meine, ich hätt' es mit zitternder Seele selbst beobachtet: Sie hatten sich kurz vorher noch munter zugerufen, dann plötzlich ein Schrei, das Gleiten mit verzweifeltten Versuchen, sich festzukrallen, das Drehen des Körpers mit Kopf talwärts und dann das Sich-Überschlagen in langen Würfeln. Am Grab standen sieben Kinder, erschreckt im Mittelpunkt des öffentlichen Mitleids.

Der Bauer hat wieder geheiratet. Zu den sieben sind noch vier dazugekommen, schmalgesichtige Flachsköpfe, ein ganz anderer Typ. Wo die elf dann untergekommen sind, versuchte ich vor kurzem mit meinem Bruder zu eruieren. Drei Buben sind im Krieg gefallen, der jüngste hat den Hof übernommen, zwei Mädchen konnten sich im Tal verheiraten, die anderen leben auswärts, nicht in Amerika wie zu Großvaters Zeiten.

Ein Bürgermeister sieht es so

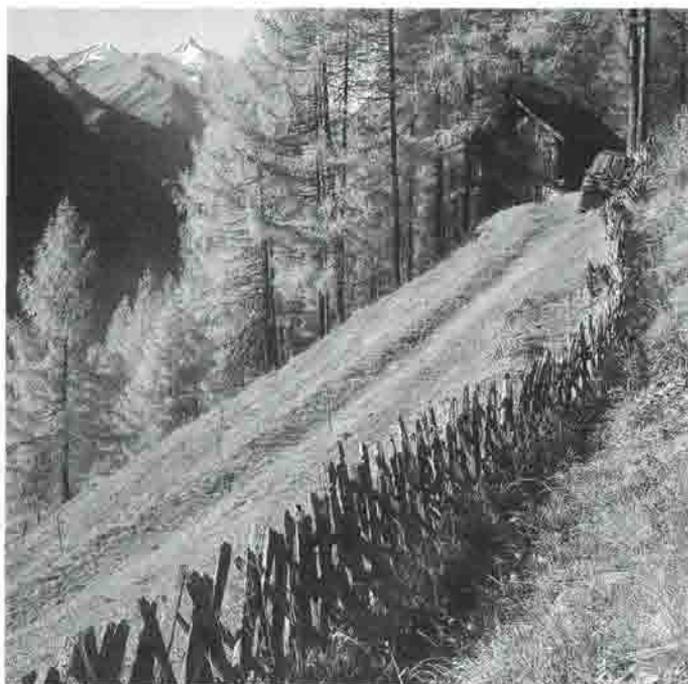
Wir fahren talauswärts. Auf den Dorfstraßen in Prägraten, Virgen und Matrei läuft der volle Abendbummel der Sommergäste, die auch hier in zwei Sommermonaten Gesicht und Leben der Dörfer bestimmen.

Eben nur für zwei Monate, sagt der Matreier Bürgermeister. Das bißl Fremdenverkehr und die Bergbauernlandwirtschaft zusammen sind zum Leben zu wenig. Sein Konzept für die erstrebte Wende ist bekannt: Die immer schwächer tragende Landwirtschaft mit dem stärkeren Bein Fremdenverkehr durch Verlängerung der Sommersaison und der Entwicklung eines Winterfremdenverkehrs abstützen, dazu als drittes Bein Industrieansiedlungen im Raum Matrei.

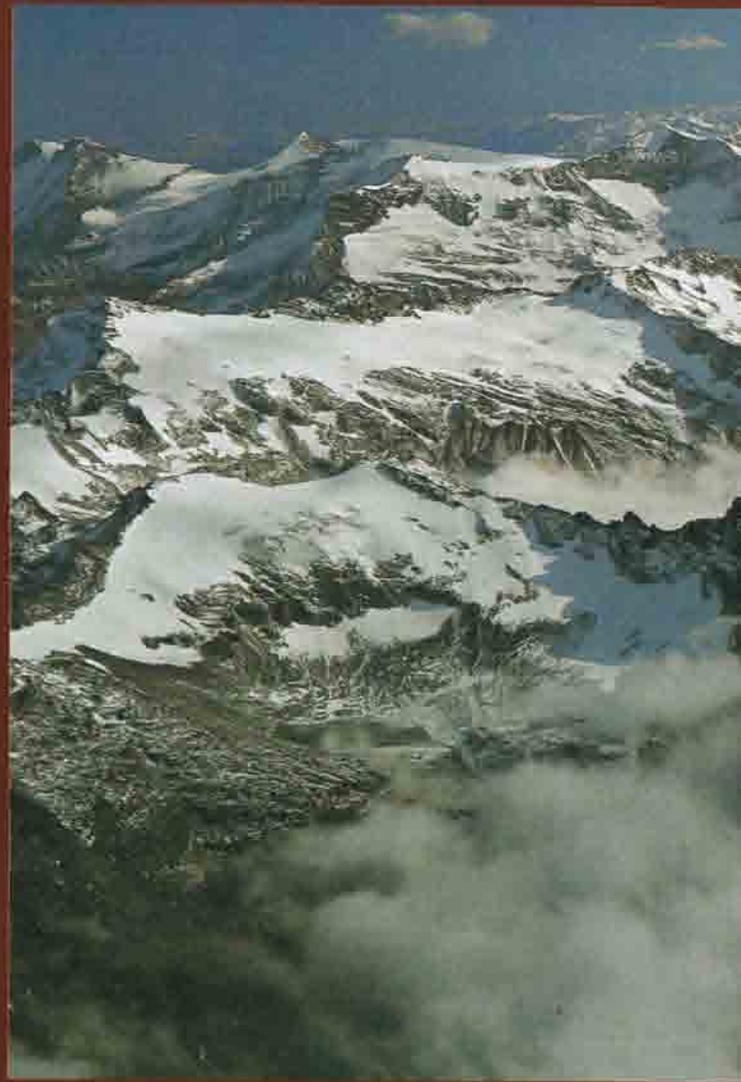
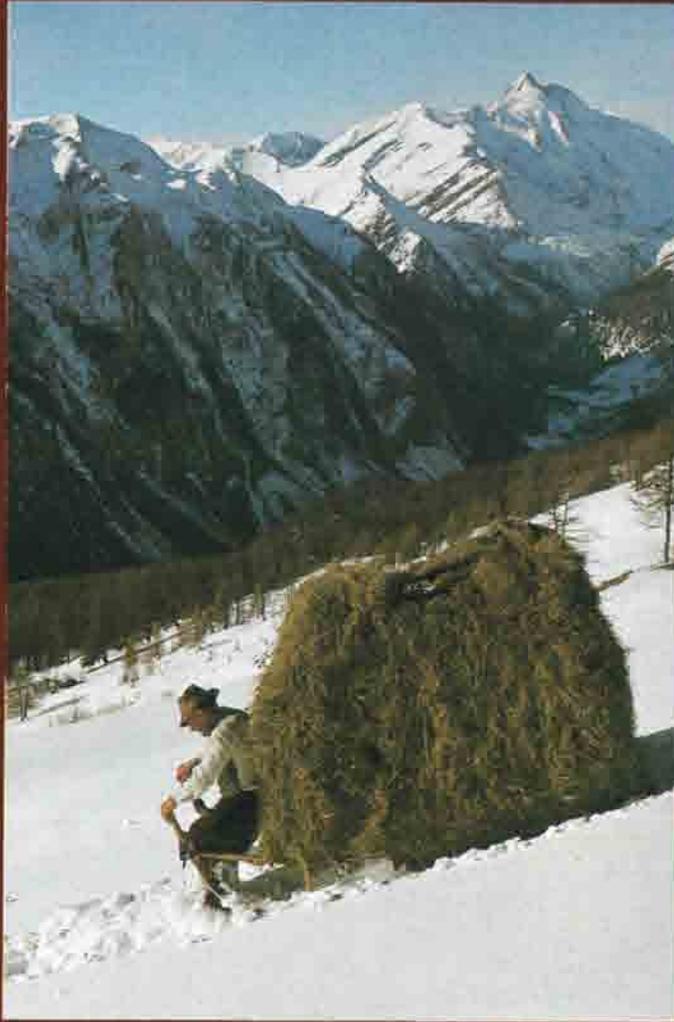
„Durch die Ungunst der Lage gegenüber dem eigenen Landeszentrum, dem Gästepotential im Wiener Raum und in der Bundesrepublik und durch unsere Bescheidenheit sind wir außerhalb des Zaunes geblieben, während sich der Fremdenverkehr rings um uns zum führenden Wirtschaftszweig entwickelte.“

Zu meiner Gegenfrage: „Liegt's nicht auch an der Mentalität unserer Landsleute, eher abwartend als wirtschaftlich draufgängerisch, zurückhaltend gegenüber Gemeinschaftsprojekten, ämterstreu und ein bißchen wehleidig . . .“

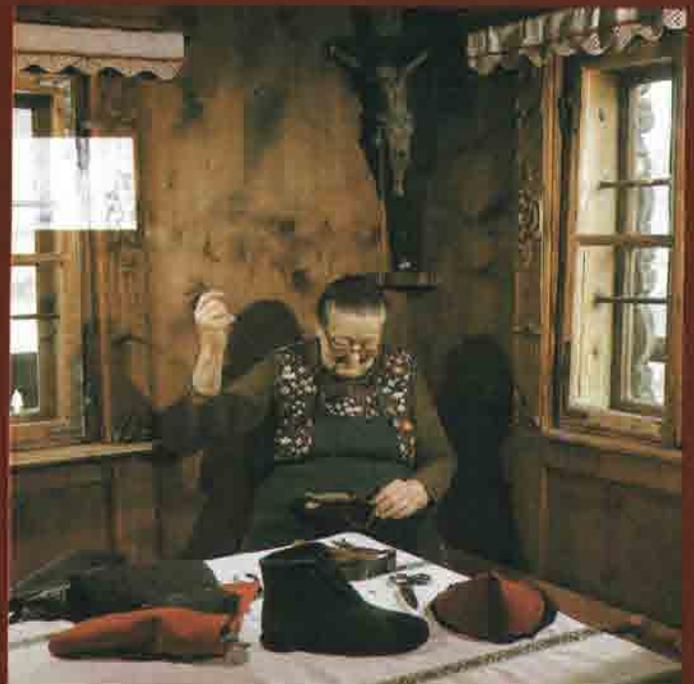
„In den Ruf“, kontert der Bürgermeister, „sind wir durch das verordnete Zuwarten gekommen. Schon über zehn Jahre warten wir auf das Kraftwerk; wenn dafür die Bescheide vorliegen, errichten wir den Nationalpark. Der Kraftwerksbau wird den



*Oben:
Außerhalb des Zaunes geblieben.
Bei Heiligenblut*



*Oben: Heuziehen
am Apracher Mälder,
Gemeinde Heiligenblut
Rechts: Dogglnmacherin
(Patschennäherin) in Bramberg*

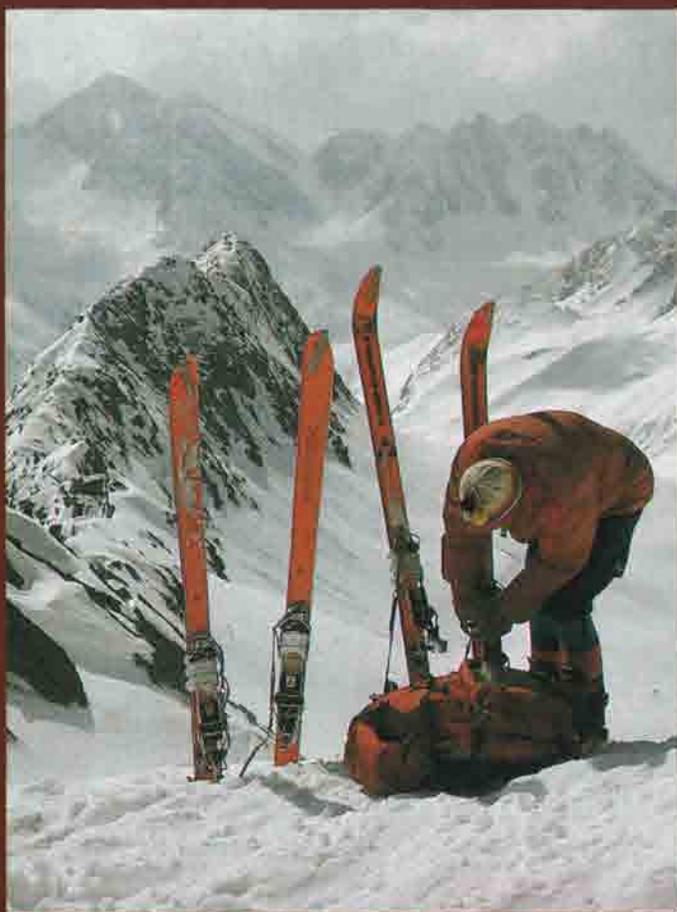
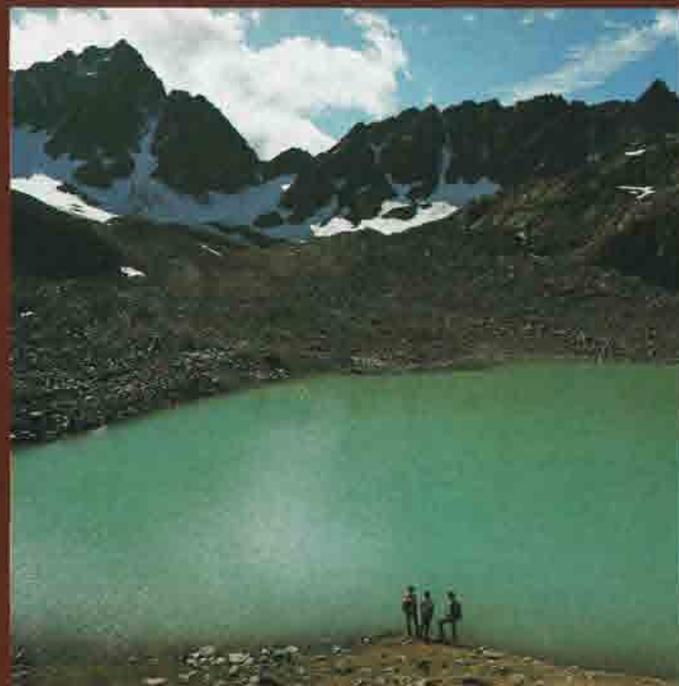


*Alle Fotos:
Wolfgang Retter*

Der sanfte Weg

Gesucht wird ein Ausweg aus der Sackgasse des Rationalisierungsdruckes und der Überproduktion in Tourismus und Landwirtschaft. Dieser „sanfte Weg“ wird der Weg in die Zukunft sein – nicht nur im Nationalpark Hohe Tauern.

*Links: Blick über den Muntanitz auf den Großglockner
Unten: Am Griedenkarkopf (Schobergruppe).
Blick auf den Großen Hornkopf und die
Klammerköpfe*



*Links: Am Großen Gradensee.
Hoher Perschitzkopf und Weißwandspitzen*



Links: Geplante
Entwicklung gestoppt.
Gletscherlehrpfad
Innerschlöß

Foto: Walter Mair

Gemeinden Abgeltungen und jährliche Steuereinnahmen bringen, die die notwendigsten Strukturverbesserungen möglich machen. Dazu kommen zusätzliche Arbeitsplätze während der Bauzeit und nach der Fertigstellung. Dörfliche Unternehmer, Bauern und Arbeiter vermögen dann aus eigenem den Standard ihrer Gastwirtschaften, Privatzimmer und Ferienwohnungen zu verbessern. Dabei wird uns mit dem Kraftwerk nichts geschenkt. Wir bringen unsere schönsten Bäche für die österreichische Energieversorgung ein. In der Variante 1974/3 ist nach langem Suchen eine von allen Einheimischen akzeptierte Lösung gefunden worden. Da kamen die Naturschützer, insbesondere der Alpenverein, und haben mit ihren Forderungen – zuerst Herausnahme des Innerschlöß, dann des Umbaltales – die geplante Entwicklung gestoppt.“

Die Alpenvereinsvariante werde nicht ernst genommen, meint der Bürgermeister weiter, und so bleibe vorerst der Schwarze Peter für den Entwicklungsstopp in der Region bei den Naturschützern.

Es ist schwer zu erheben, wie ernst die Bürgereister und breite Bevölkerungskreise im geforderten Kraftwerk wirklich den Zauberberg sehen, der die Goldader führt, die alle Probleme lösen hilft. Daß alle Gemeinden zusätzliche Geldmittel brauchen, um ihre Schuldenlast zu bewältigen, kommunale Einrichtungen wie Sportanlagen, Langlaufzentren, Veranstaltungshäuser und örtliche Aufstiegshilfen zu finanzieren, steht außer Frage. Ein Bürgermeister auf der untersten Stufe macht-habender Politiker lebt noch in enger Tuchfühlung mit seinen Gemeindebürgern. Er wird auch genügend bedrängt von den Zwängen seiner Funktion, den Wünschen von Gruppen, die ihn stützen, und vom eigenen Ehrgeiz, gesteckte Ziele zu erreichen. Er mag dann schwer reflektieren, was echte Sorge für die „res publica“ ist, was mehr den ihn stützenden Gruppen dient und wo eigene Denkmalpflege Vorrang hat. Unser aller Motive sind so vielschichtig, auch bei mir vergesellschafteten sich Blumen und Disteln zu einem bunten Strauß.

Die Legende vom heilen Tal

Es ist uns beiden gleich unwohl auf der vorspringenden Ofenbank beim Moser in Welzelach. Eine Fernsehaufnahme: zwei
222

Scheinwerfer, die Kamera, der Regiemeister, zusammen wirken sie wie eine Maturakommission. Und ich im „zwanglosen“ Gespräch mit Bäuerin und Bauer. Meine Gesprächseinstiege sind so suggestiv steril, wie die Weiterführung der ausgelegten Fragen kein farbiges Muster und keine klotzige Aussage bringt.

Was wollte ich eigentlich mit dem ORF-Abenteuer beim Moser? Der Welt weismachen, daß es daheim in den Tauern noch die gesegneten Wiegen unter den niederen Schindeldächern gibt; daß sie zusammenleben, jung und alt, jeder an seiner leistbaren Aufgabe; daß sie wohl Zwänge auf Grund tradierter Ordnungen kennen, aber keine Zivilisationsängste und nicht das narzistische Sich-selbst-Begutachten. Daß bei ihnen noch etwas da ist von jenem Griff, der Werktag und Festtag, Irdisches und Überirdisches umfaßt.

Hof und Großfamilie bieten dafür einen überzeugenden Rahmen. Ein Stammbaum der Stadler seit 1704 hängt in der alt getäfelten Stube, ihm gegenüber der Haussegen. Drei Generationen leben hier noch beisammen. Sie haben eine Werkstatt mitten im Haus, für alle Reparaturen und zum Hobbydreheln, einen steingemauerten Stall mit gewölbtragenden Säulen und Speck aus der eigenen Selchkammer. Woher der Schnaps kommt, will niemand recht sagen. Ein Beispiel also, wie eine Bauernfamilie Herrgottswinkel, Festtagstracht im geschnitzten Bauernkasten, Dusche und WC, Trikots und Blue jeans in äußerer Symbiose mit innerer Wertordnung abstimmen kann. Auf der Bank neben dem Fenster mit der oval aufgebundenen Passionsblume sitzt der alte Lois und beobachtet den seltsamen Auftrieb mit Heiterkeit. Seine Schwerhörigkeit hat ihn noch schweigsamer gemacht. Ein großer Plauderer war er nie. Dafür ein Alleskönner. Sein Spezialgebiet waren Seilwinden und Seilaufzüge für alle Erfordernisse im Tal. Über seine Seilbahnwerkeln wurde Heu aus den Hochlagen, Holz aus dem Steilwald, Sand von der Isel und die Milch vom Berghof zur Sammelstelle befördert. Abgerechnet hat er mit dem Spruch „Du wirst mir schon was geben“. Ihm ging's immer ums Problem, nie um das Geld. Solche kleine Erfinder, technische Talente, alles Macher, ohne es in vorgeschriebenen Lehrjahren je systematisch gelernt zu haben, gab es und gibt es noch zum Teil in jedem zweiten Haus. Dazu gehört auch die Schnitzkunst. Aus Zirben- und Lärchenholz schnitzten sie Rosetten,

Rechts: Im Wohlstandspegel um zehn Prozent unter dem Landesdurchschnitt und im Kirchenbesuch etwa um das höher. Brecheln (von Flachs) in Apriach, Gemeinde Heiligenblut



Foto: Wolfgang Retter

barocke Kapitäle und den Heiligen Geist für den Strahlenkranz der Decke in der Stubenmitte. Sie schnitzten auch Gnome und Larven für das Klaubaufgehen. Begabte, die Mut und Glück hatten, kamen auch zu Künstlerruhm, wie Dorer, der Ritter von Wallhorn, Trojer, Egger und Fuetsch.

Auch für den Pfarrer hat sich vieles verändert

Den Pfarrer meines Heimatdorfes traf ich im Gasthaus. Er soll öfter dort sein, nicht um sich mit Alkohol den Kummer von der Seele zu spülen, vielmehr will er die jungen Leute treffen, die wochentags auspendeln und an Sonntagen seiner Predigt fernbleiben. Ich erzähle ihm, daß mich seine Pastoral an meinen Pfarrer Brunner erinnere, der mir das Ministrieren beigebracht und dafür einen ersten silbernen Doppelschilling geschenkt hatte. Er vereinigte in seiner Person noch alle Funktionen, derer die Leute in der Pfarre bedurften. Er schrieb Gesuche, vermittelte Dienstposten, brachte begabte Buben ins Gymnasium, wußte Rat in Haus und Hof, arbeitete beim Heuen und im Kornschnitt mit. Scheu und verlegen wurde er nur, wenn es zu repräsentieren galt. Und Kirchenglocken haben sicher auch mit Repräsentieren zu tun. Da man im zu Ende gehenden Ersten Weltkrieg auch die Virgener Glocken vom hohen grügedeckten Turm nahm, ein Dorf ohne großes Geläut aber doch kein Kirhdorf sein kann, organisierte die Gemeinde eine Sammelaktion für neue Glocken. Nur der Pfarrer war bis zuletzt dagegen. Und am Hohen Frauentag sagte er auf der Kanzel, warme Unterhosen und gutes Schuhwerk für die Schulkinder im Winter sei vordringlicher als Glockengeläut. Und die Finanzierung sei zudem in eine unsichere Zukunft ausgelegt. Ja, man wolle eben mehr gelten als man habe, und dann würden sie ihre Glocken haben, die Virgener, und sie würden übers Tal hinrufen – der Pfarrer machte die Läuterbubenbewegung und sang mit seinem tiefen Baß: „Be – zah – let die Schul – den, be – zah – let die Schul – den!“ Die ganze Kirche lachte wie bei anderen Pointen, die in keiner Predigt fehlten. Die Glockenschulden hingen den Virgenern noch lange nach.

„Wie steht's heut mit den Schulden, dem Herrgott gegenüber und bei der Raika?“ Man sieht's an den Stirnfalten, der Pfarrer zögert zu sagen, was er denkt. Soll er es denn allein tun, wo

doch beide mit ihren Wertvorstellungen ziemlich an der Wand stehen, der befragte Seelsorger und der fragende Alpenvereiner?

„In der Statistik“, sagte dann der Pfarrer, „halten sich die Abweichungen gegenüber dem Landesdurchschnitt die Waage. Wir liegen im Wohlstandspegel zehn Prozent unter dem Landesdurchschnitt und im Kirchenbesuch etwa um das höher.“ Der Pfarrer sieht sich geachtet, aber doch mehr und mehr an den Rand des Geschehens geschoben. „Die Kirche wird halt auch bei uns zu einer Seitenkapelle für die immer noch unentbehrlichen Hilfen und Feste einer Volksreligion. Durch die breite Halle des Tales aber braust ein neuer Rationalismus mit Existenzsorgen, Konsumwünschen und der Hast nach mehr...“

Ein einheimischer Lehrer sieht die neuen Projekte differenziert

Die zunehmende Fremdbestimmung, das Nachahmen von anonymen Vorbildern aus begüterter Nachbarschaft und das Lösen von Traditionsbindungen erklärt ein einheimischer Lehrer aus Assimilierungsprozessen durch den Fremdenverkehr, ebenso aber durch das Auspendeln vieler junger Leut' auf Arbeitsplätze bis weit nach Deutschland hinaus. In den vergangenen 20 Jahren hat sich die Einwohnerzahl in der Region fast um ein Drittel erhöht. Für immer mehr Gemeindeangehörige wird die Heimatgemeinde reduziert zu einer Wohngemeinde.

„Ihr seid doch in den letzten Jahren österreichweit, ja darüber hinaus ganz nett ins Gerede gekommen. Was bewirkt das bei den Leuten?“ Der Kollege lächelt: „Ich weiß, was du gern hören würdest: auch dafür sollten wir dankbar sein.“ Ich verneine dies, er glaubt mir's nicht. „Na“, sagt er dann, „das hat zwei Seiten: Es hebt bei uns schon das Gefühl der Bedeutsamkeit, der Besonderheit von Landschaft und Mensch, der Aufforderung, daß wir uns besser verkaufen sollten. Daneben aber ist der helle Unmut in vielen Häusern, daß die von draußen und oben über uns verfügen möchten, daß sie sich einbilden, zu wissen, was für uns gut ist – in Wirklichkeit wollen die großen Ratgeber doch für sich selbst etwas reservieren, erhalten, was anderswo längst verkauft oder verbraucht ist. Unser Mißtrauen kommt ja nicht von ungefähr!“

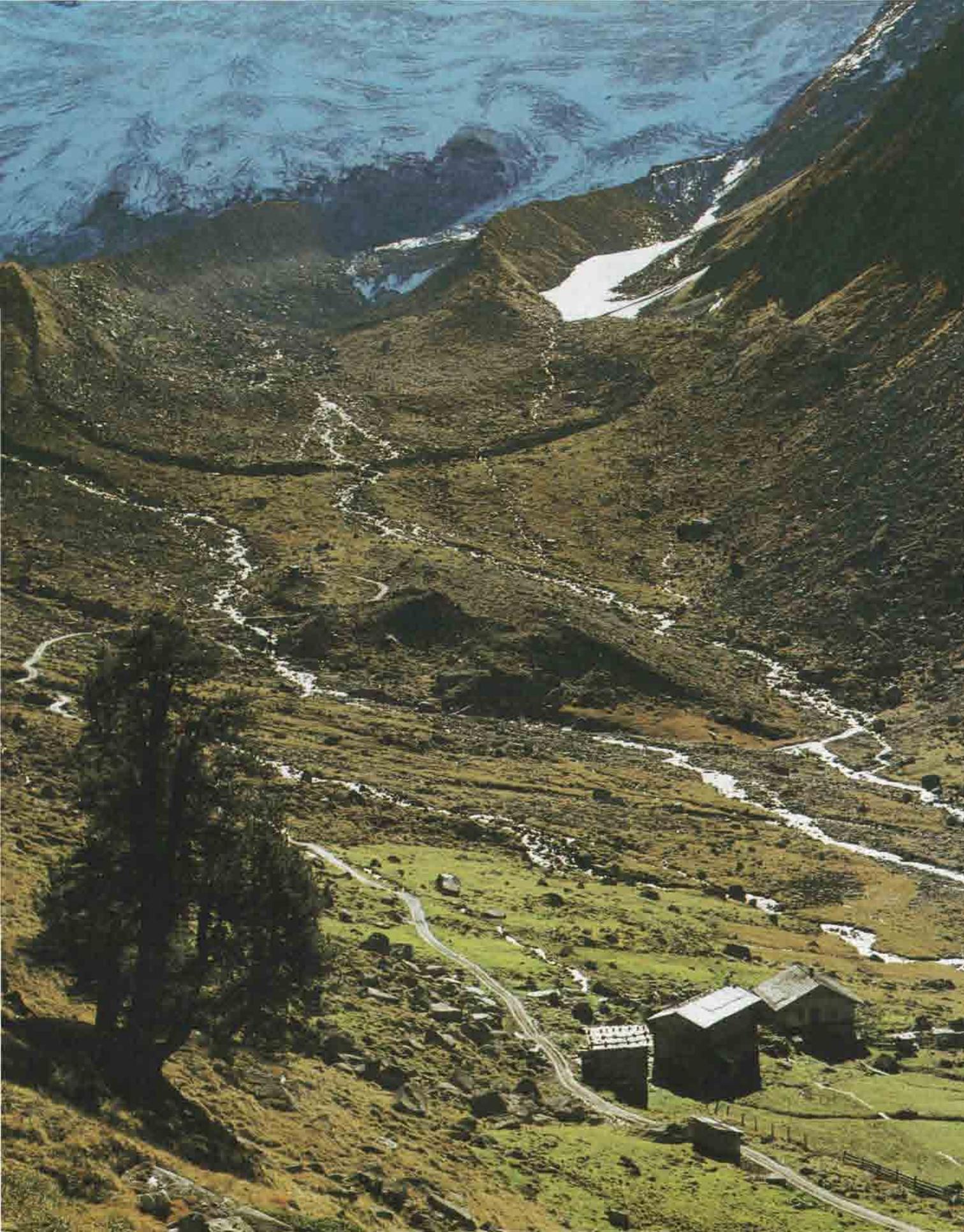


Foto: Wolfgang Retter

Wem nützen Großprojekte

Und er fährt fort: „Im Grunde mußten wir immer mehr nach draußen abgeben, als wir zurückbekamen. Da war der Zehent von der kärglichen Ernte, das Blut halber Familien in endlosen Kriegen, die nie die unseren waren, und die vielen jungen Abwanderer, billige Arbeitskräfte für wirtschaftlich stärkere Gegenden.“

Sicher, heut gibt's auch für uns die sozialen Zuwendungen, auch etwas an Förderungen für Strukturverbesserungen, aber mit soviel Bürokratie verbunden, daß ängstliche Leute sich die Wege ersparen. Wir haben Anrecht auf mehr Lastenausgleich, gleichgültig wie die Dinge dann heißen, Raummittel, Sonderprogramme. Auch unser Landesbischof hat zum Hofer-Gedenktag am 20. Feber mehr Gerechtigkeit für unsere zurückgelebene Region gefordert.“

„Gehen tut's eigentlich immer um das liebe Geld. Kann man sagen, mit Geld wäre auch bei uns in den Tauern alles käuflich?“ Meine Frage war unfair, und ich bekam dafür auch die entsprechende Gegenfrage. Ja, wer im Glashaus sitzt ... Ich lenke dann das Gespräch zum Kraftwerk hin. Er befürwortet mit differenzierten Einschränkungen. Es sind dies Vorsicht gegenüber Großprojekten, Vorbehalte gegen Außensteuerung und die zentrale Sorge: was hilft es den Bergbauern?

Ein Bauer redet offen

Bergbauern, die ausschließlich von ihrer Landwirtschaft leben, kann man in den einzelnen Gemeinden an den Fingern aufzählen. Sie haben ziemlich gleichlautende Vorstellungen über Großprojekte in ihrer kleinen, begrenzten Welt. Einer äußert sich sehr deutlich: „Ich bin gegen das Großkraftwerk, halte auch ein Veranstaltungszentrum, oder wie sie das heißen, nicht für notwendig, hab' meine eigene Meinung zum Nationalpark und meine besondere zur Genossenschaftspolitik. Beim Kraftwerk fürcht' ich mich vor den Baustraßen, vor dem Lärm, dem ganzen Wirbel. Und dann bin ich ein Wassernarr. Ich wirtschaftete auf der trockenen Talseite, brauch' Wasser so notwendig wie die Sonne und finde zudem unsere Bergbäche als das schönste im Tal. Ein Tal ohne Bach ist für mich wie ein Mensch, der nimmer reden kann. Das Gschlöß ohne Wasser, soviel könnt' mir niemand zahlen, daß ich sowas hergeben würde.“

„Aber, wenn du jung wärest und doch Pläne hättest?“

„Pläne hab' ich immer noch, sie werden nur bescheidener. Mei Bua, der junge Bauer, denkt ähnlich. Er geht gerne auf die Berge, ich nur mehr in die Wiesen, und da wär' ich beim Nationalpark. Der dürfte uns Bergbauern in keiner Weise behindern. Der müßte uns helfen, unsere Bergbauernlandwirtschaft lebensfähig zu halten. Ich bin dafür, daß es dazu Hilfen für die Erhaltung der Almen und Bergschupfen gibt. Mähpremiën für die

Bewirtschaftung der Bergmäher, Hausverkauf von eigenen Produkten ... da gäb's vieles, was man für uns tun könnte. Aber grundsätzlich möchten wir die Hausherrn bleiben. Ich möchte kein Parkpflieger sein, vor den Fremden hergehen und ihnen von alten Zeiten erzählen oder hinter ihnen nachgehen und ihren neuzeitlichen Dreck aufräumen. Unser Elend ist, daß wir immer mehr haben wollen und dazu immer mehr produzieren müssen, und dabei die Absatznot. Wenn ich zurückdenke, wie wir aufgewachsen sind und was die heute für einen Wohlstand haben, dann kann das doch nicht immer so weitergehen. Sicher, alle sollen eine Arbeit haben, Arbeit ist auch genug herum. Man müßt sie nur verteilen und dabei vielleicht ein bißchen bescheidener leben. Ich hab's so gehalten und bin gut gefahren. Hab' all meine Kinder, ihrer neun, etwas lernen lassen. Durchschlagen und zurechtkommen müssen sie dann selber. Meine tun's auch und haben brauchbare Existenzen in Salzburg, im Zillertal und in Vorarlberg. Alle haben hier nicht Platz!“

Er schaut vom Söller seines exponierten Hofes übers Tal und meint, es könne doch nicht eines Tages alles verbaut sein. „Wovon leben wir dann, wenn einmal andere Zeiten kommen.“

Und ein kritischer Experte

Hier trifft sich der einfache Mann mit den Aussagen von Univ.-Prof. Dr. Fliri:

„Im Hinblick auf die unausweichlich erscheinende Verkürzung der Arbeitszeit in großen Teilen der staatlichen und privaten Wirtschaft suche ich nach vergleichbaren Lösungen für die Landwirtschaft. Sie können doch nur darin bestehen, möglichst vielen Menschen die Beziehung zum Boden, zur Pflanze und zum Tier, zur eigenen Nahrung zu lassen. Man sagt mir, das sei Ideologie und nicht Ökonomie. Ich gebe zu, daß der Typ des selbstgenügsamen Eigenversorgers nicht nach jedermanns Geschmack ist. Zufriedene Leute sind freilich auch kein taugliches Objekt der Machtpolitik, wenn man sie nicht davon überzeugen kann, daß sie eigentlich allen Anlaß hätten, unzufrieden zu sein. Ich kenne viele Bauern, die genau jenen Kummer haben, der sich in nüchternen Zahlen der Buchführung ausdrückt. Aber immer wieder höre ich trotz der zunehmenden Sorgen die Meinung, sie hätten ein sinnvolles Leben gehabt und würden, noch einmal vor die Wahl gestellt, wieder Bauer werden.“

Demnach, Herr Professor, hat der Bauer, der Bergbauer, immer noch eine wichtige, wenn nicht volkstragende Funktion?

„Ja! Ich muß da die sechs Grundfunktionen bemühen, die der Bauer ganzheitlich zu erfüllen hat. Ich betone das Ganze und Unteilbare. Denn andernfalls haben wir es mit speziellen Nahrungsproduzenten, Bodenverwaltern, Landschaftsgärtnern, Brauchtumpfliegern, nur mehr Kinder erzeugenden Staatssubventionären zu tun, die niemand zu einem sinnvollen Ganzen zu organisieren vermöchte. Wesentlich ist dabei, daß der Bauer

bis in die jüngste Zeit immer nur aus der pflanzlichen und tierischen Produktion das Einkommen hatte, die anderen Funktionen aber unausweichlich durch die Bauernwirtschaften mitbesorgt worden sind. Nämlich die Verwaltung des Bodens, das Schützen und Pflegen der Landschaft, die Erneuerung und Erhaltung des Volkskörpers, die Pflege der ländlichen Grundlage der Kultur und die staatsbürgerlichen Pflichten, eingeschlossen Steuer zahlen und Wehrdienst leisten. Erst die Änderung der agrarischen Produktionsweise mit der betrieblichen und regionalen Konzentration hat uns klar gemacht, daß der Wert der unentgeltlich erbrachten Leistungen bei der Berechnung des Volksvermögens übersehen wird. Diese Leistungen würden jedoch niemals in einer sinnvollen Art vollbracht werden können, wenn sie nicht in engstem Bezug zur Grundfunktion blieben. So sehr der Bauer die sogenannten Direktzahlungen anzunehmen gezwungen ist, wird er doch eine Politik nie verstehen, die keinen vernünftigen Weg findet, ihm dasselbe Geld gleich für Milch und Vieh zu geben. Damit wär' ich beim Problem der agrarischen Überschüsse. Unsere Agrarpolitik hat sich in dem kriegswirtschaftlichen Apparat, der gegen den Hunger tauglich war, gut bewährt. Daß er gegen den Überfluß funktionieren sollte, war nicht geplant. Nun ist diese Ordnung weder eine heilige Kuh noch ein Teil der Idee des österreichischen Staates. Es ist nicht einzusehen, warum die örtlichen Erzeuger am freien Wettbewerb mit dem Milchmonopol gehindert werden sollten, vorausgesetzt, daß sie ihr Futter vom eigenen Boden und nicht von anderswo beziehen. Es ist nicht einzusehen, warum der Bergbauer auf den Erlös aus eingesparten Transport- und Verarbeitungskosten verzichten soll. Es ist ebensowenig einzusehen, warum nicht kleine Senneereien wie früher Spezialitäten erzeugen und in Wettbewerb mit den Importen treten sollten, warum der Handel mit Milch und Milchprodukten auf kurzem Wege mit Repressalien eingestellt wird, warum mit einem Wort bäuerliche Selbsthilfe unerwünscht ist.*

Der sanfte Weg

„Herr Professor, Sie vertreten damit auch einen ‚Sanften Weg‘ in der Agrarpolitik, insbesondere was unsere Bergbauernwirtschaft betrifft.“ Der Professor liebt solche Schlagwörter nicht sonderlich, er sieht aber im Nationalpark eine Chance für den Bergbauern. „Der Bauer erzeugt und erhält die Kulturlandschaft. Zu behaupten, er sei der eigentliche Naturschützer, ist freilich abwegig. Gerade der frühe Bergbauer ist ein großer Naturzerstörer gewesen. Von der Selbstvernichtung durch eine harte Umwelt bedroht, haben seine Nachkommen jedoch Nutzungssysteme entwickelt, die ihnen das dauernde Siedeln gestattet. Diese Systeme waren arbeits-, aber nicht kapitalintensiv. In der letzten Zeit hat nun das Fehlen der Arbeitskräfte gerade in der Höhenzone zu Extensivierung und Nutzungsrückgang geführt. Damit wird aber keineswegs das natürliche System wieder hergestellt. Viele neue Forschungen zeigen, daß das Stabilisieren von Brachflächen Jahrzehnte dauert und so lange Pflege und Überwachung weitergehen müssen. Bei

der gegenwertigen Lage wäre die Trennung von Wald und Weide beschleunigt zu vollziehen, wobei der Staat den Bauern mit zu geringer Waldausstattung aus seinem eigenen Bestand helfen sollte. Heute ist ja der Ertrag einer Arbeitsstunde im Wald mehr als dreimal so groß wie der einer Stunde beim Vieh. Der weitaus größte Teil des alpinen Grünlandes würde daher heute nicht mehr gerodet werden. Dieser Disparität von land- und forstwirtschaftlicher Arbeit wird man auch im Nationalpark beim Gestalten der Landschaft Rechnung tragen müssen.“ Und abschließend meint Dr. Fliri: „Der Nationalpark soll weder zum Museum einer überholten Agrarpolitik noch zum Experimentierfeld einer neuen werden. Ich bin aber zuversichtlich, daß er in seiner Funktion als größte Volksschule Österreichs nicht zuletzt eine Stätte politischer Bildung für jedermann zugunsten der Bergbauern sein wird.“

Ein Heimatverein mit Brückenfunktion

In diese „Volksschule politischer Bildung“ möchte auch eine aktive Lehrerin in Virgen ihre Landsleute locken. Ein frisch gegründeter Heimatverein und ein Zusammenschluß von Bildungseinrichtungen werden von einem Team junger Leute getragen, die sich erstaunliche Ziele gesetzt haben.

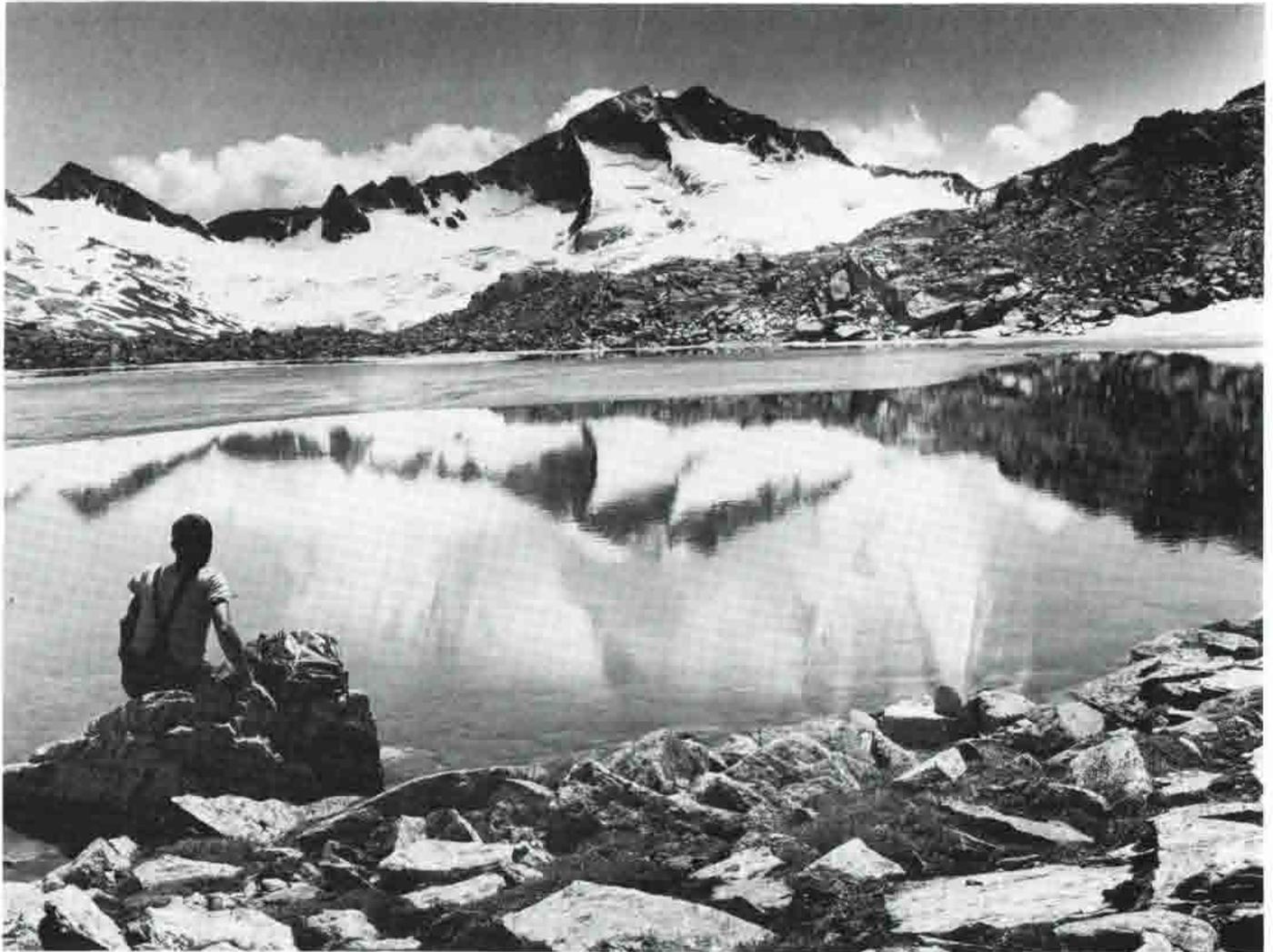
„Wir kennen uns alle zu wenig, haben vielfach die Verbindung mit dem alten Virgen verloren und sind uns uneinig, wie's bei uns weitergehen soll, wirtschaftlich und auch kulturell im Zusammenleben. Es kann nicht gut gehen, wenn jede Bevölkerungs- oder Interessensgruppe nur ihre eigene Spielwiese pflegt und vertritt. Wir sind auf mehreren Ebenen bereits aktiv geworden. Einmal gilt es, uns wieder besser unserer Herkunft und damit unseres Erbes zu besinnen. Es leben nur mehr wenig alte Leute im Iseltal, die die großen Veränderungen vom Selbstversorger-Bauerndorf zum heutigen Zivilisationsdorf erlebt haben. Wir fragen sie aus, nehmen ihre Erzählungen auf als eine Quelle für ein großes Heimatbuch. Eng verbunden mit dieser dörflichen Zeitgeschichte ist dann die Erhebung des alten Kulturgutes an Baulichkeiten, Kunst- und Gebrauchsgegenständen mit dem Versuch, gerade den jungen Leuten die Dinge wieder innerlich näherzubringen. Uns geht's darum, die Vorteile, die wir durch eine gewisse Rückständigkeit in der Fremdenverkehrsentwicklung haben, zu nützen, um die Fehler, die in anderen Orten deutlich sichtbar werden, sowohl im Ortsbild als auch im Gemeindeleben bei der Entwicklung unserer Region zu vermeiden. Unser Traumziel ist, die Vorzüge eines harmonisch wachsenden Fremdenverkehrs zu nützen und die Beeinträchtigungen, die er zwangsläufig auch mit sich bringt, möglichst gering zu halten. Wir möchten selbst bestimmen, was uns gut tut, was uns gefällt, mit einem Wort – wie wir leben wollen.“

Es reizt, die beredete junge Frau ins Gesicht zu fragen: „Und wie willst du dies – es ist eine gute Fracht Ideologie – deinen Landsleuten beibringen?“

Sie hätten, so sagt sie darauf, ein Programm mit mehreren Stoßrichtungen: die eigene Gemeinde kennen und ihr Kapital schätzen lernen, den Fremdenverkehr besser fördern und inte-

*Unten: Das Leben in die
eigenen Hände nehmen.
Am Oberen Schwarzhornsee
mit Preimlkopf und Hochalm Spitze*

Foto: Wolfgang Retter



grieren durch Ausbildung der Einheimischen und Informations- und Bildungsangebote an die Gäste und schließlich die Eltern bewegen, ihre Kinder beruflich bestmöglich ausbilden zu lassen. „Mehr“, so meint die junge Pädagogin mit sichtlicher Sorge in der Stimme, „können wir unseren Kindern hier nicht mitgeben: ein gutes Aufwachsen und Verwachsensein in der Gemeinde und das geistige Werkzeug für das Leben, das sie dann selbst in die Hand nehmen müssen. Wir sind arme Leut!“

„Arm ist, wer alles hat, aber nichts mehr gestalten kann“

Die Gründerin des Heimatvereins sagt's nicht so sozialphilosophisch wie die Referenten einer Fachtagung zur Entwicklung strukturschwacher Berggebiete. Dazu der Ökopädagoge Univ.-Prof. Dr. Heinrich Dauber: „Ökologisches Lernen ist für

mich die politische Gestaltung der eigenen Umwelt, die Macht zu haben, mich mit meiner Umwelt zu verstehen und diese Umwelt gestalten zu können, die eigenen Angelegenheiten in die eigenen Hände zu nehmen. In diesem Sinne ist ökologisches Lernen das Gegenteil von modernisierter Armut. Im modernen Sinn arm ist jemand, der alles hat, aber nichts mehr gestalten kann; der vollkommen abhängig ist von fremder Versorgung. Entfremdet ist jemand, der keine Möglichkeit hat, sich selbst zu verstehen und sein Leben zu begreifen und es in die eigenen Hände zu nehmen!“

Ja, Frau Kollegin, wer sind dann die „armen Leut“? Die sich selbst Versorgenden von gestern oder die im Wohlstand aufgeholt von morgen?

Und Dauber dann weiter: „Ich habe erst später begriffen, daß ich meine eigene Umwelt, meine eigene Situation nur verstehen kann, wenn ich auch aus ihr herausgehen kann, wenn ich

mich befremden lasse durch eine andere Kultur, durch die Begegnung mit Menschen einer anderen Kultur. Italo Calvino läßt in seinem Buch ‚Die unsichtbaren Städte‘ Marco Polo sagen: ‚Das Anderswo ist ein Spiegel im Negativ. Der Reisende erkennt das Wenige, was sein ist, während er das Viele entdeckt, was er nicht hat und nie haben wird.‘ Ich kann also den Horizont meines Kirchturms nur überschreiten, wenn ich bei der Moschee angelangt bin, die jenseits des Horizontes liegt.“

Bei dieser Aussage brennt mir das Herz. Das ist doch, von einer anderen Einstiegsroute her gesehen, was sich auch bei uns in den Tauern vollzog: Da kamen Touristen, Großstädter in das Tal der stillen Tröge und der weißen Berge zu Menschen, die in der Einfalt ihrer Herzen alles konnten, was erforderlich war, um in der Bergnatur zu überleben – dies in einer Gelassenheit und instinktiven Fröhlichkeit. Jene wollten sich auf ihren langen Märschen und oft gewagten Anstiegen und an den stillen Abenden beim Austausch gemachter Entdeckungen ihrer Zivilisation entfremden, um die eigene Situation wieder besser zu verstehen und Lebensziele zu überdenken. Und die Einsichtigen in den Bergtälern begegneten Menschen, die vieles wußten und besaßen, was ihnen selbst nie zu eigen sein würde, die aber Mangel litten an dem, was der bergbäuerliche Alltag in Fülle gab.

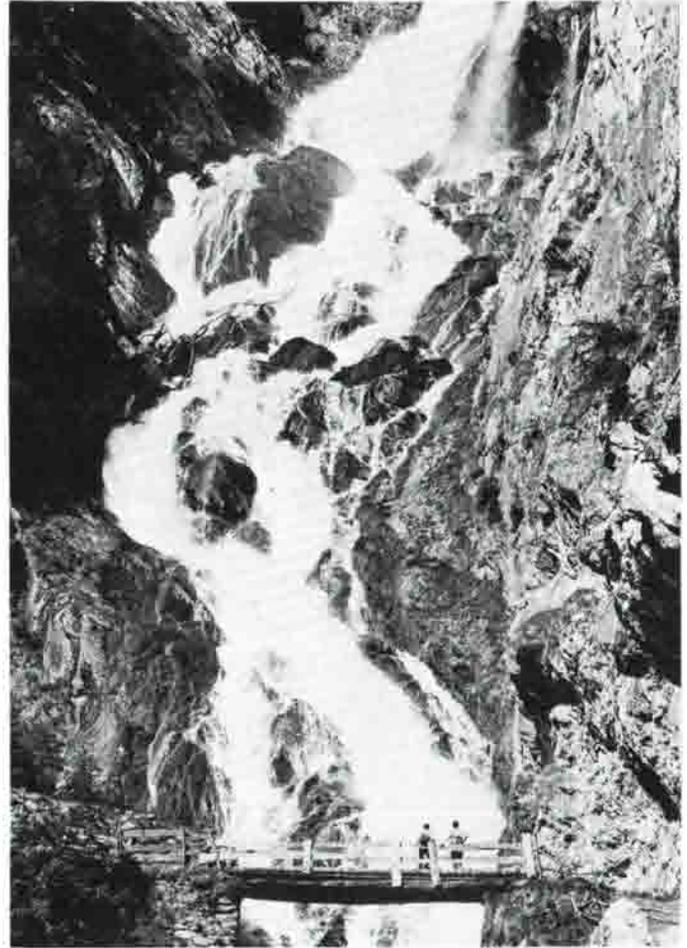
Daß wir wieder Verbündete für morgen werden

Da stehe ich wieder mit meiner Legende, hilflos, sie beweisführend weiter zu erzählen. Jenen, die in den Tauern leben und sich angleichen möchten an den „Standard“ ringsum. Und denen, die den Nationalpark suchen als Reservat, als Attraktion, als Demonstration, ich weiß es nicht, vielleicht auch als Lernfeld. Des einen Gletscherbachtals wegen, das unversehrt im Park der Tauernsüdseite leben soll, habe ich stundenlang mit intelligenten Mandataren und Wirtschaftstreibenden diskutiert. Wir kamen nicht zusammen.

Optimale Wassernutzung mit technischen Tricks und volle Wasserführung zu den Schauzeiten der Schaulustigen da, und dort der bewußte Verzicht auf Nutzung eines besonders schönen, wasserreichen Tales als Respekthaltung gegenüber der Bergnatur, ihrem Schöpfer und als Reserve im Generationenvertrag, das sind Werthaltungen aus Stockwerken, die kein Lift verbindet.

Dies ist nur ein Beispiel des Problems: Wie können wir in den Restbeständen unserer Bergnatur so miteinander umgehen, denken, fühlen, reden, daß wir wieder Verbündete für morgen werden?

Ich weiß es nicht. Mir bleibt das Problem wie der Schulterdruck eines Rucksackes, den man nicht weitergeben kann . . .



*Oben:
Am Steiner Wasserfall
bei Matrei in Osttirol*

Foto: Wolfgang Retter

Bohrhaken im Widerstreit der Meinungen

Von Pit Schubert

Zur Geschichte – anfangs ganz ohne Haken

Es hat sehr lange gedauert, bis man erkannte, daß im steilen Fels und Eis zuverlässige Sicherungspunkte notwendig sind. Dem Autor wurde noch Mitte der fünfziger Jahre von seinen alpinen Lehrmeistern beigebracht, daß man sich nur am Fels richtig verspreizen müsse, um einen Sturz halten zu können. Diese Meinung galt seit Anbeginn der Seilbenutzung.

Diese uns heute beinahe archaisch anmutende Meinung konnte sich nur deshalb so lange halten, weil man bis dahin bestrebt war, die Sturzgrenze zu meiden. Wer stürzte, galt als Versager – auch wenn es nur ein kleiner Rutscher ins Seil war. Die Sturzgrenze war tabu. In jenen wenigen Fällen, wo sie überschritten wurde, mußten die Kletterer besonderes Glück haben, wenn nichts passieren sollte. Leider lehrt uns die Geschichte anhand bedauerlicher Unfälle aus jener Zeit, daß auf das Glück nicht immer Verlaß ist.

Der erste Bohrhaken und wie es weiterging

Gebohrte Haken tauchten in den Alpen anfangs nur als Kletterhilfen auf. Der wahrscheinlich erste Bohrhaken wurde im Juli 1944 bei der Erstbegehung der Fleischbank-Südost-Verschneidung durch P. Moser und W. Weiß gesetzt. Erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre wurde der Bohrhaken dann durch die nach dem Krieg nach München gekommenen sächsischen Kletterer salonfähig. Überwiegend waren es Haken zur Fortbewegung und zur Sicherung innerhalb einer Seillänge, weniger zur Sicherung am Standplatz. Damals wurde um die Berechtigung beinahe eines jeden Bohrhakens monatelang im alpinen Blätterwald gerungen. Diese Dispute ließen dann Mitte der sechziger Jahre nach, als immer mehr Direkttrouten durch überhängendes Gelände eröffnet wurden, was ohne Bohrhaken nicht möglich gewesen wäre. War es unter deutschsprachigen Kletterern immer noch üblich, mit Bohrhaken sparsam umzugehen, so sahen die Kletterer im romanischen Sprachbereich keine Beweggründe, das einmal eingeläutete „Eisenzeitalter“ nicht konsequent auszukosten. Führend auf diesem Gebiet waren die italienischen Kletterer mit Routen wie die „Via Camillotto Pellesier“ (1967) an der Nordwand der Großen Zinne, wo Bohrhaken hintereinander, aufgereiht wie an einer



Bild 1: Konventioneller Bohrhaken mit Stiftbohrer (heute kaum mehr verwendet).

Alle Zeichnungen zu diesem Beitrag hat Sepp Lassmann angefertigt. Die Fotos ohne Autorenangabe stammen von Peter Scetinin (1×) und aus dem Archiv des Sicherheitskreises im Deutschen Alpenverein.

Perlenschnur, gesetzt wurden. Als der Bohrhaken allseits akzeptiert war, setzte man ihn auch als Standhaken, vor allem an Schlingenständen, die zu jener Zeit große Mode waren.

Es waren die kleinen, heute als konventionell bezeichneten Bohrhaken, für die mit einem Stiftbohrer mühsam ein 2 bis 3 cm tiefes Loch mit etwa 6 mm Durchmesser in den Fels getrieben werden mußte. Was schon im Kalk recht mühsam war, war im Granit noch mühsamer. Vielleicht war das der Grund dafür, warum sich der konventionelle Bohrhaken im Granit nicht durchsetzen konnte. Manche Bohrhaken waren so klein, daß sie beinahe wie ein Miniaturspielzeug anmuteten. Sie konnten in der Tat nur als Fortbewegungshilfe dienen. Beispiele finden wir heute noch in manchen Routen, so auch in der Direkten Martinswandföhre (Spitzenstätter/Troier, 1959).

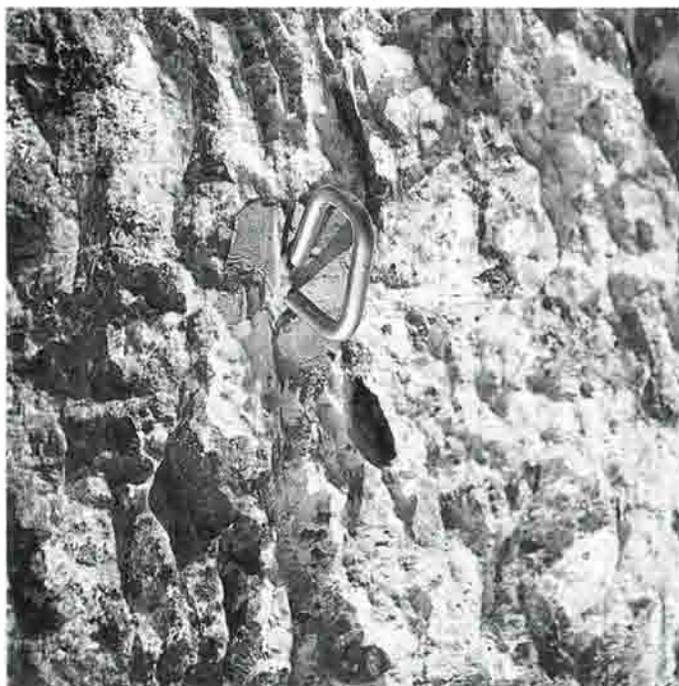


Bild 2: Bühlerhaken (nach Oskar Bühler; nicht rostend, einzementiert), von dem inzwischen schon weit über 300 Stück im Frankenjura und in anderen Klettergärten gesetzt worden sind.



Bild 3: DAV-Sicherheitshaken der 1. Generation; äußerliche Abdichtung mit Kunststoff.

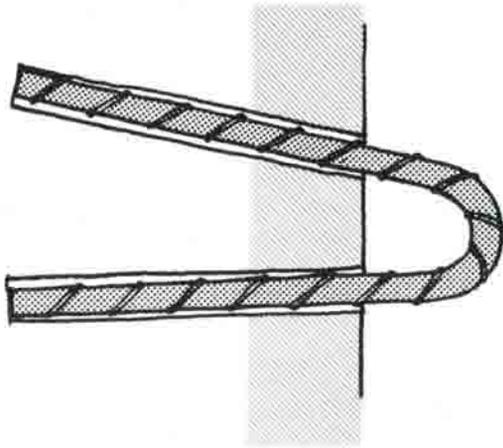
Der Sicherheitskreis und seine Bohrhaken

Im November 1968 wurde in München auf Initiative von Toni Hiebeler (†) und Manfred Sturm der DAV-Sicherheitskreis gegründet. Von Anfang an stand das Bedürfnis im Raum, neben der Material- und Methodenuntersuchung auch Abselpisten einzurichten, so wie es andere – von der Bergrettung/Bergwacht bis zu Oskar Bühler – in mühevoller Arbeit zuvor schon getan hatten. Ebenfalls wurde in Münchner Kletterkreisen der Wunsch nach soliden Standhaken in häufig begangenen Routen laut. Hier war es vor allem Franz Rasp (heute Präsident des Deutschen und des Internationalen Bergführerverbandes), der das Beispiel von der Untersberg-Südwand anführte und empfahl, solide Standhaken anzubringen. In der Untersberg-Südwand war aufgrund unzureichender Standplatzsicherung eine Zweierseilschaft abgestürzt, die noch eine darunter befindliche Dreierseilschaft mit in den Tod riß.

So wurden Anfang der siebziger Jahre von Mitarbeitern des Sicherheitskreises und dem Autor einige viel begangene Abseilpisten im Wilden Kaiser, in den Berchtesgadener Alpen, im Karwendel und im Wetterstein mit soliden Abseilhaken versehen. Desgleichen wurden im Wilden Kaiser in vier Routen solide Standhaken angebracht. Vielleicht hätte der Sicherheitskreis besser zuvor die Zustimmung der betreffenden Sektionen und ihrer aktiven Kletterer einholen sollen, denn bald darauf waren die Standhaken in zwei Routen mit Brachialgewalt entfernt worden. Offensichtlich fand die Initiative des Sicherheitskreises nicht bei allen Kletterern Zustimmung.

Darüber herrschte im Sicherheitskreis Erstaunen, denn die Standhaken waren damals schon unter dem Aspekt „mehr Freikletterei“ gesetzt worden. Schon damals, als die Haken der Öffentlichkeit vor- und zur Diskussion gestellt wurden, hat der Sicherheitskreis auf die ideellen Beweggründe hingewiesen: „Nur die Freikletterei bietet maximalen Erlebnisgehalt – nur die Freikletterei verlangt optimales Können.“ So wird dem Sicherheitskreis heute nachgesagt, er sei damals seiner Zeit voraus gewesen. Freilich verstand man damals unter Freikletterei noch etwas anderes als heute – eigentlich etwas wesentlich Schärferes: Nicht nur Haken nicht zur Fortbewegung zu benutzen, sondern generell auf möglichst viele Haken (Klemmkeile gab es noch nicht) zu verzichten.

Der Sicherheitskreis veranstaltete damals in Zusammenarbeit mit dem Sicherheitsreferat des ÖAV eine Umfrage unter aktiven Kletterern nach dem Für und Wider solider, gebohrter Standhaken. Die Antwort war überwältigend. Von den über 3300 in Deutschland abgegebenen Stimmen haben sich 98,2% für die Standhaken ausgesprochen, 1,4% dagegen bei 0,4% Stimmenthaltung. In Österreich waren von knapp 1000 abgegebenen Stimmen 95,8% für die Standhaken, 4,1% dagegen bei 0,1% Stimmenthaltung. Über ein Votum dieser Größenordnung wäre jeder Politiker höchst erfreut. Für den Sicherheitskreis war es die Bestätigung der Richtigkeit solcher Stand- und Abseilhaken. Trotzdem wurden keine weiteren mehr gesetzt, denn die Anbringungskosten werden schließlich von Mitglieds-



beitragen finanziert, und Mitgliedsbeiträge können ohne Nutzen – wenn die Haken unrechtmäßig entfernt werden – nicht geopfert werden. Dies war der Stand der Dinge Anfang der siebziger Jahre.

*Bild 4 (oben links):
Stand- und Abseilhaken am Däumling
(Gosaukamm/Dachstein), einzementiert.*

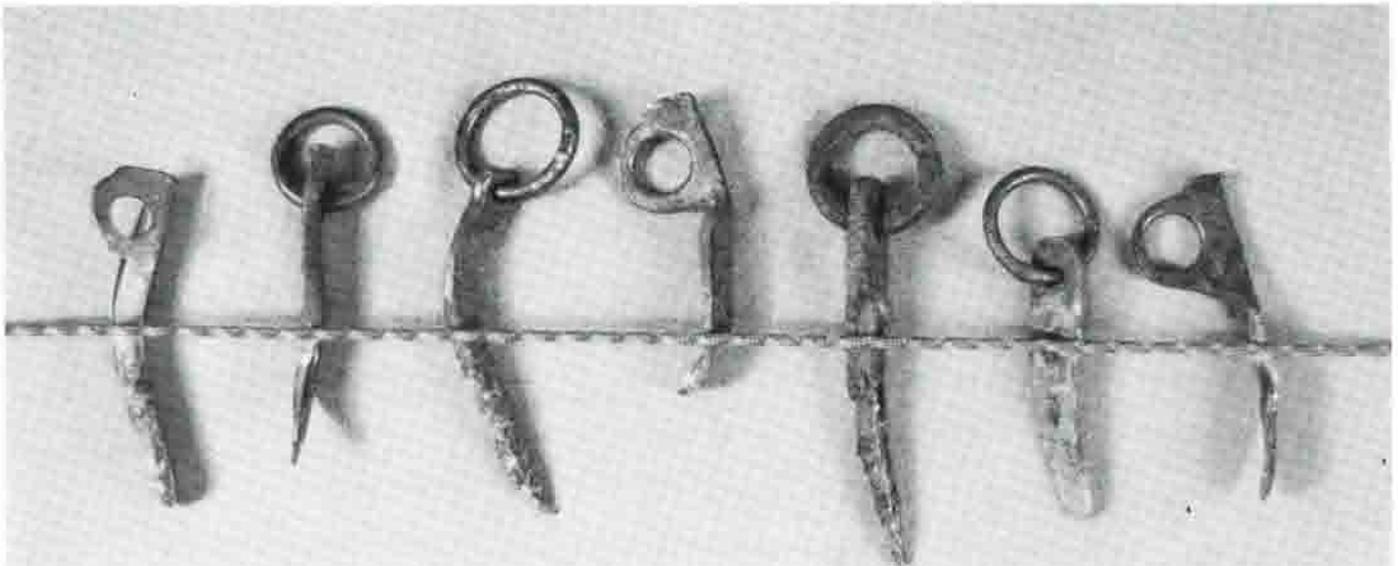
Die weitere Entwicklung

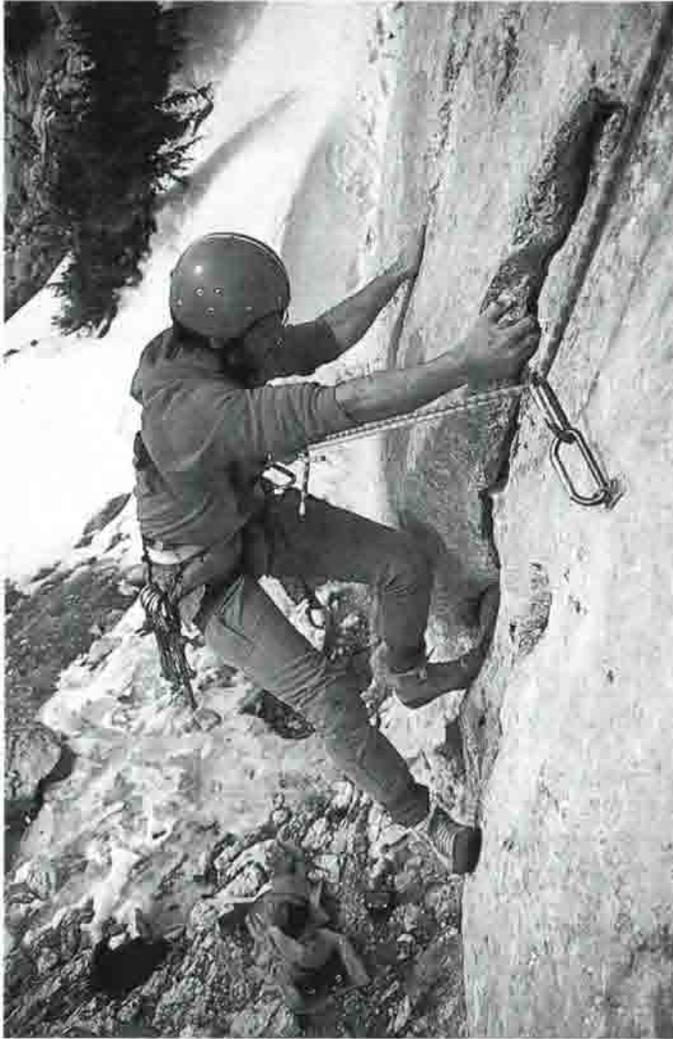
Erst etwa zehn Jahre später, 1982, sind wieder Aktivitäten zu verzeichnen. Auf Initiative der Firma Teufelberger (Edelweiß-Seile, Wels) haben Klaus Hoi, Ewald Rudorfer und Hugo Stelzig am Däumling (Gosaukamm/Dachstein) gebohrte Standhaken an der Ostkante und ebensolche Abseilhaken auf der Abseilpiste angebracht.

*Bild 5 (oben): Einer der neugesetzten
Standhaken in der Martinswand.*

Im gleichen Jahr haben auf Initiative des Österreichischen Alpenvereins Hannes Wieser und der Autor die drei am häufigsten begangenen Routen an der Martinswand (Auckenthaler, Direkte Martinswandführe und Ostriß) mit gebohrten Standhaken versehen. Die alten Haken wurden entfernt. Für einige reichten wenige Hammerschläge. Der im Fels steckende Teil war bei allen Haken stark angerostet. An einige hätte man nicht einmal mehr getrost den Rucksack hängen dürfen.

*Bild 6 (unten): Einige der alten
Standhaken aus der Martinswand.
Die Reepschnur verdeutlicht die
Stelle, bis zu der die Haken im
Fels steckten. An den mittleren
Haken hätte man guten Gewissens
nicht mal den Rucksack hängen dürfen.*





Bilder 7, 8 und 9:
 Typisches Beispiel eines unnötigen Bohrhakens
 („Reibungsschinder“ an der Kampenwand, Bayrische
 Voralpen). Im Riß knapp links des Hakens lassen
 sich Klemmkeile gut und sicher plazieren. Sogar
 eine Schlinge läßt sich an einem sicheren
 Felsköpfl anbringen. Abgesehen davon ließe sich
 auch ein normaler Profilhaken setzen.

Eine neue Ideologie

Den Haken am Däumling und an der Martinswand blieb das Schicksal, liquidiert zu werden, bisher erspart. Man schrieb inzwischen das Jahr 1982 und nicht mehr 1972. Die Sportklettere – der bewußte Verzicht auf künstliche Hilfsmittel zur Fortbewegung – hatte, Ende der siebziger Jahre beginnend, inzwischen viel Anklang gefunden. Im Zuge der Entwicklung zur bewußten Freikletterei konnte es nicht ausbleiben, daß die Leistungsgrenze höher geschraubt und dabei auch immer häufiger die Sturzgrenze tangiert und überschritten wurde. Daraus resultiert nun der springende Punkt: Eine häufige Annäherung an die Sturzgrenze verlangt einwandfreie Sicherung, und dazu zählen vor allem auch solide Standhaken. Dies dürfte wohl mit einer der Gründe des heutigen Gesinnungswandels sein.

Der Bohrhaken wird heute bei Erstbegehungen von Sportkletterrouten generell nicht mehr in Frage gestellt, da er ja nicht mehr als Kletterhilfe, sondern **nur** zur Sicherung benutzt wird. Man scheint zumindest in Sportkletterkreisen inzwischen die letzte Scheu vor ihm verloren zu haben.

Dies führte allerdings vereinzelt auch schon zu wirklich unnötigen Bohrhaken. So wurden Bohrhaken einen halben Meter neben einem Idealriß gepflanzt, wo sich ohne weiteres Klemmkeile oder Normalhaken sicher unterbringen ließen. Es ist halt wie mit allen Dingen auf der Welt – Auswüchse lassen sich nicht verhindern. Sie treten bisher nur in den modernen Sportkletterrouten auf, wo man sozusagen unter sich ist, und wovon die breite Kletteröffentlichkeit doch weniger Notiz nimmt.

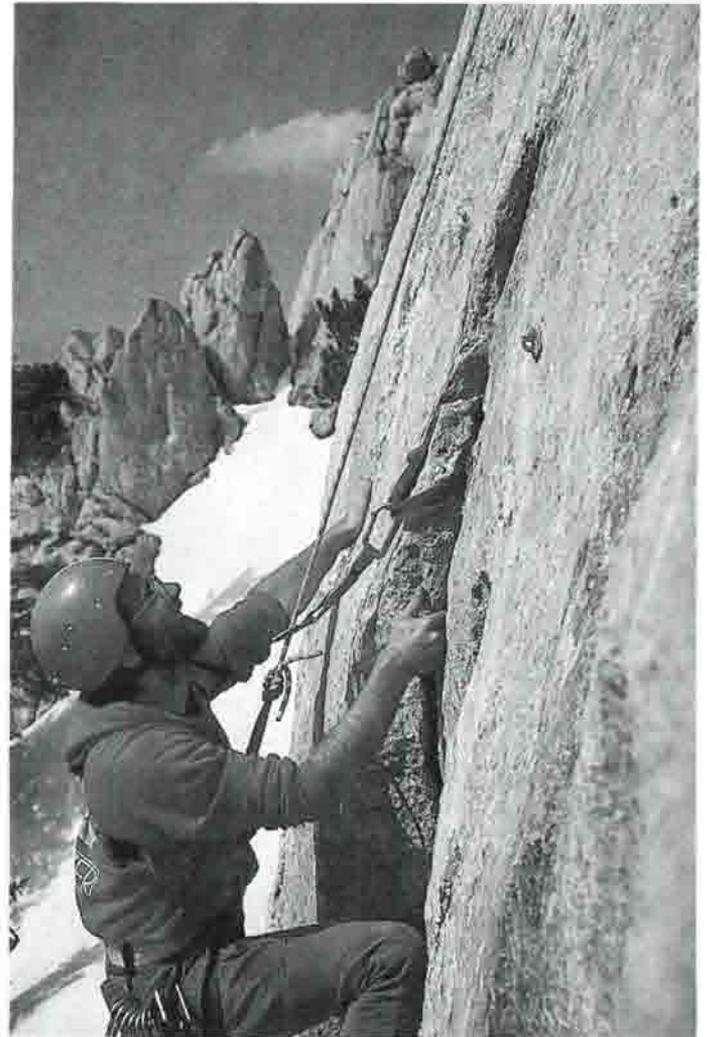
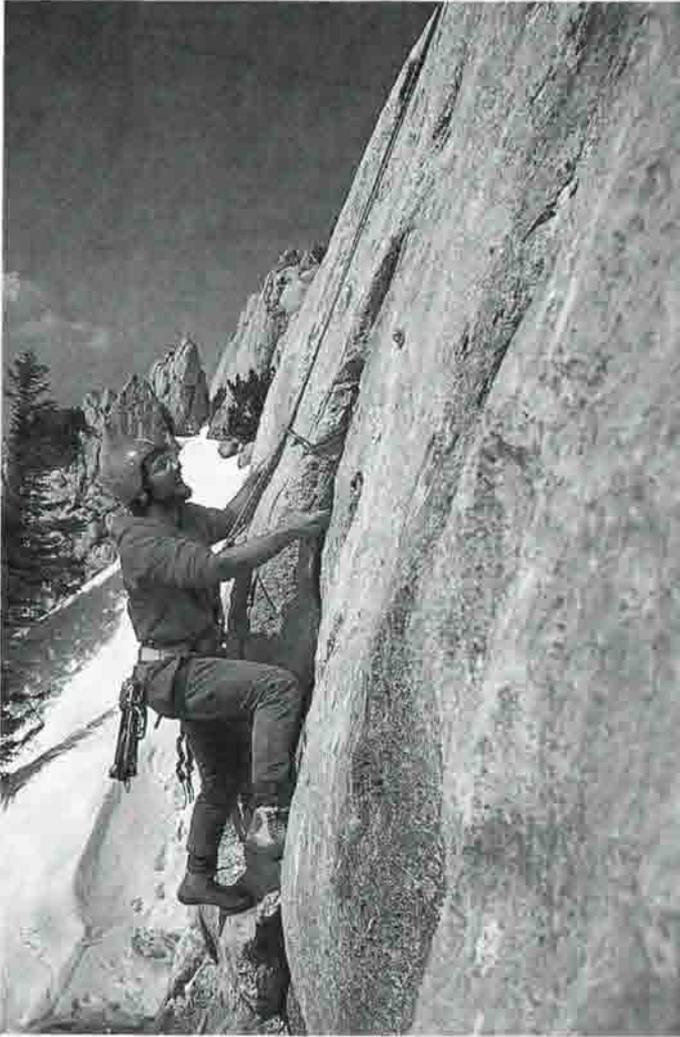
Deshalb zurück zum gebohrten Standhaken in häufig begangenen Routen. Da schlagen die Wellen wieder hoch.

Neuerliche Diskussion

Fridebert Widder hat in den von ihm fortlaufend herausgegebenen Informationsblättern „Wisch“ der Bohrhakendiskussion zu neuen Kontroversen verholfen. Ein Hinweis auf die neuen Standhaken am Däumling und an der Martinswand und eigene, traurige Erfahrungen als Bergrettungsarzt veranlaßten Dr. Hansjörg Kühbacher aus Leoben, das Anbringen gebohrter Standhaken in vielbegangenen und besonders gefährlichen Kletterrouten in der Steiermark als Vorsorgemaßnahme des Bergrettungsdienstes anzuregen. Er schrieb wörtlich im „Wisch“ 1/83:

„Wenn ich den Zustand der Standhaken der häufigst begangenen Routen in Gesäuse und Hochschwab betrachte, so muß ich sagen, daß sich einige in katastrophalem Zustand befinden. Zum Teil sind sie noch von den Erstbegehern – an manchen Plätzen besteht auch keine Möglichkeit einer zusätzlichen Sicherung mit zweitem Haken, Friend, Klemmkeil usw.“

Dr. Kühbacher nennt auch Gründe, die für eine solche Aktion sprechen:



1. So, wie man im Rahmen einer Vorsorgemedizin bestrebt ist, Krankheiten von vorneherein zu verhindern, würden durch diese Aktion Bergunfälle verhindert werden.
2. Das wanderbare (kletterbare) Österreich muß auch dementsprechende Sicherheitsvoraussetzungen bieten.
3. Die Freikletterei, ein eigener Sportzweig, bedarf besonders sicherer Standhaken, da dabei möglichst wenig Zwischensicherungen benutzt werden.
4. Bei einem Unfall sind die Bergungsmöglichkeiten ungleich besser.
5. Selbst den vielen nicht bergsteigenden Förderern der Bergrettung wäre eine solche Aktion verständlich und würde mit Sicherheit deren Zustimmung finden.
6. Auch der Bergführerverband müßte stark daran interessiert sein.

Diese Äußerung Dr. Kühbachers brachte ihm nur wenige, dafür aber überwiegend negative Antworten ein. Dies ist auch nicht verwunderlich, denn der Mensch neigt bei öffentlich zur Diskussion gestellten Problemen grundsätzlich zur Trägheit. Wer zustimmt, fühlt sich nicht weiter angesprochen. Nur wer dagegen ist, fühlt sich als kompetenter Adressat, gerät in Harnisch und macht seinem Unmut Luft, indem er seine Meinung zu Papier und anschließend zur Post bringt, wie das Eugen Roth so treffend formuliert hat.

Aus der Zahl der negativen Zuschriften läßt sich deshalb noch nicht auf die Meinung der breiten Öffentlichkeit schließen. Wozu brauchten wir sonst Meinungsforschungsinstitute? Nur die Antwort einer größeren Zahl direkt Befragter kann Auskunft geben, ähnlich der vom DAV-Sicherheitskreis und ÖAV-Sicherheitsreferat durchgeführten Meinungsumfrage.



Oben:
„Jeder kann nach wie vor einen
Flug von 40 oder 80 m absolvieren.“

Foto: Jürgen Winkler

Hier einige Argumente der Gegner gebohrter Standhaken, entnommen aus dem Sonder-„Wisch“ von Fridebert Widder über die neuerliche Bohrhakenkontroverse:

- Auch schwächere Kletterer werden verleitet, in für sie zu schwierige Routen einzusteigen.
- „Wer sollte schon lernen, mit dem Risiko umzugehen, wenn es ausgeschaltet wird. . . . Welches Einheitsmaß von Standhaken zu Standhaken wird verwendet? . . . Klettern im Einheitsmaß – auf Einheitsrouten – mit Einheitskönnen . . .“ (Franz Gasparics)
- „ . . . dabei ist es mir noch nie passiert, daß ich an einen Standplatz kam, den ich nicht durch Dazuschlagen von weiteren Haken, durch Legen von Keilen, Friends oder Schlingen so verbessern konnte, daß er mir ausreichend (= 100%) sicher erschien.“ (Hans Bärnthaler)
- „Es geht nicht an, mit dem Argument Sicherheit über alles den Berg zu vergewaltigen.“ (Hans Bärnthaler)
- „Endlich sind wir soweit, im Berg nicht mehr den zu erobernden oder zu besiegenden Gegner zu sehen, sondern den Partner, der einem als Teil der Natur dieses spezifische Erlebnis vermittelt . . . Das verpflichtet uns auch, der Natur – und in diesem Falle dem Berg fair gegenüberzutreten.“ (Hans Bärnthaler)

Hans Bärnthaler, Bergführer aus Knittelfeld, wendet sich am entschiedensten gegen Bohrhaken an Standplätzen. Seine Argumente kreisen um einen zentralen Punkt, der von anderen in „bergphilosophischen“ Ressentiments gesehen wird. Hier die Gegenargumente der Hakenbefürworter:

- Schwächere Kletterer werden **nicht** verleitet, in für sie zu schwierige Routen einzusteigen, da ja die Kletterschwierigkeiten durch das Anbringen gebohrter Standhaken völlig unberührt bleiben.
- Der Großteil aller Risiken am Berg bleibt unverändert. Jeder kann nach wie vor einen „Flug“ von 40 oder 80 m absolvieren, jeder kann weiterhin einen Verhauer „bauen“ oder in einen Wettersturz geraten – ganz wie es ihm beliebt. Mit gebohrten Standhaken kann nur die ganze Seilschaft nicht mehr abstürzen und andere in Falllinie folgende mit in die Tiefe reißen. . . . Einheitsmaß von Standplatz zu Standplatz? – Nein, man würde die gleichen Standplätze wählen, wie sie derzeit in der jeweiligen Route benützt werden, der Abstand von Standplatz zu Standplatz bliebe der gleiche. Warum sollte man ihn ändern?
- Das Wissen und die Erfahrung eines Bergführers (Hans Bärnthaler) kann man nicht von jedem Kletterer erwarten – so wünschenswert dies auch wäre. Wir können auch nicht all denen das Klettern verbieten, die ihr Handwerk am Fels etwas weniger gut beherrschen als ein Bergführer.
- Wird der Berg mit drei oder vier schlechten Normalhaken am Stand (weil keiner sicher genug erscheint) nicht genauso vergewaltigt bzw. dem Berg genauso unfair gegenübergetreten wie mit einem Bohrhaken am Stand? Wo sind die Unterschiede?

Dr. Hansjörg Kühbacher hat dies deutlich ausgesprochen:
„... soll mir einer erklären, was für ein ‚philosophischer‘ oder
praktischer Unterschied besteht zwischen einem alten verrosteten
Normalhaken und einem neuen, sicheren (gebohrten) –
außer, daß eben der neue sicher ist und der alte nicht.“

Der Bergrettungsdienst der Steiermark, vertreten durch den
Landesleiter Dr. A. Fröhlich, ging auf Dr. Kühbachers Anregungen
ein, machte aber den Vorbehalt, daß dies ja Sache der alpi-
nen Vereine sei, da die Wegerhaltung, Markierung usw. in
Österreich allein in deren Kompetenz fallen.
In Deutschland gab es bei der Umfrage des DAV-Sicherheits-
kreises von seiten der Bergführer und Bergrettungsmänner so
gut wie keine ablehnenden Stimmen. Man begrüßte die ge-
bohrten Standhaken und hält sie für einen Sicherheitsgewinn
auch im Hinblick auf notwendig werdende Rettungen und Ber-
gungen.

Neben den schon bekannten Argumenten für gebohrte Stand-
haken, gewinnen heute im Zuge der Freikletterbewegung und
des clean climbing (= sauberes Klettern, ohne den Fels unnötig
weiter zu zerstören) folgende Argumente immer mehr an
Gewicht:

- Das Dazuschlagen und Entfernen von Normalhaken an
schlecht abgesicherten Standplätzen entfällt. Gerade das
ständige Hakenschlagen strapaziert den Fels und führt mit
der Zeit dazu, daß sich Normalhaken nicht mehr anbringen
lassen. Der Fels braucht, nachdem der Bohrhaken einmal
gesetzt ist, nicht mehr weiter in Mitleidenschaft gezogen zu
werden.
- Niemand wird mehr verführt, einen guten Normalhaken am
Standplatz mitgehen zu lassen. Auch das beugt dem ständi-
gen Felszerstören vor.
- Alle „Angst“-Haken wenig oberhalb schlecht abgesicherter
Standplätze können entfallen.
- Positive Beeinflussung der Freikletterei: Wer seinen si-
chernden Seilweiten an gutem Standhaken weiß, wird eher
Gefallen an der Freikletterei finden, ohne dabei ein nicht zu
rechtfertigendes Risiko eingehen zu müssen.

So viel zum Für und Wider gebohrter Stand- und Abseilhaken.
Daß dabei auch andere Bohrhaken tangliert wurden, hängt mit
dem Stichwort „Bohrhaken“ zusammen.

Es blieb aber nicht immer nur bei der Kontroverse um die
Bohrhaken. Sowohl in den siebziger Jahren als auch jetzt wur-
den gebohrte Haken heimlich entfernt. Seinerzeit waren es
einige Abseil- und Standhaken in wenigen Routen des Wilden
Kaisers, jetzt hört man davon auch aus dem Frankenjura und
aus der Steiermark. Im Klettergarten von Bad Heilbrunn haben
die Hakengegner ihre Ablehnung nicht einmal klar zu erkennen
gegeben. Die Haken sind von unten, wo sie schlecht einzuse-
hen sind, angesägt (!) worden.

Über die rechtliche Seite des Anbringens von Bohrhaken
ebenso wie über die geschichtliche Entwicklung und die Kon-
troverse um die Bohrhaken geben die im Literaturhinweis auf-
geführten Beiträge weitere Auskunft.



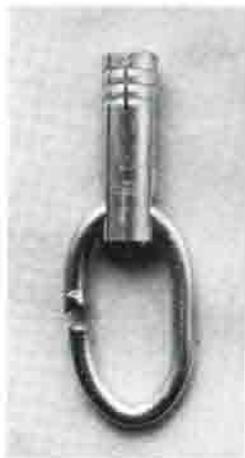
Bild 10: Typisches Beispiel eines
schlecht abgesicherten Standplatzes.
Links ein mutwillig entfernter Bohrhaken,
Mitte und rechts zwei schlecht sitzende
Ringhaken aus den 30er Jahren.

Neben dem Streit um die gebohrten Haken ist die Frage nach ihrer Festigkeit von besonderer Bedeutung. Deshalb sei im folgenden auch diesem Thementeil ausreichend Platz eingeräumt.

Festigkeit von Bohrhaken

Durch die Freikletterbewegung erlebt der Bohrhaken derzeit einen wahren Boom. Jeder renommierte Hersteller von Alpin-ausrüstung bringt inzwischen seinen eigenen Bohrhaken auf den Markt. Klar – daß da auch Exoten darunter sein müssen. Solange diese Exoten eine ausreichende Festigkeit besitzen, gibt es kaum etwas dagegen einzuwenden. Die geforderte Mindestbruchkraft soll wenigstens 20 kN (ca. 2000 kp) wie für Karabiner betragen. Es bleibt zu überlegen, ob die Bruchkraft – da technisch leicht möglich – aus Sicherheitsgründen nicht noch höher, nämlich bei 25 kN (ca. 2500 kp) wegen möglicher Dauerbelastung (jo-joing) angesiedelt werden sollte.

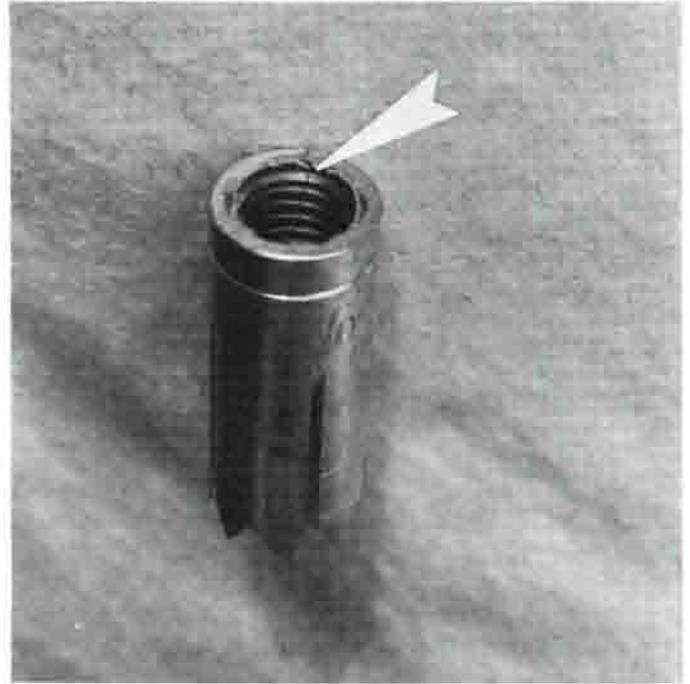
Nicht einmal dann, geht man vom niedrigsten ins Auge gefaßten Wert von 20 kN (ca. 2000 kp) aus, kann man von allen inzwischen gesetzten Bohrhaken im Fels ausreichende Festigkeit erwarten, von den vielen selbstgebastelten Eigenkonstruktionen ganz zu schweigen.



*Bild 11:
Ringhaken mit unzureichender
Schweißnaht, Bruchkraft ganze
9 kN (ca. 900 kp).*

So brachte die Firma Mammut einen Ringhaken mit unsachgerechter Schweißnaht auf den Markt. Bruchkraft bei einem von drei geprüften Exemplaren nur 9 kN (ca. 900 kp). Der höchste ermittelte Bruchwert lag gerade noch bei 16 kN (ca. 1600 kp). Eine vom Sicherheitskreis an einem Mammut-Ring in Auftrag gegebene Schweißung brachte auf Anhieb eine Bruchkraft von 20 kN (ca. 2000 kp). Es lag also nicht am Material, sondern nur an der Fertigung und an der Qualitätskontrolle. Ersterer muß in diesem Fall als „gschlampert“ bezeichnet werden, letztere fehlte offensichtlich ganz. Freilich – nach Veröffentlichung hat Firma Mammut diese Fehler schleunigst abgestellt. Nur die bis dahin ausgelieferten und bereits gesetzten Haken lassen sich so einfach nicht aus der Welt schaffen. Auf die wird man beim

Klettern gelegentlich stoßen, ohne daß man ihre unzureichende Festigkeit erkennen wird.



*Bild 12: Bohrkronendübel im Neuzustand mit Haarriß (!)
Hier greift der Rost am schnellsten an.*

Beim Salewa-Bohrhaken „Rotpunkt“, Modell Gschwendtner, der hinsichtlich Festigkeit ausreichend dimensioniert ist (Bruchkraft um 30 kN, ca. 3000 kp) waren Haarrisse im Selbstbohrdübel aufgrund unsachgerechter Fertigung festzustellen. Diese können bei Sturzbelastung zum Bruch führen. Wenn nicht im Neuzustand, dann später, denn dieser Bohrhaken wird, wie die Mehrzahl aller, bisher nicht abgedichtet. Der Rost greift in Haarrissen besonders schnell an. Nach Veröffentlichung auch dieses Fehlers wurde die Fertigung überprüft und der Fehler zwar sofort abgestellt, doch keiner kann sagen, wie viele Bohrhaken mit welchen Haarrissen inzwischen wo gesetzt worden sind.

Der Vergleich mit Normalhaken, die auch nicht jeder Belastung standhalten, ist hier nicht angebracht, da bei Normalhaken die Klemmwirkung zwischen Haken und Fels das Problem ist. Nicht so beim Bohrhaken, von dem der Kletterer ausreichende Festigkeit erwarten darf.

Es muß in diesem Zusammenhang einmal mehr darauf hingewiesen werden, daß Bohrhaken zu den Sicherheitsgeräten zählen und Hersteller verpflichtet sind, nur einwandfreie Ware auf den Markt zu bringen. In Deutschland hat der Gesetzgeber dafür genaue Richtlinien erlassen (Gerätesicherheitsgesetz, abgekürzt GSG, das nicht nur für Alpin-ausrüstung gilt, sondern für alle Arbeits- und Sportgeräte). In Österreich sind entsprechende Überlegungen im Gange.

Abdichtung von Bohrhaken

Die Abdichtung gegen Feuchtigkeitseinfluß ist ein generelles Problem. Offensichtlich hat man es noch nicht genügend erkannt. Es werden Bohrhaken in Mengen gesetzt wie nie zuvor – und kaum einer wird abgedichtet. Die Feuchtigkeit hält sich im Bohrloch besonders gut und führt zum Rosten. Aufgrund der vielen scharfen Kanten im Innern der Bohrkronen bzw. des Bohrdübels muß sich die festigkeitsmindernde Auswirkung des Rostens schneller bemerkbar machen als bei Normalhaken. Die Festigkeit solcher Bohrhaken wird in absehbarer Zeit nicht mehr sicher abzuschätzen sein. Und gerade einem Bohrhaken ist der Kletterer gewillt, blindlings zu vertrauen. Wie sollte er ihn auch überprüfen? Bei Normalhaken ist dies eher möglich. Bei Bohrhaken, wo die Lasche das Bohrloch mit abdeckt, ist nicht einmal vom Übergang zwischen Fels und Haken etwas zu sehen, geschweige vom möglicherweise kritischen Teil im Felsinnern etwas zu ahnen. Auch der Hammer hilft nicht.

So setzen die Höhlenforscher, die diese Bohrhaken schon länger benutzen, inzwischen die dritte Bohrhakengeneration an ein und dieselbe Stelle, da die früher angebrachten nicht mehr sicher genug erscheinen. Dies sollte zu denken geben.

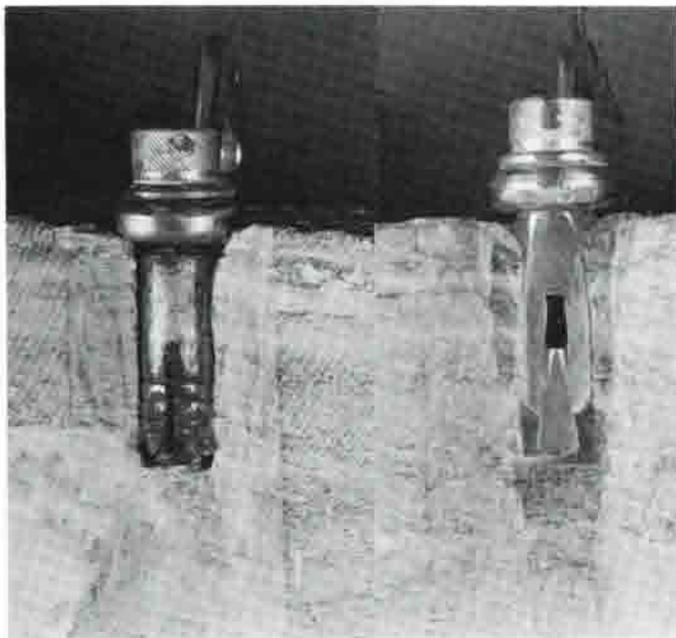


Bild 13:

Salewa-Rotpunkt-Bohrhaken, Modell Gschwendtner, in Granitblock eingesetzt. Links ohne Abdichtung (wie vom Hersteller geliefert), deutlich ist der Rostansatz zu erkennen. Rechts mit Abdichtung – das gesamte Bohrloch ist durch das Abdichtungsmittel ausgefüllt, so daß keine Feuchtigkeit eindringen kann.

Die Sportartikelindustrie wurde mehrfach auf das Problem der Abdichtung aufmerksam gemacht. Ihr wurde empfohlen, ein alterungsbeständiges Dichtmittel gemeinsam mit den Haken anzubieten. Einige Firmen bemühen sich inzwischen, das Dichtproblem mit einer Kunststoffscheibe oder mit einem Dichtmittel zu lösen. Abgesehen davon, daß man bei Redaktionsschluß dieses Jahrbuches von einer wirklich brauchbaren Lösung noch weit entfernt war, besteht das Problem bei allen bereits gesetzten Haken nach wie vor. In einigen Jahren wird man nicht mehr sicher sagen können, ob dieser oder jener Bohrhaken noch einen Sturz sicher hält oder nicht.

Nicht alle Bohrhaken können empfohlen werden

Nur ein Teil der derzeit von der Industrie angebotenen Bohrhaken erreicht die Mindestbruchkraft von 20 kN (ca. 2000 kp). Ausnahmen bilden u. a. der Cassin-Bohrhaken mit zu schwacher Blechlasche und der Troll-Bohrhaken, beide mit zu schwacher Schraube (M 8) und zu kleiner Ösenbohrung zum Einhängen des Karabiners („Miniaturlausführung“). Die Bruchkraftwerte liegen erheblich unter 20 kN (unter ca. 2000 kp).

Rostfreies Material

Einige Hersteller bieten Ösen und auch Schrauben aus rostfreiem Stahl (V2A, V4A) an. Dieses Angebot ist verführerisch. Doch solange nicht auch der Bohrkronendübel aus rostfreiem Stahl ist, ist dies *kein* Vorteil. Bohrkronendübel, Lasche und Schraube befinden sich in direktem Kontakt. Bei Feuchtigkeitseinfluß entsteht ein „Element“ (Batterieeffekt), das zu vorzeitigem Rosten und Zerstören der Metallteile führt. Da die Bohrkronendübel nicht aus rostfreiem Stahl gefertigt werden können – dies ist technisch nicht möglich –, erübrigt sich die Öse und die Schraube aus rostfreiem Stahl.

Normung von Bohrhaken

Offensichtlich erproben die Hersteller ihre Erzeugnisse nicht immer unter praxistgerechten Bedingungen (was auch für einen Teil der übrigen Alpinausrüstung gelten darf). Um Mindestfestigkeitswerte zu erreichen, scheint die Normung von Bohrhaken unerläßlich. Es sollte nicht erst zu einem Unfall wie in USA kommen. Beim Rückzug einer Dreierseilschaft brach ein Bohrhaken, was – wie in einem solchen Fall vorauszusehen – den Tod der ganzen Seilschaft zur Folge hatte.

Auch von der Eigenanfertigung muß abgeraten werden, da ausreichende Festigkeit nur durch geeignete Konstruktion, Fertigung und Qualitätskontrolle möglich ist, die der „Bastler“ in der Regel nicht zur Verfügung hat.

Übersicht über die Bohrhakenfabrikate im Sporthandel



Fabrikat/Bezeichnung:

Edelrid-Bohrhaken

Schraubengröße und -material: M 10 – 8.8

Bruchkraft (niedrigster von drei ermittelten Werten): 30,6 kN (ca. 3060 kp)

Bruchstelle:

Schraube abgesichert

Abdichtung:

durch Plastikscheibe

Beurteilung:

Abdichtung *ungenügend* (hängt sehr von der Setzgeometrie ab), **ansonsten empfehlenswert**, Öse könnte etwas größer sein.

Fabrikat/Bezeichnung:

SMC-Bohrhaken

Schraubengröße und -material: M 10 – 4A (nichtrostend)

Bruchkraft (niedrigster von drei ermittelten Werten): 25,2 kN (ca. 2520 kp), Öse nichtrostend

Bruchstelle:

Schraube abgesichert

Abdichtung:

keine

Beurteilung:

von der fehlenden Abdichtung abgesehen, **empfehlenswert**.

Fabrikat/Bezeichnung:

Salewa-Rotpunkt-Bohrhaken, Modell Gschwendtner

Schraubengröße und -material: M 10 – 8.8

Bruchkraft (niedrigster von drei ermittelten Werten): 29,5 kN (ca. 2950 kp), Öse nichtrostend

Bruchstelle:

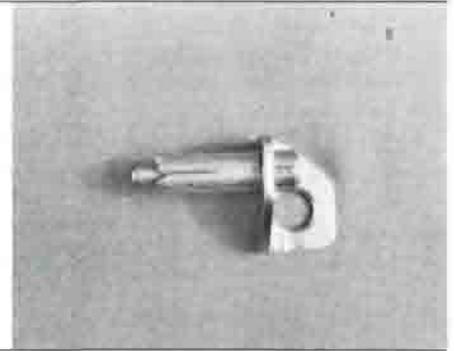
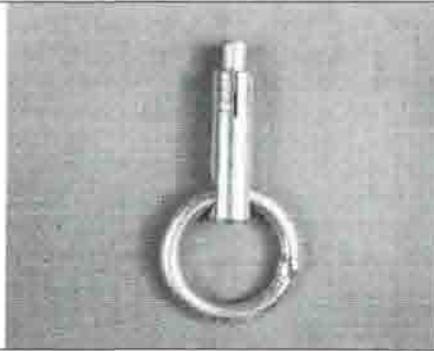
Schraube abgesichert

Abdichtung:

keine

Beurteilung:

von der fehlenden Abdichtung abgesehen, **empfehlenswert**, vorteilhaft ist die große Karabineröse.



Fabrikat/ Bezeichnung:

Salewa-Rotpunkt-Bohrhaken

Schraubengröße und -material: M 10 – 8.8

Bruchkraft (niedrigster von drei ermittelten Werten): 27,9 kN (ca. 2790 kp), Öse nichtrostend

Bruchstelle:

Schraube abgeschert

Abdichtung:

keine

Beurteilung:

von der fehlenden Abdichtung abgesehen, **empfehlenswert.**

Fabrikat/Bezeichnung:

Mammut-Ringbohrhaken, Auslieferung ab Herbst 1984

Materialdurchmesser des Rings: 7 mm

Bruchkraft (niedrigster von drei ermittelten Werten): 26,2 kN (ca. 2620 kp)

Bruchstelle:

Ring gerissen

Abdichtung:

keine

Beurteilung:

von der fehlenden Abdichtung abgesehen, **empfehlenswert.**

Anmerkung:

Die Ausführung aus der Produktion vor Herbst 1984 besitzt einen schwächeren Ring (6 mm Durchmesser) mit teilweise unzureichender Schweißnaht (niedrigste Bruchkraft von 6 Proben 9 kN, ca. 900 kp).

Fabrikat/Bezeichnung:

Mammut-Bohrhaken mit Plättli (Platte)

Schraubengröße und -material: M 10 – 8.8

Bruchkraft (niedrigster von drei ermittelten Werten): 24,6 kN (ca. 2460 kp)

Bruchstelle:

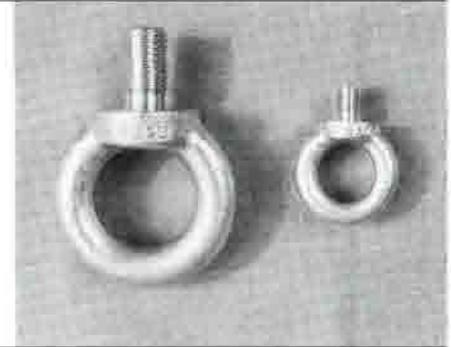
Öse ausgerissen

Abdichtung:

keine

Beurteilung:

von der fehlenden Abdichtung abgesehen, **empfehlenswert.**



Fabrikat/Bezeichnung:

Troll-Bohrhaken

Schraubengröße und -material: M 8 – 8.8

Bruchkraft (niedrigster von drei ermittelten Werten): 17 kN (ca. 1700 kp)

Bruchstelle:

Schraube abgeschert

Abdichtung:

keine

Beurteilung:

nicht empfehlenswert, zu geringe Festigkeit, Verankerung im Fels (Spreizdübel) zu schwach, Öse für Karabiner (Bohrung) zu klein (nicht alle Karabiner lassen sich einhängen).

Fabrikat/Bezeichnung:

Cassin-Bohrhaken

Schraubengröße und -material: M 8 – ?

Bruchkraft (nur eine Probe): 18 kN (ca. 1800 kp)

Bruchstelle:

Öse gerissen

Abdichtung:

keine

Beurteilung:

nicht empfehlenswert, zu geringe Festigkeit, Verankerung im Fels (Spreizdübel) zu schwach, Öse für Karabiner (Bohrung) zu klein (nicht alle Karabiner lassen sich einhängen).

Anmerkung zum Foto: Da nicht genügend Proben zur Verfügung standen, konnte nur die belastete (gebrochene) Lasche fotografiert werden.

Bezeichnung:

Ösenschraube DIN 580

Verankerung im Fels mit Selbstbohranker entsprechender Größe.

Achtung: Laut DIN 580 dürfen diese Ösenschrauben **nicht radial** (wie im Fels üblich) belastet werden, sondern **nur axial** und mit **geringerer Kraft diagonal**.

Mit der **kleinen, oben abgebildeten Ausführung M 6** hat sich inzwischen ein **Unfall** ereignet. In Unkenntnis technischer Zusammenhänge belastete ein Kletterer die „windige“ Ösenschraube durch Sturz, was die Schraube natürlich nicht aushalten konnte. Sie brach am Gewindeansatz ab. „Nicht alles, was Stahl ist, muß gleich halten“. Es kommt auch auf die Dimensionierung an.

Die **große, oben abgebildete Ausführung M 16** wurde in den letzten Jahren vielfach als **Abseilhaken** an den Meteora-Felsen (Griechenland) gesetzt. Hier bestehen **keine** Bedenken, da diese Ausführung für radiale Belastung, wie sie **beim Abseilen** auftreten kann, **weit überdimensioniert** ist.

Firma vauDe bietet im Katalog 1985 ein vauDe-Bohrhakensystem mit einer (lt. Hersteller) wetterfesten und säurefreien Abdichtpaste an. Schraubenbruchkraft (lt. Hersteller) ca. 30 kN (ca. 3000 kp). Bei Redaktionsschluß noch nicht lieferbar.

Als Normforderungen müssen derzeit genannt werden:

- Bruchkraft mindestens 20 kN (ca. 2000 kp), aus Sicherheitsgründen möglicherweise sogar 25 kN (ca. 2500 kp).
- Für eine Bruchkraft von 20–25 kN (ca. 2000–2500 kp) Bohrkronen und Schraube mindestens M 10.
- Ausreichend große Öse, damit sich auch etwas dickere Karabiner einhängen lassen und beim Seilnachziehen noch genügend Bewegungsfreiheit besitzen.
- Abdichtung des Bohrlochs mit einem alterungsbeständigen Dichtmittel.

AV-Haken

Die vom Sicherheitskreis seit Anfang der siebziger Jahre angebrachten Abseil- und Standhaken (DAVAS-Haken, Abkürzung von DAV-Abseil- und Standhaken) sind für eine Belastung von über 30 kN (über ca. 3000 kp) ausgelegt und alle ausnahmslos abgedichtet. Da die ersten beiden Hakengenerationen auf dem gleichen Prinzip beruhen wie die derzeit allseits üblichen Bohrhaken mit Bohrkronendübel und da das Abdichten dieser Bohrhaken, wenn es sachgerecht geschieht, etwas umständlich ist, wurde vom Sicherheitskreis vor drei Jahren ein Klebesystem auf Zweikomponentenbasis (Glaspatrone mit Verbundmasse) von der Bauindustrie übernommen und der AV-Klebehaken kreiert; Preis etwa 20 DM, Bruchkraft über 30 kN (über 3000 kp). Dieser Haken muß nicht mehr abgedichtet werden. Da mit stabilem Ring versehen, eignet er sich nur für Standplätze und Abseilstellen. Er wurde inzwischen auf Initiative verschiedener DAV-Sektionen in Klettergärten und im Hochgebirge gesetzt.

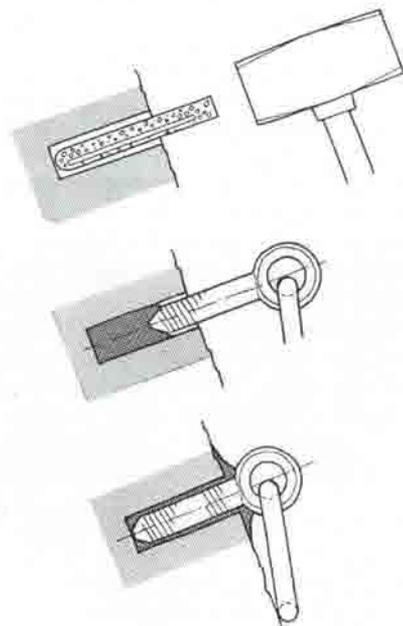


Bild 18:
Anbringen des DAV-Klebehakens:
Glaspatrone (Verbundmasse) mit
Hammer zertrümmern – Ringhaken
(mit Gewindeschäft) unter leichten
Hammerschlägen eindrehen – Kunst-
stoff mit Fingern glattstreichen,
Aushärtezeit temperaturabhängig
(bei 20° C etwa 10 Minuten,
bei 10° C etwa 20 Minuten)

Bild 14:
DAV-Klebehaken,
Glaspatrone mit
Verbundmaterial

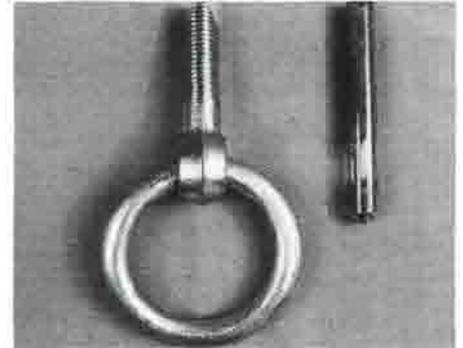


Bild 15:
Als Standhaken
im Franken-Jura.
Bruchkraft
über 30 kN
(über ca.
3000 kp)



Bild 16:
DAV-Klebehaken,
links unbelastet,
rechts auf der
Zerreißmaschine
belastet bis
50 kN (ca.
5000 kp)

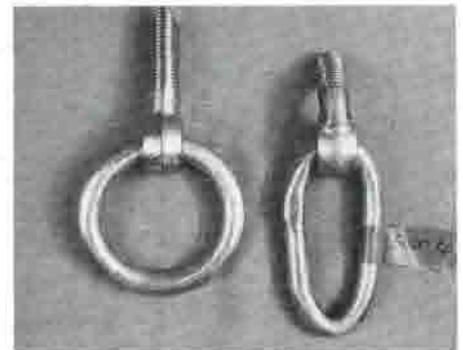


Bild 17:
DAV-Klebehaken
im Profil. Die
Verbundmasse füllt
das ganze Bohrloch
aus und dichtet es ab.

Inzwischen hat auch das Sicherheitsreferat des ÖAV (Leitung Christian Damisch) einen Klebehaken gemeinsam mit Sportkletterern entwickelt; Preis etwa 100 öS, Bruchkraft über 30 kN (über ca. 3000 kp). Bisher wurde der Haken im Klettergarten im linken, unteren Teil der Martinswand gesetzt.

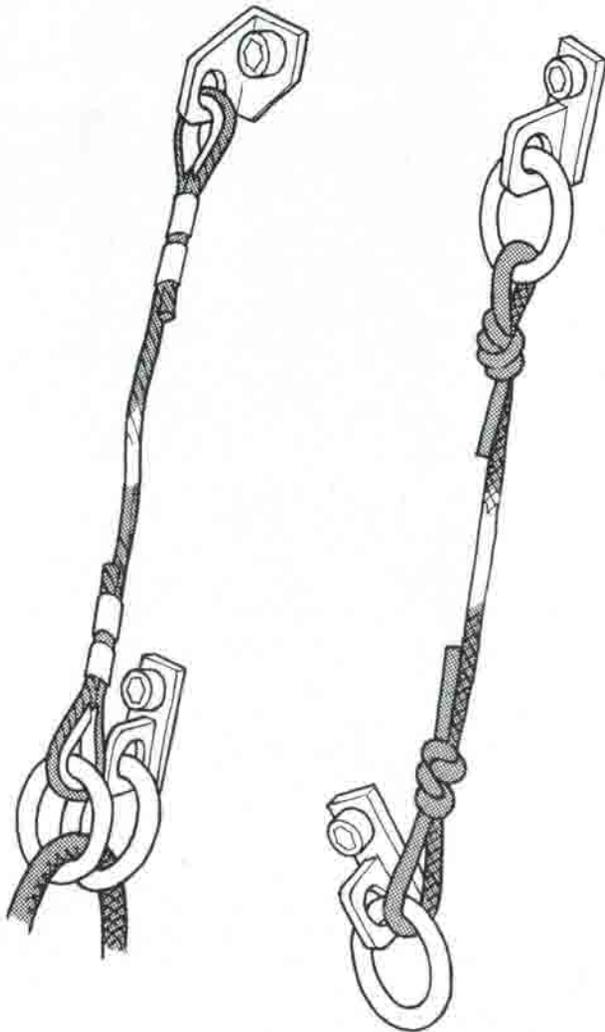


Bild 19: Die Verbindung zweier Bohrhaken mittels Drahtkabel-, Reepschnur- oder Seilschlinge, wie gezeigt, bietet **keine** vermehrte Sicherheit. Derart exotische Konstruktionen sind auch alles andere als eine Zierde in der Felslandschaft.

Fehlkonstruktionen

Neben den festigkeitsmäßig unzureichenden Ausführungen auf dem Markt muß auch die im SAC-Monatsbulletin 5/83 empfohlene Konstruktion als *Fehlkonstruktion* bezeichnet werden. Eine Hakenverbindung mittels Reepschnur oder Seilstück wie gezeigt, kann aufgrund der unterschiedlichen Materialdehnung nie dazu dienen, die Belastung auf beide Haken auch nur annähernd gleichmäßig zu verteilen. Auch aufgrund des festigkeitsmindernden UV-Strahlungseinflusses sind Reepschnur und Seilmaterial (Polyamid!) als Dauerverbindung zweier Haken absolut ungeeignet. Ebenso führt die Verbindung beider Haken mittels Drahtkabelschlinge nie zu einer gleichmäßigen Kraftverteilung, da die notwendige Genauigkeit beim Hakensetzen nie erreicht werden kann. Wenn jeder einzelne Haken festigkeitsmäßig nicht ausreichend dimensioniert ist, bricht bei entsprechender Sturzbelastung erst der eine Haken und danach der andere. Bei ausreichender Dimensionierung und ausreichender Qualitätskontrolle durch den Hersteller und bei einwandfreier Abdichtung des Bohrlochs reicht ein *einzig*er Bohrhaken. Derart exotische Konstruktionen sind *nicht* notwendig. Solche „Doppelabsicherungen“, die in Wirklichkeit gar keine sind, stammen aus den USA, wo Eigenanfertigungen und unzureichend dimensionierte Haken ohne Abdichtung schon länger im Fels stecken und keiner ihre Festigkeit mehr sicher abschätzen kann. Sie sind eine in den USA aus der Not geborene Lösung: der eine Haken steckt schon, man traut ihm aber nicht mehr, deshalb setzt man einen zweiten hinzu, verbindet sie unsachgerecht, ohne daran zu denken, daß sie im Ernstfall zeitlich hintereinander belastet werden. Abgesehen davon sind derartige Gebilde nicht gerade eine Zierde in der Felslandschaft. Wenn schon Bohrhaken gesetzt werden – dann fachgerecht und mit dem geringstmöglichen Eingriff in die Natur.

Wie wird es weitergehen?

Solange uns keine größere wirtschaftliche Rezession heimsucht, wird die Zahl der Kletterer weiterhin zunehmen – und das sicher beachtlich. Die Medien und die Freizeitwelt werden auch weiterhin dafür sorgen. Wer wollte sie daran hindern? Es wird immer häufiger dazu kommen, daß am Einstieg einer bekannten, schönen Kletterroute mehrere Seilschaften zusammentreffen und weiter oben an ein und demselben Standhaken hängen. Es werden sich auch weiterhin Seilschaften ohne vorherige Absprache zu überholen versuchen. Beim größeren Sturz eines Seilersten kann es wieder zum Ausbrechen von Normalhaken oder zum Klemmkeilbruch oder zum Versagen von Friends am Standplatz kommen. Der vorhin zitierte Unfall an der Untersberg-Südwand ist mit Sicherheit bisher nicht der einzige.

Daraufhin wird wieder der Ruf nach soliden Standhaken zu hören sein, denn für eine Kanalisierung der Kletterer – die mit geradzahligen Geburtstagen dürfen am Samstag klettern, die mit ungeraden am Sonntag – wird man noch weniger Verständnis haben.

Foto: Gerhard Heidorn

In der Zwischenzeit wird die Nachfrage nach Bohrhaken aufgrund der Sportkletterwelle sicher anhalten. Man wird die Kletterschwierigkeiten möglicherweise noch höher ansiedeln und dabei die Sturzgrenze immer häufiger erreichen und überschreiten. Um Mindestfestigkeitswerte sicherzustellen – kein Kletterer will unnötig weit fliegen – wird eine Norm für Bohrhaken unumgänglich werden.

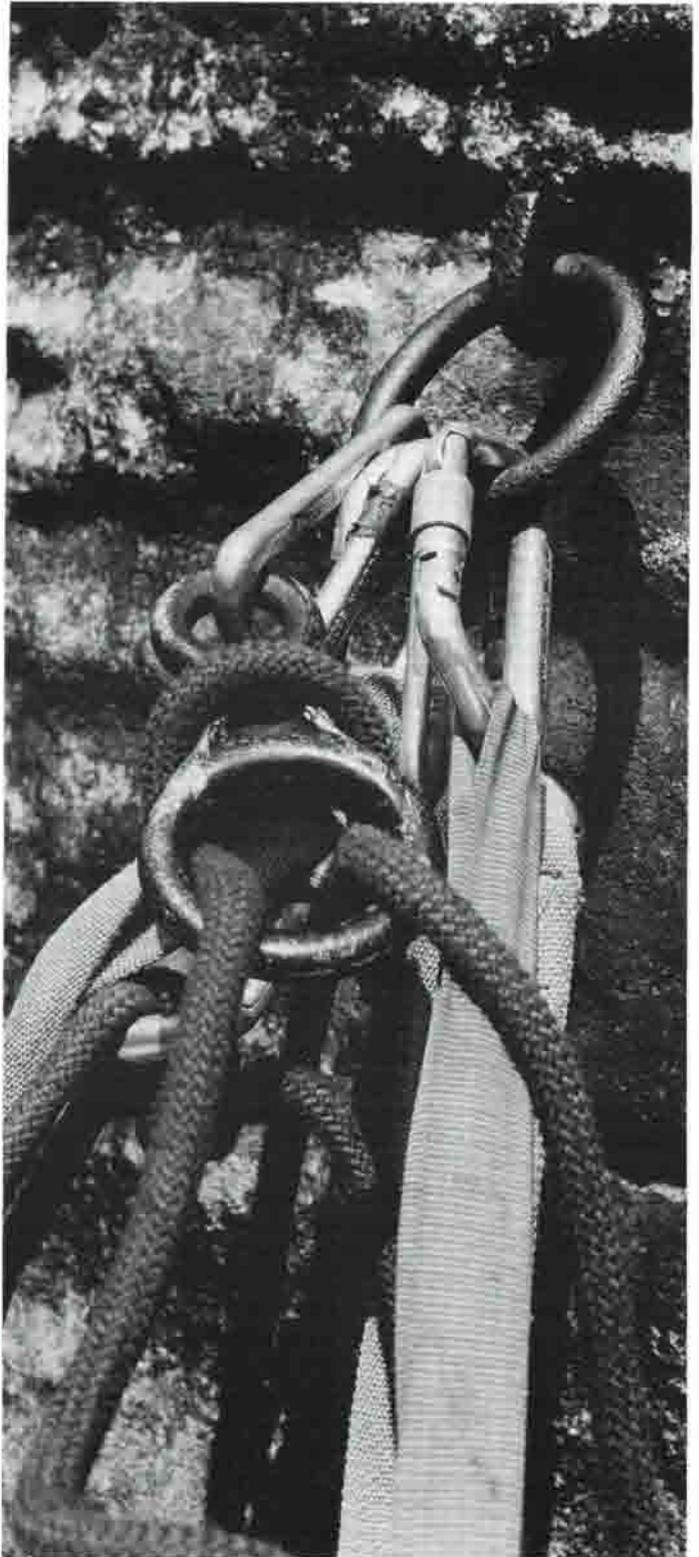
Neben dieser im Bereich der Wahrscheinlichkeit liegenden Entwicklung kann es auch dazu kommen, daß die Jugend mit der Sportkletterwelle die Gegner gebohrter Standhaken kurzerhand überrollt. Schließlich gilt heute die Durchsteigung klassischer Routen des V. Grades im „Rotpunktstil“ als erstrebenswert. Und dabei muß, weil nicht mehr V. Grad, sondern VI. und nicht selten auch VII. und VIII. Grad, die Sturzgrenze eher mal tangiert werden usw. ... siehe oben.

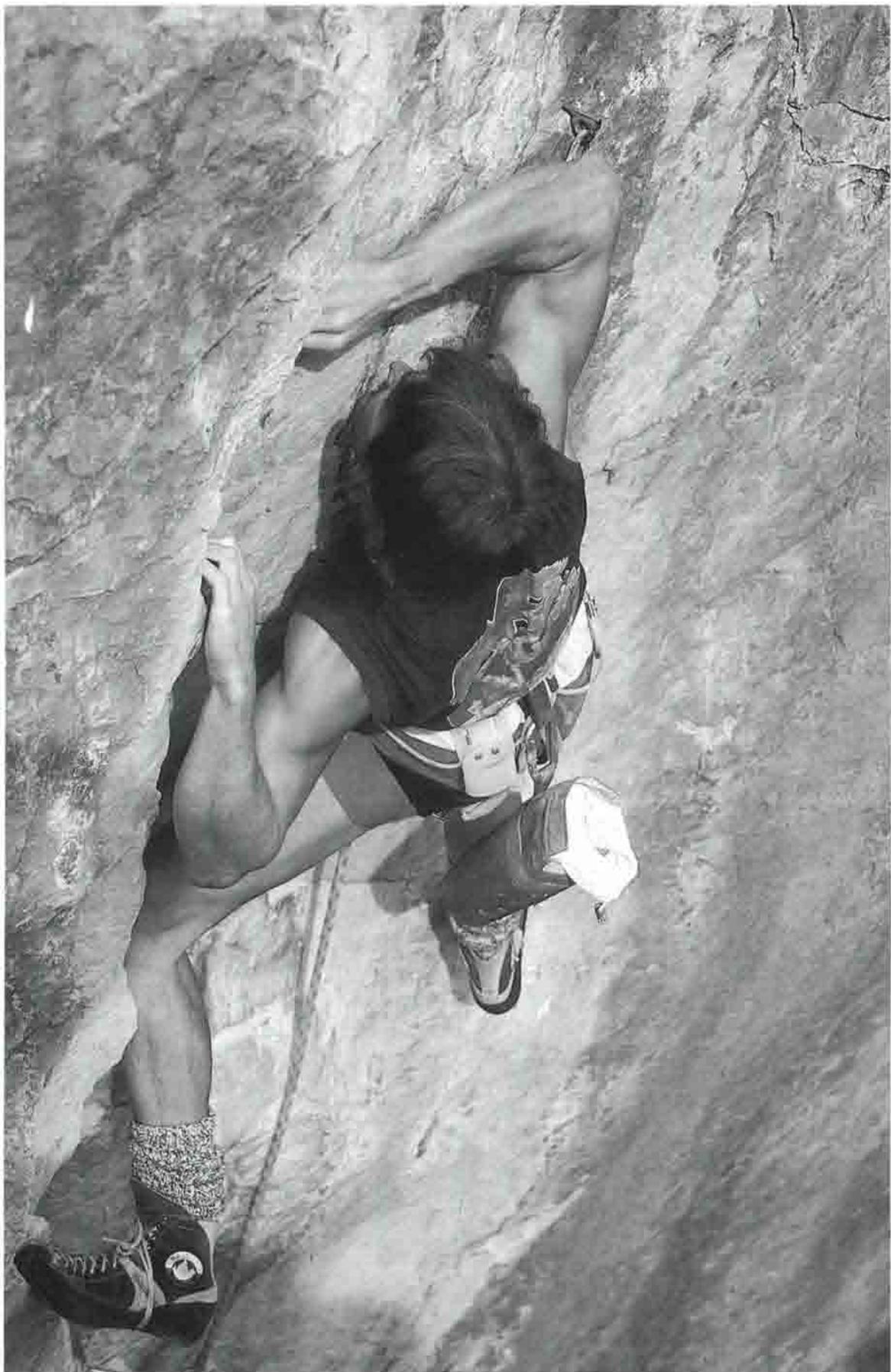
Es scheint deshalb angebracht, die Diskussion um gebohrte Stand- und Abseilhaken weiterzuführen, um möglicherweise doch in absehbarer Zeit zu einem für beide Seiten tragbaren Kompromiß zu kommen, ohne daß die eine Seite die andere dabei überfahren muß – auch nicht im Rückwärtsgang durch Absägen der bereits angebrachten Haken. Mit etwas Zeit und gutem Willen sollten sich die Meinungsunterschiede zwischen Bohrhakenbefürwortern und Bohrhakengegnern beseitigen lassen.

Literaturhinweise

(In der Reihenfolge ihres Erscheinens)

1. Tätigkeitsbericht 1969/70 des DAV-Sicherheitskreises mit einem Bericht über gebohrte Abseilhaken im Wilden Kaiser, im Karwendel, im Wetterstein und in den Berchtesgadener Alpen.
2. Tätigkeitsbericht 1971/73 des DAV-Sicherheitskreises mit einem Bericht über gebohrte Abseil- und Standhaken im Wilden Kaiser.
3. Tätigkeitsbericht 1974/79 des DAV-Sicherheitskreises mit einem Bericht über die Kontroverse um die Bohrhaken in den siebziger Jahren und einem Beitrag über die juristische Seite solcher Haken und ihres unrechtmäßigen Entfernens.
4. Der Bergsteiger, Heft 8/82,
5. Alpin-Magazin, Heft 8/82,
6. Boulder, Heft 3/83, 4., 5. und 6. mit Berichten über die gebohrten Standhaken in der Martinswand.
7. Wisch, Heft 1/83, mit den Vorschlägen Dr. Kühbachers zum Anbringen gebohrter Standhaken.
8. Edelweiß-Magazin 1983 mit einem Bericht über die Stand- und Abseilhaken am Däumling.
9. SAC-Monatsbulletin, Heft 5/83, mit einer Stellungnahme zu gebohrten Stand- und Abseilhaken und mit einem Lösungsvorschlag für Bohrhaken an Standplätzen.
10. Sonder-Wisch 1984 über die neuerliche Bohrhakenkontroverse.
11. DAV-Mitteilungen, Heft 3/84, mit einem Bericht über Mammut- und Salewa-Bohrhaken.
12. DAV-Mitteilungen, Heft 5/84, mit einem Bericht über den DAV-Klebehaken.
13. ÖAV-Mitteilungen, Heft 2/85, mit einem Testbericht über Bohrhaken und über den ÖAV-Klebehaken.
14. DAV-Mitteilungen, Heft 5/85, mit einem Testbericht über Bohrhaken.





*Links:
Sportklettern
in Arco*

*Foto:
J. Winkler*

Zum speziellen sportmotorischen Eigenschaftsprofil von Sportkletterern

Ein Forschungsprogramm des Österreichischen Alpenvereines, Gesundheitsreferat, und des Institutes für Sportwissenschaften der Universität Innsbruck

Von Friedrich Fetz, Werner Nachbauer und Martin Burtscher

1. Aufgabenstellung

Zur Charakterisierung des sportmotorischen Ausbildungsniveaus von Einzelmenschen oder Gruppen werden in den letzten Jahrzehnten zunehmend Testprofile zur Bestimmung der Beherrschung von Fertigkeiten (z. B. Schwimmen, Schilaufen, Hochspringen, Fußballspielen) und der Ausprägungsgrade motorischer Eigenschaften (z. B. Kraft, Schnelligkeit, Ausdauer) herangezogen. Technik und Kondition sind zwei wichtige leistungsbestimmende Bereiche neben anthropometrischen, psychischen und sozialen Eigenschaftsfeldern.

1.1. Sportmotorische Eigenschaftsprofile

Testprofile, mit denen man den allgemeinen Ausbildungsgrad (sport-)motorischer Eigenschaften bestimmen möchte, nennt man „allgemeine sportmotorische Eigenschaftsprofile“. Nimmt man in ein Testprofil nur Ausprägungsgrade motorischer Eigenschaften auf, die für eine bestimmte Sportart leistungsbestimmend sind, so spricht man von einem „speziellen sportmotorischen Eigenschaftsprofil“. In unserem Falle geht es darum, ein spezielles sportmotorisches Eigenschaftsprofil von Sportkletterern zu erstellen. Endziel der Untersuchung ist es, die Ausprägungsgrade aller für das Sportklettern leistungsbestimmenden sportmotorischen Eigenschaften (Konditionskomponenten) numerisch zu erfassen und in einem Normprofil graphisch darzustellen. Daß damit nur ein Bereich leistungsbestimmender Faktoren herausgegriffen und behandelt wird, wurde schon angedeutet.

1.2. Sportkletterer

Das Sportklettern ist eine Sportart, die in den letzten Jahren eine erstaunliche Entwicklung durchlaufen und verhältnismäßig große öffentliche Beachtung gefunden hat. Sportkletterer betreiben das Felsklettern als Sport. Sie heben sich von den übrigen Felskletterern dadurch ab, daß sie zur Fortbewegung in der Wand nur die von der Natur angebotenen Möglichkeiten benützen.

Seilsicherung wird von Sportkletterern in der Regel verwendet. Wenige Spitzenkletterer bewältigen heute den 10. Schwierigkeitsgrad. Innerhalb des Sportkletterns haben sich verschiedene „Spielformen“ herausgebildet. „On sight“-Kletterer be-

zwingen eine „Wand“ in einem Zug (ohne Unterbrechung) und beim ersten Versuch. „Top rope“ ist eine Spielform, bei der der Kletterer Seilsicherung von oben hat. Beim „Rotkreis“-Klettern können künstliche Hilfsmittel, z. B. Haken, Klemmkeile u. a. eingehängt bleiben, während sich der Sportler auf dem Rastplatz erholt. Beim „Rotpunkt-Klettern“ ist dies nicht erlaubt usf.

Ein hervorragend besetztes Treffen von Sportkletterern im September 1984 in Arco (Italien) bot einmalige Möglichkeiten, mit einer nahezu idealen Personenstichprobe ausgewählte sportmotorische Tests für erste Ansätze eines sportmotorischen Eigenschaftsprofils von Sportkletterern zu erproben.*)

2. Untersuchungsmethoden

2.1. Bestimmung des speziellen sportmotorischen Eigenschaftsprofils

Zur Bestimmung des speziellen sportmotorischen Eigenschaftsprofils von Freikletterern dienten aus den Bereichen Kraft, Ausdauer, Gleichgewicht und Gelenkigkeit 12 sportmotorische Tests:

- 1 Griffkraft
- 2 Klimmzüge
- 3 Beugestütze
- 4 Einbeinige Kniebeugen
- 5 Seitgrätschen
- 6 Beinspreizen vorwärts
- 7 Rumpfbeugen vorwärts
- 8 Einbeiniges Schwebestehen im Seitstand
- 9 Beidbeiniges Stehen auf dem Rollbrett
- 10 Einarmiges Hängen
- 11 Beidarmiges Hängen
- 12 Stufentest.

Genau Testbeschreibungen werden nur für die Tests „Einbeiniges Schwebestehen im Seitstand“, „Beidbeiniges Stehen auf dem Rollbrett“, „Einarmiges Hängen“ und „Beidarmiges Hängen“ gegeben, da diese Tests speziell für die Untersuchung an Sportkletterern entwickelt wurden. Testanleitungen, Testbeschreibungen sowie Angaben der Gütekriterien der anderen

*) Den Teilnehmern muß für die Unterstützung dieser Bemühungen aufrichtig gedankt werden.

Tests können der Publikation *Fetz/Kornel (Sportmotorische Tests, 2. Auflage, Innsbruck 1978)* entnommen werden.

Es wird allerdings darauf hingewiesen, daß bei den Tests „Klimmzüge“, „Liegestütze“, „Beugestütze“ und „Einbeinige Kniebeugen“ nicht die Zahl der ordnungsgemäß ausgeführten Beugungen und Streckungen innerhalb 10 Sekunden vermerkt wurde, sondern die für 10 Beugungen und Streckungen benötigte Zeit.

Kurz beschrieben sei im folgenden neben den Tests 8 bis 11 auch der Test „Griffkraft“, da er in der Publikation *Sportmotorische Tests* nicht aufscheint.

Griffkraft

Vorrangig beanspruchte motorische Eigenschaft: Statische Kraft der Fingerbeuger (Handgriff).

Das Dynamometer wird in der bevorzugten Hand gehalten (Magnesium für besseren Zugriff erlaubt). Der Arm wird neben dem Körper gehalten (Ellbogen fast gestreckt), die Handfläche zeigt zum Körper. Auf Kommando soll mit größtmöglicher Kraft gedrückt werden, wobei der Arm nicht an den Körper angelegt werden, nicht schwingen oder pumpen darf. Die Testperson hat zwei Versuche, zwischen denen eine Pause von mindestens 1 Minute liegt. Der bessere Versuch wird gewertet (Abbildung 1).



Abbildung 1

Einbeiniges Schwebestehen im Seitstand

Vorrangig beanspruchte motorische Eigenschaft: Statisches Gleichgewicht in aufrechter Stellung (vorwärts – rückwärts). Die Testperson steht im Seitstand mit dem Zehenballen des bevorzugten Beines auf einer 2 cm breiten und 10 cm hohen Kante und versucht möglichst lange auf dieser Kante zu stehen (Abbildung 2).

Notiert wird die Zeit vom Startzeichen (nach Bereitschaftserklärung der Testperson) bis zum Kontaktverlust mit dem Testgerät oder bis zur Bodenberührung in ganzen Sekunden; nach 60 Sekunden wird ein Versuch abgebrochen. Insgesamt stehen der Testperson drei Versuche zur Verfügung. Aus den beiden besseren Versuchen wird das arithmetische Mittel als Testergebnis registriert.

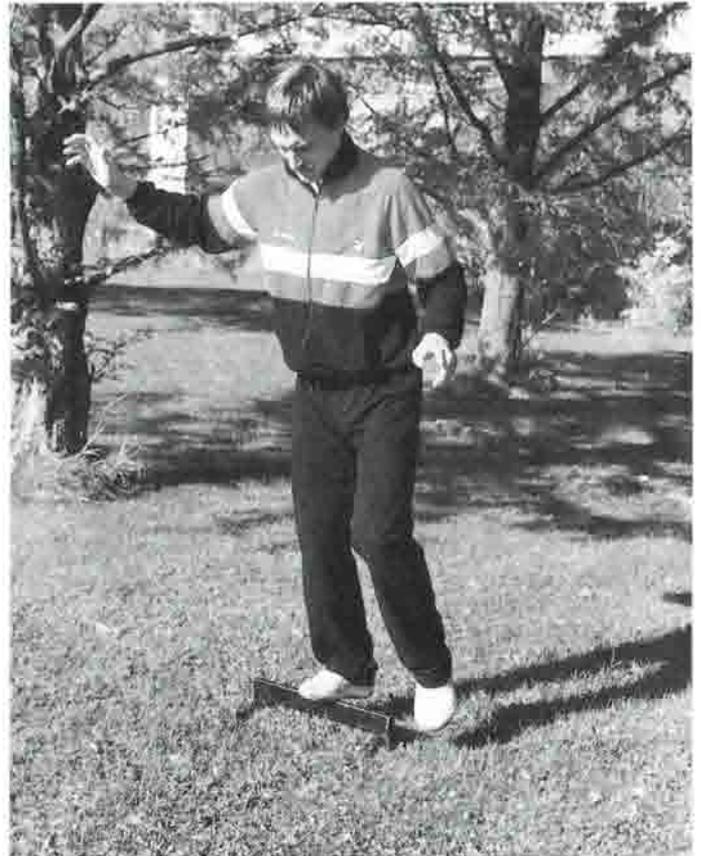
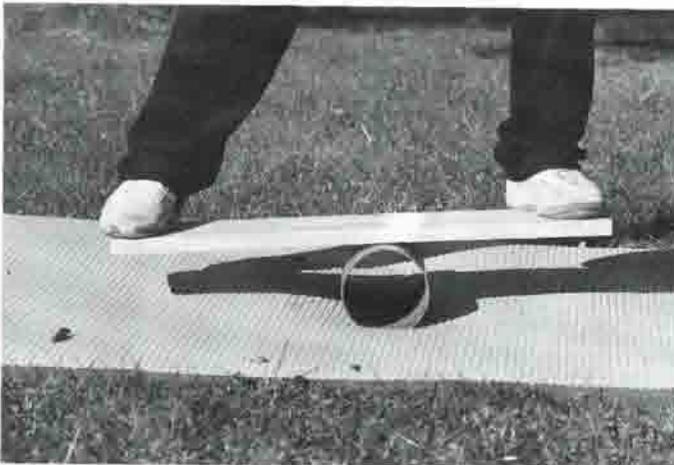


Abbildung 2

Beidbeiniges Stehen auf dem Rollbrett

Vorrangig beanspruchte motorische Eigenschaft: Statisches Gleichgewicht in aufrechter Stellung bei links-rechts-beweglicher Unterlage.

Die Testperson steht im Seitgrätschstand auf einem Brett, welches auf einer Rolle liegt, und versucht, möglichst lange das Gleichgewicht zu halten (Abbildung 3 und 4).



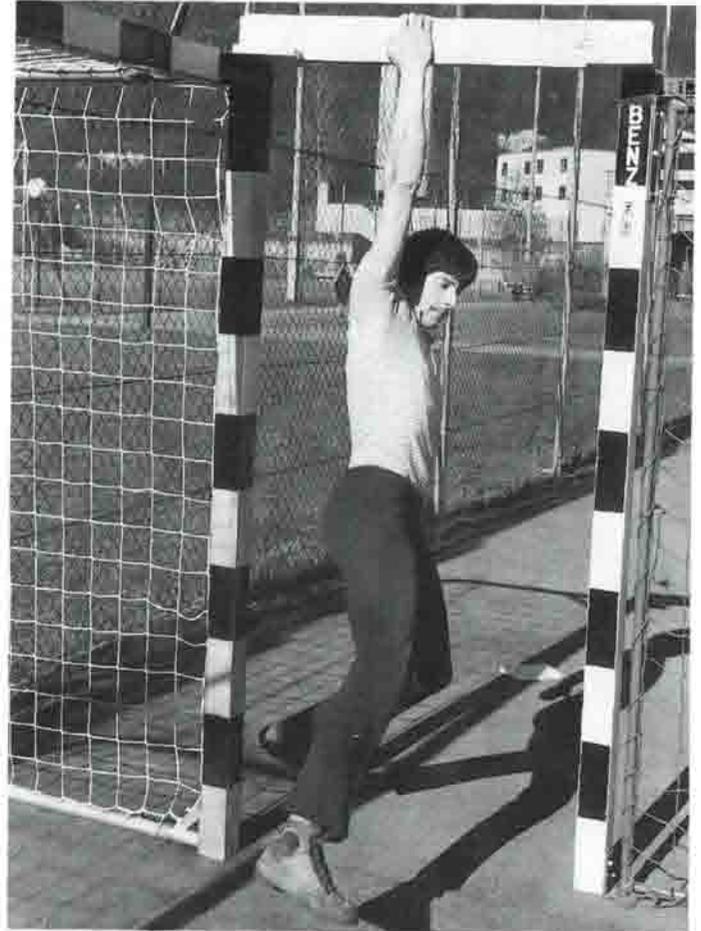
Abbildungen 3 und 4

Notiert wird die Zeit vom Startzeichen (nach Bereitschaftserklärung der Testperson) bis zur Bodenberührung durch Brett oder Testperson in ganzen Sekunden.

Der Testperson stehen drei Versuche zur Verfügung, von denen aus den zwei besseren das arithmetische Mittel gebildet wird; nach 60 Sekunden wird ein Versuch abgebrochen.

Einarmiges Hängen

Vorrangig beanspruchte motorische Eigenschaft: Lokale statische Kraftausdauer der Fingerbeuger.



Abbildungen 5 und 6

Die Testperson hat die Aufgabe, ohne Bodenkontakt an einer 5 cm breiten Kante an einem Arm möglichst lange zu hängen (Abbildung 5 und 6).

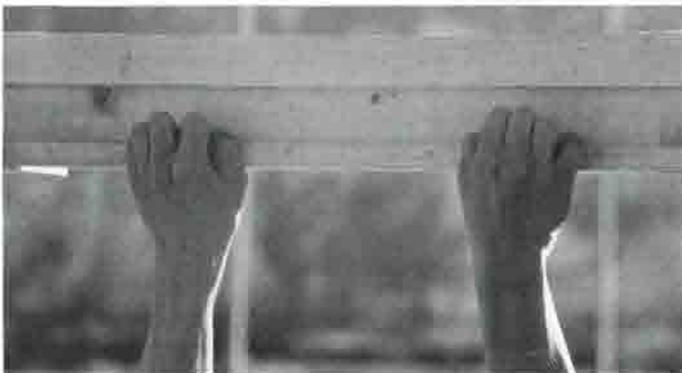
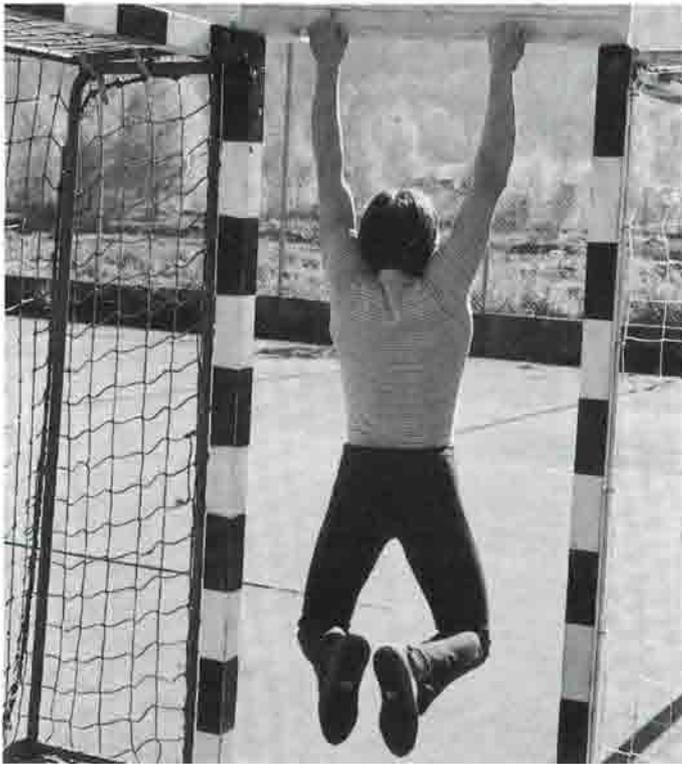
Gewertet wird die Zeit vom Startzeichen bis zum Bodenkontakt in Sekunden, wobei ein Versuch zur Verfügung steht.

Beidarmiges Hängen

Vorrangig beanspruchte motorische Eigenschaft: Lokale statische Kraftausdauer der Fingerbeuger.

Bei diesem Test versucht die Testperson, ohne Bodenkontakt an einer 1 cm breiten Kante an beiden Armen möglichst lange zu hängen (Abbildung 7 und 8).

Die Zeit vom Startzeichen bis zum Bodenkontakt wird in Sekunden gestoppt. Der Testperson steht ein Versuch zu.



Abbildungen 7 und 8

Die von F. Fetz und E. Kornexl, *Sportmotorische Tests*, 2. Auflage übernommenen sportmotorischen Tests genügen dem Gütekriterium der Reliabilität. Die von ihnen angeführten Reliabilitätskoeffizienten liegen durchwegs zwischen 0,75 und 0,99. Für den Griffkrafttest ermittelte Fleishman einen Reliabilitätskoeffizienten von 0,91*).

Zur Feststellung der Reliabilität der speziell entwickelten Testverfahren bedient man sich der Testwiederholungsmethode. Da die Meßreihen der Gleichgewichtstests nicht normalverteilt sind (überprüft nach David), wird der Zusammenhang zwischen Test und Retest durch die Rangkorrelation nach Kendall ermittelt. Bei den Hängetests kommt die Produkt-Moment-Korrelation zur Anwendung. Die Ergebnisse der Reliabilitätsprüfung sind in Tabelle 1 zusammengefaßt.

Tabelle 1: Reliabilitätskoeffizienten der speziell entwickelten Tests

Test	Versuchspersonen		Reliabilitätskoeffizient
	Anzahl	Alter	
Einbeiniges Schwebestehen im Seitstand	25	19-25	0,36
Beidbeiniges Stehen auf dem Rollbrett	25	19-25	0,41
Beidarmiges Hängen	30	17-28	0,96
Einarmiges Hängen li	30	17-28	0,89
Einarmiges Hängen re	30	17-28	0,82

Die Objektivität eines Tests ist vornehmlich durch die Qualität der Testanleitung bestimmt. Für die vorliegenden Untersuchungen wurden sämtlichen Testleitern genaueste Anweisungen betreffend der Testdurchführung gegeben, so daß die Objektivität der Testergebnisse gewährleistet werden kann. Auf die Validierung der Testverfahren wird verzichtet; lediglich das Konzept der inhaltlichen Validität wird beansprucht.

Zur Bestimmung jener motorischen Eigenschaften, die für Sportkletterer leistungsrelevant sind, werden die Testpersonen nach ihrer Kletterleistung in zwei Gruppen geteilt und bezüglich deren Testleistung auf Mittelwertunterschiede geprüft. Die Teilung erfolgt unter dem Gesichtspunkt, daß durch Klettern über dem 6. Schwierigkeitsgrad deutlichere Ausprägungsgrade in leistungsbestimmenden motorischen Eigenschaften erreicht werden als durch Klettern bis zum 6. Schwierigkeitsgrad. Dadurch entstehen zwei Leistungsgruppen (Extremgruppen) mit 12 bzw. 11 Versuchspersonen. Die obere Extremgruppe beherrscht im Mittel den 7,7ten Grad, die untere Extremgruppe im Mittel den 5,4ten Grad.

*) E. Fleishman, *The Structure and Measurement of Physical Fitness*, New Jersey 1964, S. 59

Bestehen statistisch gesicherte Mittelwertunterschiede zwischen den Ausprägungsgraden motorischer Eigenschaften, können diese als leistungsbestimmende Faktoren des Sportkletterns bezeichnet werden.

Diese Vorgangsweise führt zur Auswahl leistungsrelevanter motorischer Eigenschaften, die vorläufig in das spezielle sportmotorische Eigenschaftsprofil aufgenommen werden.

2.2. Stichprobe und Untersuchungsbedingungen

Die speziellen sportmotorischen Tests wurden im September 1984 in Arco (Italien) anlässlich eines internationalen Treffens von Sportkletterern während zweier Tage durchgeführt.

Insgesamt konnten 23 männliche und 2 weibliche Sportkletterer getestet werden, deren Kletterleistung durchwegs im Bereich vom 5. bis 10. Schwierigkeitsgrad liegt. Die Darstellung der Testergebnisse beschränkt sich auf die männlichen Sportkletterer.

Der Großteil der Versuchspersonen hatte sich auch 10 sportmotorischen Tests zur Erstellung eines allgemeinen sportmotorischen Eigenschaftsprofils unterzogen. Die Tests konnten bei gutem Wetter im Freien abgewickelt werden.

3. Untersuchungsergebnisse und Interpretation

Die Untersuchungsergebnisse werden jeweils in Diagrammen und Tabellen dargestellt. Die arithmetischen Mittelwerte der jeweiligen Probandengruppen werden leistungsorientiert, d. h. ansteigende Leistungen in Richtung der Ordinatenachse, aufgetragen.

Unter den Diagrammen werden in Tabellen jeweils angegeben:

- n die Anzahl der Testpersonen,
- \bar{x} die arithmetischen Mittelwerte der verschiedenen Stichproben,
- s Standardabweichungen.

Um die Übersichtlichkeit zu wahren, wird vom Einzeichnen der Standardabweichungen in die Diagramme abgesehen.

Sofern sich die Mittelwerte der Vergleichsgruppen stark signifikant (ss), d. h. auf dem 1%-Niveau gesichert, bzw. signifikant (s), d. h. auf dem 5%-Niveau gesichert, unterscheiden, werden die entsprechenden Symbole bei den Säulendiagrammen unmittelbar vermerkt.

Aufgrund der geringen Stichprobengröße wird zur Einschätzung der Mittelwertunterschiede der U-Test von *Mann-Whitney* verwendet.

Anschließend an die Ergebnisse und Interpretationen der Einzeltests werden ausgewählte motorische Eigenschaften in einem differenzierten speziellen Eigenschaftsprofil zusammengefaßt.

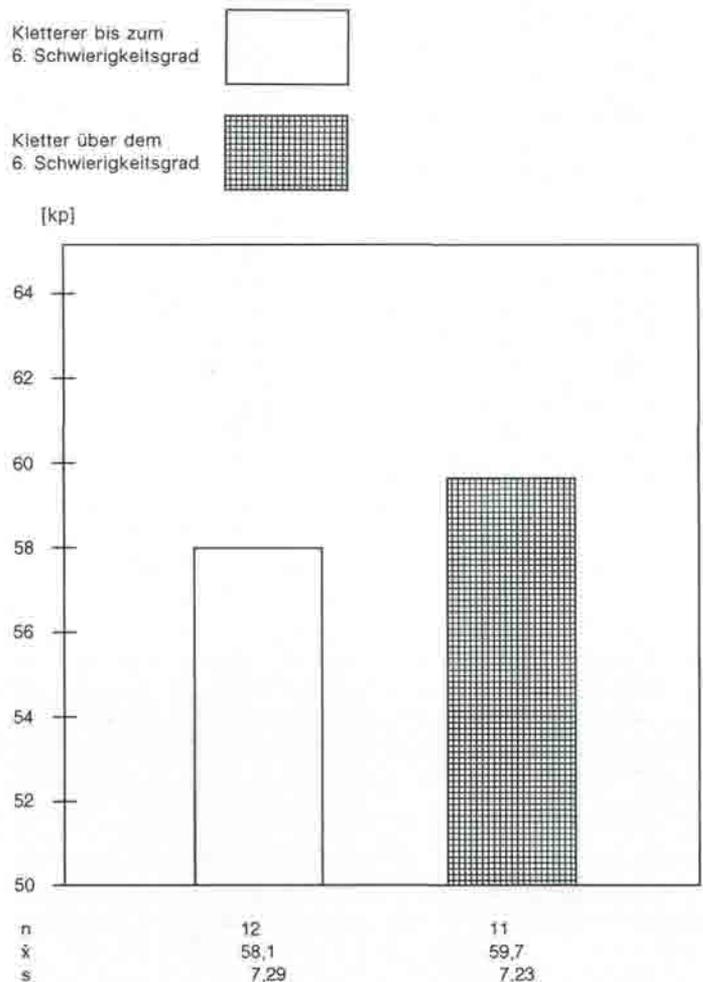
3.1. Ergebnisse und Interpretation der einzelnen Tests

Die Ergebnisse der Einzeltests werden nach den vorrangig beanspruchten motorischen Grundeigenschaften Kraft, Gelenkigkeit, Gleichgewicht und Ausdauer geordnet vorgestellt.

3.1.1 Griffkraft (Diagramm 1)

Überraschenderweise ergibt sich in der Griffkraft kein statistisch gesicherter Mittelwertunterschied zwischen den Extremgruppen. Schwierige technische Anforderungen scheinen daher keine höhere Ausprägung an Griffkraft zu verlangen. Vergleichswerte gleichaltriger Nichtalpinisten mit durchschnittlichen 52,2 kp*), die deutlich unter den Werten der Sportkletterer liegen, lassen jedoch den Schluß zu, daß die getestete motorische Eigenschaft durch Klettern trainiert wird.

Diagramm 1



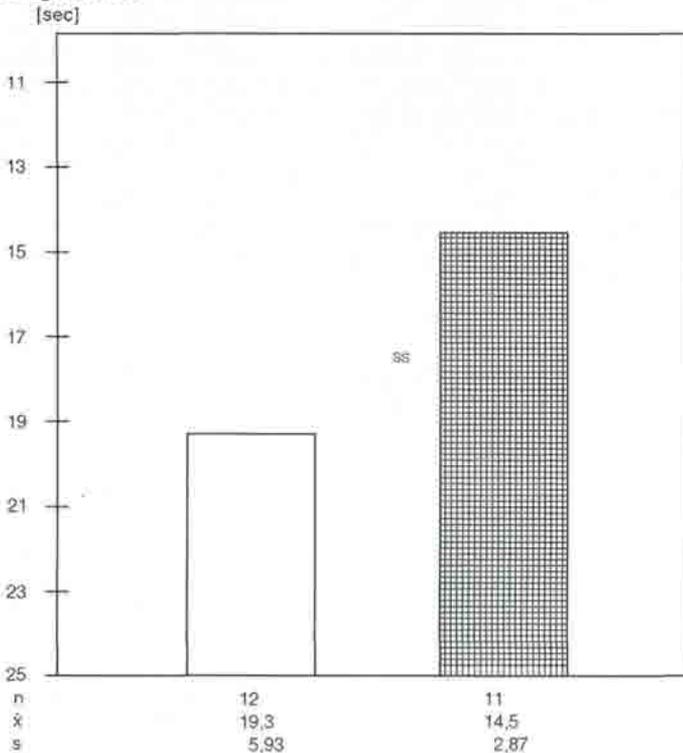
*) MONTOYE, H. J./D. E. LAMPHEAR. Grip and Arm Strength in Males and Females, Age 10 to 69, in: Research Quarterly 1977, S. 110

3.1.2 Klimmzüge (Diagramm 2)

Bei den Klimmzügen ist der Mittelwertunterschied zwischen den Leistungsgruppen statistisch auf dem 1%-Niveau gesichert.

Je steiler und schwieriger das Klettergelände, desto mehr werden für die Fortbewegung Schnellkraft und Kraftausdauer der Armbeuger benötigt.

Diagramm 2



3.1.3 Beugestütze (Diagramm 3)

Der Test „Beugestütze“ erfaßt Schnellkraft und Kraftausdauer der Armstrecker. Auch hier ist der Mittelwertunterschied zwischen den Extremgruppen statistisch signifikant.

Vor allem schwierigste Reibungsklettereien erfordern für die benötigte Stütztechnik in hohem Maße die angeführte motorische Eigenschaft.

3.1.4 Einbeinige Kniebeugen (Diagramm 4)

Beide Gruppen zeigen mit Mittelwerten um 12,5 Sekunden für zehn Kniebeugen ähnliches Ausprägungsniveau. Diese Werte entsprechen annähernd den Durchschnittswerten von Sportstudenten.

Offensichtlich ist die gemessene Ausprägung dieser motorischen Eigenschaft für den Sportkletterer nicht leistungsbegrenzend. In bestimmten Klettersituationen können die Beinstrecker mangelnde Armkraft teilweise ausgleichen.

Diagramm 3

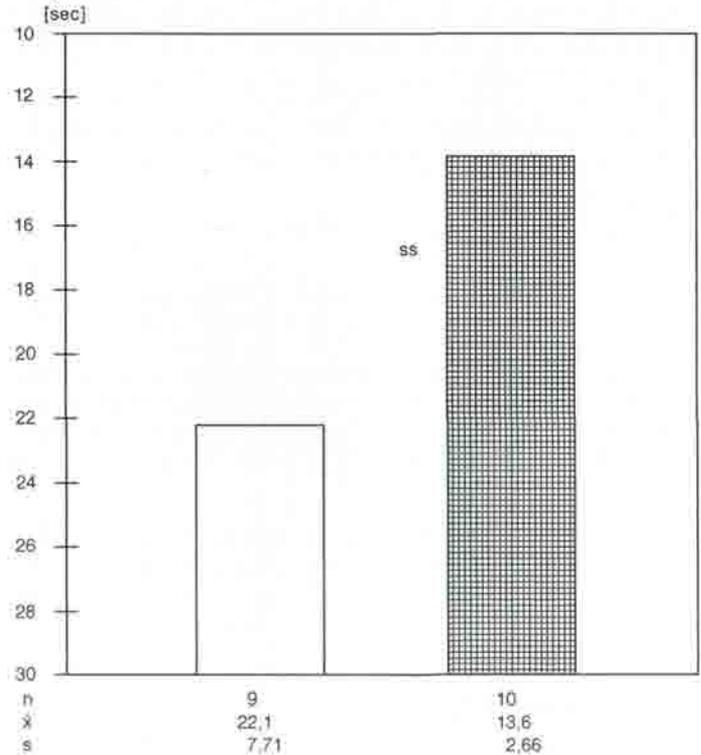


Diagramm 4

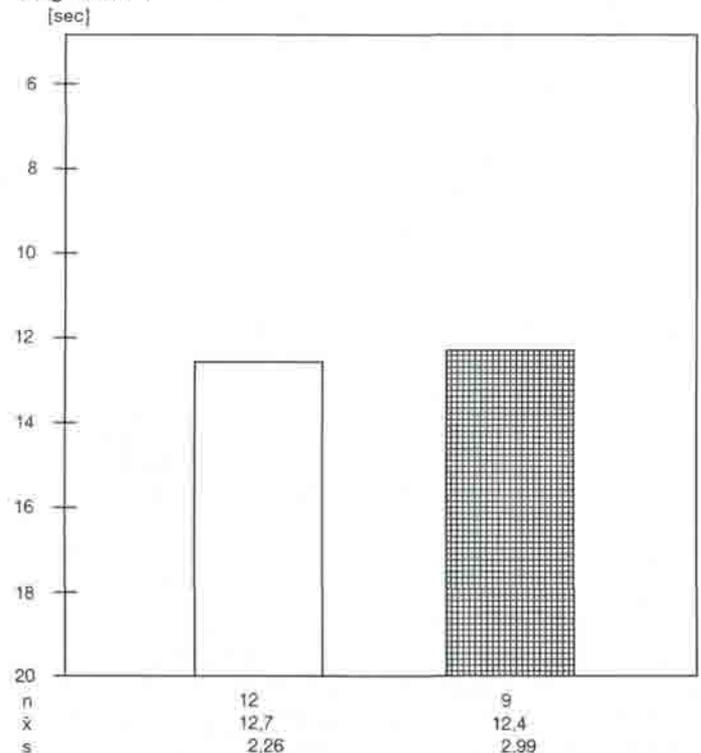
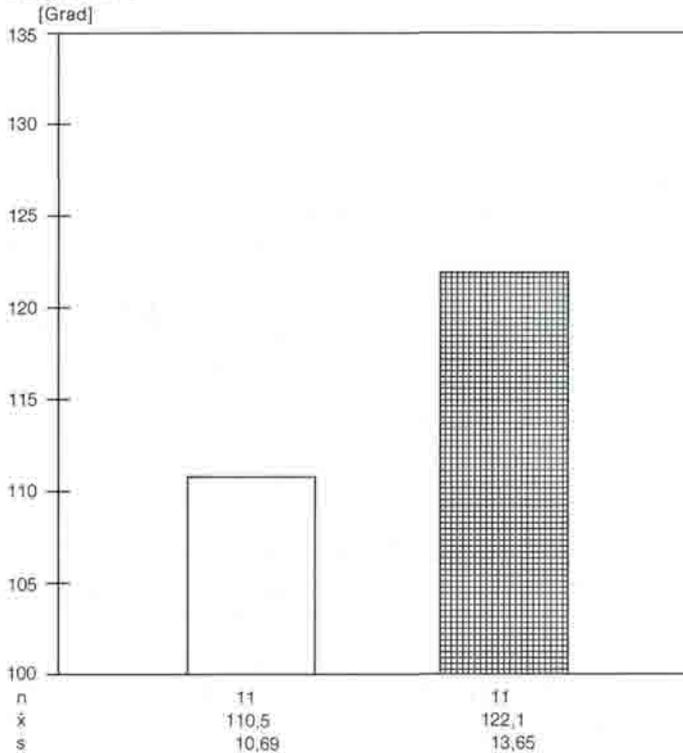


Diagramm 5



3.1.5 Seitgrätschen (Diagramm 5)

Der Mittelwertunterschied zwischen den beiden Gruppen bezüglich der Seitgrätschfähigkeit ist statistisch nur auf dem 6%-Niveau gesichert, was auf die hohen Streuungswerte zurückzuführen ist.

Bei der Betrachtung der Einzelwerte der Versuchspersonen fallen Spitzenkletterer mit überragenden Werten auf. Durch hohe Ausprägung des Seitgrätschvermögens sind zweifelsohne Vorteile in Trittwahl und Trittbelastung gegeben.

3.1.6 Beinspreizen vorwärts (Diagramm 6)

Beim Test „Beinspreizen vorwärts“ ist eine klare Überlegenheit der Gruppe der Spitzenkletterer ersichtlich, die mit dem Mittelwert von 99,5 Grad eine statistisch signifikant bessere Leistung als Kletterer bis zum 6. Schwierigkeitsgrad (89,8 Grad) erbringen.

Um extreme Kletterschwierigkeiten meistern zu können, ist sicherlich hohe Leistungsfähigkeit im Beinspreizen erforderlich. Dadurch ergeben sich ähnliche Vorteile wie durch hohe Seitgrätschfähigkeit.

3.1.7 Rumpfbeugen vorwärts (Diagramm 7)

Die Spitzengruppe weist auch beim Rumpfbeugen vorwärts mit 16,2 cm gegenüber 7,5 cm der unteren Extremgruppe erheblich größere Gelenkigkeit in Hüftgelenk und Lendenwirbelsäule auf. Diese Überlegenheit ist auf dem 1%-Niveau gesichert.

Diagramm 6

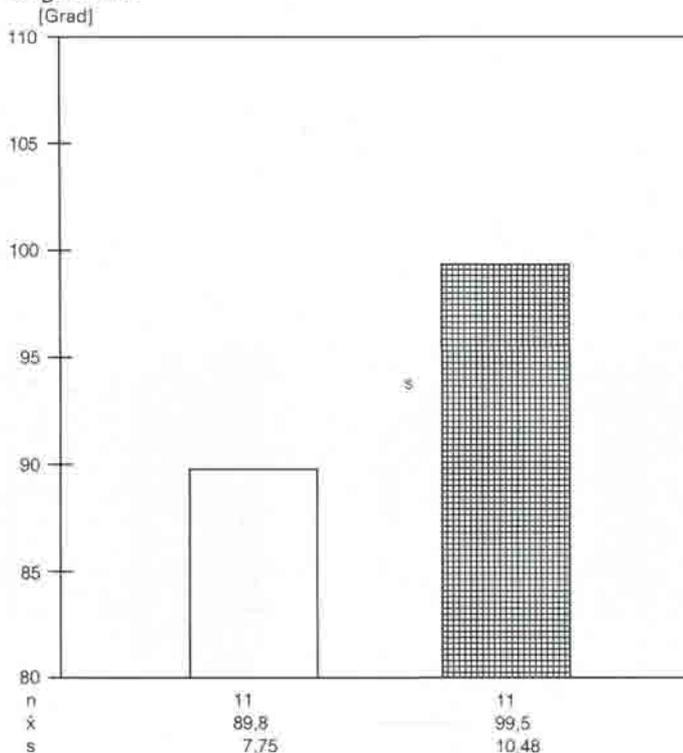


Diagramm 7

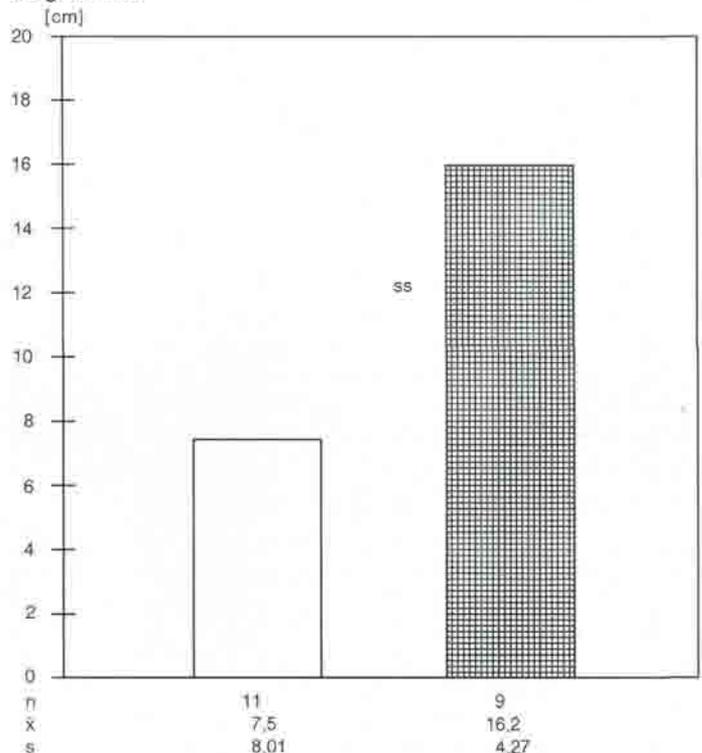


Diagramm 8

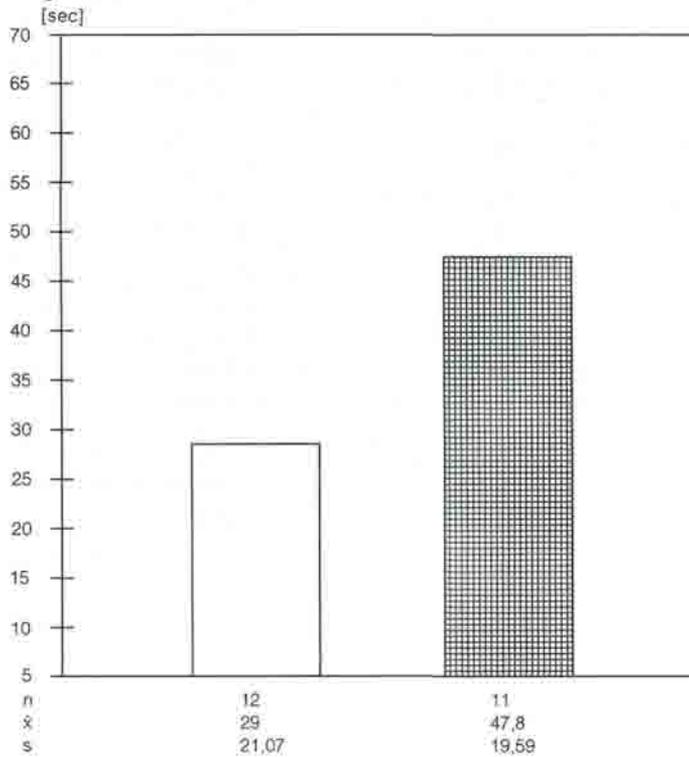
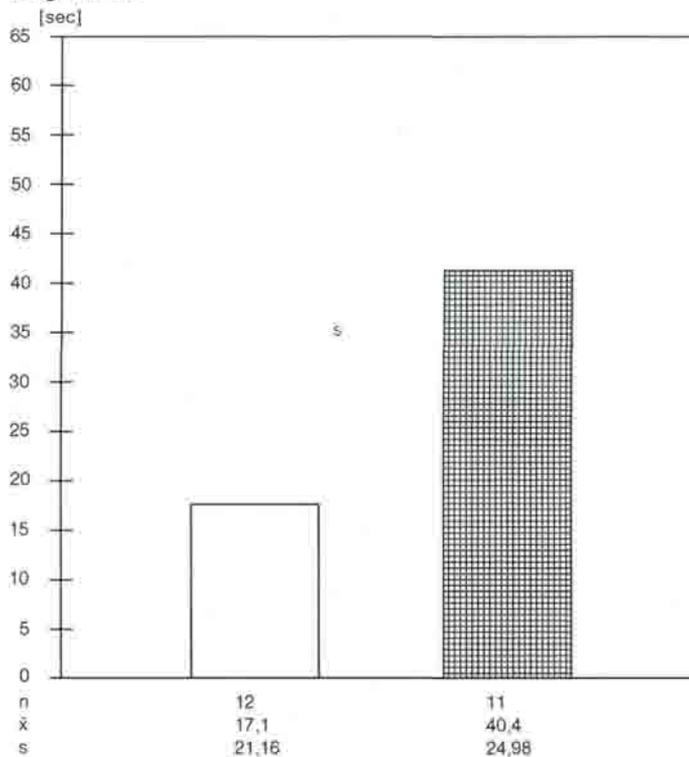


Diagramm 9



In erster Linie fordert extremes Reibungsklettern, bei dem ohne den Stützgriff zu wechseln der Körperschwerpunkt möglichst hoch gebracht werden soll, diese Art der Gelenkigkeit.

3.1.8 Einbeiniges Schwebestehen im Seitstand (Diagramm 8)

Die Gruppe der Spitzenkünstler erbringt bei diesem Gleichgewichtstest einen deutlich besseren Durchschnittswert, der mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 6% gesichert ist.

Kleinere Griff- und Trittflächen bei extremen Neigungen stellen hohe Anforderungen an die Gleichgewichtsfähigkeit, wodurch sich der Mittelwertunterschied erklärt.

3.1.9 Beidbeiniges Stehen auf dem Rollbrett (Diagramm 9)

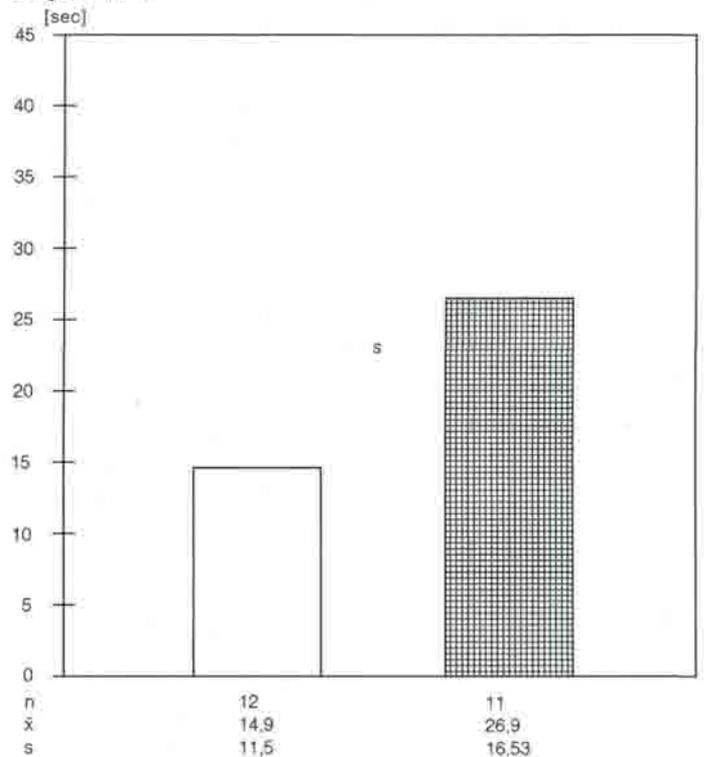
Bezüglich des beim beidbeinigen Stehen auf dem Rollbrett beanspruchten Gleichgewichtsvermögens ergibt sich ein signifikanter Mittelwertunterschied zwischen den beiden Vergleichsgruppen.

Da bei diesem Test die Anforderungen an das motorische Gleichgewicht komplexer sind als beim Test „Schwebestehen im Seitstand“, findet sich ein noch deutlicherer Mittelwertunterschied als beim vorangehend besprochenen Test. Dies läßt schließen, daß Extremklettern überaus komplexe Anforderungen an das motorische Gleichgewicht stellt.

3.1.10 Einarmiges Hängen (Diagramm 10)

Beim Test „Einarmiges Hängen“ sind signifikant bessere Leistungen der Gruppe über dem 6. Grad zu beobachten.

Diagramm 10



Vor allem die Kraftausdauer der Fingerbeuger bei isometrischer Belastung scheint für die Leistungsfähigkeit von Spitzenkletterern bedeutsam.

3.1.11 Beidarmiges Hängen (Diagramm 11)

Beim beidarmigen Hängen dominiert die Spitzengruppe mit einem Mittelwert von 44,5 Sekunden gegenüber 26,6 Sekunden der schwächeren Extremgruppe.

So wie beim Test „Einarmiges Hängen“ darf auch die hier getestete motorische Eigenschaft als leistungsbestimmend bezeichnet werden.

3.1.12 Stufentest (Diagramm 12)

Für den „Stufentest“ wurde für beide Gruppen exakt der gleiche Mittelwert berechnet.

Daraus ist zu schließen, daß beim Klettern in höheren (7.–10.) Schwierigkeitsgraden keine größeren Anforderungen an die allgemeine motorische Ausdauer gestellt werden als in niedrigeren (5.–6.) Schwierigkeitsgraden.

3.2. Das differenzierte sportmotorische Eigenschaftsprofil des Sportkletterers (Diagramm 13)

Im differenzierten speziellen sportmotorischen Eigenschaftsprofil sind jene Tests zusammengefaßt, welche statistisch mindestens auf dem 5%-Niveau gesicherte Mittelwertsunterschiede bei den Extremgruppen aufweisen.

Zusätzlich wurden die Tests „Einbeiniges Schwebestehen im Seitstand“ und „Seitgrätschen“ in das spezielle Profil aufgenommen, da zum einen die Mittelwertsunterschiede statistisch auf dem 6%-Niveau gesichert sind und zum anderen die Versuchspersonen auf die Bedeutung dieser Tests für das Extremklettern verwiesen. Aus testökonomischen Gründen sollten in einem speziellen Eigenschaftsprofil nur relativ eigenständige Tests enthalten sein. Wenn zwei Tests die gleiche sportmotorische Eigenschaft messen und hohe Korrelation aufweisen, kann einer der beiden Tests aus dem Profil gestrichen werden. Die Aufladung verschiedener Tests mit dem gleichen Faktor wird durch die Faktorenanalyse geprüft.

Um die Testergebnisse vergleichbar zu machen, wird eine z-Transformation durchgeführt. Das bedeutet, daß die einzelnen Testergebnisse in Standardabweichungen umgerechnet werden.

Bei allen Tests schwanken die Werte der Testpersonen zwischen $-3s$ und $+3s$. Die Mittelwerte der gesamten Gruppe stellen eine Gerade dar, die als Normprofil für Vergleiche mit Einzelpersonen oder Gruppen herangezogen werden kann.

Die eingezeichneten 2 Kurven spiegeln die Leistungsfähigkeit zweier Versuchspersonen wider. MARIACHER, ein Kletterer, der den 9. Schwierigkeitsgrad meistert, liegt in allen Tests über dem Gruppendurchschnitt. AUST, der immerhin den 5. Schwierigkeitsgrad beherrscht, bleibt in 6 Tests deutlich unter dem Durchschnitt. Jene „Welten“, die zwischen dem 5. und dem 9. Schwierigkeitsgrad liegen, bringen auch diese 2 Kurven zum Ausdruck. Das Ergebnis stellt keine allgemeine verschwommene Aussage dar, die der Kletterer auch ohne Test treffen

Diagramm 11

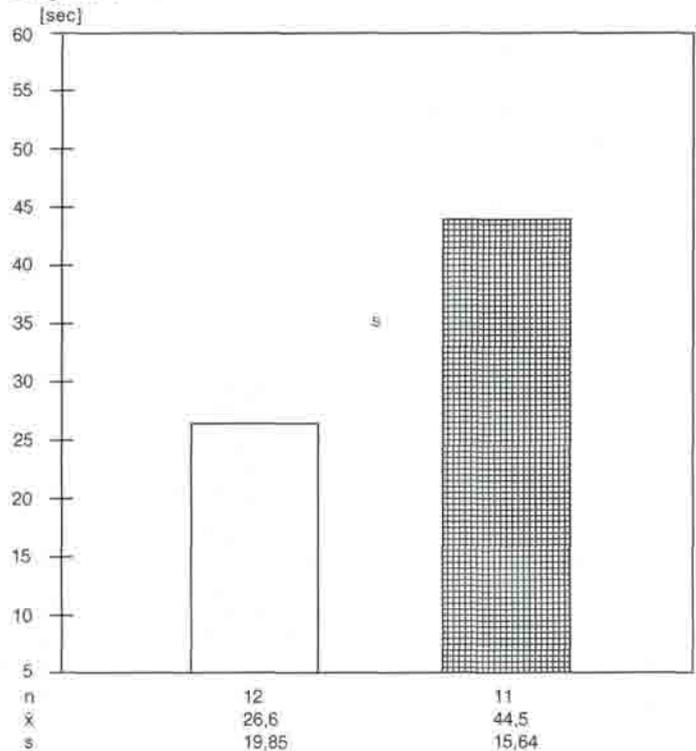


Diagramm 12

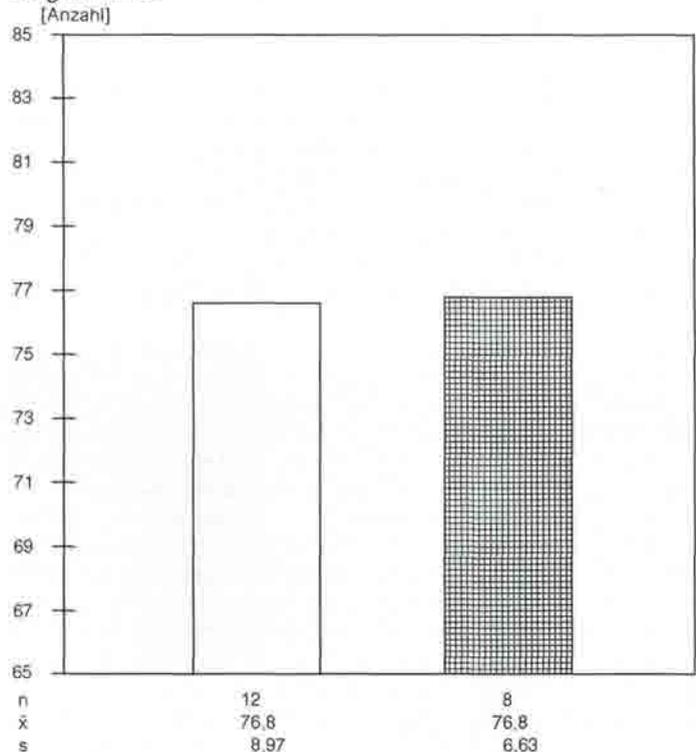
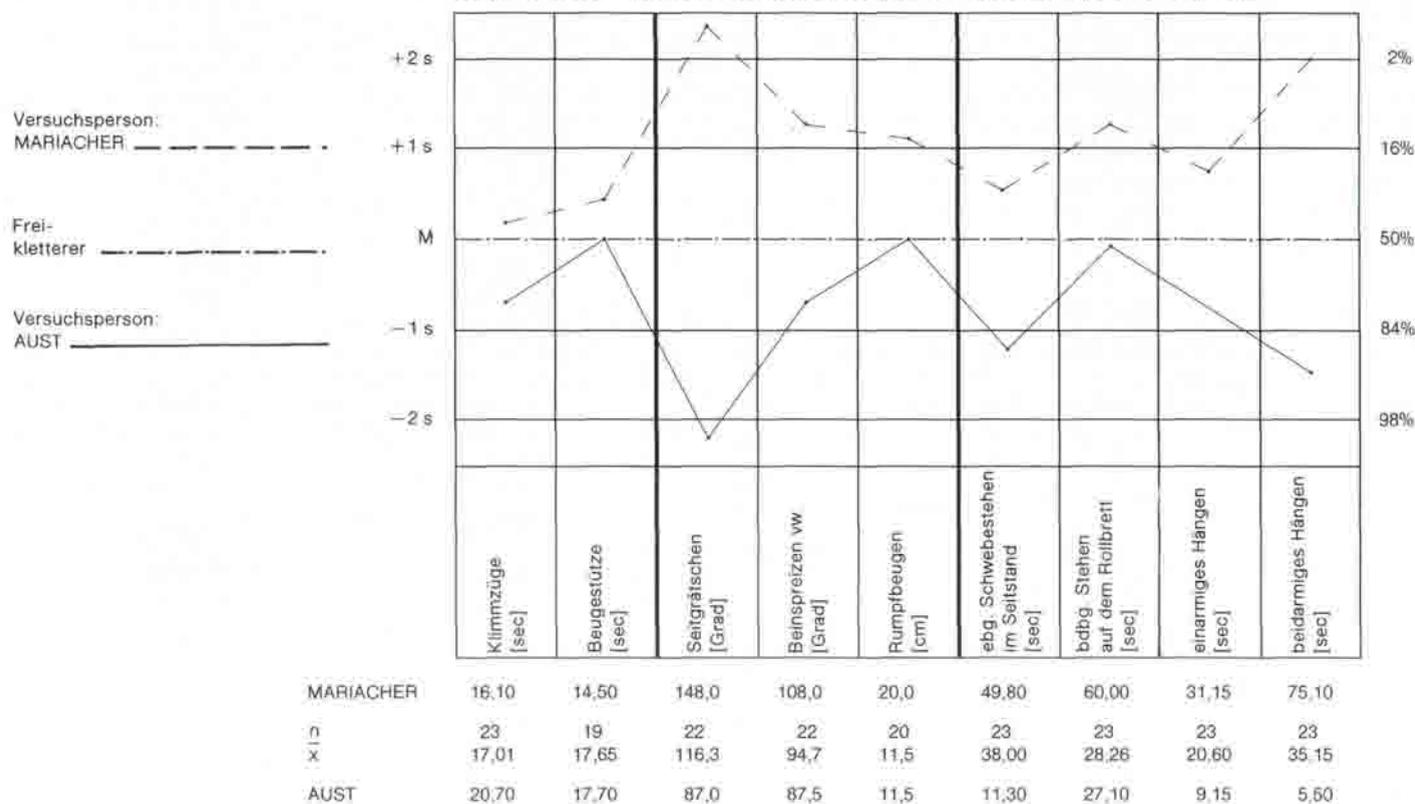


Diagramm 13: Differenzierte spezielle sportmotorische Eigenschaftsprofile



könnte, sondern analysiert seine Stärken und Schwächen in der Ausprägung spezieller sportmotorischer Eigenschaften und drückt seine Leistungsfähigkeit in Zahlen aus.

Jedem Kletterer bietet sich nun die Möglichkeit, mit Spitzensportlern Vergleiche anzustellen und so die dringlichsten Ansatzpunkte für ein gezieltes Training abzulesen. Aber auch der Spitzenkünstler selbst kann seine relativen Schwächen herausfinden und durch gezieltes Training eine Leistungssteigerung bewirken.

Wenn vor nicht allzulanger Zeit die Beherrschung des 6. Grades den scheinbar menschenmöglich erreichbaren Plafond darstellte (ein Grad über der momentanen Leistungsfähigkeit von Aust!), so werden heute schon Stellen im 10. Schwierigkeitsgrad bezwungen. Sicher sind die Zielsetzungen heutiger Sportkletterer verglichen mit jenen klassischer Alpinisten andere, die gewaltige Steigerung in der Kletterleistung jedoch kann nicht bestritten werden. So wie mit dem verstärkten Aufkommen der Lifanlagen das technische Niveau der Skifahrer explosiv angehoben wurde, so bewirken die Vielzahl an Klettergärten und das gegenüber früher wesentlich erhöhte Trainingspensum (nicht zuletzt auch die erleichterten Anfahrtswege und Zustiege) einen ähnlichen Effekt.

Die für Training und Leistungskontrolle große Hilfe eines sportmotorischen Eigenschaftsprofils, wie es für die meisten Sport-

arten existiert, fehlt bislang für den Felskletterer. Eines unserer Ziele soll sein, dieses Manko zu beheben. Die Analyse der von Mariacher erbrachten Testleistungen zeigt grundsätzlich, daß er in allen angeführten Tests überdurchschnittliche Werte erzielte, in speziellen Gelenkigkeits- und Kraftausdauerests (Seitgrätschen, beidarmiges Hängen) aber besonders hervorstechende Spitzenwerte erbrachte. Das soll nicht heißen, daß es Ziel jeden Kletterers sein soll, die Ausprägung der genannten Eigenschaften vorrangig zu trainieren, weil sie scheinbar den Schlüssel zum 9. Schwierigkeitsgrad bilden, sondern vielmehr, daß sie charakteristisch für Mariachers Kletterstil sind und Aussagen ermöglichen, in welchen Routen Mariacher Höchstleistungen erbringen kann. Andere wiederum erhalten ihre „Spitzen“ in den Krafttests. Abhängig von individuellen Faktoren und der Bevorzugung bestimmter Techniken und Routen und dem entsprechenden Training wird sich diese Leistungskurve ändern.

Überdurchschnittliche Leistungen in allen speziellen Eigenschaften scheinen jedoch erforderlich für Spitzenkünstler. Trainingsziel des einzelnen Kletterers muß es also sein, bei zumindest unveränderten „Spitzen“ die „Tiefpunkte“ anzuheben. Während die Ausprägung der Maximalkraft bei Aust sich von jener Mariachers nur unwesentlich unterscheidet, fallen die

Leistungen in spezieller Gelenkigkeit (bes. Seitgrätschen) und der Kraftausdauer gegenüber Mariacher deutlich ab. Schwerpunkte in Austs Trainingsplanung werden also diese Eigenschaften sein müssen.

Wir sind uns natürlich bewußt, daß hier erst ein Anfang gesetzt ist und an Tests sowie ihrer Durchführung noch viel gefeilt werden muß; dennoch sind wir durch die doch recht beeindruckenden Ergebnisse zuversichtlich und hoffen in nicht allzuferner Zukunft detaillierte Testanleitungen und Richtlinien für einen gezielten, speziellen Trainingsaufbau bieten zu können.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Von den insgesamt durchgeführten zwanzig Tests (neben den in diesem Beitrag erwähnten 12 Tests wurden noch 8 Tests des allgemeinen sportmotorischen Eigenschaftsprofils berücksichtigt), konnten neun in das spezielle sportmotorische Eigenschaftsprofil von Sportkletterern aufgenommen werden. Als nicht leistungsbestimmend für das Sportklettern erwiesen sich die in den folgenden Tests geprüften motorischen Eigenschaften: Sprungkraft (beidbeiniger vertikaler Sprung), Armstreckkraft (Liegestütze), Kraft der Hüftbeuger (Aufsitzen), komplexe Schnelligkeit (20-m-Sprint), motorische Reaktionsschnelligkeit (Stabfassen), Objektbalancieren (Stabbalancieren), statisches Gleichgewicht (einbeiniges Schwebestehen), Beweglichkeit im Schultergelenk (Armführen), Kraft der Fingerbeuger (Griffkraft), Streckkraft der Beine (Kniebeugen) und allgemeine Ausdauer (Stufentest).

Nach der Extremgruppenmethode erwiesen sich die in den folgenden Tests erhobenen motorischen Eigenschaften als leistungsbestimmend für Sportkletterer: Klimmzüge, Beugestütze, Seitgrätschen, Beinspreizen vorwärts, Rumpfbeugen vorwärts, einbeiniges Schwebestehen im Seitstand, beidbeiniges Stehen auf dem Rollbrett, einarmiges Hängen und beidarmiges Hängen; somit also vorrangig Anforderungen aus den Bereichen Armkraft, Gelenkigkeit, Gleichgewichtsvermögen und Kraftausdauer. Daß dieses Testprofil aufgrund des relativ schmalen Ansatzes noch Erweiterungen und Ergänzungen erfahren wird, ist anzunehmen.

Literatur

BEIKERT, E./E. KRUMME/T. JAKOB, Möglichkeiten von Lehre, Training und Wissenschaft des Klettersports an einer (künstlichen) Kletterwand, in: AUS-SCHUSS DEUTSCHER LEIBESERZIEHER, Schüler im Sport, Sport für Schüler, Schorndorf 1984, S. 387–390
BOLLINGER, G./A. HERRMANN/V. MÖNTMANN, BMDP, Statistikprogramme für die Bio-, Human- und Sozialwissenschaften, Stuttgart - New York 1983
BORTZ, J., Lehrbuch der Statistik für Sozialwissenschaftler, Berlin - Heidelberg - New York 1977
BURTSCHER, M./F. FETZ/W. NACHBAUER, Spezielle motorische Eigenschaften von Bergsteigern, in: Der Bergsteiger, 52 (1985) 5, 47–48
FETZ, F./E. KORNEXL, Sportmotorische Tests, 2. Auflage, Innsbruck 1978
FETZ, F./W. NACHBAUER, Konditionelle Leistungserhebung bei Freikletterern und Bergführeranwärtern, in: Mitteilungen des ÖAV, 40 (1985) 3, 20–21
FETZ, F./W. NACHBAUER/M. BURTSCHER, Allgemeines sportmotorisches Eigenschaftsprofil von Freikletterern, in: Leibesübungen – Leibeserziehung, 39 (1985) 6, 144–151

Verbesserungen des speziellen Eigenschaftsprofils für Sportkletterer sind zu erwarten durch zusätzliche Tests – etwa im Bereich sensomotorischer Steuerungs- und sensomotorischer Anpassungsfähigkeit oder im Bereich spezieller Gewandtheit. Aber auch Verbesserungen durch Testveränderungen (bessere Anpassung an Technikanforderung beim Sportklettern) sind anzunehmen.

Schon in der jetzigen (vorläufigen) Form läßt das spezielle Eigenschaftsprofil für Sportkletterer eine Reihe von Vorteilen erkennen. Erstens werden leistungsbestimmende sportmotorische Eigenschaften dieser Sportart aufgezeigt und zweitens kann jeder Sportkletterer mit seinem speziellen Eigenschaftsprofil Vergleiche mit dem Normprofil anstellen. Im Diagramm 13 werden individuelle Eigenschaftsprofile (Mariacher und Aust) mit dem Normprofil verglichen. Daraus sind sofort Stärken und Schwächen der individuellen Profile zu erkennen und Folgen für sinnvolle Trainingspläne ableitbar. Trainingspläne werden aussagekräftiger und zuverlässiger. Gerade für die sehr individuell (meist ohne Trainer) übenden Sportkletterer ist dies ein großer Fortschritt. Die Effizienz des Trainings ist durch einfache Tests darüber hinaus prüfbar.

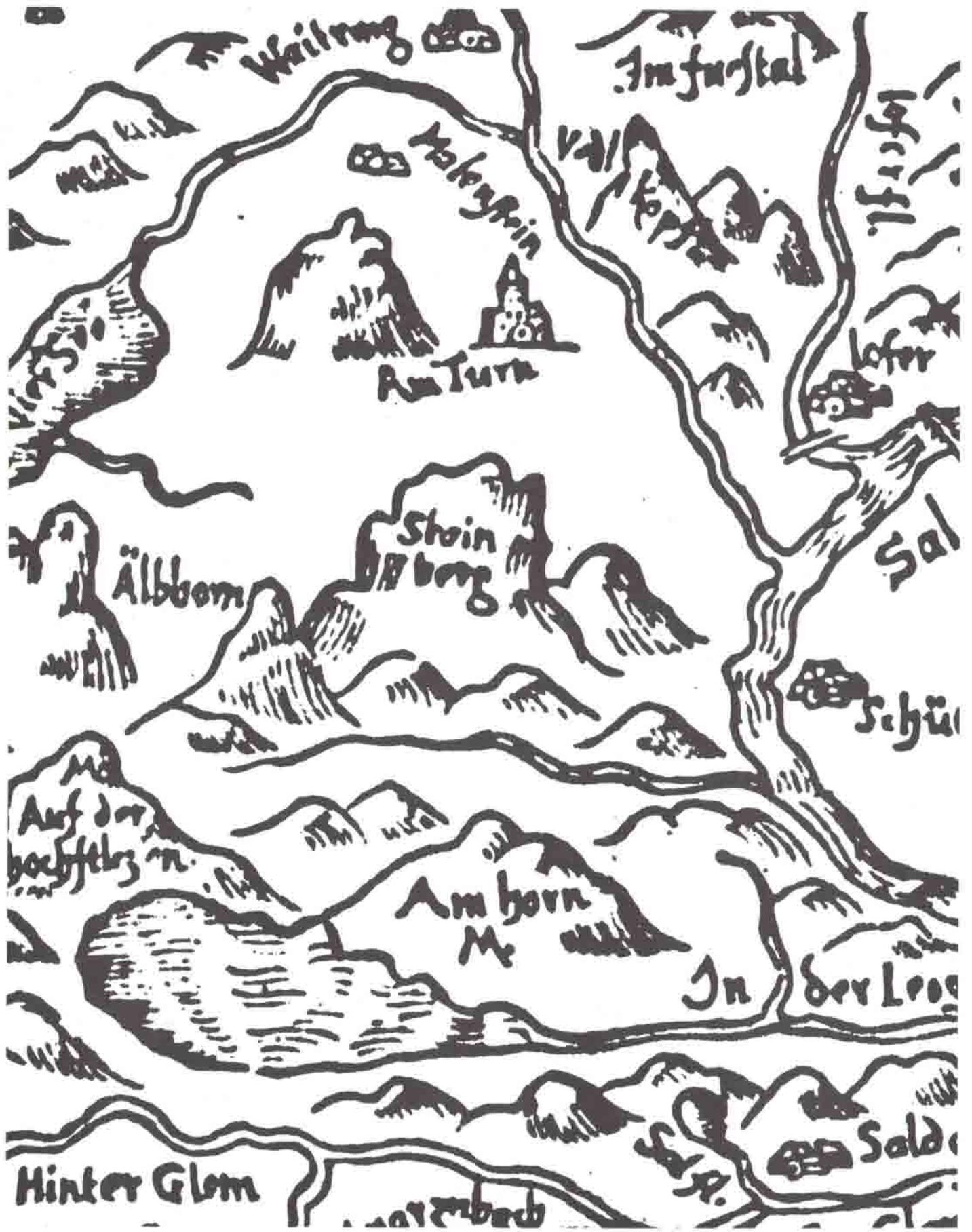
In weiterer Zukunft (mit verbessertem speziellen Eigenschaftsprofil) könnten auch Eignungsberatung und Talentauswahl auf- und ausgebaut werden.

Neben Verbesserungen und Ausweitungen des derzeitigen Testprofils gibt es noch viele weitere Zielsetzungen für künftige Unternehmungen. Einige davon sind Erstellung entsprechender spezieller Eigenschaftsprofile für andere Kletterer, Differenzierung nach sportlicher Qualifikation, Differenzierung nach Geschlecht, Untersuchung des speziellen Eigenschaftsniveaus der Kletterer in Abhängigkeit vom Alter und eventuell – soweit Bedarf besteht – Aufbau von Eignungsberatung und Talentsuche.

Unser derzeitiger Vorschlag eines speziellen Eigenschaftsprofils für Sportkletterer ist als Anregung zur Diskussion, Erweiterung und Verbesserung zu verstehen, als bescheidener Versuch von seiten der Wissenschaft, dem Sport zu helfen.

FLEISHMAN, E., The Structure and Measurement of Physical Fitness, New Jersey 1964
HAAG, H./H. DASSEL, Fitneß-Tests, 2., verb. u. erw. Auflage, Schorndorf 1975
LACKNER, E., Experimentelle Untersuchung über den Einfluß psychischer und motorischer Fähigkeiten auf die Kletterleistung von Anfängern, Diss., Wien 1979
LIENERT, G., Testaufbau und Testanalyse, 2., durchges. u. verb. Auflage, Weinheim - Berlin 1967
MONTROYE, H. J./D. E. LAMPHIEAR, Grip and Arm Strength in Males and Females, Age 10 to 69, in: Research Quarterly 1977, S. 109–120
RADLINGER, L./W. ISER/H. ZITTERMANN, Bergsporttraining. Kondition, Technik und Taktik aller Bergsportdisziplinen, München - Wien - Zürich 1983
SACHS, L., Angewandte Statistik. Statistische Methoden und ihre Anwendungen, 5. Auflage, Berlin - Heidelberg - New York 1978
SCHIRMANN, A., Sportartspezifisches Kraftausdauertraining für Bergsteiger, Diss., München 1981





Wailring

Im furstal

Koblenstein

Am Turm

Albborn

Steinberg

Auf der hochstetig

Am horn

In der Leog

Hinter Glem

Sal

Schü

Kofer

Söld